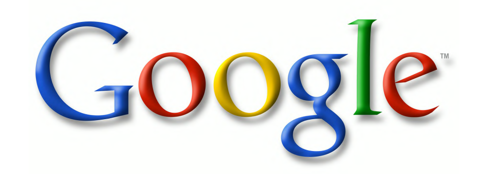
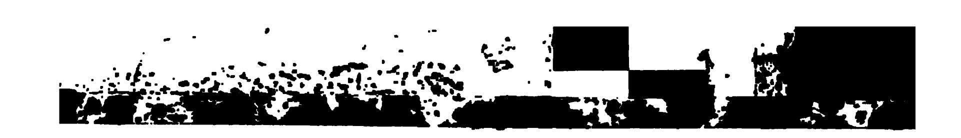
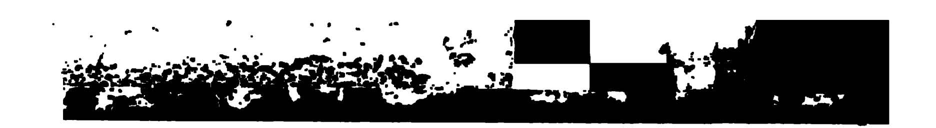









STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



[redacted]

Jahrbücher der Literatur.

Ein und vierzigster Band.

1828.

Januar. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des ein und vierzigsten Bandes.

Seite

Art. I. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Erster Theil. Leipzig, 1827 1

II. Fortsetzung der Recension des Siebenmeers . . . 11

III. Lodovico Ariosto's Rasender Roland, übersetzt von J. D. Gries. Neue Bearbeitung. Jena, 1827. 1—3. Theil 72

IV. Geschichte des osmanischen Reiches, großentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Erster Band: Von der Gründung des osmanischen Reiches bis zur Eroberung Konstantinopels. 1300—1453. Zweyter Band; Von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Selims I. 1453—1520. Pesth. 1827 95

V. De l'opposition dans le Gouvernement et de la liberté de la Presse, par M. le *Vicomte de Bonald*, Pair de France. Paris, 1827 134

VI. Espagne poétique. Par D. *Juan Maria Maury*, Tome deuxième. *Paris*, 1827 200

VII. Lehre der deutschen Sprache, gründlich und neu gefaßt, sammt ausübender Ton- und Sylbenmaßlehre, von Dr. Jos. Müller. Berlin, 1826 218

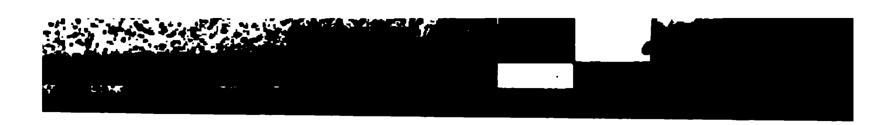
VIII. Das Trauerspiel in Tyrol. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Karl Immermann. Hamburg, 1828. 237

IX. Partage de la Turquie, par *J. B. Marochetti. Paris.* Novembre 1827 254

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XLI.

Die schwedische Literaturwelt 1827 1

Literarische Notizen aus der Bücher- und Manuskriptensammlung des Stiftes St. Florian 14



Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1828.

Art. I. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Erster Theil, mit zwey Tabellen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1827.

Es ist hier schon bey einer andern Gelegenheit (Jahrb. Bd. 33, S. 76) bemerkt worden, daß Haller's Restauration der Staatswissenschaft im nördlichen Deutschland viel mehr gewirkt hat, als im südlichen. Als einen neuen, höchst erfreulichen Beweis dieses Einflusses darf man vielleicht die Erscheinung des vorliegenden Werkes ansehen. Denn wenn sich auch der Verfasser nicht genannt hat, und mir aus äußern Gründen der Gang seiner Studien nicht bekannt ist, so tritt doch auf den ersten Blick die nahe Verwandtschaft dieser Schrift mit Hallers Restauration der Staatswissenschaft deutlich hervor, besonders wenn man die historische Entwicklung der Theorie des Gesellschaftsvertrages in beyden Werken vergleicht (S 10 und folgende). Man würde mich sehr mißverstehen, wenn man dieß so auslegen wollte, als ob das vorliegende Werk eine Nachbildung oder Nachahmung Hallers wäre! Keineswegs; vielmehr sind beyde auf eigenem Quellenstudium begründet, und führen am Ende, das eine auf publicistischem, und das andere auf historischem Wege zu ganz ähnlichen Resultaten. — Wenn ich diese Schrift in ein bestimmtes Verhältniß zu Hallers Restauration der Staatswissenschaft setze, so soll dadurch nur die für beyde höchst ehrenvolle und erfreuliche Vermuthung ausgesprochen werden, daß ein ernstes Studium der »Restauration der Staatswissenschaft« zu dieser Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich die Veranlassung gegeben, und den Verfasser derselben zur Anlage eines so gründlich gelehrten Werkes dieser Art angeregt haben mag. Mit manchen andern vielgelesenen, und in einem beschränkten Umfange auch ganz brauchbaren, z. B. mit Lacretelle's Schriften über die Geschichte der französischen Revolution, darf dieses Werk, wenn es erst ganz vollendet seyn wird, nicht auf gleiche Linie gestellt, ja gar nicht verglichen werden. Bis jetzt ist nur der erste Band erschienen, allein man darf erwarten, daß diese mit ganz deutschem Fleiß und nach gründlicher Forschung aller vorhandenen Quellen ausgeführte Geschichte die bisherigen Schriften ähnlicher Art ganz überflüssig machen wird, besonders da man durch das Studium desselben unmittelbar auf die Me-

moiren und andere Quellen hingeführt wird, mithin wer selbst näher in das Detail der Begebenheiten hineingehen will, hier dazu nach allen Seiten den Weg gebahnt findet.

Man würde dieses Lob zu unbedingt nehmen, wenn man es dahin auslegen wollte, daß ich durchaus und in aller Beziehung mit den doctrinellen Ansichten des Verfassers übereinstimmte. In sehr vielen Punkten ist dieß allerdings der Fall, und wo eine Verschiedenheit obwaltet, verschwindet sie großentheils vor der Redlichkeit der historischen Forschung und der Wahrhaftigkeit der Darstellung, welche die großen Zierden dieses Werkes sind. Für den deutschen protestantischen Schriftsteller, wenn er die Geschichte anderer, besonders nichtprotestantischer Länder, namentlich Frankreich's, behandelt, liegt immer eine große Schwierigkeit in der Bestimmung des religiösen Standpunktes, von welchem aus er die Begebenheiten darstellen soll. Denn da der deutsche Protestantismus etwas dieser Nation ganz Eigenthümliches ist, was in der nämlichen Weise in keinem andern Lande, selbst nicht in England, und eben so wenig in den durchaus protestantischen Ländern, wie Schweden und Dänemark, gefunden wird, so ist es auch nur in der deutschen Geschichte selbst für einen Historiker möglich, sich auf den deutsch-protestantischen, auf diesen ganz eigenthümlichen Standpunkt zu stellen, dem keine herrschende Ansicht und keine Partey in der Geschichte eines andern Landes vollkommen entspricht. Die Erfahrung lehrt deßhalb auch, daß alle deutsche protestantische Historiker, so wie sie das Ausland zum Gegenstand ihrer Darstellungen machen, in religiöser Hinsicht einen, nicht wie das bey der Behandlung der deutschen Geschichte geschieht, sich natürlich darbietenden, sondern einen neuen, künstlich bestimmten Standpunkt wählen müssen, unter welchem sie die Begebenheiten betrachten. Längere Zeit hindurch bildete der religiöse Indifferentismus das Prinzip, von welchem die meisten deutschen Geschichtschreiber ausgingen, was, um nur der verstorbenen zu erwähnen, namentlich von Schlözer, Spittler und dem ältern Eichhorn gilt: und sonderbarer Weise ist dieser Indifferentismus oft genug, besonders von diesen und ähnlichen Schriftstellern selbst, mit der historischen Unpartheylichkeit verwechselt worden. Die historische Unparteylichkeit ist aber etwas ganz anderes, sie ist etwas generisch davon Verschiedenes, sie ist, um mich eines mathematischen Ausdrucks zu bedienen, eine ganz andere Größe. Die historische Unparteylichkeit muß unbedingt von jedem Geschichtschreiber verlangt werden, und wer den Forderungen derselben nicht genügt, das heißt, wer die Thatsachen falsch oder schief, sey es durch Hinweglassung oder Hinzusetzen wesentlicher Umstände, darstellt, verdient gar

nicht unter den historischen Schriftstellern genannt zu werden. Die historische Unparteylichkeit bezieht sich aber bloß auf die objektive Wahrheit der Thatsachen, und hat mit dem Standpunkte unmittelbar nichts zu thun, von dem aus der Geschichtschreiber diese Thatsachen betrachtet, welcher allemal seiner Darstellung die Farbe geben muß, und sich auch dem aufmerksamen Leser bald zeigen wird, selbst wenn der Schriftsteller sich die überflüssige und vergebliche Mühe geben sollte, zu thun, als ob er über den Begebenheiten, über den Zeiten, über den Völkern und über den Religionen in der Luft schwebe. Welchen großen eigenthümlichen Werth mehrere von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehende historische Werke, die den nämlichen Gegenstand behandeln, dennoch wechselseitig haben können, das sehen wir jetzt am deutlichsten an Hume und Lingard. Ersterer ist das in Konsequenz, Darstellung und historischer Würde unerreichte Vorbild aller unserer deutschen indifferentistischen Geschichtschreiber, und er wird immer einen der ersten Plätze nicht nur unter den englischen, sondern unter den Historikern aller Nationen einnehmen. Lingard steht ihm gegenüber auf dem Standpunkte der katholischen Kirche, und sein großes, unschätzbares Werk hat nun schon bey allen Parteyen in England, Deutschland und Frankreich so ruhmvolle Anerkennung gefunden, daß es ganz überflüssig wäre, hier auch nur Ein Wort zu dem Lobe desselben hinzuzusetzen; historisch betrachtet hat Lingards Geschichte von England den Vorzug vor Hume, daß dem letztern viele Quellen nicht zu Gebote standen, welche Lingard benutzen konnte. Uebrigens wäre nichts unpassender, als wenn man Hume nun herabsetzen, und ihm seinen wohlverdienten Ruhm schmälern wollte; vielmehr muß man es ihm Dank wissen, daß er bey seinen religiösen und politischen Gesinnungen doch so viel Wahrheitsliebe bewahrt, und wiederholte glänzende Beweise davon, namentlich in der Geschichte des Hauses Stuart, gegeben hat. — Die meisten deutschen Geschichtschreiber der neuesten Zeit haben diesen Standpunkt des religiösen Indifferentismus aufgegeben, und den ihrigen wiederum innerhalb des Christenthums genommen. Auch der Verfasser dieses Werkes gehört zu dieser Schule, und er deutet selbst das Verhältniß seiner Ansicht zu der indifferentistischen sehr gut an, wenn er von Voltaire (S. 19) sagt: »Er erklärte aus den Religionsmißbräuchen aller Zeiten alle Religionssysteme lediglich für Erfindungen ihrer Lehrer und Priester, um diesen auf Kosten der Gläubigen Reichthum, Macht und Wohlleben zu verschaffen. Nichts erniedrige mehr, als wenn ein Mensch den Glauben des andern blindlings annehmen wolle. Die eigene Vernunft müsse die einzige Richtschnur

in Glaubenssachen seyn. Hiernach verlangte er dieselbe Freyheit, welche die englischen Independenten in dem Gebiete der christlichen Glaubenslehren gefordert hatten, in dem unendlichen Reiche aller möglichen Ideen über Religion und Moral, damit die Menschen sich vor Allem von jedem blinden Glauben losmachen, und dann den Vorschriften ihrer fesselfreyen Vernunft allein folgen könnten. Zum Beweis für die letzteren Sätze stellt er die bisherigen Fortschritte der Vernunft in Bekämpfung der Religionsmißbräuche, als eben so viele Siege über die Religion selbst dar, die allein das große Hinderniß sey, das den menschlichen Geist bis jetzt von der Erreichung des höchsten Grades seiner Ausbildung und Vollkommenheit zurückgehalten habe. Den Ruhm, diese Fessel der Vernunft in der Christenheit zu brechen, machte Voltaire zum Zweck seines Lebens.« Noch deutlicher spricht er dadurch seine religiöse Ueberzeugung aus, daß er die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts (S. 8), »die Rückkehr zu der Urlehre ihres göttlichen Stifters,« nennet, und nachdem er von der katholischen Kirche gesagt, daß sie allmälich fast alle Mißbräuche abgeschafft habe, welche sich, ohne ihre Grundlehren zu erschüttern, nur immer entfernen ließen, hinzusetzt: »Am Ende des Streits waren fast allerwärts die wichtigsten Ursachen, welche ihn entzündeten, nicht mehr vorhanden; allein man hatte während des Kampfs Leidenschaften für die Sache der Wahrheit bewaffnet, und diese erhielten die Trennung, als sie für die Wahrheit selbst vielleicht unnütz geworden war.« Diese, wenigstens vergleichungsweise, sehr gemäßigte Ansicht des Protestantismus, womit zugleich eine neuerlich im nördlichen Deutschland häufig hervortretende Vorliebe für die Anglikanische Kirche auch bey diesem Schriftsteller verbunden ist, verträgt sich wohl unter allen verschiedenen Formen des Protestantismus noch am besten mit der politischen Ueberzeugung des Verfassers, und man kann ihm und den ihm gleichgesinnten, größtentheils sehr achtungswerthen Staatsmännern und Schriftstellern, in dem nämlichen Grade, wie den Torys in England, eine bedingte und scheinbare Konsequenz zugestehen. Daß die wirkliche Konsequenz für diese ganze Schule nicht möglich ist, davon ist etwas ausführlicher bey einer andern Gelegenheit (Bd. 33, S. 76; und Bd. 34, S. 171) die Rede gewesen, und in wie fern man einmal darauf Verzicht leistet, so ist allerdings diese politisch-religiöse Lehre unter allen denjenigen, welche von dem Mittelpunkte der Wahrheit abweichen, noch am meisten dazu geeignet, vorläufig dem verwüstenden Strome der revolutionären Grundsätze einen Damm entgegenzustellen. Nur erscheint es auffallend, und kann kaum als eine gute Vorbedeutung für die Dauer und Festigkeit dieses Systems betrachtet

werden, daß in dem nämlichen Zeitpunkte, wo offenbar eine mächtige und für die Erhaltung des Friedens und der Ordnung wohlgesinnte Partey das nördliche Deutschland dem anglikanischen kirchlich-politischen System zu nähern sucht, dasselbe in dem Lande, wo es sich vollkommen ausgebildet hatte, unter den Angriffen seiner sehr zahlreichen und erbitterten Feinde zu erliegen drohet — eine Begebenheit, die wohl ohne Frage das Signal zu einer neuen, zu einer radikalen Revolution von England seyn würde, und deren Eintreten deßhalb alle Freunde der Ruhe und des Friedens in Europa, mag ihre religiöse Ueberzeugung seyn, welche sie wolle, nur mit ängstlicher Besorgniß entgegensehen können.

Dieser erste Band umfaßt vier Abschnitte; zuerst die Einleitung, worin die theoretische Entstehung und Ausbildung der antimonarchischen und antireligiösen Grundsätze dargestellt wird, und die am meisten zu dem ersten Bande von Hallers Restauration der Staatswissenschaft in Beziehung steht, wenn gleich der Verfasser auch hier schon manche wichtige Umstände schärfer bezeichnet, und auf seiner genauen Kenntniß von Voltaire's, Rousseau's und Montesquieu's Schriften eine Menge vortrefflicher, zum Theil in diesem Zusammenhange neuer Bemerkungen begründet. Besonders zweckmäßig ist die Darstellung (S. 33), wie Montesquieu's Esprit des Lois eine Kritik der Rechtmäßigkeit der damaligen französischen Verfassung aus spekulativen, keineswegs aus historischen Gründen enthält; ferner (S. 43) wie Rousseau's Contrat social den ärgsten Despotismus des Staats gegen die Religion begründet; (S. 49) die Bemerkungen über die Abgötterey, welche man seit jenen Zeiten mit der öffentlichen Meinung getrieben hat, und (S. 52) über das Bestreben, eine absolut vollkommenste Regierungsform zu finden; vor allem aber (S. 55) über die Art und Weise, wie der neue Grundsatz, »daß vor dem allgemeinen Besten jede andere Rücksicht schweigen müsse,« allen menschlichen Leidenschaften und Neigungen schmeicheln mußte, indem jeder Einzelne in jedem einzelnen Falle erst untersuchen durfte, ob Recht oder Unrecht dem allgemeinen Besten zuträglicher sey, und selbst der Gewissenhafteste der warnenden Stimme im Innern den wichtigen Zweifel entgegensetzen konnte, ob nicht das höhere Interesse der Menschheit verrathen werde, wenn man die Beruhigung des Gewissens den Eingebungen des Verstandes für das allgemeine Beste vorziehe. Der Verfasser kommt mehrmal auf diesen wichtigen Punkt zurück, und hebt immer besonders hervor, wie diese neue Lehre vom allgemeinen Besten überall den alten Grundsatz: »**Justitia Regnorum Fundamentum**,« zu verdrängen suchte.

Der zweyte Abschnitt enthält eine deutliche, gedrängte und umfassende Darstellung der Verfassung und Verwaltung von Frankreich bey dem Regierungsantritte Ludwigs XVI. Besonders zeichnet sich darin die sehr klare Darlegung der verwickelten provinzial-ständischen Verhältnisse und des zum Theil damit zusammenhängenden Finanzsystems aus. Es ergibt sich aus seiner sehr ins Einzelne gehenden Darstellung, daß ungeachtet der obwaltenden großen Verschiedenheiten in der Form der Abgaben, alle Klassen, Geistlichkeit, Adel und Tiers-État, so wie alle Provinzen, pays d'élections, pays d'états und pays conquis, gleichmäßigen Antheil an den, allerdings sehr bedeutenden, allgemeinen Lasten trugen (S. 91). Man sieht, daß an den provinzial-ständischen Verhältnissen, an den Formen der innern Verwaltung seit einer langen Reihe von Jahren nichts verändert worden war; und es ergibt sich sehr deutlich, wie, ungeachtet mancher in Paris und in der Central-Administration obwaltenden Mißbräuche, die Provinzen bis zu dem Augenblicke, wo Turgot seine willkürlichen Veränderungen, nicht des Bedürfnisses wegen, sondern aus spekulativen Gründen einführte, eine sehr geregelte, stetige, und für alle Klassen der Unterthanen wohlthätige Verwaltung hatten, indem dieselbe im Einzelnen gar nicht in dem Grade, wie vom Anfang der Revolution an bis auf den heutigen Tag, von den Centralbehörden abhängig war. »Nicht allein, sagt der Verfasser (S. 134), die Hauptumrisse der Verwaltungsorganisation, sondern auch das Detail der Bearbeitung, das Geschäftspersonal, die Benennungen, die Eintheilung, der Gang und sogar die Zeit der Geschäfte, waren seit Jahrhunderten unverändert geblieben, und selbst willkürlicher Wechsel der Personen fand in der Regel nur in den höchsten Stellen Statt. Die Natur der Sache stimmt mit dem Zeugnisse unverdächtiger Quellen überein, daß allein in dieser Stetigkeit der Einrichtungen die Möglichkeit lag, die Minister ohne den größten Nachtheil so häufig zu verändern, als es gewöhnlich in Frankreich geschah. Erfahrene Unterbeamte, ergrauet bey demselben Geschäfte, erhielten die Maschine, auch ohne obere Leitung, in dem gewohnten Gange; jede Form, jede Wirkung war der ganzen Nation zur Gewohnheit geworden, und die Sicherheit, womit sich alle Individuen derselben in der einzigen, längst betretenen Bahn bewegten, verhinderte von selbst die Verwirrung. Von der leitenden Hand verlangte man bloß die Richtung, den Grad der Thätigkeit, und die geschickte Anwendung des großen Räderwerks.« Er schließt seine Darstellung des innern Zustandes von Frankreich mit einem Geständnisse Neckers, wo dieser Mann selbst das glänzendste Bild von Frankreich noch in den

ersten Regierungsjahren Ludwigs des Sechzehnten entwirft. Die eigene Ueberzeugung des Verfassers stimmt damit ganz überein, indem er den allgemeinen Zustand des Landes als das Resultat der vorhandenen Einrichtungen (S 135) mit folgenden Worten schildert: »Die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß ein günstiger Himmelsstrich, fruchtbarer Boden, Sicherheit gegen äußere Feinde, wie gegen Gewalt und Unrecht im Innern, so weit die natürlichen Gebrechen aller menschlichen Einrichtungen es zulassen, und besonders die Freyheit jedes einzelnen Menschen, von Vermögen und Kräften nach eigenem Willen zu eigenem Vortheil Gebrauch zu machen, ungefähr alles ist, was ein Volk zur Erreichung des höchsten Wohlstandes bedarf. Frankreich besaß die erwähnten physischen Vortheile im hohen Grade, die moralischen genoß es, in so weit wir sie nach den oben geschilderten Staatseinrichtungen voraussetzen können, und die Geschichte bezeugt, daß während der letzten Jahrhunderte kein europäisches Volk größere und schnellere Fortschritte auf allen Wegen zu Ruhm und Reichthum gemacht hatte, als Frankreichs Bewohner. Alle wesentlichen Verhältnisse im Innern waren seit dieser Zeit unverändert geblieben, das Ausland strebte noch, den beneideten Vorsprung der Franzosen nachzuholen; und da nirgend eine besondere Ursache großer Nachtheile aufzufinden ist, so läßt sich aus der Natur der Sache selbst kein Grund zu wesentlicher Verminderung des allgemeinen Wohlstandes entnehmen.«

Der dritte Abschnitt enthält die Geschichte von Turgot's Ministerium, welcher zur nämlichen Zeit, wo St. Germain die ganze bisherige Verfassung der Armee aufhob, und diese dadurch, nach seinem eigenen Geständnisse, bald in die allervollkommenste und allerschrecklichste Unordnung brachte, die Civil- und Finanzverwaltung von Frankreich auf den Kopf zu stellen eifrigst bemüht war. Der Verfasser entwickelt das System dieses Ministers theils aus den damals erlassenen Gesetzen selbst, theils aus den in Turgot's Werken abgedruckten Memoiren und andern Aufsätzen, die einen vollständigen Kommentar zu den wirklich erlassenen Verordnungen liefern, und in welchen sich noch eine Menge Projekte finden, an deren Ausführung ihn nur die allgemeine, durch seine Edikte herbeygeführte Unzufriedenheit, und vollends endlich seine Entlassung hinderten. Turgot erklärte gleich vom Anfang an ganz im Tone der neuen Philosophie allen Mißbräuchen und Vorurtheilen im Allgemeinen den Krieg, und sprach den Vorsatz, auf der Stelle große Veränderungen vorzunehmen, deutlich aus. Er erkannte kein Recht irgend einer Stiftung oder einzelnen Korporation im Staate an, sobald es dem allgemeinen Besten nachtheilig seyn konnte; denn dieß

war in seinen Augen natürlich das höchste Gesetz. Ehrfurcht vor dergleichen Rechten nannte er abergläubischen Respekt. Unmöglich hätte Turgot aber wohl mit diesen offen gestandenen Prinzipien der Ungerechtigkeit auftreten, und eine Reihe von Gesetzen darauf gründen können, wenn nicht der König selbst von dem politischen und ökonomischen Theil der neuen Lehre eingenommen, und auch die junge Königin, eben so wie der alte Premierminister, denselben einigermaßen geneigt gewesen wären. Der immer wiederholt ausgesprochene Zweck, »das Glück der Nation,« mochte den König freylich leicht dazu verleiten. Kein höheres Gefühl ist denkbar, als die Empfindung eines wohlwollenden Regenten, der Millionen seines befreyten Volkes freywillig in dankbarer Verehrung zu seinen Füßen sehen könnte, dankbar für das höchste Glück der Menschen, für die Freyheit, die ihnen seine Großmuth gab. Diesem Bilde gegenüber stehen alle Gebrechen, alles Elend, alle Widerwärtigkeiten, die seine eifrigsten Bemühungen in dem Wege früherer Erfahrung nicht entfernen konnten. Freyheit ruft das neue, nie versuchte System, und alle diese Uebel sind für immer verschwunden. Man fühlt leicht, wie schwer der edle, großmüthige Mann dem Drange widerstehen konnte, wenigstens zu versuchen, ob nicht auf der nie betretenen Bahn nie erlebtes Heil erreichbar sey. Der Staatsmann, der seinen Herrn zu dem großen Entschlusse bewog, theilte ohne Opfer den hohen Ruhm, und genoß ihn zugleich mit mehr Sicherheit, da das dankbare Volk nicht Reue wegen aufgegebener Güter in ihm befürchten durfte. Sehr richtig setzt der Verfasser diesen Gründen, um deren willen der König selbst, eben so wie fast der ganze übrige Hof, der neuen Lehre sein Ohr lieh, die wichtige Bemerkung hinzu: »Keine bestimmte Erfahrung zeugte wider diese Grundsätze.« Gleich in den ersten Monaten war das Resultat von Turgot's Finanzverwaltung und namentlich seiner, bloß auf theoretischen Ansichten beruhenden willkürlichen, alle Privatrechte verletzenden, wahrhaft tyrannischen Maßregeln hinsichtlich des Kornhandels, daß dem Könige von allem im Schatze vorräthigen Gelde, und von den in den Magazinen bisher befindlichen Getreidevorräthen nichts übrig blieb. Seine sieben berüchtigten Edikte vom Jahre 1776, wodurch die Zünfte und Innungen, die Wegefrohn, die Beschränkungen des Weinhandels in mehreren Städten und Provinzen, und viele andere wohlerworbene Rechte, welche Städten oder andern Korporationen, oder auch Privatpersonen gehörten, überdieß größtentheils ohne alle Entschädigung, aufgehoben wurden, fanden schon im Konseil von Seiten des Justizministers hinsichtlich ihrer Rechtmäßigkeit bedeutenden Anstand, und das Pariser Parlament mußte durch

ein Lit de justice zur Einzeichnung derselben gezwungen werden. Diese Edikte bilden aber eigentlich nur einen kleinen Theil der von Turgot beabsichtigten Neuerungen; eines dieser weitern Projekte findet sich sogar in seinen Schriften ganz ausgearbeitet, nämlich ein neues Munizipalitätssystem, wodurch, wenn dessen Erfinder es einzuführen Zeit und Mittel gehabt hätte, schon damals die ganze innere Lokal- und Provinzial-Verfassung von Frankreich aufgehoben seyn würde. Zu jener Zeit waren aber einerseits doch noch die alten Grundsätze der Politik und Verwaltung zu mächtig, um unter den ersten Schlägen eines so offenbaren, selbstgeständigen Feindes zu erliegen; auf der andern Seite wurde die Verlegenheit der Freunde der neuen Philosophie durch Necker und andere Schriftsteller beseitigt, welche die Maßregeln Turgot's mit solchen der neuen Lehre entnommenen Grundsätzen bekämpften, welche auf den nämlichen Principien beruhten, als diejenigen, wodurch der Minister die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit seiner Gesetze erwies. Man konnte folglich Anhänger der neuen Philosophie seyn und bleiben, ohne die von Turgot eingeführten Neuerungen zu billigen. Daraus erklärt sich z. B. der allgemeine Beyfall und die große Verbreitung, welche Necker's gegen Turgot gerichtete Schrift: »Sur la législation et le Commerce des Grains.« damals fand.

Die unmittelbare Folge von Turgot's Entlassung war der Widerruf oder die stillschweigende Aufhebung der in seinen Edikten enthaltenen wichtigsten Anordnungen; die Wegefrohn blieb namentlich vor der Hand unverändert, und die Zünfte stellten sich wieder her. Der König gab darin, wie er ausdrücklich bemerkt, besonders den Vorstellungen der Gerichtshöfe nach; und daß damals noch diese Achtung vor der Stimme der Gerechtigkeit und ihrer Wortführer einen günstigen Eindruck auf das große Publikum, besonders aber auf die große Masse der durch jene Verordnungen widerrechtlich beeinträchtigten Personen machte, ergibt sich aus dem unmittelbaren Verstummen aller Klagen (S. 248). Das erste Ministerium Necker's, der, wenn auch nicht dem Namen, doch der Sache nach, Turgot's Nachfolger wurde, umfaßt der vierte und letzte Abschnitt dieses ersten Bandes. Turgot's Hauptgrundsatz für die Finanzverwaltung war, daß niemals Einstellung der Zahlungen, niemals Erhöhung der Auflagen und niemals neue Anleihen, ausgenommen zur Abzahlung alter, zu höheren Zinsen aufgenommener Schulden Statt finden müßten, daß folglich zur Deckung des Deficits nur das System der Ersparnisse angewendet werden dürfe. Seine Maßregeln hatten jedoch keineswegs zu dem gewünschten Resultate geführt, weil alle von ihm eingeführten Neuerungen eine Menge von Aus-

gaben, theils als Entschädigung der beeinträchtigten, allzu sehr übervortheilten Korporationen und Privatpersonen, theils als Rückzahlung der Chargenkapitale einer großen Menge von Beamten, herbeyführten, und weil die Unterstützung, welche man, ebenfalls zum Theil auf Turgot's Vorschlag, unglücklicher Weise den nordamerikanischen Insurgenten zukommen ließ, das Deficit immer größer machte, so daß der Schatz im Augenblicke von Turgot's Entlassung in viel schlechteren Umständen war, als zur Zeit seines Eintritts ins Ministerium. Necker's Finanzsystem beruhte nicht auf so einfachen Grundsätzen, wie das von Turgot; und es ist kein geringes Verdienst des vorliegenden Werkes, daß der Verfasser den innern Zusammenhang desselben aus den künstlichen Berechnungen, oder vielmehr aus den täuschenden und verwirrenden Kunststücken und Kunstgriffen, welche Necker in seinen Comptes rendus anwendet, entwirrt und ins hellste Licht gesetzt hat. Die Grundidee des ganzen Systems liegt in dem Begriffe des Unterschieds zwischen ordentlicher und außerordentlicher Einnahme und Ausgabe (S. 240), und die Comptes rendus, welche allein nach seiner Meinung bekannt gemacht werden sollten, umfaßten bloß die ordentlichen Einnahmen und Ausgaben, in denen sich mithin leicht ein Deficit vermeiden, ja ohne alle Mühe ein Ueberschuß der Einnahme herausrechnen läßt, wenn der Finanzminister nur den Begriff der außerordentlichen Ausgaben nicht zu sehr beschränkt; und wie wenig dieß bey Necker der Fall war, ergibt sich daraus, daß er Kriegsrüstungen und Kriegskosten aller Art, selbst ungewöhnliche Truppenbewegungen, Ausgaben bey Theurung, Seuchen und andern allgemeinen Unglücksfällen, vorübergehende Erfordernisse der auswärtigen Angelegenheiten, überhaupt jede nicht wiederkehrende Ausgabe, jede ungewöhnliche Unternehmung in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, ferner die Rückstände der Kapitalrückzahlungen der öffentlichen Schuld, endlich vorübergehende Ausfälle der Einnahme zu den außerordentlichen Ausgaben zählte. Es ist sehr begreiflich, daß ein nach diesen Grundsätzen abgefaßter Compte rendu den größten Enthusiasmus unter allen Klassen hervorrufen mußte, weil Jedermann sich eine sehr bedenkliche Vorstellung von dem Zustande der französischen Finanzen gemacht hatte, und sich nun auf ein Mal das Gegentheil zu ergeben schien. Das ganze Geheimniß dieses Kunststücks liegt aber eben in jener willkürlichen Unterscheidung zwischen ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben, und der Verfasser zeigt deutlich (S. 290), daß im Jahre 1781 das wirkliche ordentliche Deficit über vierzig Millionen Franken betrug, daß außerdem hundert und sechzig Millionen Thaler im Laufe des Jahres erborgt werden muß-

ten, daß die ganze Masse der Kaufgelder aller aufgehobenen Chargen, ferner sehr bedeutende Summen für den Krieg, besonders für die Seemacht, die erst nach dem Frieden berechnet werden konnten, und die große Masse der alten Schulden rückständig waren. In aller Hinsicht enthält dieses Werk die gerechteste Würdigung des ersten Necker'schen Ministeriums, so wie der leitenden Grundsätze und des Charakters dieses Mannes. Wie leidenschaftlich, ja wie ungerecht derselbe zugleich manchmal bey seinen nähern Angaben verfuhr, wenn einmal seine Eitelkeit beleidigt war, ergibt sich aus einer Bemerkung des Verfassers auf der zu S. 130 gehörigen Tabelle, wo er sagt: »Ein auffallender Widerspruch findet sich in Necker's Werken über den Zweck der unvorhergesehenen Ausgaben. Nach dem Werke: »Sur l'administration des finances de la France,« das er während seiner Entfernung aus dem Ministerium schrieb, wurden davon lediglich außerordentliche Feste und Belohnungen gegeben, Gebäude aufgeführt, die Schulden der Prinzen und anderer Großen bezahlt, und überhaupt alle Ausgaben bestritten, welche Freygebigkeit, Verschwendung, Nachläßigkeit und Ungeschicklichkeit veranlaßten. Nach dem Compte rendu von 1789, S. 199, diente dieselbe Summe lediglich zu außerordentlichen Unterstützungen bey Hungersnoth, Brand, ansteckenden Krankheiten, ärztlicher Hülfe und Heilmittel für Arme, Belebung nützlicher Unternehmungen des Gewerbfleißes, und einigen besondern Administrationsausgaben. Der Compte rendu von 1789 S. 173 bestätigt die letzte Art von Verwendung, eben so Oeuvres de Turgot, T. I. S. 284, 85; Calonne Réponse à Mr. Necker. Londres, 1788. S. 116, 117. Einer der gelungensten Abschnitte dieses Bandes ist endlich die Schilderung der jungen Königin, der Art und Entstehung ihres Einflusses auf die Regierungsangelegenheiten, und ihres Verhältnisses zu dem alten Premierminister Maurepas und zu Necker, welcher letztere damals jedoch, ungeachtet des Schutzes, welchen ihm die Königin gewährte, durch seinen ungemessenen persönlichen Ehrgeiz, und die trotzigen, an den König gerichteten Forderungen gestürzt wurde.

Art. II. Fortsetzung der Recension des Siebenmeers.

S. 64. Das vierte Meer des siebenten Kolzûms.

Wort- und Sinn-Künstelung.

Dieses enthält drey Fahrzeuge. Erstes Fahrzeug: sanâ'i lafthi, Wortkunststücke; zweytes Fahrzeug: sanâ'i

maʿnewi, Sinnkunststücke; drittes Fahrzeug: ʃanâʾiʿi mu-rekkebât, Kunststücke der Zusammensetzungen.

Erstes Fahrzeug, Wortkunststücke, mit drey und funfzig Ankern.

Erster Anker des ersten Fahrzeugs, das Kunststück Tersiʿ. »Tersiʿ, eigentlich: mit Edelsteinen besetzen, »bedeutet in der Kunstsprache: daß man in Versen oder Prosa »die Redetheile so stellt, daß eine folgende Reihe einer vorher-»gehenden, dem Reime und dem Maße nach, Glied für Glied »oder felderweise, gegenüberstehe und entspreche. Das vollkom-menste ist, wenn dabey kein Wort wiederholt wird.«

Beyspiele von so geordneter Prosa. Aus dem Koran:

ʾinna-lʾebrâra lafî-lʾnaʿîm
weʾinna-lfegʾgârn lafî gʾehʾîm.

d. i.:

Ja die Gerechten sind in der himmlischen Lust,
Und ja die Verruchten sind in der Hölle.

Hier stehen sich die beyden Gruppen gegenüber: 1) inna-lʾe-brara und inna-lfegʾgâra; 2) lafì-lʾnaʿim und lafì gʾehʾim. Letztere doch schon unvollkommen, weil gehim nicht, wie elʾnaʿim, den Artikel hat. Doch verschwindet dieser Artikel hier in der Aussprache. Für keine Unvollkommenheit der Ueber-einstimmung kann das am Anfange der zweyten Reihe stehende Bindewörtchen we (und) angesehen werden, denn es gehört zu keiner von beyden Reihen, sondern verbindet beyde. Das sowohl das inna als das lafì der ersten Reihe in der zweyten Reihe wieder erscheint, kann auch als keine kunststörende Wiederholung angesehen werden, denn es sind unselbstständige Partikeln, die als zum folgenden Hauptworte gehörig, nicht besonders gezählt werden.

Folgender prosaischer Eingang des Gulistân von Saʿdi:

bârâni rahmeti bìhʾisâbesh heme râ ferâ reside:
uchʾâni niʿmeti bìderêgesh heme gʾâ keshide.

d. i.:

Der Regen seiner (Gottes) Gnade ohne Berechnung ist jedem zuge-kommen, und der Tisch seiner Güte ohne Sparung ist aller Orten aufgeschlagen.

Dieses ist nach unserem Autor kein Tersiʿ, weil die beyden Glieder bihʾisâb und biderêgh zwar im Maße, aber nicht im Reime übereinstimmen. Dazu wäre zu setzen, daß die beyden Glieder bârân und chʾân zwar im Reime aber nicht im Maße übereinstimmen, dann daß auch die Partie heme râ ferâ re-

[redacted]

sîde, gegen die entsprechende heme g'â keshîde, ein Glied, nämlich ferâ, mehr hat. Gleichwohl hört das Ganze dadurch nicht auf, ein Tersi' zu seyn, es ist nur ein unvollkommenes.

Als poetisches Beyspiel ein Beit von 'Abd Elwâsi' G'ebelî:

— — ∪ — | — — ∪ — | — — ∪ — | — — ∪ —

ârâ'ishi 'âfâk' shud ruchsâri bezm-ârâ'i ô
âsâ'ishi 'ushshâk' shud dîdâri ruh'-efzâ'i ô.

d. i.:

Der Schmuck der Himmelsgegenden ward seine gastmahlschmückende Wange,
Die Ruhe der Verliebten ward sein geistvermehrendes Antlitz.

Hier entsprechen sich alle selbstständigen Redeglieder aufs vollkommenste: ârâ'ishi, âsâ'ishi; 'âfâk', 'ushshâk, ruchsâri, dîdâri; ârâ'i, efzâ'i. Shud (ward) in beyden Reisen gilt, als unselbstständiges Wort, für einen Anhang des vorhergehenden Hauptworts, eben so ô (er); bezm und rûh aber, weil sie hier mit den folgenden zusammengesetzte Wörter bilden, nämlich bezm-ârâ und rûh-efsâ, werden auch nicht besonders gerechnet.

Nun folgen im Texte einige Stücke aus ganzen in dieser Weise versifizirten Kas'iden. Der Anfang der einen lautet:

— — ∪ | — ∪ — ∪ | ∪ — — ∪ | — ∪ — |

1. ei der g'elâli kadri tu geshte' c'u âsumân
wei der g'emâli sadri tu geshte' c'u bôs'tân
2. erkâmi t'â'ati' tu ber eshrâfi rôz'kâr
a'lâmi rafati' tu ber atrâfi âsumân
3. ân g'â ki h'ishmeti' tu h'akîr est' mihr u mâh
wân g'â ki ni'meti' tu fakîr est' bah'r u gân.

d. i.:

1. O du in der Herrlichkeit deiner Macht dich drehend wie der Himmel,
Und o du in der Schönheit deines Waltens geworden gleich dem Garten!
2. Die Zeichen deines Gehorsams sind aufgeprägt den Fürsten der Zeit,
Die Fahnen deiner Hoheit sind aufgepflanzt in den Räumen des Himmels.
3. Da, wo dein Ansehn ist, ist verächtlich Sonne und Mond,
Und wo deine Spende ist, ist Bettler das Meer und der Schacht.

Hier entspricht sich alles; nur rôz'kâr am Ende der ersten Zeile des zweyten Distichons, und mihr u mâh am Ende der ersten Zeile des dritten Distichons müssen wegen der Form des Gedichts leer ausgehen, weil in den Stellen ihnen gegenüber der Grundreim der Kasîde, âs'mân und bâhr u gân, eintritt. Dasselbe gilt von allen folgenden Distichen.

S. 65. Zweyter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück Teg'nis. »Teg'nis heißt, wenn man in »Versen oder Prosa zwey oder mehr Wörter von einerley Art »(g'ins) neben einander stellt, die in der Aussprache oder in der »Schrift einander gleich oder ähnlich sind, im Sinne aber ver- »schieden. Davon gibt es sieben Abtheilungen, teg'nîsi tâm, »teg'nîsi nâkis, tegnîsi zâ'id, teg'nîsi murekkeb, »teg'nîsi mukerrer, teg'nîsi mut'arref, teg'nîsi chat'.«

1) »teg'nîsi tâm, vollkommenes Teg'nis, ist, wenn zwey »oder mehr Wörter von verschiedener Bedeutung, so in Schrift »als Aussprache gleich, ohne Unterschied in der Vokalbewegung, »neben einander gestellt werden. Z. B. das Wort shâne in »dem Beit des Emîr Chosrew (Trochäen):

târi zulfet-ra g'udâ meshshâte ger'ez shane kerd
besti ân meshshâte mî bâjed g'udâ 'ez shâne kerd.

d. i.:

Wenn die Locke deines Haares die Kräuslerin durch den Kamm (shane) trennt,
Soll man den Arm der Kräuslerin vom Schulterblatt (shane) trennen.

Deßgleichen das Wort serâj:

| ◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡̄ ◡̄ — |
eger serâ'i g'unîn est u dilberâni serâj
bijâr bâde ki mî fârighem zi her du serâi.

d. i.:

Wenn es solche Musik (serâj) gibt und Schönen des Serails,
So bringe nur Wein! denn ich schlage in den Wind beyde Welten (du serâj).

2) »teg'nîsi nâkis', mangelhaftes Teg'nis ist, wenn »zwey oder mehr Wörter zwar in den Buchstaben (d. i. Konso- »nanten) eins sind, aber nicht in der Vokalbewegung. Dieses wird auch teg'nîsi moh'arraf, Teg'nis von veränderter Aus- sprache, genannt. Z. B.:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡̄ ◡̄ — |
sâ'idi' mulk u rachshi dewlet râ
tu' siwâri u himmeti' tu suwâr.

d. i.:

Dem Arme des Reiches und dem Rosse der Herrschaft
Bist du die Spange (siwâr) und dein Muth der Reiter (suwâr).

Deßgleichen:

◡ — — — ◡ — — — | ◡ — — |
kesê ez destburdi' berd g'ân burd
ki derâdher ber âdher mihrbân shud.

d. i.:

Der hat vor dem Angriffe (dest-burd) der Kälte (berd) sein Leben davongetragen (burd).
Der im Monat Adher mit dem Feuer (âdher) zärtlich ist.

3) »tegnîsi zâïd, Tegnis mit einem Zuwachs, ist, »wenn das eine Wort einen Buchstaben mehr hat als das andere, »ähnlich klingende a) am Anfang, b) in der Mitte, c) am Ende.

a) Z. B.:

◡ ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ ◡ — — — ◡ ◡ — |
menem ez gewri felek geshte gunin zâr u nizâr
shude dêwâne u shêdâ zi ghami jâr u dijâr.

d. i.:

Durch die Bedrängniß des Himmels bin ich geworden so elend und mager,
Geworden wahnsinnig und geisteszerrüttet aus Kummer um den Freund und die Heimat.

b) Z. B.:

— — ◡ | — ◡ — ◡ | ◡ — — ◡ | — ◡ — | [1])
jâreb nebûd' emwel eger chôb' kâri men
âchir pur est zeshki nedâmet kenâri men.

d. i.:

O Herr! wenn gleich vom Anfang mein Werk nicht gut war,
So ist doch nun mein Schooß voll Reuethränen.

c) Z. B.:

— — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — — |
ei ez beri men dûr' hemânâ chaberet nîst
kiz môje gu môjê shudem ez nâle gu nâlê.

d. i.:

O du fern von meiner Brust! Du weißt gewiß nicht,
Daß ich durch Weinen ward dünne wie ein Haar [2]), und durch Klagen schmächtig wie ein Schilf.

»Dieses c) heißt auch mudhejjel, geschwänztes Tegnis.«

4) »tegnîsi murekkeb, zusammengesetztes Tegnis. »Dieses ist, wenn eines der beyden ähnlichen Wörter ein einfa»ches, das andere ein zusammengesetztes Wort ist. (Deutlicher:

---

[1]) Dieses Versmaß ist das einzige persische, das für unser Ohr keine ansprechende Taktbewegung hat. Um diese zu gewinnen, müßte man es anders abtheilen, nämlich: — — ◡ — | ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ — ◡ —.

[2]) môjê, ein Haar, ein Härchen; falsch steht gedruckt môj, das Haar. Doch das ê (i) unitatis, kommt, wie alle Ableitungssylben, bey diesen Eintheilungen des tegnîs nicht in Betracht. Nicht môjê, sondern môj, wird mit môje (Weinen) verglichen, das also einen Buchstaben am Ende mehr hat.

Wenn dem einen Worte zwey oder mehr andere Wörter zusammengenommen ähnlich sind.)

a) »Wenn die beyden nicht nur in der Aussprache, sondern »auch in der Schrift sich gleich sind. Dieses heißt tegnîsi mu»teshâbih, sich gleichsehendes Teg'nis.« Z. B. (Trochäen):

ruch metâb ez nâz' ger pêshet nijâz âred kesê
nâz'nîn ân bih kizô châtir nejâz âred kesê.

d. i.:

Wende (o Liebster!) nicht die Wange aus Hochmuth ab, wenn Jemand seine Noth (oder Bitte) vor dich bringt.
Der Zarte ist der Beste, über den Niemand seine Seele betrübt.

In Bezug auf die verschiedene Vokalbewegung von ni und ne in nijâz âred und nejâzâred gehört dieses Teg'nis zugleich zu Nr. 2; hieher aber gehört es wegen der völligen Gleichheit der Schrift nach den Konsonanten. Diese Gleichheit besteht aber nicht etwa darin, daß in beyden Wortpartien keine solchen Buchstaben vorkommen, die in der arabischen alphabetischen Geltung verschieden, in der persischen Aussprache in eins zusammenfallen, sondern darin, daß am Ende des einen der mehreren Wörter, die zusammengenommen einem andern ganzen Worte entsprechen, kein solcher Buchstabe steht, der nach der arabischen Schrift mit den folgenden verbunden werden kann. Hier z. B. steht am Ende des ersten Worts das zâ, ein nicht zu verbindender Buchstabe. Stände dafür ein sin, so fiel dadurch die Gleichheit der Schrift weg, weil das sin hier als am Ende eines Wortes mit seinem Finalbuchstabenzuge, in dem entsprechenden ganzen Worte aber, als in der Mitte stehend, mit seinem Verbindungszuge geschrieben werden müßte. Dieses ist der Fall in Nr. b.

Ein zweytes Beyspiel (Versmaß des Rubâ'i):

chorshêd' ki nûri dîde'i âfâk est
tâ bende neshud pêshi tu tâbende neshud.

d. i.:

Die Sonne, die das Licht des Auges des Himmels ist;
So lange sie nicht zum Diener geworden vor dir, ist sie nicht leuchtend geworden *).

§. 66. b) Wenn beyde Wörter in der Aussprache gleich, in den Schriftzügen aber verschieden sind. Z. B. Rubâ'i:

---

*) Oder auch umgekehrt, doch, wie ich glaube weniger gefüg:
tâbende neshud pêshi tu tâ bende neshud;
ist nicht leuchtend geworden, so lange sie vor dir nicht zum Diener geworden.

ei put puseri' mesîh'' ger tersâ'î
bâjed ki besûji bende bi ters âî
men ber lebi choshk u dîdei tersânem
tâ ber lebi choshk' bâ lebi' ter sâ'î.

d. i.:

O schöner Götze, Kind des Messias [1]), wenn du ein Christ (tersâ) bist (î),
Ziemt es, daß du zu deinem Knechte (zu mir) ohne Zittern (ters) kommest (âî).
Ich warte mit trockener Lippe und zitterndem Blick,
Daß du auf der trockenen Lippe mit deiner feuchten (ter) reibest (sâ'î).

»Dieses heißt auch: teg'nîsi mafrûk, getrenntes (getrennt »geschriebenes) Teg'nis.«

Ein anderes Beyspiel: Rubâ'î:

shâhi' heme dilberâni [2]) keshmîr' tu'î
churrem dili ân sipâh'kesh mîr' tu'î
ân hûr' ki rûh'' râ sezed kesh [3]) gôjend
kender tehi pâji nâzekesh mîr' tu'î.

d. i.:

Der Schah aller Herzensräuber von Kaschmir [4]) bist du;
O fröhlich das Herz des Heeres, dessen Emir du bist!
Die Huri, um derentwillen man dem Engel Gabriel sagen soll:
Stirb in der Fußtapfe ihres zarten Fußes, bist du.

Hier muß zugleich in der letzten Zeile vom Worte nâzekesh, seinen zarten, daß kesh abgetrennt werden, um es mit dem folgenden mir, stirb, zu keshmir zusammen zu setzen. Vgl. die folgende Nr.

5) »teg'nis mukerrer oder muredded, wiederholtes »oder redupliʒirtes Teg'nis, auch muzdeweg', verdoppeltes, »genannt. Dieses besteht darin, daß am Ende der Zeile in ge»reimter Prosa, oder in Versen am Ende des Beits, zwey gleiche »Wörter nach einander gesetzt werden, von welchen aber das erste »Wort auch an seinem Anfange einen fremdartigen Anwuchs ha-

---

[1]) Kind des Messias, puseri mesîh; vielleicht besser: Beym Haupte des Messias! beseri mesîh'.

[2]) Es steht falsch dilîrâni, der tapfere. Dieses gibt einen scheinbaren, doch im Grunde ganz unschicklichen Sinn. Das Metrum entscheidet, welches dilberâni fordert.

[3]) kesh, kish, i. e. ki esh, i. e. ki ôrâ, ki berâ'î ô, um dessen (deren) willen. Oder das esh ist überflüssig angehängt.

[4]) Die kaschemirische Schönheit besingt hier wohl der persische Dichter in Indien. Diese Reimweise ist selbst eine indische. Siehe eine Probe aus Kalidâsa in Bopp's Vorrede zum Nalas.

»ben darf« (Vergleiche das letzte Beyspiel der vorhergehenden Nummer) Beyspiel (Trochäen):

ei zi la'lí âteshînet der dilí gul nâr' nâr,
ghairi dil-burden nedâri ei putí mek kâr' kâr.

d. i.:

O du, von dessen feurigem Rubin im Herzen der Granate ist Feuer;
Außer Herzen wegzunehmen hast du, o listvoller Götze, kein Geschäft.

»K'atrân Ben Mansûr hat ein terkib-bend (siehe »Auszüge von Seite 60) verfaßt, das ganz so gereimt ist, daraus »ist folgendes (Trochäen):

c'ûn bek'arfí g'ôj' bunmâjed gulí chodrôj' rôj
g'âji bâ ma'shûk' mej chorden kenârí g'ôj' g'ôj
burd' 'ez merg'ân begûne' lâle'í no'mân sabak
burd' 'ez mut'rib bedestân bulbulí chosh-gôj' gôj.

d. i.:

Da an der Seite des Baches zeigt die eitle Rose ihr Antlitz;
Zu einem Orte, um mit dem Liebsten Wein zu trinken, das Ufer des Baches suche du!
Davongetragen hat über Korallen an Farbe die Tulpe No'man's den Preis,
Davon getragen hat über den Sänger durch Lieder die süßredende Nachtigall den Ball (den Sieg im Ballspiel).

»Es darf auch zwischen diese beyden Wörter ein anderes Wort »eingeschoben werden. Z. B. (Maß des Rubâ'i):

ustâd' merâ bâ dili mek kâri tu kâr
efkende derîn dilem du gulnâri tu nâr.

d. i.:

Mir fiel mit deinem listvollen Herzen ein Geschäft zu;
Geworfen haben in dieses mein Herz deine beyden Granatblüten Feuer.

S. 67. 6) »teg'nîsi mut'arref *), d. i. zwey Wörter, »die sich in allem gleich sind, außer im letzten Buchstaben, z. B. »sherâb, Wein, und sherâr, Funken; âfâk, Horizont, »und âfât, Schaden.«

7) »teg'nîsi chat', Teg'nis der Schriftzüge; d. i. Wör»ter, die nach den Grundzügen der Buchstaben, ohne die zuge-

*) mut'arref; so ist wohl das im Texte unvokalisirte Wort zu fassen. Mut'arref bedeutet ein Thier, das an den äußersten Theilen (a t'râf), an Schwanz, Kopf oder Ohren, eine andere Farbe hat, als am ganzen übrigen Leibe. Der Vergleichspunkt bey obiger Anwendung des Wortes als Kunstausdruck der Poetik ist in die Augen fallend. — Die Druckerey unseres Sultans scheint durchaus weder Vokal- noch Verdopplungszeichen zu haben, die doch meist in allen Manuskripten in den nöthigsten Fällen sich finden.

»gebenen unterscheidenden Punkte, sich gleich sind, z. B. mes-»kin, arm, und mushkin, von Moschus; têz, scharf, und »tir, Pfeil.«

»Zum Teg'nis der Schriftzüge kann man es auch »rechnen, wenn in einem Verse mehrere Wörter dâmen dâr, »schleppetragend, sind. Z. B. ◡ — — — (viermal):

c'u ân g'âni g'ihân dâmen-keshân shud ez c'emen birûn
rewân shud g'âni murghâni c'emen gufti zi ten birûn
ger âi sûji men c'ûn g'ân pes ez 'omrê be bôi tu
rewân c'ûn g'ân birûn âjed teni men ez kefen birûn.

d. i.:

Als diese Seele der Welt (der Geliebte) schleppetragend ging aus dem Garten hinaus,
Ging die Seele der Vögel des Gartens so zu sagen aus dem Leibe heraus.
Wenn du kommest als Seele zu mir nach einer langen Zeit, vor deinem Duft
Wird wallend wie eine Seele herausgehen mein Leib, aus dem Leichentuch heraus.

Nach diesem Beyspiele kann das Schleppetragen der Wörter schwerlich etwas anderes seyn, als ihr Ausgehn auf einerley Buchstaben, hier auf das n. Vielleicht sind aber insonderheit die geschweiften Endbuchstaben gemeint, dergleichen eben das n einer ist. Ein anderes Beyspiel bey unserem Autor hat Wörter auf den Buchstaben l, ein drittes auf den Buchstaben i, beydes auch geschweifte Buchstaben. Dieses letzte Beyspiel ist jenes Gedichtchen mit den gehäuften Wörtern auf ei, das wir bereits in den Auszügen von S. 34, im zwanzigsten Nachen, wo es zuerst in unserem Texte sich fand, mitgetheilt haben. Hier ist es nur korrekter wiederholt, nämlich wirklich mit all den Verbesserungen, die wir dort zu machen für nöthig gefunden, und in der Note dabey angegeben haben.

Dem Teg'nis der Schriftzüge zählt endlich unser Autor noch ein teg'nisi muteg'ânis oder anähnelndes Teg'nis bey, von andern auch munh'asar, beschränktes, genannt. Das aus Sa'di beygebrachte Beyspiel:

shebest u shâdid u shem'u sherâbi shirini,

d. i.:

Nacht ist da und Liebster und Kerze und süßes Getränk;

zeigt, daß damit Wörter, die mit einerley Buchstaben anfangen, gemeint sind.

S. 68. Dritter Anker des ersten Fahrzeugs. »Das Kunststück Ishtikâk besteht darin, daß man mehrere »Wörter zusammenbringt, deren Buchstaben in der Aussprache

»sich nahe kommen, und einander ähnlich sind; besser aber ist es, »wenn solche Wörter von einerley Stammwort abgeleitet, mushtak, sind. Die meisten Gelehrten haben dieses als kein eigenes Kunststück gerechnet, sondern es dem vorhergehenden, dem »Teg'nis [1]), beygezählt. Z. B. Beit:

— — ◡ | — ◡ — ◡ | ◡ — — ◡ | — ◡ —
ger dherre'ê bemihri kabûlet bemen resed
der therwet ez thurâ bethu·rejjâ bered merâ.

d. i.:

Wenn ein fliegendes Stäubchen im Sonnenstrahl deiner Huld zu mir gelangt,
Wird es in Reichthum vom Staube zum Siebengestirn mich tragen.

Eine in dieser Kunst verfaßte K'aside [2]) (Versmaß wie vorher):

1. ei muftachar zi chidmeti tu' c'ûn zemân zemîn
   wei nokt'aï karâri tu der her mekân mekîn
2. shâjed zi makdemet be tafâchor nehed kadam
   ber rôi âsumân c'u melek her zeman zemîn [3])
3. dil der beresh c'u sîne'i sôfâr' shud du nîm
   her dushmend ki bâ tu gushâd ez kemân kemîn
4. chasmet senîni 'omri fezûn châst kez guzâw
   rumh'at berô shumurde demâr ez senân senîn
5. her dil ki ez duwâ'i tu bâshed muferrih'esh
   ân dil kug'â neshîned pêshi' ghamân ghamîn
6. dunjâ u âchiret ki du katra 'st dilferêb
   ez h'ak fedâ'i dhâti tu âmed hem ân hem in
7. môï sijâh' bûd' nishânî' g'umânijem
   gesht ez deret h'arîr' kenûn bî nishân nishîn
8. rah'm âr' ber 'amîd' ki âwerd' ber deret
   rengi' sijâh' ber seri môê c'unân c'unîn.

---

[1]) Nämlich als tegnîsi ishtik'âk', Teg'nis der Abstammung. Dieses ist richtiger, als die obige vage Definition.

[2]) K'aside, nach dem Inhalt als Lobgedicht, nach der Kürze Ghazel.

[3]) Daß das Reimwort der ersten Zeile der K'aside, zemân zemîn, hier als Reimwort der vierten Zeile wiederholt wird, ist keine Nachläßigkeit, sondern eine beabsichtigte Zierlichkeit. — Uebrigens stammt das persische Wort zemîn, Erde, nicht aus gleicher Wurzel mit dem arabischen zemân, Zeit; und man sieht aus diesem Beyspiele, warum der Autor oben die Abstammung, ishtikâk, wovon doch diese Figur ihren Namen hat, nicht als etwas Nothwendiges in die Begriffsbestimmung aufnehmen wollte. Er bringt daher auch noch einen andern Namen dafür bey, nämlich 'ikâb, das Nachtreten, das auf der Ferse seyn, was dann besonders zur Bezeichnung der Reimweise in obiger K'aside, weniger aber auf andere Beyspiele paßt.

d. i.:

1. O du, sich rühmend deines Dienstes so wie die Zeit auch der Raum!
O du, als Punkt der Festigkeit in altem Raume bestellt!
2. Billig ists, daß aus Stolz auf deinen Auftritt setze ihren Tritt
Auf das Antlitz des Himmels, wie ein König, allezeit die Erde.
3. Das Herz in seiner Brust ward wie die Brust der Pfeilkerbe [1]) gespalten.
(Das Herz von) jedem Feinde, der gegen dich legte mit seinem Bogen einen Hinterhalt.
4. Dein Feind, der Jahre langen Lebens begehrte mit Prahlerey [2]);
Deine Lanze hat ihm zugezählt den Tod durch die Spitze als Jahre [3]).
5. Jedes Herz, dem durch deine Arzeney bereitet ist sein Stärkungstrank,
Wie sollte dieses Herz niedersinken, vor den Bekümmernissen bekümmert?
6. Irdische Lust und himmlische Lust, welche zwey Tropfen sind, herzberückend,
Von Gott sind sie zum Loskaufspreis deines Seyns bestimmt, diese und jene.
7. Schwarze Locke war das Zeichen meiner Jugend,
Sie wird durch deinen Hof Seide nun, ohne Zeichen sitzend.
8. Erbarme dich über 'Amîd, die gebracht hat zu deinem Hofe
Schwarze Farbe auf diesem Haar von solcher Art und Weise.

Die zwey letzten Beits des eben so schweren, als in seiner Art schönen Gedichtes sind mir nicht ganz klar geworden. Das Gedicht, so viel sieht man wohl, ist ein Gelegenheitsgedicht, von irgend einem Dichter, 'Amîd, seinem Sultan überreicht. Der Dichter scheint sagen zu wollen, daß er im Dienste des Sultans ergraut sey, und für das schwarze Haar seiner Jugend, das er einst an den Hof gebracht, wo es in (weiße) abzeichenlose Seide verwandelt worden, nun durch des Sultans Gnade Entschädigung erwarte. Auf diesem Haare von solcher Art und Weise, d. i. auf diesem Haare, das, wie du siehest, nun so grau beschaffen ist.

---

1) sôfâr, nach Burhân: »jedes Loch im Allgemeinen, insbesondere das Loch der Nadel, auch der Mund des Pfeiles, d. i. die Stelle am Pfeile, wo man die Senne des Bogens an ihn fügt.«

2) Mit Prahlerey, ez guzâw, das ich für guzâf nehme. Das dem ez vorgesetzte k (kez) halte ich für das zum vorangehenden ch'âst gehörige Relativ: welcher begehrte. Diese Konstruktion, daß die Relativpartikel dem Verbum ihres Satzgliedes nachstehe, ist im Persischen ungewöhnlich, doch nicht ohne Beyspiele. Ein Beyspiel kommt selbst in diesen Auszügen vor, das ich aber jetzt nicht nachweisen kann.

3) Statt aller von ihm prahlerisch begehrten Lebensjahre.

S. 68. **Vierter Anker des ersten Fahrzeugs.** Das Kunststück Museggaʿ. »Einleitung: segʿ ist eigent»lich das Girren der Taube, als Kunstausdruck aber gereimte »Verse. Segʿ ist dreyerley: mutewâzî, mutʿarrif und »muwâzene.«

1) »Segʿi mutewâzî, das sich gegenüberstehende Ge»reimte, das ist: zwey sich reimende Wörter von gleichem Maße »und gleicher Buchstabenzahl, sey es nun in zwey Redegliedern »der Prosa oder in zwey Versgliedern. Z. B.:

| — — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ — |
bî tâbem ez keshâkeshi ân zulfi pur shigen
bi chʿâbem ez girishmei ân ceshmi pur chumâr.

d. i.:

Ohne Halt bin ich durch die Anziehung jener Locke voll Ringel,
Ohne Schlaf bin ich durch die Schmeicheley jenes Auges voll Rausch.

Hier ist tâb und châb das segʿ, der Mittelreim, und zwar segʿi mutewâzî, sich gegenüberstehender Reim, weil die beyden Reimwörter gleich viel Buchstaben und somit auch gleiches Maß haben, nämlich tâb, tâ, elif, bâ und châb, châ, elif, bâ. Chʿâb (Schlaf) wird zwar chwâb, ch, wâw, elif, bâ, geschrieben, also mit einem Buchstaben mehr, als tâb, aber das wâw darin (maʿdûle genannt) wird nicht mitgesprochen, und also auch nicht mitgezählt. Ein anderes Beyspiel ist rôj und môj, oder netʿher und sheker. Beyde letztere Wörter haben jedes drey Buchstaben, n-tʿh-r und sh-k-r.

2) »Segʿi mutʿarref [1]), zwey Reimwörter ohne Gleichheit der Buchstabenzahl und des Maßes, z. B. hʿâl und chijâl.

3) Segʿi muwâzene, d. i. gemessenes Segʿ, oder Reime, die nicht im Gleichklang, sondern im Gleichmaße bestehen. »Dieses ist, wenn man vom Anfange eines Satzes in Prosa, oder »in Versen eines Misrâʿ, bis [2]) zum Ende desselben lauter solche

---

[1]) Die Benennung segʿl mutʿarref hat hier wohl denselben Grund, wie oben die des tegnîsi mutʿarref. Siehe den zweyten Anker Nr. 6. Auszüge zu S. 67, und daselbst die Note. Nämlich: mutʿarref, das am Leibe einfärbige, an den äußersten Theilen ungleich gefärbte Thier; also: Reimwörter, die sich in der Hauptsache, dem Reime, gleich sind, aber ungleich an den äußeren Enden.

[2]) Statt tâ, bis, steht gedrnckt jâ, oder, wodurch der Sinn aufs äußerste verwirrt worden ist. Die Worte sind: segʿi muwâzene ân bâshed ki ez ewweli du karîne jâ (lies tâ) âchir hemân elfâtʿhé âwerde shewed ki her jek na-

»Wörter anbringt, denen im anderen Satze oder Misrâ' eben so »viel Wörter in gleichem Maße, aber nicht in gleichem Reime, »entsprechen. Z. B. — — ◡ — ◡ — — (zweymal):

shâhi ki rachshi ôrâ dewlet bewed delîl
mâhi ki têghi ôrâ nusret bewed fisân.

d. i.:

Der Schah bist du, dessen Hengste Herrschermacht dienet zum Führer;
Der Mond bist du, dessen Schwerte Siegeskraft dienet zum Wetzstein.

Zufällig ist es hier, daß shâhi und mâhi sich reimen, eben so dewlet und nusret, davon abstrahirt, stehen als gleichgemessene Glieder sich gegenüber: shâhi, mâhi; ki rachshi, ki têghi; ôrâ, ôrâ; dewet, nusret; bewed, bewed; delîl, fisân. Man sieht schon aus diesem Beyspiele, daß dieser Gleichmaßreim oder seg'i muwâzene ein tersi' ohne Gleichklang ist. Siehe über tersi' den ersten Anker. Beydes aber, tersi' und seg'i muwâzene, zusammen, ist die ausgebildetste aber zugleich erstarrteste Form des hebräischen parallelismi membrorum, der auch in einzelnen Fällen ein vollkommener Parallelismus aller einzelnen Wörter ist.

Ein anderes Beyspiel vom Gleichmaßreime:

◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ —
c'u rôi' tu pâkêze gewher nebâshed
c'u la'li' tu tâbende 'achter nebâshed.

d. i.:

Wie dein Antlitz rein ist kein Edelstein,
Wie dein Rubin glänzend ist kein Stern.

Die Hauptwörter rôj und la'l, pâkêze und tâbende, gewher und 'achter, haben gleiches Maß und gleich viel Buchstaben. Um das letztere in europäischer Schrift zu finden, muß man das Zeichen ^ über einen Vokal, sodann die Zeichen ' und ' (spiritus lenis und asper) als Konsonanten mitzählen, im Gegentheile aber jedes h nach einem damit verbundenen Konsonanten als bloßes Adspirationszeichen überhüpfen. Also z. B. in gewher und achter entsprechen sich: g und '; w und ch; h und t; r und r.

Nach diesem Vorwerke folgt erst das eigentliche Kunststück des Museg'a', oder Kunststück der Zwischenreime.

»Dieses besteht darin, daß man das Beit eines Ghazels in »vier gleiche Theile theilt, die drey ersten davon auf einen Mit»telreim, seg', ausgehen läßt, an der vierten Stelle aber den »Grundreim, kâfije, des Gedichtes bringt.«

---

t'hiri ch'êsh râ muwâfik' bâshend bewezn emma be- h'arfi rewî u kâfije mochtalif.

(Diese Einrichtung paßt also nur auf die übrigen Beits außer dem ersten, welches die Kâfije nicht bloß an der vierten, sondern auch an der zweyten Stelle, am Ende des ersten Beits hat.) Beyspiel: Anfang eines Ghazels von Sa'di; — — ◡ — | — — ◡ — (zweymal):

1. ei sârebân âheste rân kârâmi g'ânem mîrewed
ân dil ki bâ chud dâsh'tem bâ dilsitânem mîrewed
2. bâz â u der c'eshmem nishîn ei dilsitâni' nâzenîn
kâshûbi ferjâd ez zemîn tâ âsumânem mîrewed
3. der refteni' g'ân ez beden gôjend' her nu'ê suchen
men chud bece'shmi' ch'êsh'ten dîdem ki g'ânem mîrewed.

D. i.:

1. O Karawanenführer, treibe langsam! denn die Ruhe meiner Seele gehet hin;
Das Herz, das ich bey mir hatte, zu meinem Herzräuber geht es hin.
2. Komm zurück, und in meinem Auge wohne, o zarter Herzensräuber!
Denn der Aufruhr der Klage, von der Erde zum Himmel durch mich geht er hin.
3. Ueber das Hingehn der Seel' aus dem Leibe sagt man allerley;
Ich aber, mit selbstleiblichem Auge, sah, daß meine Seele gehet hin.

Hier sieht man, wie in der zweyten und dritten Strophe (und so in allen folgenden) die drey unterstrichenen Mittelreime stehn, am Ende jeder Strophe aber der Grundreim auf ânem mit seinem Anhange mîrewed wiederkehrte.

S. 69. Ein Beyspiel von g'âmî in demselben Versmaße:

1. ez châr'.chârî' 'ishki tu' der sîne dârem châr'hâ
her dem shikufti' ber ruchem zân châr'hâ gulbâr'hâ
2. ez bes feghân u' shîwenem c'engêst' chaw geshte' tenem
eshk âm'de' tâ dâmenem ez her muzhe' c'ûn târ'hâ
3. reh g'ânibi' bustân-fiken kez shewki tu' der gul-c'emen
sad c'âk' kerde' pîr'hen shuste' bechûn ruchsâr'hâ
4. ger sûzi' bâgh ârî gudher serw u' sanûber râ niger.
her sû pesi' nekh'ch'hare ser b'erkerde ez dîwâr'hâ.

D. i.:

1. Von dem Dorn-an-Dorn (Ungemach) deiner Liebe trage ich im Busen Dorne,
Und jeden Augenblick erblühn auf meiner Wange von jenen Dornen Rosen.
2. In lauter Stöhnen und Wehklagen ward zur gekrümmten Laute mein Leib,

Und Thränen gehn zu meinem Saume von jeder Wimper nieder
wie Saiten.
3. Den Weg zum Garten gib nur auf! denn aus Sehnsucht nach dir im Rosenhag
Sind zerrissen hundert Hemden, gebadet in Blut die Wangen.
4. Wenn nach dem Park hin du nimmst den Weg, die Zypress' und die Pinje stehe,
Die überall, um zu schauen, das Haupt heben über die Mauern.

Statt jener drey Mittelreime haben andere auch mehr angebracht, z. B. 'Abd Elwâsi' g'ebeli, deren siebeu. Er hat nämlich das obige Metrum verdoppelt, oder zwey Beits davon als ein Beit behandelt, und an denselben Stellen, nämlich jedesmal nach den zwey Takten — — ◡ — | — — ◡ —, den Mittelreim angebracht. Unser Autor theilt zehn solcher Strophen, Bend überschrieben, daraus mit; sie sind höchst langweilig. — Man sieht, diese Verskunst Museg'g'a' fällt mit den Musemmat' (eilfter Strom, Auszüge von S. 61) zusammen. Das zuletzt berührte Gedicht z. B. von 'Abd Elwâsi' wäre ein Musemmat'i muthemmen, oder geachtes Musemmat', die beyden obigen Beyspiele aber musemmat'i murebba', oder gevierte Musemmat's. Der Unterschied besteht nur im Metrum. Hier beym Museg'ga' ein solches Metrum, daß das ursprüngliche Beit (oder auch Doppelbeit), ohne als solches zerstört zu werden, nur in Zwischenabtheilungen die Mittelreime ansetzt; dort aber einzelne Reimzeilen, die sich nicht mehr auf die ursprüngliche K'as'idenform zurückführen lassen.

S. 69. Fünfter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück Maklûb oder Umdrehung.

1) Maklûbi ba'd'h, theilweise Umdrehung, d. i. Versetzung der Buchstaben eines Wortes, daß daraus ein anderes entsteht, doch ohne daß bey der Versetzung die Reihenfolge der Buchstaben beobachtet wird. Z B. reshk, Neid, und sheker, Zucker, oder shukr, Dank. r-sh-k und sh-k-r.

Theilweise Umdrehung nennt man auch eine zusammengehörende Wörterpartie, die man umgekehrt lesen kann, die aber weniger als ein Mis'ra' beträgt; denn sonst gehört der Fall zu Nr. 4. Z. B. die Phrase: umidi âzâdiji mâ, Hoffnung unserer Freyheit, die nach den arabischen Buchstaben umgekehrt eben so lautet: '-m-j-d-'-z-'-d-j-m-'. Oder die Worte: nemekini niki men, mein anmuthigreicher schöner: n-m-k-j-n-n-j-k-'-m-n; in folgendem Beit:

— ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — || — ◡ ◡ — | ◡ — ◡ —
ger nemekini niki men süji c'emen gudher guned
pêshi dehâni tengi ô ghonc'e shewed gul ez h'ayâ.

d. i.:

Wenn mein anmuthreicher Schöner gegen den Garten hin den Gang macht,
So wird vor seinem engen Mund zur Knospe vor Scham die blühende Rose.

2) Maklûbi kul, völlige Umdrehung eines Wortes, nach der Reihenfolge seiner Buchstaben. Z. B. râj und jâr, fat'h' und h'atf. — Grammatische Verse (aus einem Nisâb oder Elementarbuche), in denen nach einander je zwey Wörter, deren eines die Umdrehung des andern, erläutert werden:

— ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ —
hâm' kâc'ek mâh' âb u 'arsh' tacht u shar' râh
ders' chânden ferd' g'ewshen nebt' rusten betn' kâh
laghb' mânden baghl' ustur la'b' bâzi ba'l' shôj
fer' shâch' u 'orf' shuhret rîm' âhû mîr' shâh
t'arf' c'eshm u fert' kethret lah'n' sawt u nah'l' mung'
râh' bâde' h'âr' gurmê reib' shub'h u bîr c'âh.

d. i.:

hâm, Schädel; mâh, Wasser; 'arsh, Thron; shar', Weg.
ders, Lesung; ferd, Panzer; nebt, Wachsen; betn, Stroh;
laghb, Ermüdung; baghl, Maulthier; la'b, Spiel; ba'l, Gemahl;
fer', Zweig; 'orf, Ruhm; rîm, Reh; mîr, Fürst;
t'arf, Blick; fert', Ueberzahl; lah'n, Ton; nah'l, Biene;
râh', Wein; h'âr, ein Wurm; reib, Zweifel; bîr, Cisterne.

Man sieht, dieses sind eigentliche versus memoriales, die in ihrer Art wirklich musterhaft sind. Die darin erklärten 24 Wörter, deren je eines die Umdrehung eines andern, sind (mit Ausschluß von mîr in der vierten Zeile) lauter arabische, größtentheils in persischer Rede gar nicht oder selten vorkommende, die hiedurch dem Gedächtnisse der Lernenden eingeprägt werden sollten. Es folgen noch einige kleinere Stücke der Art. Dann folgender Vers:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —
bechalwet bâ tu jekdem 'ei *) nigârem
murâdi' râzi derdi' zâr' darem.

d. i.:

In der Stille mit dir einen Augenblick, o mein Bildchen,
Lust zur Anvertrauung meines argen Schmerzes hab' ich.

---

*) 'ei mit vorgesetztem spiritus lenis, zur Bezeichnung, daß das Elif hier nicht als Wasl behandelt ist, sondern als hamze, und also durch Position die vorhergehende Sylbe lang macht. Ich habe meist überall, wo etwas darauf ankam, diesen Unterschied in der Schreibung beobachtet.

[redacted]

Hier sind nicht nur in der letzten Zeile zwey vollkommene Umdrehungen, muråd und dårem, råz und zår; sondern auch diese ganze Zeile liest sich rückwärts:

m-r-'d-r-'z-d-r-d-z- r-d- -r-m.

Hierauf in unserem Buche folgendes Kunststück:

murdem der firåk at nist g'ån ender

ajeb någehån bi tu eger ſchåbi

m

iſeb rå ti ferjådem reſeb mårå

ender usch'ånem nist g'ånån gun

Das m im Mittelpunkte (vermuthlich eben eine Anspielung auf mijan, Mitte), zusammengelesen mit je zwey der schief in den Ecken stehenden Buchstaben, k-n, t-n, z-gh und kr, bildet acht Wörter, vier rückwärts und vier vorwärts, die je zum Anfangs- und zum Schlußworte der vier im Viereck herumgeschriebenen Zeilen dienen müssen. Es wird also von jeder Zeile das Wort von dem m heraus, und nach ihr das Wort nach dem m hineinwärts gelesen. Wenn man nun, was das natürlichste scheint, mit der oben in der geraden Richtung geschriebenen Zeile zu lesen anfangen will, dann das Buch drehend, zunächst die Zeile rechter Hand von oben herunter, sodann die untere, auf den Kopf gestellte, und endlich die linker Hand von unten hinaufwärts geschriebene, jede mit dem dazu gehörigen Anfangs- und Schlußwort, dem aus der Mitte und dem nach der Mitte zu, folgen läßt, so lautet das Gedicht also:

— ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ —

1. (m-n-k) menki murdem der firåket nist' g'ån ender tenem (t-n-m)

2. (m-n-t) minnet êzed râ ki ferjâdem rесed merâ zi ghem (z-gh-m)
3. (m-gh-z) maghz' ender ust'chânem nîst' gânân gun kerem (k-r-m)
4. (m-r-k) merg' âjed nâgehân bì tu'eger shâdî gunem (k-n-m).

Man sieht, daß von dem Schlußworte der ersten Zeile, tenem, d. i. t-n-m, das Anfangswort der folgenden minnet, d. i. m-n-t, die Umdrehung ist; vom Schlußworte dieser zweyten Zeile aber, zi ghem, z-gh-m, die Umdrehung das Anfangswort der folgenden dritten, maghz, m-gh-z; vom Schlußworte der dritten, kerem, k-r-m, die Umdrehung das Anfangswort der vierten, merg, m-r-k *); und endlich vom Schlußworte der letzten Zeile, gunem, k-n-m, die Umdrehung das Anfangswort der ersten Zeile, men ki, m-n-k. So beißt sich die Schlange in den Schwanz, und man kann das beidlebige Gedicht von jeder beliebigen Zeile zu lesen anfangen, eben deßwegen ist es im Viereck herumgeschrieben. Der Sinn bleibt im Ganzen derselbe, und der Zusammenhang ist überall leidlich. Am zuträglichsten für beydes scheint es, was aber der Schreiber des Buches doch schwerlich beabsichtigt hat, wenn man mit der unteren, verkehrt geschriebenen Zeile der Figur, d. i. der dritten: mghz' ender ust'chânem rc. anfängt. Dann lautet es so:

3 Es ist kein Mark mehr in meinem Gebein, o Liebster, erbarme dich!
4. Der Tod kommt plötzlich, wo ich ohne dich mich freuen will.
1. Der ich todt bin durch die Trennung von dir, es ist keine Seele in meinem Leibe.
2. Gott sey Dank, daß er mir so (durch den Tod) zur Hülfe kommt vor meinem Schmerz.

Doch der Sinn der Zeile 2 ist mir zweifelhaft; sie kann vielleicht nur bedeuten: Gott sey Dank, daß (nur wenigstens noch) meine Klage vor Schmerz ergehet.

3) Die dritte Art der Umdrehung ist kalbi (oder maklûbi) mug'ennah, d. i. (vermuthlich) Umdrehung an den Flügeln (g'enâh'), d. i. an den beyden Seiten des Verses. »Dieses besteht darin, daß ein Wort am Anfang und ein anderes »am Ende eines Mis'râ's oder eines Beits stehe, welche beyde »Worte die Umkehrung von einander sind. Z. B. am Anfang »und Ende jedes Mis'râ's:

---

*) merg und gunem, mit dem persischen k, d. i. g.

— ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ —

(k-p-g') geng'i dewlet dehet gudhârishi g'eng (g'-n-k)
(r- -j) râjl nusret dehed h'imâjeti jâr (j-'-r).

d. i.:

Den Schatz der Herrschaft gibt die Vollführung des Kriegs;
Den Rath des Sieges gibt der Schutz des Freundes.

Oder nur am Anfang und Ende des ganzen Beits, z. B.:

— — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — — ⏑ — ⏑ —

(r-'-z) râzi' nihân zi nâle'i zâr »sh'kâr' shud
âre nuhufte fâsh' shud ez nâlehâ'i zâr (r-'-r).

d. i.:

Das verborgene Geheimniß, durch die betrübte Klage ward es offenbar;
Ja wohl, die Verborgenheit ward kund durch betrübte Klagen.

S. 71. 4) »maklûbi mustewi (gleich durchgeführte »Umdrehung), die schwerste Art von maklûb, wenn man einen »Vers so stellt, daß man ihn ganz buchstabenweise, eben so, wie »vorwärts, rückwärts lesen kann. Beyspiele von (zufälligen) »maklûbi mustewi's aus dem Koran: k-l-f-j-f-l-k, d. i. »kullon fi folkin, alle sind in Schiffen, r-b-k-f-k-b-r, »d. i. rabbaka fekabbir, deinen Herrn lobpreise! — Ein »Beit von H'amid El'din Mustewfi (Versmaß des Rubâ'i);

1. shekker biter ezwei u' zâret berkesh
2. shew hemrehi bulbul belebi' her mehwesh.

d. i.:

Zucker ziehe aus ihm, und trag es, dein Leid;
Sey Genosse der Nachtigall (klage süß und freudig) bey der Lippe jedes Mondähnlichen.

Hier geht jedes Misrâ' für sich von hinten, und gibt dieselben Worte, wie von vorne, nämlich:

1. sh-k-r-b-t-r-'-z-w-j-w-z-'-r-t-b-r-k-sh
2. sh-w-h-m-r-h-b-l-b-l-b.l-b-h-r-m-h-w-sh.

Von anderer Einrichtung sind die folgenden Beyspiele. Zuerst ist angeführt:

— — ⏑ ⏑ — | ⏑ — ⏑ — —

shekker dehenâ ghamê nedârî
deir âj u meji' mughaneh *) der kesh.

d. i.:

Zuckermundiger, keinen Kummer hast du;
Ins Kloster (Wirthshaus) geh, und maghischen Wein zieh ein!

*) Im Kapitel der Maklûb's muß das vokalische He am Ende h geschrieben werden, weil es als solches in der Schrift mitzählt.

Dieses wird genannt maklûbi mustewi muwassal, durchgeführtes, doch angefügtes Meklûb, welches darin bestehen soll, daß ein ganzes Beit umgedreht wird, aber so, daß Buchstaben des einen Mis'ra' zu dem andern Mis'râ' Behufs der Umdrehung zugefügt werden müssen. Nun geht aber das angeführte Beyspiel nicht nach dieser Anweisung. Es ist darin nur zu sehen, daß die Anfangspartie des ersten Misrâ': shekker dehenâ, sein maklûb in der Schlußpartie des zweyten Mis'râ's, nämlich in (mugh-) ânch derkesh, mit weggeschnittenem Kopfe des mugh, hat. sh-k-r-d-h-n-' und '-n-h-d-r-k-sh. Das wäre etwas sehr unvollkommenes. Es ist aber bald zu entdecken, daß der Vers, wie vieles in diesem Buche, in einem gewissen Dusel falsch hingeschrieben ist. Er soll heißen:

shekker dehenâ ghamê mejârî
deir âj' meji mughânch derkesh.

d. i.:

Zuckermundiger, keinen Kummer trage du!
Ins Kloster geh, meghischen Wein zieh ein!

Nun geht wirklich das ganze Beit, nach der Anweisung, vom Ende bis zum Anfange rückwärts, und es bleibt nur am Anfange des zweyten Misrâ' der Buchstab d, der bey dem Rückwärtslesen von diesem Misrâ' abgeschnitten, und den andern Misrâ' hinzugefügt werden muß, von welcher Zufügung eben diese Art von Maklûb ihren Namen muwassal hat. Nämlich:

sh-k-r-d-h-n-'-gh-m-j-m-j-'-r-j (d)
(d) j-r'-j-m-j-m-gh-n-h-d-r-k-sh..

Das eingeschlossene (d) gilt beym Vorwärtslesen für die zweyte Verszeile, und beym Rückwärtslesen für die erste, die dann die zweyte wird; es steht also immer am Anfange der zweyten Zeile. Dieses scheint künstlich genug, doch sagt unser Autor, daß diese Art von maklûbi mustewi muwassal unvollkommener sey, als ein anderes maklûbi mustewi, das dieser Zufügung, wasl, nicht bedarf. — Beyspiele von mnemonischen Versen, aus

— ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ —

aj u res u' râs u nehk u' ghaim u dek.
ked u mêgh u' kehn u sâr u' ser u jâ.

d. i.: die arabischen Wörter: 1) aj, 2) res, 3) râs, 4) nehk, 5) ghaim, 6) dek, bedeuten persisch 6) ked, 5) mêgh, 4) kehn, 3) sâr, 2) ser, 1) ej. Jedes der sechs persischen *)

---

*) Doch ist in der persischen Zeile ein Wort, das wohl auch nur ara-

Wörter ist die Umdrehung des nach der Zahl ihm entsprechenden arabischen, und die ganze zweyte, die persischen Erklärungen enthaltende Vorzeile ist die Umdrehung der ersten arabischen. Das ganze Beit geht also rückwärts wie vorwärts.

Es folgt ein kat'a von sechs andern, wieder anders eingerichteten mnemonischen Beits, wovon wir, der besonders mühsamen Kunst zu Ehren, mit der sie verfaßt sind, doch die zwey ersten hersetzen wollen (Trochäen wie oben):

la'b u berd u' lah'n u h'ibr u' chalk u 'irf
lehw u fermâ fehm u dânâ chôj u bôj
fer' u kalch u' rib'h' u nah'l u' derb u ba'l
shâch u bâng u' sûd u mun'gû râh u shôj.

d. i.: la'b, berd, lah'n, h'ibr, chalk, 'irf, bedeuten: Spiel, Kälte, Kunde, weise, Sitte, Geruch; fer', kalch, rib'h', nah'l, derb, ba'l, bedeuten: Zweig, Gedröhn, Gewinn, Biene, Pfad, Gatte. Hier ist die zweyte arabische Zeile fer' bis ba'l die Umdrehung der ersten la'b bis 'irf, die dazwischen stehenden erklärenden persischen Zeilen haben weiter keine Kunst, als daß sie den (seltenen) Reim auf ôj durch die sechs Beits durchführen. In den weggelassenen vier übrigen Beits entspricht nun eben so jeder ersten Zeile eines Beits mit sechs arabischen Wörtern, die erste Zeile des folgenden Beits, mit eben so vielen Wörtern, als Umkehrung von jenen, und alle zweyten Zeilen der Beite geben auf eben die Art die persische Erklärung. Es fehlt aber auch in diesen Versen nicht an großen Nachläßigkeiten des Druckes; ich habe in den mitgetheilten zwey Beits, in der ersten Zeile des zweyten Beits, nah'l für das gedruckte neml gesetzt, welches letztere nicht die Umdrehung von lah'n in der ersten Zeile des ersten Beits ist. Unser Buchmacher hat neml, Ameise, geschrieben, weil die persische Erklärung in der folgenden Zeile mûr, Ameise, ist; aber dieses mûr ist eben der zweyte Fehler, es soll wohl mung', Biene, heißen, daß ich denn dafür aufgenommen habe.

Darauf folgt noch ein grammatisches Bruchstück von fünf Beits, wie das vorige, nur daß hier jedes erste Misrâ' mit den arabischen Wörtern in sich selbst ein Maklûb ist. Der Anfang:

---

bisch ist, nämlich 6) ked (kedd) ziemlich synonym mit dekk, zermalmen. 4) kehn, alt, ist nur eine ohngefähre Uebersetzung von nehk, abgemattet, entkräftet. 3) sâr, die seltenere Form, und 2) ser, die gewöhnliche, für Haupt, arabisch râs und res, beydes für res mit Hamza. 5) ghaim und mêgh, Wolke. 1) jâ und aj, ey oder o!

nebt u râḣ' u' g'ü' u 'aug' u' ḣâr u teb
rusten u' mej derd u keg' germi u kâḣ.

d. i. nebt heißt rusten (wachsen); râḣ' heißt mej (Wein); g'ü' heißt derd (Schmerz); 'aug' heißt keg' (schief); ḣâr heißt germi (Wärme); tebn heißt kâḣ (Stroh).

Hierin ist aber, außer der schiefen Uebersetzung von 'aug', noch eine arge Oscitenz: das dritte arabische Wort g'ü' ist übersetzt derd, schwarz, als gehörte das davorstehende u, und, zum Worte; und dieses wäre wug'ü', Plural von weg'. Dieses Wort wug'ü' aber erlaubt weder das Metrum, noch die ganze Anlage des Gedichts, das lauter einsylbige arabische Stammwörter gibt; drum muß statt der falschen Erklärung derd, Schmerz, gurs, Hunger, gesetzt werden. Mit all dieser Kunstmühe also werden die persischen Jungens in Indien doch kein gutes Arabisch lernen. Für diese Mühseligkeiten entschädigen nun aber einige anmuthige Anekdoten:

»Vom Kâd'hi 'Abd Elwehhâb Meśh'hedi erzählt man: Der Seid 'Imâd El'din Müsewi kam zu ihm, und sprach: Ich habe ein mâklûbi mustewî gefunden. Der Kâd'hi fragte: was ist's? Jener sprach: munradê darem (m-r-'-d-j-d-'-r-m), d. i.: Ich habe einen Wunsch. Der Kâd'hi erwiederte aus dem Stegreife: ber âjed jâ reb (b-r-'-j-d-j-'-r-b), d. i.: Möge er erfüllt werden, o Gott!«

»Der Königssohn Mirzâ Châdim Husein sprach zu Mir Nit'hâm El'din 'Ali Schêr: Ich habe ein Wort gefunden, das ein maklûbi mustewi *) ist. Mir Nit'hâm El'din fragte: Was ist's? Jener sprach. kâwâk (hohle Nuß). Der Mir sprach darauf: śhâbâśh (wohl bekomm's).«

»Der Mewlânâ Sult'ân Moh'ammed brachte ein Beit, das ein mâklûbi mustewi enthielt, vor, bey einem Gastmahle des H'âkim von Samarkand, als eben die verschiedensten Speisen auf dem Tische standen. Der H'âkim scherzte: »da der Mewlânâ zur Essenszeit ein Beit von maklûbi mustewi vorgebracht haben; sintemal unter den Speisen das Brot nân, ein maklûbi mustewi ist, so soll man denenselben nichts weiter als Brot vorsetzen.« Da sprach der Mewlânâ auf der Stelle: Nicht nân (Brot) allein ist ein maklûbi mustewi, auch hemeh (alles) ist eines. Das gefiel dem H'âkim so wohl, daß er sprach: Man soll ihm alles geben. Man sagt: die Gefäße und Geschirre von Edelsteinen, Gold und Silber, betrugen nahe an sechs Lâk.

*) Besser maklûbi kul. Siehe Nr. 2 dieses Ankers.

S. 72. Sechster Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück radd el'ag'uzi 'ala' 'l'sadr, Zurückwendung der Hinterseite auf die Vorderseite. Dieses ist, wenn der Anfang und das Ende eines Verses (Mis'râ's oder Beits) dasselbe Wort wiederholen, oder ein gleichlautendes in verschiedener Bedeutung (teg'nîs), oder eins von gleicher Ableitung (mushtak').

I. Am Anfang und Ende des ganzen Beits.

1) Dasselbe Wort. Z. B.:

◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ —
sachun râ ser est ei chiradmend u bun
mejâwer sachun der mijânî sachun.

d. i.:

Der Rede Haupt und Ende, o Verständiger, ist dieses:
Bringe nicht Rede in die Mitte von Rede.

2) Kunstreicher: ein Wort am Anfang, und ein gleichlautendes in anderer Bedeutung am Ende des Beits. Z. B.:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —
menâl' ez sitemî fakr' zânki der heme hâl
beh est' kung'i kanâ'at zi geng'i mâl u menâl.

d. i.:

Klage nicht über Bedrängniß der Armuth! denn in jedem Zustande
Ist der Winkel der Genügsamkeit besser, als Schatz des Gutes und Besitzes.

3) Ein stammverwandtes Wort. Z. B.:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —
bijâzerdî merâ be *) hêc' hug'g'et
zi men hergiz terâ nâ büde âzâr.

d. i.:

Bedrängt hast du mich ohne irgend einen Grund,
Da von mir dir niemals ward ein Drangsal.

4) Ein bloß ähnliches ohne Stammverwandtschaft. Dieses heißt shubhi ishtikâk, scheinbare Stammverwandtschaft. Z. B.:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡◡ —
nâred ez chidmetî tu birûn ser
gerc'i bishkâfijesh be nize c'u nâr.

d. i.:

Nicht entziehen wird er deinem Dienste sein Haupt,
Wenn du es auch spaltest mit dem Messer wie eine Granate.

*) Korr. ber.

[redacted]

II. Am Anfang und Ende des Misrâ'.

1) ◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ —
melach bôsitân chord u' merdum melach
Die Heuschrecken aßen den Garten, und die Menschen die Heuschrecken.

2) ◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —
nigâr' kerd' ruchi' men bechûni dîde nigâr
Gemalt hat meine Wangen mit Blut der Augen das Bild (der Liebste).

3) — ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ —
sâili' ô bâsh' tâ shâhân gunend ez tu' su'âl
Bettler bey Ihm sey du, damit die Schahe bey dir müssen betteln.

4) — ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ —
c'eshme'i' chorshêd'râ dîger nemî âred be c'esm.
Die Quelle der Sonne mag der nicht mehr fassen ins Auge.

Statt dieser acht Arten hat der Autor sechzehn, indem er alle Fälle hinzurechnet, wo das erste Wort nicht im Anfange des Beits oder des Mis'râ's, sondern mitten darin steht; was doch nicht füglich eine Zurückwendung des Hintertheils auf das Vordertheil heißen kann.

Hierauf eine sehr einfache K'asîde vom Verskünstler Wat'wat', in der Weise von I. 1) verfaßt. Es sind 25 Beits, wovon wir 5 mittheilen. S. 74:

◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ —
10. suwâri' g'ihân-shâh' dânesh ki hest
pejâde' bemeidâni ô her suwâr
11. sherârê st' ez teghi ô der g'ihân
ki gerdûn bisôzed hemî ez sherâr
12. behâri' 'adû ez wilâfesh chizân
chizâni' welî ez wifâtesh behâr
13. kifâr *) ez nemi' g'ewdi ô c'ûn rijâd'h
rijâd'h ez tefi' têghi ô c'ûn kifâr.
18. tebâri' tu end iftichâri' wera'
welêkin tui iftichâri' tebâr.

d. i.:

10. Als den Ritter Weltschah kenne ihn, vor welchem ist
Fußgänger in seiner Rennbahn jeder Ritter.
11. Solch ein Funken ist von seinem Schwert in der Welt,
Daß der Himmel anbrennt von dem Funken.

---

*) Ich habe kein Bedenken getragen, das kifâr, Wüsten, das der Sinn fordert, statt des gedruckten nikâr, Hölen, was gar kein im Persischen gangbares Wort ist, in den Text zu setzen. — Uebrigens sind Beit 12 und 13 zugleich ein seg'i muwâzene; siehe den vierten Anker Nr. 3.

12. Der Frühling seiner Feinde wird durch seine Feindschaft Winter,
Der Winter seiner Freunde wird durch seine Freundschaft Frühling.
13. Wüsten sind durch den Thau seiner Milde wie Gärten,
Gärten sind durch die Glut seines Schwertes wie Wüsten.
18. Dein Stamm ist der Stolz des Menschengeschlechts,
Du aber bist der Stolz des Stammes.

Zuletzt wirft noch der Autor eine Zweifelsfrage auf, die für uns keine ist, die wir aber als eine Probe seiner Art zu argumentiren ausheben. »Frage: Da man in diesem Kunststücke »das Vordertheil eines Verses im Hintertheile wieder bringt, »und das Vordertheil vor dem Hintertheile ist; so sollte man das »Kunststück: Zurückwendung des Vordertheils auf das Hinter»theil nennen, nicht umgekehrt. Antwort: Man kann sagen, »daß, da der Bau des Gedichtes auf dem Grundreim beruht, »der Dichter, der ein Beit verfertigt, zuerst den Reim entwirft, »und dann das ihm entsprechende (Wort im Anfange des Beits) »dazu bringt. In dieser Hinsicht ist also Zurückwendung des »Hintertheils auf das Vordertheil der richtige Ausdruck.« — Man sieht, daß er das arabische radd, Zurückwendung, Zurückführung auf etwas, falsch auffaßt als Wiederbringung, Wiederanbringung von etwas.

Siebenter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück ḱit'ár elba'írein, das zusammengekoppelte Kamelhengstepaar. Dieses Kunststück besteht in nichts geringerem, als daß man dasselbe oder ein ähnliches Wort zugleich am Ende des ersten Mis'rá' und am Anfange des zweyten eines Beits anbringt. Z. B. von Sa'di:

◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ —
nigehdâr' mârâ zi râhi' chatâ
chatâ dergudhâr u' sawâbem numâ

d. i.:

Behüte mich vor dem Wege der Sünde,
Die Sünde erlaß und zeige mir das Gute.

Achter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück I'tâb. »I'tâb bedeutet eigentlich: in Mühe versetzen, »als Kunstausdruck aber: sich eine besondere Schwierigkeit auf»legen im Reime, zu der man nicht verpflichtet ist, und etwas »beobachten, ohne welches der Reim auch bestände, nämlich die »Gleichheit eines oder mehrerer Buchstaben vor dem nothwendi»gen Reimbuchstaben, z. B. wenn man reimt châr (Dorn) und »buchâr (Weihrauch), da châr (Dorn) und bâr (Last) auch »hinreichten; oder fâ'il, mâ'il, ḣâ'il, da sâ'il, ḱâtil, dil, »sich auch reimten. Im ersten Beyspiele ist Ein unnöthiger glei»cher Buchstabe (das ch), im letzten Beyspiele aber deren zwey

»(â'). Man nennt dieses auch iltizâmi (oder luzûmi) mâ »lâ jalzam, Nöthigmachung des Unnöthigen, oder Verbind»lichmachung zu etwas, wozu man nicht verbunden ist.«

Neunter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück Luzûm, Verbindlichmachung. »Wenn man sich die »Anbringung irgend eines Wortes oder mehrerer in jedem Mis'râ' »oder in jedem Beit auflegt [1]), z. B. Seifi Nishâbûri »bringt in jedem Mis'râ' eines Gedichtes sîm u seng, Silber »und Stein, an. Anfang (Trochäen):

S. 75:

ei nigâri' seng-dil 'ei la'beti' sîm in 'idhâr
mihri tu' ender dilem c'ün sîm der seng ustuwâr.

d. i.:

O schönes Bild, steinherziges, o Bildsäule, silberwangige!
Die Liebe zu dir ist in meinem Herzen wie das Silber im Gesteine fest.

Kemâl El'dîn Ismâ'îl bringt in einer Ka'side in jedem Beit môj, Haar, an. Daraus theilt der Autor nur folgende zwey höchstzierliche Beits mit:

◡ ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ ◡ —

dehenet jek seri môj est be hengâmi suchan
etheri' môj' shikâfi'i tu der wei peidâ 'st
her seri' môj ez ân zulfi sijah pendâri
der demâghi' meni shôride regê ez sewdâ 'st.

d. i.:

Dein Mund ist ein einziges Härchen (so fein geöffnet), wenn du sprichst,
Die Kunst deiner Härchenspaltung (Scharfsinnigkeit, Spitzfindigkeit) ist darin sichtbar.
Jedes Härchen jener schwarzen Locke, sollte man meinen,
Ist in meinem verwirrten Gehirne eine Ader der schwarzen Lust.

»Von kâtibi Tershîzi ist eine Ka'side unter dem Na»men shutur u h'ug're, Kamel und Stall (Gemach), be»rühmt, weil beyde Wörter in jedem Mis'râ' vorkommen, deren »Anfang ist:«

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —

merâ ghamê 'st shutur-bârhâ be h'ug're'i ten
shuturdilî negunem gham kugâ u h'ug're'i men.

d. i.:

Wir sind eines Kummers Kamelladungen im Gemache des Leibs;
Kamelherzigkeit (Unempfindlichkeit [2]) führe ich nicht, wo soll der (große) Kummer hin in meinem (engen) Gemach!

---

[1]) Aber nicht nach dem Reimworte, was eine andere Figur ist.

[2]) Sonst auch Rachgier.

»Ebu Is'h'âk H'allâg'i At'ime (d. i. H'allâg' mit »dem Zunamen von den Speisen) hat sich in seinen Gedichten »die Nennung je einer Speise auferlegt. Es ist kein Gedicht »von ihm verfertigt, worin nicht auf solche Art eine Speise er»wähnt wäre.« Was der Autor nun daraus anführt, sind fast lauter einzelne Verse. Doch diese derbere Kost ist uns einmal auf die ewigen Liebessüßlichkeiten der gewöhnlichen persischen Lyrik so willkommen, daß wir keines der aufgesetzten Gerichtchen unverkostet lassen wollen.

∪ — ∪ — | ∪ ∪ — — | ∪ — ∪ — | ∪ ∪ —
zi bes ki bô'i kum ender d'hamîr mî 'âjed
zi matbachi' sachunem bôi shîr' mi âjed.

d. i.:

Von all dem Dufte des Kumisch *), der ins Gemüth mir kommt,
Kommt aus der Küche meiner Dichtkunst der Duft der Milch hervor.

— — ∪ — | ∪ — — || — — ∪ — | ∪ — —
chor ber rewâki nîlî c'ûn ruch nihed bezerdî
jâd âjedem muza'fer der sahni lâg'ewerdî.

d. i.:

Wenn die Sonne am blauen Gewölbe ihre Wange zur Gilbe neigt,
Kommt mir die Erinnerung an das Saffrangericht auf lazurner Schüssel.

Wirklich die anmuthigste Parodie der Erotik. Deßgleichen:

∪ — — , ∪ — — | ∪ — — | ∪ —
shikem pur zi h'alwâ u burjân nikô'st
'ades ger shikem pur guned chô'i ô'st.

d. i.:

Der Bauch voll H'âlwâ und Braten ist gut;
Und Linsen, wenn sie blähen, so ists ihre Art.

---

*) Ich halte den Dichter, dessen Phantasie ein Speisemagazin ist, für eine Art von Tataren, und die Speise, kum, für den kalmückischen Kumisch. Wenigstens kann ich nichts besseres aufbringen. Burhân, das einzige Original-Lexikon, das mir zu Gebote steht, hat nichts passendes unter dem Worte k-m mit kêf (das g-m mit gêf führt er gar nicht auf), als etwa dieses: kum mit d'hamma, ketirâ s'amagh, d. i. gummi tragacanth, den man aber doch wohl nicht isset, und der wenigstens keinen Gegensatz zu dem Milchduft des Gesanges gibt, ohne welchen Gegensatz das Gedichtchen keine Kraft hat. — Ein längeres Gedicht von diesem Geschmacksdichter sehe man in v. Hammers persischen Redekünsten, S. 288. — Eben sehe ich, daß kum vielleicht gleich kunb seyn könnte, welches nach Burhân eine Art von Gurken (cucumis, cucumber) ist; denn auch die Stadt, die arabisirt Kom (mit K'âf) heißt, persisch aber eigentlich Kum (mit Kêf), hieß ursprünglich kunb. S. oben unsere Auszüge von S. 36.

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — — —
pes ez si sâli bû Isḥ'âk' shud tahkîki in ma'nî
ki bûrâni 'st bâdingân u bâdingân 'st bûrânî.

d. i.:

Nach dreyßigjährigen Forschungen des Ebu Isḥ'âk ward ihm endlich die Gewißheit dieser Erkenntniß:
Daß die Mehlspeise Bûrânî eine Judenkirsche ist, und eine Judenkirsche die Mehlspeise Bûrânî.

Vermuthlich eine Schmähung der Speise Bûrânî, die dem Dichter eine Unverdaulichkeit mag zugezogen haben. Bûrânî ist im Richardson »a kind of food.« Burhân hat: »Bûrek, eine Speise, nach einigen âshi bughrâ, nach andern senbûse u kotâb.« Lauter Namen für Nudeln oder Makkaroni. Der populäre Dichter spricht ma'nî statt ma'na' aus, er elidirt auch hart bâdingân 'st für bâdingân est.

Schon in diesem Gedichtchen ist die Parodie der mystischen Poesie nicht zu verkennen, noch bestimmter tritt diese endlich in folgendem hervor:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —
Zi 'ishki dunbe be'ajjûc' mi rested 'âhem
c'u rishte der hewesi' wasli kîme mi kâhem
derêgh' kiz 'akabi' în heme' rijâd'het u zuhd
hewâi dunbe u keshkek buburd' ez râhem
kenûn herîse nihem sub'h' u shâm' kefc'e zenem
hemîn 'st' werdi sheb u' tâ'ati' seh'argâhem.

d. i.:

Aus Liebe zu einem fetten Hammelschwanz steigt mein Seufzer zum Gestirn der Capella empor;
Ich schwinde wie ein Faden in Sehnsucht nach Erringung des Preises (Kaufpreises).
O Schade, daß nach all dieser Abstinenz und Weltentschlagung
Die Lust zu einem Fettschwanz und gekochter Gerste mich vom Wege des Heiles abgebracht hat.
Nun mache ich eine Mehlsuppe Morgens und Abends zu meinem Löffelschlag *);
Dasselbige ist mein nächtliches Gebet und meine Frühandacht.

Zehnter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück muzdeweg, Gepaartes, »d. i. zwey oder mehr Wörter, »die sich reimen, neben oder nahe an einander, an beliebigen »Stellen in einem Verse oder einem Satze. Z. B.:

*) Kefc'e zen nehme ich als Parodie von nôbe zen, Zapfenstreich, Reveille, Parade u. dgl. — Nach obiger Auffassung der Konstruktion sollte freylich für zenem eigentlich zeni chod stehen. Vielleicht also: Nun setze ich eine Morgens auf, und Abends schlage ich den Löffel.

— ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ —
kâhi rêze' be nêze burbâi
c'ün guni 'azmi razm inet kâr.

d. i.:

Einen Strohhalm triffst du mit deiner Lanze;
Willst du zur Schlacht gehn, so bist du Meister.

Eilfter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück mutelewwin, das Farbenwechselnde; »d. i. ein »Vers, der sich nach zwey oder mehreren Versmaßen lesen läßt, »mit Hülfe einiger teshdid's und tachfif's [1]), die an den »Buchstaben angebracht werden. Z. B. — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — | — ⏑ — (aus dem bah'ri seri'):

ei ruchi zêbâi tu ârâmi g'ân
wei kadi ra'nâ'i tu serwi' rewân
ez peji saidi' dili 'ushshâki ch'êsh
nize gun ez ghamze uz ebrê kemân.

d. i.:

O du, dessen schöne Wange ist die Ruhe der Seele,
Und o du, dessen schlanker Wuchs eine wandelnde Zypresse.
Zum Behuf der Jagd auf die Herzen deiner Verliebten
Mache zum Speer deinen Wimperblick und deine Augenbraue zum Bogen!

Welches durch Betonung von mitgetheilten Sylben: — ⏑ — — | — ⏑ — — | — ⏑ — (aus dem bah'ri raml), wird:

ei ruchi' zêbâ'i tu' ârâmi g'ân
wei kadi' ra'nâ'i tu' serwi' rewân
ez peji' saidi' dili' 'ushshâki ch'esh
nize gun 'ez ghamze uz 'ebrû kemân.

S. 76. Folgt eine K'aside von Wat'wat in siebzehn Beits von beyden obigen Versmaßen. Darauf ein Ghazel von Seid 'Azz El'din, das mit teshdid gelesen, das Maß aus bah'ri hezeg': ⏑ — ⏑ — | ⏑ — — — | ⏑ — — — | ⏑ — — —, gibt, mit tachfif aber das Maß aus bah'ri mug'tethth: ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ — | :

1. zi rôjet ei mehi rôshen g'emâli g'ân shude rôshen [2])
zi rôjet ei buti keshmir zemini dil shude gulshen

---

[1]) teshdid und tachfif bedeutet hier im weiteren Sinne: das Lang- oder das Kurzbrauchen der mittelzeiligen Sylben, hauptsächlich des Jâ'i id'hâfet und des vokalischen He als End-E; dann auch das Gebrauchen des Anfangs-Elifs entweder als Hamze, wodurch eine vorhergehende einfache Sylbe kurz, oder als Wasle, wodurch sie lang wird. Z. B. gun ez ⏑ —; gun'ez — —

[2]) So nach dem letzten Maße; nach dem ersten:
zi rôjet'ei mehi'rôshen g'emâli'g'ân shude'rôshen.

2. zi sîmi 'arid'het âmed 'idhâri men zeri rengîn
zi 'ishki la'li tu pur shud kerârem ez duri ma'den
3. ne zâde mâderi chôbî mithâli tu' butt ra'nâ
ne dîde dîdei bustân besâni tu' guli sûsen
4. fishânde 'anberi sârâ zi mo'i tu' shebi târî
girifte zêweri chodrâ zi rô'i tu' mehi rôshen
5. guzîdem ez dil u châ'tir berâ'i t'u gham u endôh
bikerdem ez ser u dide' fedâ'i tu' zer u mesken [1])
6. bineffhe=g'a'dî u dârem zi hegri tu dili lâle
menêzhe=h'usnî u dârem zi 'ishki tu' ghami bêzhen.

d. i.:

1. Von deinem Antlitz, o heller Mond, ward die Schönheit der Seele hell;
Von deinem Antlitz, o Götzenbild Kaschmir's, ward die Erde des Herzens zum Rosenbeet.
2. Von dem Silber deiner Wange ward mein Angesicht farbiges Gold (gelb=bleich);
Von der Liebe zu deinem Rubin ward mein Schoß voll Juwelen des Schachtes (der Thränen).
3. Geboren hat nicht die Mutter Schönheit einen schlanken Abgott wie dich,
Gesehen hat nicht der Düftegarten eine Lilienblume wie dich.
4. Ihren duftigen Amber verstreut aus deinem Haare die finstre Nacht,
Seinen hellen Schmuck ergriff aus deinem Antlitz der leuchtende Mond.
5. Erkoren hab' ich von Herz und Gemüth um deinetwillen Kummer und Gram,
Dargebracht hab' ich von Wang' und Auge zu deinem Lösepreis Gold (Blässe) und Silber (Thränen).
6. Veilchenlockig bist du, und ich trage von deiner Flucht das Herz der Tulpe (mit den Brand= oder Blutfleck);
Wie Menêzhe [2]) schön bist du, und ich trage von deiner Liebe den Kummer Bêzhen's.

S. 77. »Mewlânâ kâtibi hatte zwey Methnewî's »verfaßt, deren eines mug'mi'i=lbah'rein, d. i. zwey Vers=»maße vereinigend, das andere teg'nîsât, d. i. Gleichklänge. »Zur Erwiederung nun auf diese beyden Methnewî's verfaßte »Mewlânâ Ehlî Shîrâzî ein drittes, in welchem er die »verschiedenen Kunststücke jener beyden, die zweyerley Versmaße »und die Gleichklänge, vereinigte, und es sih'ri h'ilâl, er=»laubten Zauber, nannte.

---

1) Das Wort m=s=k=n ist nicht zu finden; es kann dem Zusammen=hange nach nichts anderes als Silber bedeuten.

2) Menêzhe oder Menêg'e, die Tochter Efrâsijâb's von Tûrân, die Geliebte des Bêzhen oder Bêg'en, des Neffen Rustem's, der ihn endlich aus dem Brunnen, worin ihn Efrâ=sijâb gesetzt hatte, befreyte.

[redacted]

Daraus sind folgende Beits *):

—◡◡—|—◡◡—|—◡—
ei ki ber esrâri tu dânâ kem end
kei reseḋ ez 'akli kes ângʹâ kemend
jâreb et ihʹsân netʹher ez mâ metâb
dûzachi 'isjân diger ez mâ metâb
lutʹf gun ez rahʹmet u ummîdʹ bachsh
tâ reseḋ ez niʹmeti gʹâwîdʹ bachsh.

d. i.:

O du, dessen Heimlichkeit wenige erforschen,
Wie soll von dem Verstand eines Menschen dorthin zu dir gereichen die Fangschnur?
O Herr! aus Gnade wende den Blick von uns nicht ab!
Zünde die Hölle des Ungehorsams nicht mehr in uns an!
Erzeig uns Huld aus Barmherzigkeit, und schenk uns Hoffnung,
Daß uns werde von ewiger Lust der Antheil!

(Die Gleichklänge: kem end, wenige sind, kemend, Fangschnur, metâb, wende nicht ab, und zünde nicht an, bachsh, schenke und Antheil, gehen hier hinter den Methnewî-Reimpaaren, z. B. dânâ, ângʹâ, her. Zum Theil sind dazwischen noch Verlängerungen der Reime eingeschoben, wie ez mâ nach den Reimen netʹher und diger.)

Ein Beit von Selmân Sâwegʹî in drey Versmaßen:

◡◡——|◡◡——|◡◡——|◡◡——
tebi tuʹ hʹâmiji lewlew chaʹki tuʹ merkizi lâle
shebi tuʹ hʹâmili kewkeb mehi tuʹ bâ chaʹki hâle.

◡———|◡———|◡———|◡———
lebiʹ tuʹ hʹâmijiʹ lewlew chaʹkiʹ tuʹ merkiziʹ lâleʹ
shebiʹ tuʹ hʹamiliʹ kewkeb mehiʹ tuʹ bâ chaʹkiʹ hâle.

◡—◡—|◡◡——|◡—◡—|◡◡——
lebiʹ tu hʹâmiji lewlew chaʹkiʹ tu merkezi lâle
shebiʹ tu hʹâmili kewkeb mehiʹ tu bâ chaʹki hâle.

d. i.:

Deine Lippe ist der Verwahrer von Perlen, dein Bart der Mittelpunkt von Tulpen,
Deine Nacht ist schwanger von Sternen, dein Mond hat die Streifen des Mondhofs.

Das heißt vermuthlich: deine Lippe verschließt schöne Zähne, dein Bart sproßt auf blühender Wange; deine dunklen Locken über-

*) Der Text hat deren drey mehr, die ich weglasse, weil sie zum Theil verdorben sind, und ich sie ohne Weitläufigkeiten nicht herstellen kann. — Das andere Maß dieses Methnewî ist —◡——|—◡——|—◡—| ei ki ber esrâri tuʹ dânâ kem end.

schatten leuchtende Augen, dein klares Gesicht ist vom Saume des Bartes, wie der Mond von seinem Hof, umfangen.

S. 78. Ein Beit von Mewlânâ 'Ishî, das außer dem mehrfachen Versmaße noch fünf andere (zum Theil oben vorkommende, zum Theil weiter unten folgende) Kunststücke vereinigen soll. Der Versmaße, nach denen es gelesen werden könnte, sollen sechs seyn, die einzeln aufgezählt werden. Es geht aber wirklich nur nach dreyen davon, welches dieselben sind, wie bey dem nächst vorhergehenden Beyspiele.

Noch unsinniger ist die folgende Behauptung: »Mewlânâ »Chorsendi hat über das Mochteser des Ah'med Man»sûrî einen Kommentar geschrieben, betitelt: kenz elghâ»râ'ib (Schatzkammer der Seltenheiten), dessen sämmtliche »Beits mutelewwin sind, in dreyßig Versmaßen, und »in dreyßig Versmaßen kann man sie lesen. Daraus ist fol»gendes Beit, das man in dreyßig Versmaßen lesen kann:

nechi tu lâle'i ah'mer chati tu sunbul u richân
teni tu ghaireti gulhâ chadi tu rewnaki bustân.

d. i.:

Deine Wange ist eine rothe Tulpe, dein Bart Krausemünze *) und Basilikum;
Dein Leib ist die Eifersucht der Rosen, dein Antlitz der Glanzflor des Gartens.

Auch dieser Vers geht nur nach drey, nicht nach dreyßig Versmaßen; und es sind wieder die drey nämlichen, wie beym nächstvorhergehenden Beyspiele.

Zubehör des Mutelewwin, in zwey Arten. 1) In Versen. Eine sehr geringe Kunst: Man läßt eine Partie im Verse aus, und dadurch entsteht ein anderes Maß. Aber in den beygebrachten Beyspielen entsteht nicht einmal ein wirklich verschiedenes Maß, es bleibt dasselbe, nur um einen Fuß verkürzt, weil das auszulassende gerade einen Fuß beträgt. Dieses auszulassende ist im arabischen Druck überstrichen; vorher ist aber gesagt, es sey roth geschrieben, was sich also auf das Manuskript bezieht. In einem Sultansbuche hätte man aber doch auch acht Wörtchen roth drucken können? Der Vers ist:

*) sunbul wird gewöhnlich: Hyacinthe, übersetzt. Der Bartflaum kann aber nicht mit einer wirklichen Blume, sondern nur mit einem krausblätterigen Gewächse verglichen werden. sunbuli hindî, irdischer Sunbul, heißt Spiknarde. Vielleicht soll statt sunbul u richân stehen: sunbuli richân, krauses Gewächs von Basilikum, krauses Basilikum.

—◡——|—◡——(—◡——)—◡—
Nusret El'dîn ei gihân-bachshê ki (ez ikbâl) hest
têghi âlem-gîri tu (rôzi thafer) mâlik rikâb
perdeï dergâh u ('aksi nûri) râ'i rôshenet
perdeï subh- (-i sehar-chêz) est u nûri âfitâb.

d. i.:

Nusret Eldîn, o du ein solcher Weltvertheiler, daß (durchs Glück) ist
Dein welteroberndes Schwert (am Tage des Sieges) der Herr der Nacken.
Der Vorhang deines Thronsaals sammt (den Abglanz des Lichtes von) deinem erleuchteten Sinn.
Ist der Vorhang des Wagens (des Frühaufstehers) und das Licht der Sonne.

2) In Prosa. »Dieses ist solche Prosa, daß, wenn »man die Buchstaben einiger Wörter anders [1]) verbindet, man »sie wie Verse lesen kann. Emir Csosrew von Dehli hat »diese Gattung: Vers und Prosa genannt. Ob es [2]) gleich »keine zierlichen Gedanken enthält, so ist es doch zum Beyspiel »vollkommen gut:

»Ruk'a
»ân shunîdî ki sarfî [3]) mustawfî shunîdî ki der
»dil âmed sewdâj în târîk berôj tahsîn ber ân
»shîrhâj shîrîn mewkûf hadhret chudâjegân
»selâtîn a'tham mohammed chosrew.

»ferd
(—◡——|◡—◡—|◡◡—)
»her ki în râ benethm ber châned
»âferîn bâd ber tabî'ati ô.

d. i.:

Wer dieses in Versen liest,
Heilruf sey über dessen Genie!

Ich kann den Heilruf nicht verdienen, doch habe ich für den Glücklicheren, dem er vorbehalten ist, die Prosa, die als solche keinen Sinn hat, getreulich hergeschrieben.

S. 78. Zwölfter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück dhu kâfijetein, doppelreimiges. Z. B.:

——◡◡—◡—◡——
dil der seri zulfi jâr bestîm
uz nergisi ân nigâr restim.

---

1) Oder: mit andern verbindet? Die Konstruktion ist, wie gewöhnlich, nachläßig (cûn harufi ba'dhê elfâth dîger wasl gunend).

2) es, nämlich das folgende Stück (ruk'a), das der Schreiber im Sinne hatte, aber freylich nicht im Sinne hätte behalten sollen.

3) Vielleicht sûfî.

d. i.:

Ich habe das Herz in die Locken des Freundes gebunden,
Und bin so dem Auge dieses Schönheitsbildes entgangen.

»So haben mehrere Dichter ganze Kaſîden verfaßt. Emir »Chosrew Dehlewi hat aber ein Methnewi gedichtet, »genannt sih'ri hilâl [1]), das nicht nur auf diese Art doppelten »Grundreim hat, sondern auch doppeltes Versmaß (Anker 11) »und tegnis (Anker 2) daraus ist:

mit tachfîf — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — | — ◡ — |
mit teshdîd — ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ — |

1. sâkî ez ân shîshe'i mânsûr dem
der reg u der rîshe'i men sûr dem [2])
2. âteshê ez mei fiken ender rewân
tâ shewed în nukte'i cûn zer rewân
3. bende'i bî kîmet u mîri egel
her du shud uftâde'i tîri egel
4. dâne'i ummîd der ân châne kâr
kâmede gâwîd der ân châne kâr
5. rehzeni merdân shude sheitân [3]) bemâl
gôshi wej ez kûshishi ih'sân bimal
6. dûr gun ez âine mer dûd râ
reh medeh ez rewzene merdûd râ
7. nefsi tu cûn cher heme sû der cirâ 'st
âhuwi gân der peji ân cher cirâ 'st
8. ehlî ezin gham ki kem âjed bedest
nâ choshiji hâli tu ez chwed [4]) bed est.

d. i.:

1. Schenke! aus jenem siegerathmenden Becher
Meinen Adern und Fasern ein Gepräge hauche du ein!
2. Ein Feuer aus Wein wirf in die Seele,
Daß diese räthselhafte Materie wie Gold flüssig werde.
3. Der Sklave ohne Werth und der mächtigste [5]) Fürst,
Beyde sind gefallen dem Pfeile des Verhängnisses.
4. Pflanze, o Schenke, das Körnlein der Hoffnung in diesem Hause,
In welchem Hause ewige Arbeit ist.

---

[1]) So heißen mehrere Gedichte. Siehe die Auszüge von S. 77, nächst unter der Aufschrift: S. 77.

[2]) shîshe'i, rîshe'i, ist das erste Glied des Grundreims, mansûr dem und men sûr dem ist das zweyte Glied desselben. Letzteres ist zugleich das tegnîs.

[3]) Im Buche steht sheitân vor und merdân nach shude. Der Sinn scheint die Versetzung zu fordern.

[4]) chwed (selbst) wird gewöhnlich chod gesprochen, reimt aber immer auf ed, wie hier auf âj ed. Derselbe Fall ist mit allen Wörtern, die nach ch das wâwi ma'dûlet haben, z. B. chwer (chor), die Sonne.

[5]) egel i. e. eg'ell, Superlativ von g'ell, g'elîl.

5. Verführer des Menschen wird der Satan durch Gut;
Zupf ihn am Ohr, sich des Guten zu befleißigen.
6. Schaffe fort vom Seelenspiegel diesen Rauch!
Gib keinen Einlaß durchs Fenster dem Verworfenen!
7. Deine Begierde ist wie ein Esel überall auf der Weide;
Das Reh deiner Seele, hinter diesem Esel warum ist es her?
8. Du könntest (solltest) machen, daß von diesem Weh dir weniger zukäme;
Dein unsanfter Zustand ist durch dich selbst so schlimm.

Eine Nebenart von dhû kâfijetein ist mah'g'ûb, d. i. durch einen Vorhang geschiedene Doppelreime, wenn nämlich zwischen den beyden Reimen ein anderes Wort wiederholt wird. Z. B. ein Rubâ'î vom Emîr Mu'azza':

ei schâhi g'ihân ber âsumân dârî tacht
sust est 'adû tâ tu kemân dârî sacht
h'amle sebuk ârî u girân dârî racht
pîrî tu be tedbîr g'uwân dârî bacht.

d. i.:

O Weltschah, über dem Himmel hast du den Thron;
Schlaff ist der Feind, wenn du den Bogen hältst straff.
Zum Angriff bist du leicht, doch schwer von Gepäck;
Alt bist du im Rath, doch jung ist dein Glück.

Demnach sind auch im vorhergehenden Methnewî des Chosrew mehrere mah'g'ûb's, z. B. Beit 4, wo der h'âg'ib, Vorhanghalter, oder h'igâb, der Vorhang zwischen den Doppelreimen ummîd und kâr, g'âwîd und kâr, die wiederholten Worte der ân chân e sind.

S. 79. »Die arabischen Verskünstler nennen dhû-lkâfi-»jetein etwas anderes als die persischen, nämlich, daß man »in dem Beit zwey Grundreime anbringt, auf solche Art, daß, »bey welchem von beyden man beym Vortrag innehält, das »Beit richtig ist. In dieser Art ist jenes Beit des Meisters »Abu-lkâsim H'arîrî berühmt [1]), und in Meg'ma'i-l'sa-»nâ'i' (Sammlung der Kunststücke) aufgezeichnet. Das hat 'Atâ »Allâh auch im Persischen nachgeahmt; aber diese K'as'îde »gehört zu den Wundern: K'as'îde [2]):

---

[1]) Vielleicht ist nicht ein einzelnes Beit gemeint, sondern eine ganze K'as'îde, nämlich die mit dem Kunststücke Tewschîh, in der 23. Makâme, der 19ten des deutschen Harîri. Siehe S. 498 u. ff. und dazu die vierte Anmerkung. Daraus kann zugleich die obige, nach der Art unseres Persers vage Definition des Kunststücks dhu-lkâfijetein im arabischen Sinn am besten berichtigt werden.

[2]) Eine üble Art, sich auszudrücken. Ist das folgende nun die K'as'îde des 'Atâ Allâh? Vermuthlich nein! denn es ist ein kom-

[redacted]

——○○—○—○——

1. ch'astî tu merâ be têghi heg'rân
nâgâh' shudî zi men girêzân
2. nâgâh' zedî u men nebûdem
âgâh' ki zachm' bûd' pinhân
3. jek dherre dili' tu nist' bâ men
jek râh' [1]) shikestei tu peimân
4. restî zi men u' h'adîth' bâshed
kûtâh' tu dêr' zî u shâdân
5. ez bendegijet merâ tu kerdî
âzâd' bebîl bedïde girjân
6. nâshâd' tu ez men u' men ez tu
nâshâd u shudîm' her du jeksân
7. mewlâ'i tu em hem ez tu ch'âhem
ferjâd' fedâ'i tu' gunem g'ân
8. ferjâd' resem ki ber men âmed
bîdâd u shude'm nezend u h'airân
9. ender dili men girift' g'ânân
tîmâr u shud în dilem gudâzân
10. bîm est ki g'âwidân bimânem
bîmâr' ki nïst' hêc' dermân
11. bâ în heme hem negîrem ez tu
âzâr' meger shewî peshimân
12. tu nîz' meshew zi rôji zerdem
bîzâr u sitem megun firâwân
13. âghâz' merâ hemî nemûdi
ferg'âm' shewed welêkin âsân
14. g'uz bâ tu dilem hemî negîred
ârâm u tu [2]) g'uz merâ nuwâzân
15. ez men tu remîde hemc'u âhû
ez dâm' remîde der bijâbân
16. ez kâmi dîlem buride kerdi
nâkam' kenûn c'i sûdi [3]) efghân
17. eknûn ki nihâni men turâ shud
peidâ-ter ez âfitâbi tâbân
18. ender ghami tu' merâ rewân shud
shîdâ u bekâmi bed-sigâlân
19. mefzâj' beberdi mâ tu derdem
'amdâ u diger [4]) merâ mereng'ân
20. dânî tu ki [5]) hest' rôz' hârâ
ferdâ ne ki eblehî u nâdân.

---

plizirteres Kunststück, als das H'arîrische, das 'At'â Allâh nur nachgeahmt haben soll.

[1]) Gedruckt steht jek bâr, das gewöhnlichere Wort für jek râh, einmal. Aber das Kunststück fordert jek râh', wie sich bald zeigen wird.

[2]) Statt tu steht nû, ohne Sinn.

[3]) Es steht falsch sûd u efghân, Nutzen und Klagen.

[4]) Es steht eger.

[5]) Es steht umgekehrt: ki tu.

Zuerst die Uebersetzung dieses gefährlichen, so unschuldig aussehenden Kunststücks, obgleich der Inhalt vielleicht kaum eine Uebersetzung zu verdienen scheinen möchte:

1. Du verwundetest mich mit dem Schwerte der Trennung
Unversehns, von mir gingest du fliehend.
2. Unversehns schlugest du, und ich ward es nicht
Gewahr, denn der Streich war heimlich.
3. Nicht ein Stäubchen deines Herzens ist bey mir,
Auf einmal hast du den Bund gebrochen.
4. Du bist mein ledig, und die Geschichte soll
Kurz seyn: Lebe lang' und fröhlich!
5. Aus deinem Dienst hast du mich gemacht
Frey von Herzen und weinend von Auge.
6. Unfroh bist du meiner, und ich bin deiner
Unfroh, und so sind wir übereins.
7. Dein Haussklave bin ich doch, von dir nur
Begehr' ich Hülfe, dir opfr' ich die Seele.
8. Komm mir zu Hülfe! denn über mich kam
Gewaltthat, und ich ward finster und irre.
9. In meinem Herzen hat um sich gegriffen, o Liebster,
Das Weh, und das Herz ist zerschmolzen.
10. Es steht zu fürchten, daß ich ewig liege
Krank, denn es ist kein Heilmittel.
11. Bey all' dem bin ich über dich nicht
Böse, vielleicht noch reut dichs.
12. Sey du auch nicht über mein bleiches Antlitz
Ungehalten, und übe Trotz nicht zu viel!
13. Du hast den Anfang mit mir gemacht,
Zum Ende mach es auch, aber gelind!
14. Bey andern als dir findet mein Herz nicht
Ruhe, doch du scherzest mit andern als mir.
15. Vor mir fliehest du, wie das Reh
Vor dem Fallstrick flieht in der Wüste.
16. Vom Wunsch des Herzens hast du mich abgeschnitten
Unerwünscht, was hilft nun die Klage?
17. Nun meine Heimlichkeit dir ward
Offenbarer als die scheinende Sonne,
18. Im Gram um dich die Seele mir ward
Sinnlos, und wie es wünschten die Feinde;
19. So mehre mir nicht Schmerz über Schmerz
Mit Fleiß, und quäle mich nicht weiter!
20. Weißt du, daß auf die Tage folgt
Ein Morgen? nicht? so bist du unweise und thöricht.

Wenn man nun von diesen Versen die letzte durchschossen gedruckte Partie jeder zweyten Zeile wegläßt, so entsteht aus je vier Versen ein Rubâ'i, zusammen fünf Rubâ'i's. Das erste lautet:

— — ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — | — — —
chastî tu merâ be têghi hegrân nâgâh
nâgâh' zedi u men nebudem 'âgâh

jek derre dili' tu nîst' bâ men jekrâh
restî si men u' h'adith' bâshed kûtâh.

d. i.:

Du verwundetest mich mit dem Schwerte der Trennung unversehns,
Unversehns schlugst du und ich ward es nicht gewahr.
Nicht ein Stäubchen deines Herzens ist bey mir auf einmal;
Du bist mein ledig, und die Geschichte soll kurz seyn (ist aus).

Wonach sich nun der Leser die vier übrigen Rubâ'i's ohne Mühe selbst zusammenstellen kann. So leicht ist es dem Berichterstatter nicht geworden, nicht wegen sonderlicher Schwierigkeit der Sache, sondern durch den verwirrenden Ausdruck unseres Autors, der hier auf Einer Seite zwey sich geradezu widersprechende Anweisungen gibt. Zeile 17 sagt er: »Wenn man die ersten Mis'râ's mit den Worten (in den zweyten Mis'râ's), die mit rother Tinte geschrieben sind (es sind aber keine mit rother Tinte geschrieben, auch keine, zum Ersatz dafür, im Druck schwarz überstrichen), zusammen liest, so entstehn fünf Rubâ'i's, nämlich« u. s. w. *). — Dann Zeile 24: »Wenn man die rothgeschriebenen Worte nicht wegläßt, so hat man zwanzig Beits im Maße des bah'ri hezeg'« u. s. w. — Man sieht, daß jenes: zusammen liest, mit diesem: nicht wegläßt, eins ist, da es doch der Gegensatz davon seyn soll. Es ist aber nicht etwa dadurch zu helfen, daß man das nicht wegläßt, weglasse; denn nicht ja durch Weglassung entstehen die zwanzig Beits aus den fünf Rubâ'i's, sondern umgekehrt diese aus jenen. Der Schreiber hat also verschiedene Codices vor sich gehabt, mit verschiedener Bezeichnung, und ihr gemäßer Anweisung zur Weglassung und Mitlesung des Bezeichneten. Nämlich 1) das zur Gewinnung der Rubâ'i's aus den Beits Wegzulassende war roth geschrieben, wie es nun bey uns durchschossen gedruckt ist. Darauf bezieht sich dann die zweyte Anweisung unseres Autors, vor Zeile 24. »Wenn man das roth Geschriebene nicht wegläßt, so hat man zwanzig Beits;« wozu zu setzen: wenn man es aber wegläßt, so hat man fünf Rubâ'i's. 2) Nicht diese wegzulassende Schlußpartie der zweyten Zeilen war roth geschrieben, sondern das vor dieser Partie stehende, nicht wegzulassende

*) Hier werden nun die Verse, als Rubâ'i's geschrieben, aufgeführt, das erste Rubâ'i aber mit folgenden Fehlern: Zeile 3, statt nîst (ist nicht) steht hest (ist); statt jekrâh (einmal), wie wir oben bey der Aufführung des ganzen Gedichts in K'asidenform, wo im Buch sekbâr stand, emendirt haben, steht hier bekenâr (im Schooß). Zeile 4, statt restî zi men u' (du bist mein ledig, und), steht: ez bendegijet zi men (von deinem Dienste von mir).

[redacted]

Wort, nâgâh, âgâh, jekrâh, kûtâh u. s. w. Darauf bezieht sich die erste Anweisung unseres Abschreibers: »Wenn man die ersten Zeilen mit den roth geschriebenen Worten (in den zweyten Zeilen) zusammenliest (setze hinzu: das nach den roth geschriebenen Worten folgende aber wegläßt): so entstehen die fünf Rubâ'i's. Da unser Ueberlieferer nun bey einem Theile seiner Gewährsmänner roth geschrieben fand, was beym andern schwarz war, und schwarz, was beym andern roth, so kam er, wenn er beyde Theile vereinigen wollte, in die Verlegenheit, entweder alles oder gar nichts in den betrefflichen zweyten Zeilen roth zu schreiben (oder als Ersatz dafür zu überstreichen), und er hat billig das letztere, nämlich gar nichts zu überstreichen, als das leichtere vorgezogen. Da er nun hierin seine Autoren nicht besser vereinigen konnte, so that er dieses (desto unglücklicher) in Bezug auf die von ihnen gegebenen, natürlich sich widerstreitenden, Anweisungen zum Weglassen und Mitlesen; er vereinigt sie dadurch, daß er den einen Theil der Anweisung von den Einen, und den andern Theil von den Andern nahm, uns die Mühe überlassend, das dadurch entstandene Gewirre wieder aus einander zu wirren.

Zum Schluß dieses Ankers ist noch gesagt: »Das letzte »Kunststück (dhu-lkâfijetein im arabischen Sinne) wird von »andern zum Muweshshah' gerechnet.« — Es ist aber damit nicht, wie man glauben sollte, das persische Muweshshah' des folgenden Ankers gemeint; sondern es soll nur heißen, daß die Araber ihr dhu-l kâfijetein so, nämlich Muweshshah', nennen, wie man im deutschen H'arîri an der angeführten Stelle sehen kann. Darauf allein auch paßt eigentlich der Name Muweshshah', d. i. mit einem Wehrgehäng versehen, indem die am Ende der Zeilen hinzugefügte Verspartie, die man weglassen kann, als ein zum Schmuck der übrigens vollen Rüstung des Verses beygegebenes Wehrgeheng erscheint. Doch durch eine andere Wendung kann man den Namen auch dem folgenden Kunststücke anpassen.

Dreyzehnter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück Muweshshah'. »Dieses besteht darin, daß die »Anfangsbuchstaben der einzelnen Mesrâ's oder auch *) der »Beits, oder endlich auch Buchstaben aus der Mitte der Verse, »zusammen einen Namen, oder ein Beit, oder ein ganzes kleineres »Gedicht bilden.«

1) Die Anfangsbuchstaben bilden einen Namen. Als Beyspiel ein Rubâ'i, dessen Zeilen mit m, h', m, d, d. i. Moh'am-

*) Statt bâ, mit, ist jâ, oder, zu lesen.

med, anfangen. Eine Kaside, in welcher die Anfangsbuchstaben der Beits (nicht Misra's) die Koransüberschrift: bismillâhi-l'rah'mâni-l'rah'îm, bilden. Folgendes Rubâ'i, S. 80:

burdî dili men zi tu' begân mîch'âhem
uz gum shude'i ch'ësh nishân mîch'âhem
ser gir zi her misrâ' u bâ hem peiwend
her cis ki chêzed zi tu ân mîch'âhem.

d. i.:

Kind, mein Herz hast du genommen, von Herzen bitt' ich dich,
Um ein Zeichen von dem mir abhanden gekommenen bitt' ich dich.
Suche die Häupter [1]) der Verse und füge sie zusammen,
Siehe, was herauskommt, um das bitt' ich dich.

Diese Vier-Zeilen bitten mit ihren Anfangsbuchstaben persisch um bûse, d. i. deutsch um einen Kuß. Ein anderes Rubâ'i begehrt in gleicher Manier etwas Ungezogenes, nämlich g'imâ'.

2) Buchstaben (oder Wörter) aus der Mitte der Verse, bilden zusammengenommen einen Namen oder einen Vers. Z. B.: Rubâ'i:

ch'âr est' g'e hân pêshi newâlet jekser
fachr est' zi elkâbi tu din râuchater
tu' gâni moh'ammedî-i uz ferti guher
z'elmâsi d'hamîret siperî shud chanğer.

d. i.:

Gering ist vor deiner Freygebigkeit die ganze Welt;
Stolz wächst durch deine Beynamen dem Glauben zu, und Ehre.
Du bist der muhammedanische Schacht, und aus Trefflichkeit des Gehalts
Durch den Diamant [2]) deines Gemüths ist gestählt dein Dolch.

Die durchschossen gedruckten Buchstaben bilden den Namen des Gelobten: Chäg'e Fachr Eldin Moh'ammed Elmâsi. Eine sehr wohlfeile Kunst, da die zusammen zu lesenden Buchstaben an lauter zufälligen Stellen angebracht sind. Dieser Vorwurf der Willkürlichkeit trifft auch die folgenden, sonst freylich hinlänglich gekünstelten Beyspiele. Nämlich:

»Aus folgenden drey Beits einer Kâside des Seid Dhu-»lfikâr 'Alî shirwânî, geht durch Zusammenfügung einzel-»ner Wörter ein neues Beit hervor. Die drey Beits:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —

1. a) c'emen shud ez guli sadberg' tâze dilberwâr
   b) behâr jâft' behârî zi bâd' der gulzâr

[1]) d. i. Anfangsbuchstaben.

[2]) d. i. feinstes Eisen.

2. a) nihâl' c'ûn kadi dilber c'emân shewed der raks'
b) ezân ki [1]) fâchite c'ûn bîbilân binâled zâr
3. a) irem zi rôji tenâsuch be bêsitân âjed [2])
b) chizân chizân c'u der âjed be bâgh' bâdi behâr.

d. i.:

Das Beet ward durch die hundertblättrige Rose frisch wie ein Liebster.
Der Frühling fand die Primel durch den Wind auf der Blumenwiese.
Der Zweig, wie ein Wuchs des Liebsten, schaukelt sich im Tanze,
Da die Turteltaube wie Verliebte kläglich stöhnt.
Irem [3]) ist durch Metamorphose in den Garten gekommen,
Wie schleichend schleichend in den Garten kam der Frühlingswind.

Daraus entspringt folgendes Beiti tewshih', oder Wehrgehängsvers:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — — —
guli' sadberg' dilberwâr' c'ûn der bôsitân âjed
behâri [4]) bâd' der gulzâr' c'ûn bîbil chizân âjed.

d. i.:

Wenn die hundertblättrige Rose wie ein Liebster in den Garten kommt,
Kommt der Frühlingswind ins Rosenbeet wie ein Verliebter schleichend.

Um diese zwey Zeilen zu gewinnen, muß man aus den oben mit Zahlen bezeichneten drey Beits die Wörter so zusammenlesen. Für die erste Zeile: guli sadberg und dilberwâr aus 1. a), c'ûn und der aus 2. a), bôsitân âjed aus 3. a). Für die zweyte Zeile; behâri und bâd' der gulzâr aus 1. b), c'ûn bîbil aus 2. b), chizân und âjed aus 3. b).

»Als Gegenstück zur obigen K'as'ide des Dhu-lfikâr von »Shirwân hat Châg'e G'emâl El'din Moh'ammed Selwân von Sâwe eine K'as'ide verfaßt; daraus folgende zwey »Beits, aus welchen ein drittes hervorgeht, das zehn Kunst»stücke in sich vereinigt:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —
1. a) safâ'i safweti rôjet birêcht' âbi behar
b) hewâ'i g'enneti kôjet bibêcht' mushki tatâr
2. a) eger chaber zi safâ'i' tu gulsitân dâred
b) gul ez h'ajâ'i ruchet g'awidân nejâred bâr.

---

[1]) Konjektur für besân.
[2]) Emendation für nâjed.
[3]) Das irdische Paradies.
[4]) Konjektur für behâr.

d. i.:

> Der Reinheitsglanz deines Antlitzes verströmet Frühlingsthau,
> Die Paradieseslust deiner Straße verstreut tatarischen Moschus.
> Wenn von deinem Glanze das Rosenbeet Kunde bekommt,
> So wird aus Scham vor deiner Wange die (gefüllte) Rose — niemals Frucht tragen.

Woraus hervorgeht:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — — —
ſafâ'i' ſafweti' rôjet ſifâti' gulſitân dâred
hewâ'i' g'enneti' kôjet h'ajâti' g'âwidân âred *).

d. i.:

> Der Reinheitsglanz deines Antlitzes hat die Eigenschaften des Rosenbeets;
> Die Paradieseslust deiner Straße bringet ewiges Leben.

Dazu muß man also die Wörter nach ähnlichem Schema, wie bey dem vorhergehenden Beyspiele, aus den zwey Beits zusammensuchen, nämlich die Wörter für die erste Zeile aus den beyden ersten Zeilen, und die für die zweyte Zeile aus den beyden zweyten Zeilen. Und zwar erstens: ſafâ'i ſafweti rôjet aus 1. a), ſifâti (aus ſafâ'i tu) und gulſitân dâred aus 2. a). Zweytens: hewâ'i g'enneti kôjet aus 1. b), h'ajâti (aus h'ajâ'i ruchet) und g'âwidân âred aus g'âwidân nejâred in 2. b).

Die neun Kunststücke aber (außer dem zehnten: Tewſhih'), welche das Beit enthalten soll, reduziren sich, beym Lichte besehen; auf diese beyden: Terſi' (erster Anker), das zugleich Sheſh kâfije, Sechsreimigkeit, ist, und Teg'nis (zweyten Anker) oder Iſhtikâk (dritter Anker).

»Auf diese Art nun geht, die ganze K'aſide hindurch, bald »aus zwey, bald aus drey, bald aus vier Beits ein neues Beit »mit immer verschiedenem Maß und verschiedenen Kunststücken »hervor, die die Verwunderung der Vollendeten sind. Die Wahr»heit zu sagen: Eine ähnliche K'aſide hat bis jetzt Niemand ge»dichtet. Und so Gott will, soll im dritten Fahrzeug diese K'a»ſide mit andern des H'âfit'h Ben 'Ali Nûr und des Ehli »ſhirâzi beygebracht werden.«

Darauf eine K'aſide von Wat'wat', in funfzehn Beits, in zweyerley Versmaßen (hier meg'mâ' elbah'rein genannt, d. i. das Mutelewwin des eilften Ankers), und ganz mit Terſi' (erster Anker), »aus deren Bauch,« wie unser Autor sagt, »drey Ruba'i und drey K'at'â hervorgehen, so daß im Fach »des Tewſhih' noch Niemand ein solches Kunstwerk geliefert.«

---

*) âred, Emendation für dâred.

Da aber durch nichts angedeutet ist, welche Worte man aus den Beits der K'as'ide herausnehmen soll, um jene sechs Stücke zusammenzusetzen, die Verfahrungsart aber bey solcher Herausnahme, wie wir gesehen haben, zwar im Allgemeinen ein gewisses Schema hat, doch in allen Einzelheiten willkürlich ist, so sind die drey Ruba'i's und drey K'at'a's im Bauche der K'as'ide für uns verloren. Doch schreibe ich den Anfang des klangreichen Gedichtes her:

—◡—|—◡◡—|—◡◡—|—◡◡—
und
—◡——|◡◡——|◡◡——|◡◡—*)

ei zi guftâri tu perdâch'te âjâti huner
wei zi kerdâri tu efrâch'te râjâti t'hafer
geshte ejjâm' zi achbâri tu bâ k'adr u sheref
geshte islâm' zi âthâri tu bâ chair u chat'er
k'adri tu' hest' c'u g'ewsâ be g'elâl u be 'ulum
sadri tu' hest' c'u derjâ be sechâ u be huner.
ez tu islâm' pur ez jumn u t'hafer shud g'umle'
ez tu ejjâm' pur ez h'usn u behâ shud jekser
kemterîn t'âli'i fermânt' zemân gesht u zemîn
kemterîn tâbi'i peimânt' k'ad'hâ gesht u k'ader.

d. i.:

O du, durch dessen Rede erörtert sind die Koransverse der Tugend,
Und, o du, durch dessen That erhöht sind die Fahnen des Sieges.
Die Zeit hat durch deine Kunden erhalten Preis und Adel,
Der Islâm hat durch deine Thaten erhalten Verdienst und Gewicht.
Deine Würde ist wie Orions an Hoheit und Herrlichkeit,
Dein Vorrang ist wie des Meeres an Freygebigkeit und Tugenden.
Durch dich ward der Islâm voll Glück und Sieg insgemein,
Durch dich ward die Zeit voll Schönheit und Werth allzumal.
Der geringste Aufwärter deines Befehls ward die Zeit und der Raum,
Der geringste Genosse deines Bundes ward das Geschick und das Verhängniß.

Hierauf folgt zum Schlusse dieses Ankers ein Beyspiel, das eigentlich zu Nr. 1) gehört, nämlich eine K'as'ide des 'Amid Lûmegi, mit 64 Beits, die beynahe die zwey Folioseiten 81 und 82 füllen, alles zum Lobe eines Pferdes und seines Reiters, des Schah's. Jedes der 64 Beits hat die es treffende Zahl in seinem Anfangsbuchstaben, der nach dem Zahlenwerth des Alphabets gewählt ist, wobey denn die Beits mit denjenigen Zahlen, die aus Zehnern und Einern zusammengesetzt sind, diese natürlich durch ihre beyden ersten Buchstaben ausdrücken.

---

*) Mit den beyden Versmaßen ist es hier wieder keine Kunst. Denn die beyden sind eins, nur verschieden abgetheilt. Deßwegen wohl ist das Kunststück derselben auch nicht Mutelewin, sondern eben Meg'ma' elbah'rein genannt.

Bey den Zahlen von 10—19 ist der Dichter in großer Noth, all die nöthigen Jê's (10) beyzuschaffen; er greift zu den seltensten persischen Wörtern, und für die meisten Fälle müssen arabische Futura, die mit Jê anfangen, aushelfen. Der Vers 15 fängt fehlerhaft mit j-ch statt mit jh an; es steht nämlich:

—◡——|—◡——|—◡——|—◡—
jachfid'ho-l'ebt'âlo min tah'rikihi' der rôzi kin;

statt jahfito von hafat, das mit dem bekanntern und ziemlich verwandten chafad'h verwechselt worden. Uebersetze:

Es erliegen[1]) die Tapfern vor seiner Bewegung am Tage der Schlacht.

Gleich fehlerhaft steht am Anfange des Verses 17 jerdhî (ein Wort ohne Sinn) für jezdî, Bewohner von Jezd. Auch im Innern oes Textes fehlt es nicht an Fehlern und Unverständlichkeiten. Schön sind Vers 48 und 49:

mah'd'hi 'adli' shâh' bin her sûj' k'espesh ruch nemud
ber teni' mûrê negerded zô seri' mô'ê figâr
mat'la'i' subh'i' t'hafer der zulfi shâmi' perc'emesh
ber g'ebi'ri' reh-newerdesh ghorre't' nusret shi'âr.

d. i.:

Schau die pure Gerechtigkeit des Schah's! Wohin sein Roß sich wendet,
Macht es am Leib einer Ameise kein Spitzchen eines Härchens wund.
Der Anbruch des Siegesmorgens ist im Nachthaar seiner Roßschweifstandarte;
An der Stirne seines Renners ist die siegbezeichnete Blasse.

Unser Autor macht aufmerksam darauf, daß die 64 Beits den 64 Feldern des Schachbrets entsprechen, und zwar gleichsam den Sprung des Rosses darauf vorstellen. Diesen Rösselsprung anschaulich zu machen, ist eine, die ganze 83ste Seite füllende, Tafel[2]) beygegeben, deren 64 Felder zugleich mit Zahlen und mit Zahlbuchstaben bezeichnet sind. Im vierten Felde von der Linken zur Rechten, der sechsten Reihe von unten hinauf, steht Eins und Eilf, als der angenommene Auslaufsort des Rosses. Zwey und Bê steht dann im sechsten Felde der siebenten Reihe, drey und G'im in der obersten Ecke rechts u. s. w. — Ich vermuthe: Die 64 Verse der K'asîde waren ursprünglich be-

[1]) oder zerstieben.

[2]) Uneigentlich genug ist diese Tafel mit lauter Vierecken, von unserem Autor dâ'ire, Kreis, genannt Das Wort dâ'ire scheint als Kunstausdruck seine angestammte Bedeutung ganz aufgegeben zu haben, und überhaupt allerley Figuren uud Zeichnungen, die man einem Buche beygibt, zu bezeichnen.

stimmt, auf ein wirkliches Schachbret, in eben der Ordnung, wie hier ihre Anfangsbuchstaben, felderweise geschrieben zu werden, nämlich im Zickzack des Rösselsprungs, um diesen einen Fürsten dadurch, daß er den Anfangsbuchstaben seines Lobgedichts nachginge, auf eine angenehme Weise beyzubringen und geläufig zu machen.

Vierzehnter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück Mo'akkad oder Verschränktes.

»Mo'akkad ist ein Kunststück, das man in Art eines 'akd (eines Knotens, einer Verknüpfung oder Verschränkung, d. i. einer emblematischen Figur) macht. Hier ein Mo'akkad zum Lobe unseres Schah's:

S. 84. 1) Eine Figur von zwey verschränkten Dreyecken, deren sechs Spitzen die Peripherie eines Kreises in gleichen Zwischenräumen berühren. Innen um die Seiten der Dreyecke herum sind Verse geschrieben. An den sechs Punktrn, wo die beyden Dreyecke sich schneiden, steht überall ein kleiner Kreis. Beym Versuch, die Verse zu lesen *), entdeckt man, daß jene kleineren Kreise den Endbuchstaben Hê vorstellen, der in seinem unverbundenen Zustande in vielen Schriftarten einem Kreise (oder einer Nulle) gleicht. Jedes dieser Hê's dient aber nach zwey Seiten hin, einmal in einer Verslinie des Dreyecks a, und das zweyte Mal in der Verslinie des Dreyecks b, welche die Verslinie des Dreyecks a an jener Stelle, wo das Hê steht, schneidet, und in diesem Doppeldienst Eines Buchstaben besteht eben das Kunststück. Wir könnten eben so in lateinischer Schrift Verse ordnen, daß an den durchschnittenen Stellen lauter O's als kleine Kreise zu stehen kämen, die sowohl quer-über in der einen Linie, als schief herab in der schneidenden andern sich mitläsen. Nur wäre diese Kunst in lateinischer Schrift, wo jedes o ein Kreis ist, geringer als in der arabischen, wo nur das Hê am Ende ein solcher ist, und zwar nur das Hê, das keinen nach hinten zu verbindbaren Buchstaben vor sich hat. Die Verse sind, in dem einen Dreyeck:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡̱ ◡̱ —

1. ei ghubâri' deret zi râh(1)i sheref
surme'i' dîdeh(2)i' ûlô-l'ebsâr

---

*) Eine Anweisung dazu gibt der Autor weder hier, noch bey den übrigen Figuren, welche die Seiten 85—91 einnehmen. Er gibt alle diese Kunststücke für Leser, denen der Kunstgriff schon bekannt ist; für uns sind sie Räthsel, in deren Enträthselung denn auch ihr einziges Interesse liegt.

2. bacht u gâh(3) u' seâdet u' ikbâl
hemreh(4)-i' tust' ez jemîn u jesâr
3. lut'fi h'ak' dâdeh(5) bendegâni turâ
bachti âzâdeh(6) u' dili' hushjâr.

Im andern Dreyeck:

1. best' sehmi' tu râh'(6) ber h'ossâd.
dâdeh(1) têghet shikest' ber kuffâr
2. ghairi t'awri' nigô nedîdeh(2) kesê
ez tn âzâdeh(3) bacht u ch'osh at'wâr
he' jemîni' tu dewr' ch'ordeh(4) jemîn
ez jesâri' tu burdeh(5) dehr' jesâr.

Die h's entsprechen sich in beyden Dreyecken nach den von mir beygesetzten Zahlen, so, daß immer zwey mit der gleichen Zahl bezeichnete durch Einen Kreis ausgedrückt sind. Die Verse lauten zu deutsch:

O du, der Staub deines Thores ist zur Adelverleihung
Die Schminke der Augen der Einsichtbegabten.
Glück und Macht, Glückseligkeit und Gelingen,
Sind deine Wegegenossen zur Rechten und zur Linken.
Die Gnade Gottes hat gegeben deinen Knechten
Edelfreyes Loos und klarfrohes Bewußtseyn.

Dein Pfeil hat abgeschnitten den Weg den Neiden,
Dein Schwert hat Niederlage gebracht den Ungläubigen.
Außer gute Art hat Niemand gesehen
An dir, o Freyglücklicher, Edelsittiger!
Bey deiner Rechten schwört die Welt ihren Eid,
Aus deiner Linken empfängt die Zeit ihr Glück.

2) Zwey verschlungene oder in Einem Zug geführte Dreyecke, deren fünf Spitzen in gleichen Zwischenräumen die Peripherie eines Kreises berühren. Zwischen den fünf doppelt gezogenen Linien der Dreyecke laufen fünf Beits zum Lobe des Dolches seiner Majestät, mit welchem Dolche die scharfen Spitzen der Dreyecke wohl eine beabsichtigte Aehnlichkeit haben. Das Kunststück ist das obige: von allen Stellen, wo die Linien sich kreuzen, stehen doppelt bezogene He's. Das Gedicht ist schlechter als das vorige, und das Kunststück noch dazu sehr ungeschickt ausgeführt. Die He's sind nämlich bald zu weit vorn bald zu weit hinten im Verse angebracht, so, daß die Wörtermasse bald die einzelnen Räume nicht ohne unangenehme Dehnung der Buchstaben füllt, bald hinwieder nicht ganz in die Linie geht, sondern zum Theil oben darüber, zum großen Mißstand der Figur, hat geschrieben werden müssen. Dem allen

wäre aufs leichteste abzuhelfen gewesen durch besser berechnete Vertheilung der so leicht überall beyzuschaffenden Hè's, in wenig veränderten poetischen Wendungen; und ich habe damit zu meiner Belustigung den Versuch gemacht.

S. 85. Funfzehnter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück Moshegg'er oder Gebaumtes. Eine sinnige Spielerey, an der man weislich sein Wohlgefallen haben kann: Eine Figur, die einen Baum mit fünf Aesten rechts und fünf links vorstellt. Mitten am Stamme hinauf steht ein Beit, in Einer Linie geschrieben; fünf Verspartien rechts und fünf links laufen schief als die Aeste vom Stamme auswärts. Außen herum, wo die Aeste enden, erscheinen rechts fünf Blumennamen, einer an der Spitze jedes Astes, doch in anderer Richtung, als die Verspartie des Astes; die Namen sind: Lilie, Jasmin, Veilchen, Rose und die Tulpe 'Abher [1]). Eben so, gegenüber den Blumen, sitzen fünf Vogelnamen auf den Spitzen der fünf Aeste links: Turteltaube, Sprosser [2]), Nachtigall, Papagey und Taube. Beym Versuch zu lesen (denn eine Anweisung ist nicht gegeben) entdeckt man nun zuerst, daß sowohl die Vögel als die Blumen für sich eine zweyte oder Reimzeile von dem Maße des Stammverses (d. i. des am Stamm des Baumes hinaufgeschriebenen Distichons) ausmachen; sucht man nun die ersten Zeilen zu diesen zweyten, so entdeckt man sie in den Verspartien der beyden untersten Aeste, rechts und links, doch so, das den Zeilen am Anfange etwas fehlt. Da dieses Fehlende nirgends sich auftreiben läßt, weil die folgenden Versäste, von denen man etwas borgen möchte, selbst nichts übrig haben, vielmehr auch ihnen zur Vollständigkeit eines Verses, dessen Grundreim sie am Ende zeigen, am Anfang etwas fehlt; so kann man nicht anders, als an den Hauptstamm sich wenden, um aus ihm selbst, wie natürlich, die Unvollständigkeit seiner Aeste zu vervollständigen. Und, aufs angenehmste beschäftigt, entdeckt man nach und nach folgende Organisation. Jeder der Versäste rechts und links geht in irgend einem Punkte vom Stamme aus, und was vom untersten Anfange des Stammes aufwärts bis zu jenem Punkte geschrieben ist, mit dem dort sich anschließenden Aste zusammengelesen, gibt

---

[1]) 'abher wird sonst als Narzisse u. dgl. erklärt. Hier steht es in Opposition mit Tulpe, lâle. Entweder muß es also eine besondere (vielleicht wohlriechende) Tulpenart seyn, oder lâle, Tulpe, muß ein weiterer Geschlechtsname, etwa für Zwiebelblume überhaupt, seyn.

[2]) hezâr, tausend (nämlich Stimmen).

ein vollständiges Distichon. Jeder Astvers wiederholt also an seinem Anfang etwas vom Stammvers; er wiederholt aber davon um so weniger, je tiefer, und um so mehr, je höher hinauf er vom Stamme sich trennt. Man kann nun rechts oder links, oder abwechselnd von rechts zu links oder von links zu rechts, an den Aesten des Baumes hinauf oder auch herunter steigen. Wir wollen zur Probe von oben an den Aesten links herab, und von da an denen rechts wieder hinauf steigen:

— — ◡ — | ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ — ◡ — [1])

Der Stammvers:

shimshâd' bîn behusn u letâfet ci new-ber est
bihter zi kadd u kâmeti serw u' sanew-ber est.

Astverse links, von oben herab:

1. shimshâd' bîn behusn u letâfet ci new-ber est
bihter zi kadd u kâmeti serw-i' cu 'arer est
2. shimshâd' bîn behusn u letâfet ci new-ber est
bihter zi bôsitân u gulistân mo'anber est
3. shimshâd' bîn behusn u letâfet ci new-ber est
der bâghi bil nishândeni în shâch' der chwer est
4. shimshâd' bîn behusn u letâfet cu shâ-'irê
her bergi ô zi ma'rifeti' châs' difter est
5. shimshâd' sâje perwer u murghân thenâj' chân kumrî hezâr' bulbul tûtî kebûter est.

Astverse rechts, von unten hinauf:

5. shîmshâd' bîn ki gird' begirdesh ci gul shu-guft
sûsen semen bineffshe gul u' lâle 'abher est
4. shimshâd' bîn behusn u letâfet ci gô-jemet
tuba'j [2]) bihesht' hem ne bekaddesh berâber est

---

[1]) Es ist dieses das Metrum, von denen, wir schon gesagt, da es, nach seiner persischen Abtheilung: — — ◡ | — ◡ — ◡ | ◡ — — ◡ | — ◡ — |, keinen Klang für unser Ohr habe, für welches wir ihm die obige Abtheilung geben müssen.

[2]) tubâ'j, eine anomalische Kontraktion des Jâi id'hâfet mit dem Endvokale des Worts tûba'.

3. shimshâd' bîn beh'usn u letâfet c'i newber est
her shâchi ô bebâdi sabâ raks' ender [1]) est
2. shimshâd' bîn beh'usn u letâfet c'i newber est
bihter zi kadd-i ô ne diger sâje-perwer est
1. shimshad' bîn beh'usn u letâfet c'i newber est
bihter zi kadd u kâmeti nâzek semember est.

d. i.:

Das Buchsbäumchen [2]) siehe, in Schönheit und Anmuth, welch ein frisches Gewächs ist es!
Besser als Wuchs und Gestalt der Zypress' und der Pinie ist es.

1. Das Buchsbäumchen siehe, in Schönheit und Anmuth, welch ein frisches Gewächs ist es!
Besser als Wuchs und Gestalt der Zypresse, der wachholdergleichen, ist es.
2. Das Buchsbäumchen siehe, in Schönheit und Anmuth, welch ein frisches Gewächs ist es!
Besser als der Bôstân und als der Gulistân [3]), ein ambrosisches ist es.
3. Das Buchsbäumchen siehe, in Schönheit und Anmuth, welch ein frisches Gewächs ist es!
In den Garte. des Herzens dieses Zwerglein zu pflanzen, zuträglich ist es.
4. Das Buchsbäumchen siehe, in Schönheit und Anmuth, gleich einem Dichter,
Jedes Blatt, von geheimer Weisheit ein Büchlein ist es.
5. Das Buchsbäumchen ist ein Schattengewächs [4]), und die Vögel lobsingen,
Turtel, Sprosser, Nachtigall, Papagey und Täubchen ist es.
6. Das Buchsbäumchen siehe, rings um es im Ring welche Blumen sind erwachsen!
Lilie, Jasmin, Veilchen, Rose und Tulipane ist es.

---

[1]) Schwerlich klassisch persisch, für der raks' ender oder berâks' ender.

[2]) Buchsbaum ist hier offenbar so viel, als Baum des Buches, weil er im Buche wächst. Wer hätte, ohne Kenntniß vom obigen Kunststücke zu haben, diese sehr zuverläßige persische Etymologie entdecken können! Der Buchsbaum ist nun der Kunstbaum, aber in höheren Verhältnissen, als er verkrüppelt in unseren Gärten wächst.

[3]) Hat der persische Schreiber nicht an Sa'di's zwey berühmteste Werke gedacht, so hats der deutsche gethan.

[4]) sâje perwer kann grammatisch: Schatten nährend, d. i. schattend, erquickend, heißen. Gewöhnlich aber bedeutet es: im Schatten genährt, weichlich, üppig. Welches paßt nun am besten auf das Buchs- oder Kunstbäumchen?

4. Das Buchsbäumchen siehe, in Schönheit und Anmuth, was soll ich dir sagen?
Das Bäumchen des Paradieses mit ihm zu vergleichen nicht ist es.
3, Das Buchsbäumchen siehe, in Schönheit und Anmuth, welch ein frisches Gewächs ist es!
Jedes Zweiglein an ihm, im Frühlingswinde tanzgeschaukelt ist es.
2. Das Buchsbäumchen siehe, in Schönheit und Anmuth, welch ein frisches Gewächs ist es!
Besser als Wuchs eines jeden andern zarten Schattengewächses ist es.
1. Das Buchsbäumchen siehe, in Schönheit und Anmuth, welch ein frisches Gewächs ist es!
Besser als Wuchs und Gestalt des jasminbusigen Liebchens ist es!

Mit Veränderung der letzten Wendung kann nun jeder Liebhaber, und Liebhaber von Versen, der Seinigen die seinigen auf diese neueste Art zugestutzt überreichen. Er übersehe nur nicht, um das Kunststück zu treffen, daß die beyden Zeilen des Stammverses in Einer Zeile zu schreiben sind. Uebrigens wird ihm alles dann hier deutlicher seyn, als es dem Verdeutlicher selbst Anfangs im persischen Buche gewesen, wo die größte Räthselhaftigkeit dadurch entsteht, daß die Versäste nirgends am rechten Punkte an den Stamm sich anschließen, sondern bald zu hoch, bald zu tief stehen. Die Figur, wie sie im Buche steht, hat einer geschrieben, der entweder das Kunststück auswendig gewußt, oder es gar nicht verstanden.

S. 86. Eine gebaumte K'aside von 'Amîd Lûmegî (dem Künstler des Rösselsprungs im vorigen Anker), viel größer, doch weit weniger kunstreich, als das obige Stück. Unten, links und rechts, am ganz entsetzlich dicken Stamme, stehn vier Beits zum Eingange; dann folgen rechts hinauf in zehn Aesten fünf Beits, und fünf andere in den zehn Aesten links herunter*), die Verspartien sind so in den Aesten vertheilt, daß gerade an der Spitze jedes Astes ein im Verse genannter Vogel zu sitzen kommt. Der Vögel sollen, nach einer Bemerkung unten im Stamme, 21 seyn, aber es erscheinen nur 19, darunter auch der Riese Simurg; es müßte denn der ganz oben in einem Ke auf dem Baume aufgepflanzte Neumond, Hilâl, der, als die Krone dieses Kunststücks, sowohl den Endreim des obersten Beits rechts, als den Anfang des obersten Beits links, bildet, und

*) Zum Lobe des Schah's, der im fünften Beit Nasiri Duwal (wohl des Versmaßes wegen für Nasir Eldewlet) und im sechsten Beit Mohammed genannt wird.

sodann der zum Ausgange des letzten Beits links unten auftretende Esel des Antichrists, chari deg'gâl, in dieser Poetik auch mit unter die Vögel gerechnet werden. Doch ich sehe, daß zwey andere, ordentliche Vögel nach innen im Verslaubwerk des Baumes sich versteckt haben, die man also zu jenen neunzehn auf den Spitzen der Aeste sitzenden hinzurechnen, und dafür den Mond und den Esel weglassen muß.

S. 87. Die beyden vorhergehenden waren Buchsbäume, kugelförmige, dickzugestutzte Massen; hier folgen nun drey desto schlankere, die wahrscheinlich Palmen seyn sollen. Zwey davon sind wie Sterne von zehn Strahlen, ein eilfter Strahl, verlängert, stellt den Schaft vor; der dritte hat neunzehn Strahlen außer dem Schafte. In Mitte der Strahlen von jedem dieser Sternbäume steht ein kleiner doppelter Kreis, der, wie man errathen muß, ein Anfangs-Mim bedeutet. Die Strahlen sind eben so viel gedehnte Verbindungsstriche, an deren Ausgang einige Buchstaben stehen, die mit dem für alle gemeinschaftlichen Mim die einzelnen Wörter eines Verses bilden, die also alle mit m anfangen. Der Neunzehnstrahler gibt folgendes Rubâ'i, das für ein eben so einfaches als vollständiges Glaubensbekenntniß eines persischen Lyrikers gelten kann:

men mâ'ili mehrô'i muselsel môjem
meftûni mijâni mehwesbî' mehrojem
mei mich'oremu' [1]) mijâni meichâne mudâm
med'h'î' meliku' [2]) mulki melik mîgôjem.

d. i.:

Ich bin zugethan Mondantlitzigen, Lockenkettigen,
Angefochten von der Mitte Mondgleicher Mondengesichter;
Wein trinke ich, und im Weinhaus beständig
Das Lob des Königs und des Königreichs des Königs verkünd' ich.

S. 88. Ein Kreuz in die Winkel eines Vierecks gestellt, über welches der Schaft des Kreuzes unten heraus geht. Man sollte die Figur für eine andere Art von Baum halten, da keine neue Aufschrift dazu gegeben ist. Aber aus den Versen, die im Kreuze und um die Seiten des Viereckes geschrieben sind, kann man schließen, daß die Figur einen Sonnenschirm oder ein Zeltdach (c'etr) vorstellen soll. Die vier ersten Zeilen lauten:

O du, in dessen hohen Schirmes Schatten die Welt in Sicherheit ist!

---

[1]) Das verbindende u (und) ist metrisch nichts als die Bewegung des letzten Buchstaben eines Wortes durch D'hamma, deßwegen habe ich es hier dem Worte mîch'orem angehängt.

[2]) Das hier dem Sinne nothwendige, verbindende u fehlt im Texte.

In Sicherheit durch den Schatten deines hohen Schirmes sind Menschen und Genien.
Schatten sucht von deinem schattengebenden Schirme die Welt;
Dein Schirm sey schattenwerfend über Raum und Zeit!

Es folgen vier ähnliche Zeilen, die man liest, wenn man die Figur umdreht.

S. 89. Fünf Beits zum Lobe des Schah's, darunter ein Schirm von anderer Gestalt, mit dem Schlußbeit zur Umschrift:

Die Buchstaben deines Namens habe ich in den Schirm gesetzt, damit
Deine Gnade beständig Schatten werfe auf meine Scheitel.

Der Name ist Feridun Bêg, dessen neun persische Buchstaben, einzeln wiederholt, alle pyramidisch über einander gestellte Quadratfelder, aus denen der Schirm besteht, besetzen, in solcher Anordnung, daß jeder Buchstab, von zwey entgegengesetzten Stellen der Grundfläche aus, treppenweise nach dem gemeinschaftlichen Winkel emporsteigt, welche Buchstabentreppen, da der letzte Buchstab die zwey äußersten Felder der Grundfläche besetzt hat, für die früheren, einwärts sich folgenden Buchstaben immer kleiner werden, bis der Anfangsbuchstabe nur ein einziges Feld, das mittelste der Grundfläche, für sich behält.

S. 90. Sechzehnter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück Murebbaʿ oder Geviertes. Vier Beits oder vier Misrâ's werden so eingerichtet, daß man ihre Wörtergruppen, vierfelderweise, auch von oben nach unten lesen kann. Z. B. ein Rubâʿi:

ez ghâlije	sad selsile	dâred	dilber
sad selsile	ber arid'hi	rôshen	c'u kamer
dâred	rôshen	semenberi'	leb c'u sheker
dilber	c'u kamer	leb c'u sheker	dil c'u hager

d. i.:

Aus schwarzem Duft | hundert Flechten | trägt es, | das Liebchen,
Hundert Flechten | um die Wange, | glänzend wie der Mond,
Trägt es, | glänzend, | jasminbusig*), | Lippe wie Zucker,
Das Liebchen, | wie der Mond, | Lippe wie Zucker, | Herz wie Stein.

*) Ein Druckfehler hat semenber, jasminbusig, in seminber, fettbusig, verwandelt.

[redacted]

Solcher Rubâ'i's sind noch drey andere gegeben, und die vier Vierecke sind zu Einem großen, in der Mitte von einem Kreuze durchschnittenen, zusammengestellt.

»Unter dem Namen c'ehâr der c'ehâr, d. i. Vier in »Vier, haben die Meister auch folgendes Kunststück unter das »Murebba' oder Geviertes gerechnet.« Folgen zwey Figuren:

1) Zwey gleichgroße Vierecke, deren eines mit seinen Winkeln die Seiten des andern in ihrer Mitte schneidet. Die vier Linien des durchschnittenen Vierecks bilden ein Mis'râ', die vier Linien des durchschneidenden bilden ein zweytes Mis'râ', so daß immer einige Buchstaben an dem Anfange der Linien stehen, und einige am Ende derselben, die Linie selbst aber den gedehnten Verbindungsstrich dazwischen vorstellt. An den vier Stellen, wo beyde Vierecke sich schneiden, stehen, innerhalb der Linien, in vier Gruppen die Wörter eines dritten Mis'râ's vertheilt, und endlich die Wörter zu einem vierten stehen in den vier Dreyecken, die die Linien des schneidenden Vierecks mit den Winkeln des geschnittenen bilden. Aber jedem der vier Mis'râ's fehlt ein Schlußwort, dieses steht, für alle gemeinschaftlich, ganz in der Mitte der Figur.

2) Eine eben solche Figur, von ganz gleicher Einrichtung, nur daß das im Mittelpunkte stehende kibid nicht für alle vier Mis'râ's, sondern nur für 1, 2, 4 gilt, weil nämlich das Gedicht hier ein solches Rubâ'i ist, dessen dritte Zeile nicht mit den andern sich reimt.

S. 91. Siebzehnter Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück Muthemmen, Geachtes; eine bloße Verdopplung *) des vorhergehenden Murebba', nämlich acht Felder ins Gevierte, eben so zu lesen, wie oben die vier.

Achtzehnter Anker d. e. F. Das Kunststück Mah'dhûf, Weglassung (d. i. Vermeidung) eines oder mehrerer Buchstaben des Alphabets. Vierthalb Folioseiten von Ghazels u. s. w., worin bald der, bald jener Buchstab vermieden ist. Dazu

S. 95 eine merkwürdige Behauptung: »Der Dichter Fir»dewsi hat in seinem Schâhnâme die acht Buchstaben, die »dem Arabischen eigenthümlich sind, vermieden.« — Ob das gleich nicht hieher unter die Kunststücke gehört, so ist doch die Ansicht an sich nicht geradehin zu verwerfen, daß Firdewsi wohl wirklich absichtlich die fremden Buchstaben, und somit die fremden Wörter in seinem persischen Nationalwerke vermieden habe. Denn daß das Arabische damals noch nicht in der Sprache gewesen, ist unwahrscheinlich, zumal da Firdewsi's Zeitgenossen in ihrer

*) Besser: Quadratirung.

Lyrik schon ziemlich viel Arabisches haben. Aber freylich ganz hat er die fremden Buchstaben nicht vermeiden können; er schreibt sad, hundert, hundertmal mit dem sâ, ja selbst ohne Noth shasht, sechzig, mit dem sâ, statt mit dem sin.

»Emîr Chosrew Dehlewi hat in A'gâsi Chosrewî »(Chosrewischen Wundern), in der dritten Abhandlung ganz »den Buchstaben He (den am schwersten zu vermeidenden, weil »häufigsten) weggelassen, und ein Blatt ganz allein mit den vier »Vokalbuchstaben: Elif, Wâw, Jê und Hê geschrieben. Das »größte Kunststück aber ist, wenn man einen Vers bloß mit zwey »Buchstaben schreibt, wie Mewlânâ H'usein in seinem Ni»sâb (Elementarbuch) ein Beit geschrieben hat, das dreyzehn »Kunststücke in sich vereint: und im ersten Mis'râ' dieses Beits »hat er jene höchste Kunst (mit zwey Buchstaben zu schreiben) »gezeigt. Das Beit ist:

berr u burr u birr u rubb u rubb u rebb
desht u gendum nîk u g'am' u kum *) chodâ.

d. i.: Berr bedeutet Gefilde, burr Weizen, birr gut, rubb viel, rubb eingekochter Fruchtsaft, rebb Herr. — Man sieht, die Einrichtung dieses grammatischen Verses ist ganz wie bey den andern, die oben da gewesen, und vielleicht alle von demselben Meister des Nisâb sind. Die erste, arabische, zu erklärende Wörter enthaltende Zeile ist mit zwey Buchstaben geschrieben, o und r, denn das u (und), das die einzelnen Wörter verbindet, ist zwar als Wâw in der Zeile mitgeschrieben, gilt aber bloß für das Vokalzeichen D'hamma. Mit den übrigen der im Beit enthalten seyn sollenden dreyzehn Künste wird es nicht so viel auf sich haben, die Hauptsächlichsten davon sind wohl die beyden aus dem fünften Anker: 1) maklûbi tâm und 2) mâklûli mustewî in der ersten Zeile, wo nämlich nicht nur je ein Wort die vollständige Umdrehung eines andern, sondern auch die ganze Zeile, von hinten gelesen, ihre eigene Umdrehung ist. Dazu drittens: Keff u neshr, wovon weiter unten.

Neunzehnter Anker d. e. F. »Das Kunststück wâsi' »le'shefetein, d. i. wobey man die Lippen offen behält, heißt »auch Istirâk el'shafetein, Trennung der Lippen. Einige

*) Da ein zweytes rubb neben rubb viel, wohl nichts anderes seyn kann, als der diesen Namen führende eingekochte Fruchtsaft, so muß das dafür im Persischen gesetzte kum eben dasselbe seyn, und es erklärt sich nun das kum bey dem Speisendichter Ebu Ishâk, oben im achten Anker, das ich dort in der Noth Kumisch übersetzt.

»Meister haben es mit unter H'adhf (der vorhergehenden Num-»mer) begriffen, weil man dabey die Buchstaben b und m, bey »deren Aussprache Lippe zu Lippe kommt, vermeidet.« — Es sind Gedichte ohne m und b (p); aber f und w ist nicht vermieden.

Zwanzigster Anker d. e. F. »Das Kunststück Muwassal el'shefetein (mit zusammengefügten Lippen), d. i. »wobey Lippe zu Lippe kommt, sey es am Anfang jedes Wortes »oder nur jedes Mis'rá's.« — Verse, in denen alle Wörter mit m anfangen, dergleichen schon im funfzehnten Anker dagewesen, oder alle entweder mit m oder b.

S. 97. Ein und zwanzigster Anker d. e. F. Das Kunststück Ta'til, wo alle Buchstaben mo'at'tal, d. i. ohne diakritische Punkte sind. Zur Probe eine Kas'ide 2c.

S. 98. Zwey und zwanzigster Anker d. e. F. Das Kunststück Menkût', lauter Buchstaben mit diakritischen Punkten. »Ist schwerer, als das vorhergehende Ta'til.« Z. B.[1]) Ferd (einzelnes Beit):

zêbi c'eshni pushti g'eishî zeini zin
bachti tachtî tacht' bachshî pêsh' bîn.

d. i.:

Schmuck des Gastmals bist du, Rückenhalt des Heeres bist du, Zierde des Sattels,
Glück auf den Thron bist du, Thronverschenker bist du ein Zukunft-durchblickender.

Drey und zwanzigster Anker d. e. F. Das Kunststück Muraddef. »Radif [2]) ist ein Wort oder mehrere, die »nach dem Reime eines jeden Verses wiederholt werden. »Dieses Kunststück ist den Persern eigenthümlich, und nicht »bey den Arabern vorhanden, es sey denn, daß einer sich »Mühe gebe, hierin die Perser nachzuahmen.« — Zur Probe eine Kas'ide von T'hahûri, nach dem Reimworte das Radîf: mâ, d. i. unser, hat. Dergleichen aus kleinen Wörtchen bestehende Radîfs haben aber auch die Araber hinlänglich, ohne die Perser nachahmen zu müssen, nur mit dem Unterschiede, daß bey ihnen diese Wörtchen dem Reimworte selbst angehängt geschrieben werden, nicht davon getrennt, wie im Persischen. So könnten sie z. B. nur sogleich für jenes nachgesetzte persische unser: mâ, ihr

---

[1]) Die Kunst verschwindet in europäischen Lettern. — Ueber beyde Nummern Menkût' und Mo'at't'al kann man den deutschen H'arîri, I. S. 142, Anmerk. 3, vergleichen (siehe auch Anker 28 u. 29).

[2]) d. i. der Hintenaufsitzer, das Wort, das auf der Kruppe des Reimes sitzt.

arabisches unser: nâ, anhängen. Anders ists mit den größern und selbstständigern Radîfs, die durch mancherley Abstufnngen endlich bis zu ganzen, hinter dem Grundreim sich wiederholenden Phrasen anwachsen können, was wir dann nach unserer Art Refrain nennen: dergleichen, wo es ausnahmsweise im Arabischen sich findet, mag wirklich bloß Persischem nachgeahmt seyn. Alles dieses findet sich weiter entwickelt in der Note zum deutschen H'ariri, I. S. 326 u ff.

S. 99. Vier und zwanzigster Anker d. e. F. Das Kunststück G'âmi' elh'urûf, d. i. das Buchstabenvereinigende. »Dieses besteht darin, daß irgend eine Rede zusammengesetzt wird »aus sämmtlichen Buchstaben des Alphabets, ohne Wiederholung »eines derselben. Als Beyspiel:

◡ ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ ◡ —
'atheri' waffi ghami' 'ishk' chat'et
nedeheđh h'at'ht'hi kesê g'uz bed'hâlâl.

d. i.:

Der Eindruck der Schilderung des Schmerzes der Liebe zu deinem Bart
Kann nicht anders als das Glück eines Menschen in Verwirrung bringen,

Für h'at'ht'h (Glück) ist im Buche chat' (Bart) wiederholt, wodurch, außer dem in solchen Dingen weniger bedeutenden Sinn, auch das Kunststück selbst in Verwirrung gebracht ist; h'at'ht'h (Glück) ist also eine glückliche Emendation des ohne sie unglücklichen Verses. Die zwey t'hâ in h'at'ht'h sind natürlich für keine Wiederholung zu halten, da im Persischen nur eines davon geschrieben wird. Das letzte dâl in nedeheđ (er wird nicht geben) ist als dhâl zu betrachten, wie ich es also auch geschrieben habe. Endlich ist noch das Lâm Elif (lâ) im letzten Worte bed'halâl als ein eigener Buchstab den acht und zwanzigen des Alphabets beygefügt. Die neun und zwanzig Buchstaben des Beits also, wie des Alphabets, nur nicht in der Reihenfolge des letzten, sind: '-th-r-w-s'-f-gh-m-'-sh-k-ch-t'-t-n-d-h-dh-h'-t'h-k-s-j-g'-z-b-d'h-lâ-l.

Fünf und zwanzigster Anker d. e. F. Das Kunststück Merâfik*). »Wenn der Dichter die Zeilen eines Ver»ses so stellt, daß man jede Zeile mit jeder, unbeschadet der Rich»tigkeit des Reims und des Maßes, so wie auch des Sinnes, ver»binden kann. Z. B. Rubâ'i von Mir Mo'azza':

*) Merâfik', Elbogen, oder: Dachtraufe. Beydem läßt sich ein Bezug abgewinnen; unpassend aber, weil zu allgemein, scheint Murâfik', Begleiter, Genosse.

degle-sifet in du ceshmi chûnîni menest
âteshgede-wasset dili ghamgîni menest
gâï tef u nem bisteri bâlîni menest
gharke shuden u sôchten âjîni menest.

d. i.:

Tigris-artig sind meine beyden blutigen Augen;
Feuerherd-ähnlich ist mein schmerzerfülltes Herz.
Ein Ort für Glut und Flut ist das Kissen meines Lagers;
Ertrinken und verbrennen ist mein Brauch.

Welches Beyspiel nicht schicklich gewählt ist, weil man keine der beyden Zeilen 1 und 2, wegen ihres Gegensatzes unter sich, von einander trennen, oder eine davon, die nur das eine Glied des Gegensatzes enthält, zwischen die beyden 3 und 4, deren jede den Gegensatz ganz ausspricht, einschieben kann, ohne die richtige Gliederung des Gedankens zu zerstören. Besser ist folgendes:

ez zulf birûn guni eger tâb shewem
ber leb ne nihi eger mejï nâb shewem
der ceshm nejâweri eger châb shewem
ez dest furô rêzî eger âb shewem.

d. i.:

Aus den Locken thätest du mich, wenn ich die Kräuselung wäre;
An die Lippen nähmest du mich nicht, wenn ich lauterer Wein wäre;
In das Auge faßtest du mich nicht, wenn ich der Schlummer wäre;
Aus der Hand schüttetest du mich, wenn ich das Wasser wäre.

Sechs und zwanzigster Anker d. e. F. Das Kunststück 'Aks, d. i. das Umgekehrte, auch Tebdil, Versetzung, genannt; »wenn man zwey Redetheile nach einander setzt, und »sie dann in umgekehrter Ordnung wiederholt. Z. B.:

◡ — — | ◡ — — ◡ — — | ◡ — —
zi chânï newâlet gedâjân selâtîn
selâtîn gedâjân zi chânï newalet.

d. i.:

Vom Tische deiner Freygebigkeit werden die Bettler Fürsten;
Die Fürsten werden Bettler am Tische deiner Freygebigkeit.

»Zu 'Aks gehört auch dieses, daß man einen Vers rückwärts liest, doch nicht den Buchstaben nach, welches Maklûb »ist (Anker 5), sondern Wort für Wort. Dabey kommt entweder »derselbe Vers heraus, wie von vorne, z. B.:

— — | ◡ ◡ — | — — || — — ◡ ◡ — | — —
fermâ gudherê ingâ ingâ ghuderê fermâ
Nicht einen — Gang hieher, hieher einen — Gang richte!

was freylich nicht viel sagen will, »oder es kommt dabey ein an»derer (d. i. anders gemessener) Vers heraus; z. B. das Beit »von Selmân Sâwegî:

∪ — — | ∪ — — — || ∪ — — | ∪ — — —
be-ih'sân tu'î h'âlem | bemʿat tu'î kisrâ'
befermân tu'î âsaf | beburhân tu'î ʿîsa'.

d. i.:

An Wohlthätigkeit bist — du H'âtem-Tâ'î | an — Erhabenheit bist — du Cäsar,
An — Machtgebot bist — du Asaf, | an — Beweiskraft bist — du Jesus.

Diesen Vers kann man einmal rückwärts lesen, im Maße: — — ∪ — | ∪ — — —, ʿîsa' tu'î beburhân u. s. w., und er findet dann seine Reime in befermân und be-ih'sân. Dann kann man aber auch die drey Wörter jedes einzelnen der vier Satzglieder, aus welchen der Vers besteht, noch dreymal unter sich versetzen (1. 3. 2. — 2. 1. 3. — 2. 3. 1.), und es entstehen dadurch drey neue (aber nicht gangbare) Versmaße: ∪ — — — | ∪ — — —, tu'î kisrâ beraʿfat; ∪ — ∪ — | — — — —, tu'î beraʿfat kisra'; — — ∪ — | — ∪ — —, kisra' beraʿfat tu'î. Und die vier Satzglieder kann man dabey so gegen einander stellen, daß jeder dieser drey neuen Verse auch seinen Schlußreim erhält.

»Eine Art von ʿAks ist es auch, wenn man zu einem Verse »auch einige Buchstaben hinzuthut, die Worte des Verses ver- »setzt, und jene Buchstaben da und dort anfügt.« So entstehen aus der Zeile:

— ∪ — — | ∪ ∪ — — | ∪∪ —.
nist' ah'wâli dil âchir ma'lûm.

d. i.:

Die Zustände des Herzens sind doch nicht bekannt;

nicht weniger als 68 verschiedene Zeilen, je nachdem man m und t (mein und dein, oder mir und dir) bald da bald dort anfügt. Unser Autor führt sie alle auf, alle sind im Maße des Rubâ'î, und alle heißen entweder, was die erste Versetzung heißt:

nîst âchir ah'wâlem ma'lûmi dilet;
Meine Zustände sind doch deinem Herzen nicht bekannt;

oder was die zweyte:

nîst âchir ma'lûmem 'ah'wâli dilet;
Mir sind doch die Zustände deines Herzens nicht bekannt.

Von noch einer andern Art von ʿAks sagt der Autor S. 100, daß sie auch als radd elʿaǵuz ʿala'-lʿadr (Anker 6) oder als mukerrer (Anker 27) oder endlich als Irʿâd (Anker 32 dieses Fahrzeugs) betrachtet werden könne. Da sie am schicklichsten zu diesem letzten gezählt wird, so werde ich das dazu gehörige Kunststück bis dahin (Anker 32) aufsparen.

S. 101. Sieben und zwanzigster Anker d. e. F. Das Kunststück Mukerrer, d. i. Wiederholtes. Wiederholung eines oder mehrerer Worte auf mancherley Art (eine Art davon, als tegnîsi mukerrer, siehe oben im Anker des tegnîs, dem zweyten dieses Fahrzeugs). Z. B. das schöne (hier nicht ganz vollständig mitgetheilte Ghazel von Hâfith, das anfängt (Trochäen):

ger zi desti zulfi mushkinet chatâê reft' reft
ur zi hindûi shumâ ber men gufâê reft' reft
barki 'ishk er chirmeni peshmine pôshê sôcht' socht
gewri shâhi kâmrân ger ber gedâê reft' reft.

d. i.:

Wenn durch die Hand deiner Moschuslocke eine Sünde begangen ward, sey sie begangen!
Und wenn durch deinen schwarzen Sklaven (das Haar) eine Unbill an mir begangen ward, sey sie begangen.
Hat der Blitz der Liebe den Speicher eines Klausners angezündet, hat er ihn angezündet,
Ist eine Gewaltthat vom machtvollkommenen Schah über einen Bettler (mich) ergangen, sey sie ergangen.

Wo dann in jeder folgenden Reimzeile, nach dem Reime, die hier das Mukerrer enthaltende Verdopplung reft' reft wiederkehrt, in jeder Nichtreimzeile aber eine immer andere Verdopplung in die Stelle von sôcht' socht in der obigen dritten Zeile tritt.

Ein in seiner Art höchst vollkommenes Gedicht, worin das Mukerrer ganz anders gewendet erscheint, ist folgendes Ghazel von Esseri Bochâri:

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —

1. rôi tu safhe safhe u her safhe âfitâb
   môi tu halke halke u her halke zô tînâb
2. zân safhe safhe safhei gul shud merak merak
   zân halke halke halkei sunbul be pêc u tâb
3. ceshm ez tu ceshme ceshme u her ceshme bahri chûn
   eshk ez tu dâne dâne u her dâne durri nâb
4. zân ceshme ceshme ceshmei chorshêd munfa'il
   zân dâne dâne dânei jâkût der higâb
5. hem sîne rachne rachne u her rachne râhi gham
   hem âh shôle shôle u her shôle sîne tâb
6. zân rachne rachne rachne shude 'omri Esserî
   zân shôle shôle shôlei dhâtesh *) der istirâb.

d. i.:

1. Dein Antlitz ist Fläch' an Fläche, und jede Fläch' eine Sonne;
   Dein Haar ist Ringel an Ringel, und jeder Ringel davon ein Seil.

*) Der Funke seines Daseyns, Konjektur für shôlei âtesh, der Funke des Feuers, der hier ein äußerst frostiges Bild gibt.

2. Vor jener Fläch' an Fläche die Fläche der Ros' ist entblättert,
Vor jenem Ringel an Ringel der Ringel der Hyacinth' ist gekrümmt.
3. Das Aug' ist durch dich Quell an Quell, jeder Quell ein Meer von Blut,
Die Thrän' ist durch dich Korn an Korn, jedes Korn eine Perle rein.
4. Von jenem Quell an Quell ist der Quell der Sonne getrübt,
Von jenem Korn an Korn ist das Korn des Rubins verdunkelt.
5. Auch die Brust ist Riß an Riß, jeder Riß ein Thorweg des Schmerzes.
Auch der Seufzer ist Funk' an Funken, jeder Funken den Busen glühend.
6. Von jenem Riß an Riß ist zerrissen Esseri's Leben,
Von jenem Funken an Funken ist der Funke seines Wesens zerstört.

S. 102. Acht u. neun u. zwanzigster Anker d. e. F. Die Kunststücke Rakt'â und Chaifâ. Rakt'â ist ein Schaf, dessen Farbe weiß mit schwarz gemischt ist; es bezeichnet hier ein Gedicht, worin regelmäßig wechselnd je ein punktirter Buchstab auf einen unpunktirten folgt, oder umgekehrt. Chaifâ ist ein Pferd mit einem schwarzen und einem blauen Auge; es bezeichnet hier ein Gedicht, worin regelmäßig wechselnd je ein Wort mit lauter punktirten Buchstaben auf eines mit lauter unpunktirten folgt, oder umgekehrt. Vergleiche Anker 21 und 22 dieses Fahrzeugs, auch Anker 31 und 32.

S. 103. Dreyßigster Anker d. e. F. Das Kunststück Tasghir oder Verklärung, besteht darin, das allen Worten das kêf der Verkleinerung angehängt wird. Z. B.:

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —

ei kâshekê ki jek shebekê kung'i bâgyekê
bûdê c'irâghekê butekê bâ ajâghekê
shîrînekê shekerlebekê shôch'-c'eshmekê
bed-mestekê g'ufâgunekê bed-dimâghekê.

d. i.:

O möchte in einem Nächtchen im Eckchen eines Gärtchens
Mir ein Lämpchen werden ein Götzchen mit einem Gläschen,
Ein Süßchen, Zuckerlippchen, Schelmenäugelchen,
Trunkenboldchen, Widerwärtchen, Strudelköpfchen.

Ein und zwey und dreyßigster Anker d. e. F. Die Kunststücke Mukatt'a', Abgeschnittenes, und Muwassal, Verbundenes. 1) Geschriebenes, aus lauter einzelstehenden, unverbundenen Buchstaben, so nämlich, daß Wörter gewählt sind, die außer dem Endbuchstaben, der als solcher nach hinten zu nicht verbunden wird, sonst lauter solche Buchstaben haben, die nach hinten zu nicht verbunden werden können. 2) Geschriebenes, aus lauter mit einander verbundenen, in Einem Zuge geschriebenen Buchstaben.

Ein Ghazel von 'Abd Elrah'mân G'âmi, dessen erstes Beit aus lauter unverbundenen Buchstaben besteht, das zweyte

aus Wörtern, worin je zwey Buchstaben mit einander verbunden sind, das dritte aus Wörtern, worin je drey, der vierte worin je vier, der fünfte worin je fünf Buchstaben mit einander verbunden sind.

o — — | o — — | o — — | o —

1. ruchi' ferd' bârem zi dûrî ân der
   zede' dâghi derdem derûni' dil âdher
2. c'u men kâst gôî shebi' forkati' tu
   mehi new ki bâshed bedîn gûne lâgher
3. chal'et chid'hr' g'o'di' keg'et mushki tibbet
   tenet sîm lâli' lebet tengi shekker
4. beg'enbi' na'îmi' ma'kîmi' muh'abbet
   biheshti' muchalled nafîbi' muh'akker
5. belebhâ mesîhî beguften fesîki
   bet'al'at s'abîhi bekêsû mu'ahber.

d. i.:

1. Bleiche Wange hab' ich durch die Entfernung von jener Thür;
   Indem das Brandmal des Schmerzens mir ins Herz gebrannt hat die Glut [1]).
2. Gleich mir abgenommen hat, möchte man sagen, in der Nacht der Trennung von dir
   Der Neumond, daß er nun so dünn ist.
3. Dein Bart ist Chid'hr (Chisr), deine gewundene Locke ist der Muskus Tibets,
   Dein Leib ist Silber, der Rubin deiner Lippe ist ein Zuckerhut [2]).
4. An der Seite der dauernden Lust der Liebe [3])
   Ist das ewige Paradies ein geringfügiges Loos.
5. An Lippen bist du ein Heiland, an Reden ein Wohlberedter,
   An Gestalt ein Anmuthiger, und an Locken ein Ambrosischer.

Die Kunst fürs Auge in diesem Gedicht verschwindet mit den arabischen Lettern, und man merkt sie auch in diesen kaum, wenn man so leicht darüber hinliest, und durch keinen bedeutenden Anstoß an etwas besonders zu denken veranlaßt wird. Man muß gestehen, mit dieser Leichtigkeit könnte kein Araber etwas ähnliches aufbringen, die arabische Sprache ist viel spröder, als die persische.

Im Kunststück Muwassal kann man auch zierlicher Weise, gegen den sonstigen Schreibgebrauch, die Enden der einzelnen Wörter zusammenschreiben, also ein ganzes Misrâ' ohne Trennung. Es sind davon einige Beits zur Probe gegeben, und dann zur Erklärung (Ausnahmsweise läßt unser Autor sich einmal auf Er-

---

[1]) Es ist im Persischen, wie in der deutschen Uebersetzung, zweifelhaft, ob das Brandmal oder die Glut das Subjekt ist.

[2]) Nämlich ein Zuckerhüter.

[3]) Oder der Lust eines in der Liebe Beständigen.

klärung seiner Kunststücke ein) in getrennten Wörtern geschrieben. Die zusammengeschriebenen Misrâ's sind wie Sanskrit, nur natürlich schwerer zu lesen. Auch ist in der Komposition von solchen noch mehr Kunst, als in den oben mitgetheilten (Beit 3—5), in welchen wenigstens am Ende jedes Worts ein unverbindbarer Buchstab zu stehen kommen durfte, wie z. B. in lebhâ das Elif; welches hier nicht angeht, wo alle Wörter in eins verbunden geschrieben werden.

Eine Art von diesem Muwassal heißt dendâni minschâr, d. i. Zähne der Säge, weil es diesen gleicht, »und das ist etwas sehr wunderbares,« sagt der Autor. — Es gleicht nämlich diesen Zähnen, weit es lauter Buchstaben sind, die ohne Verlängerung nach oben oder nach unten, in einem langen, schmalen Zickzack fortlaufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. III. Lodovico Ariosto's Rasender Roland, übersetzt von J. D. Gries. Neue Bearbeitung. Jena, bey Frommann. 1827. 1—3. Theil.

Im Jahre 1799 schrieb A. W. Schlegel, der ein Wort mitreden durfte, in einem Briefe an Tieck: »Ich glaube, man ist auf dem Wege, die wahre poetische Uebersetzungskunst zu erfinden; dieser Ruhm war den Deutschen vorbehalten. Es ist seit Kurzem hierin so viel und so mancherley geschehen, daß vielleicht schon Beyspiele genug vorhanden sind, um an ihnen nach der Verschiedenheit der möglichen Aufgaben das richtige Verfahren auf Grundsätze zurückzuführen« *). Schlegel redet hier von Nachbildungen moderner Gedichte und ihrer Formen; denn für die antiken hatte schon vor längerer Zeit Voß Musterhaftes in Lehre und That aufgestellt. Durch jenen ward Gries angeregt, sich am Tasso zu versuchen, und er leistete, wie auch vom deutschen Publikum anerkannt ward, Lobwürdiges. Seine Grundsätze waren die von Schlegel in dem erwähnten Briefe angedeuteten. Aber ein wie weiter Weg von den Grundsätzen zu der möglichst vollendeten Praxis ist, das erkennt man nicht besser, als wenn man die vier Auflagen des Griesischen Tasso mit einander vergleicht. Die spätere ist immer die bessere, auch die

*) Im Athenäum, Thl. 2, S. 281. Ueber das, was in früherer und neuerer Zeit für eine Verdeutschung des Rasenden Roland geschehen, ist sehr lesenswerth die Einleitung zu einer Recension der ersten Griesischen Bearbeitung desselben von A. W. Schlegel. Heidelb. J. B. 3. Jahrgang, 5. Heft, v. J. 1812.

Grundsätze sind stufenweise strenger geworden; und wiewohl die neueste Bearbeitung die mögliche Vollendung erreicht zu haben scheint, so dürfte man doch ein Wette eingehen, daß eine fünfte noch Vorzüge vor ihr haben werde; nur freylich nicht so bedeutende, wie etwa die dritte vor der zweyten.

Nachdem der Tasso zum ersten Male übersetzt war, machte sich Gries an den Ariost, nicht abgeschreckt durch Schlegels in jenem Briefe ausgesprochene Worte: »Ich bin gar nicht gesonnen, diese Bravour-Arie mit ihren sechs und vierzig Variationen zu Ende zu singen. Die Armuth unserer Sprache an Reimen ist unter andern von der Art, daß sie einem Uebersetzer des Rasenden Roland, der nicht eher loskommen sollte, als bis er fertig wäre, Flüche und Verwünschungen abdringen könnte, wie die Verdammten sie ausstoßen.« Daß es bey der Arbeit des Herrn Gries ohne Flüche und Verwünschungen abgegangen sey, möchten wir nicht behaupten; aber sie kam zwischen den Jahren 1804 und 1808 glücklich zu Stande, und ließ sich trefflich lesen. Indeß bildete der Uebersetzer sein großes Talent an drey neuen Bearbeitungen des Tasso und an zwölf Schauspielen des Calderon, kleinerer Arbeiten dieser Art nicht zu gedenken; seine Grundsätze wnrden entschiedener und strenger, und er erkannte, was für den Ariost in einer vaterländischen Uebersetzung noch zu erreichen sey. Das aber ist der große Gewinn eines auf ein bedeutendes Ziel gerichteten, auf dieses koncentrirten und mit Praxis verbundenen Studiums: man legt, der Natur des Gegenstandes gemäß, eine Stufe nach der andern zurück; Studium, mit Praxis verbunden, lehrt das Wünschenswerthe und Erreichbare erkennen, und der Geist ruhet nicht, sondern schiebt das letztere in eine immer weitere Ferne hinaus. Gibt man zu — und jeder Gebildete wird es — daß eine gute Uebersetzung von Meisterwerken des Auslandes etwas höchst wünschenswerthes ist, so werden wir dem Manne Dank schuldig, der die Kraft seines Geistes, die Zeit seines Lebens daran gesetzt hat, Werke zu liefern, die einen solchen Wunsch erfüllen. Würdig erscheint noch insbesondere der Beruf, den Gries sich erwählt hat, wenn wir erwägen, was Göthe in dem neuesten Hefte über Kunst und Alterthum sagt: »daß eine allgemeine Weltliteratur sich bildet.« Für eine solche kann der tüchtige Uebersetzer viel thun; denn wir werden im Allgemeinen ohne ihn nicht im Stande seyn, Geisteswerke fremder Nationen gehörig zu würdigen, sie mit Billigkeit gegen die heimischen zu halten, und das wahre Schöne in den verschiedensten Produktionen zu erkennen.

Doch wir haben erst angedeutet, wie wir den neuen Ariost im Allgemeinen betrachten: wir müssen durch Mittheilung von

Einzelheiten ein Urtheil, wie man es von uns fordert, begründen. Gar manches, zum Theil unbillige, Urtheil erfuhr Gries über seinen ersten Ariost. Nur einmal (im Intelligenzblatte der J. A. L. Z. 1819, Nr. 39) hat er sich über eins derselben in einer sehr schwachen und von Verkehrtheiten wimmelnden Recension der Streckfußischen Uebersetzung des Ariost geäußert. Am Schlusse seiner Antikritik sagt er: »Niemand weiß so gut wie der Verfasser selbst, daß seine Uebersetzung des Rasenden Roland, als eine Jugendarbeit, großer Verbesserung fähig und bedürftig ist; und die längst vorbereitete zweyte Auflage derselben wird beweisen (wie drey auf einander folgende Auflagen des Tasso bewiesen haben), daß wir uns keine Mühe verdrießen lassen, um unsere Werke dem vor uns schwebenden Ideale nach unseren Kräften anzunähern.« Wenn wir nun den Griesischen Ariost mit dem alten vergleichen, so erkennen wir deutlich, welche Mängel dem Uebersetzer der letztere zu haben schien, was für ein Ideal von einem deutschen Ariost ihm vorschwebte. Im Allgemeinen war von der frühesten Zeit an seine Maxime diese: Treue und Schönheit sind die beyden Hauptforderungen, die man an jede poetische Uebersetzung zu machen hat. Sehr oft aber stehen beyde sich geradezu im Wege, und dann gilt der Grundsatz: Ist die Treue nur durch ein Widriges, nur durch Abgeschmacktheit zu erreichen, dann wird ihr ohne Bedenken so viel genommen, daß nur der Sinn nicht ganz verfehlt wird; verlangt die Schönheit eine so große Abweichung vom Originale, daß der Sinn nicht mehr zu erkennen ist, so muß sie dem weniger Schönen, nur noch leidlichen Platz machen. Man sieht, es kommt hier alles auf ein poco di più und poco di meno an, worüber die Meinungen oft sehr abweichen werden. Der Uebersetzer ist hier allein an sein Gewissen und seinen Geschmack verwiesen, und muß in Kollisionsfällen dieser Art, die so häufig vorkommen, die feinsten Gründe für und gegen auf das sorgfältigste abzuwägen verstehen. Was das Uebersetzergewissen und den Geschmack des Herrn Gries betrifft, so verweisen wir getrost auf die vier Bearbeitungen des Tasso; daß dieselben sich in Hinsicht auf den Ariost bewährt haben, wird hoffentlich aus dem Folgenden hervorgehen.

Es ist so oft über die Eigenthümlichkeit des Rasenden Roland die Rede gewesen, es ist so schön über dieselbe gesprochen worden, daß nicht nöthig ist, diesen Punkt noch zu berühren. Das ist gewiß, daß der Uebersetzer desselben, neben Treue und Schönheit im Allgemeinen, die Behaglichkeit, Naivetät, den Humor und die Schalkheit des Dichters,

Auf dessen wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint,
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.

sich zum Hauptaugenmerk machen muß. Den Ausdruck von diesem allen muß die größeste Leichtigkeit begleiten, und der durch das ganze lange Gedicht herrschende Takt, an den Göthe in den oben angeführten Versen so schön erinnert, darf nirgends vermißt werden. Dazu muß der Rhythmus sich leicht bewegen; an volltönenden, abwechselnden Reimen, an Gewalt des Ausdrucks, mitunter am Barocken darf es nicht fehlen. Prüfen wir in Hinsicht auf dieses alles den neuen Ariost.

Von der Genauigkeit und Treue, der der Uebersetzer sich beflissen, kann uns gleich die erste Stanze eine Probe geben. Sie lautete in der früheren Bearbeitung:

Die Frauen, Ritter, Waffen, art'gen Sitten,
Liebschaften sing' ich, den verwegnen Muth
Aus jener Zeit, da Frankreich viel gelitten,
Als Mohrenvölker über Libyens Fluth,
Geführt von König Agramant, geschritten;
Der, voll von Zorn und jugendlicher Wuth,
Den Tod Trojans sich kecklich wollt' erfrechen
An König Karl, dem Kaiser Roms, zu rächen.

Die neuere hat dieselbe so umgestaltet:

Die Frau'n, die Ritter, Waffen, Liebesbande,
Die Zartheit sing' ich, den verwegnen Muth
Der Zeiten, da der Mohr von Libyens Strande
Zog über's Meer und Frankreich setzt' in Glut,
Dem Zorne folgend und dem Jugendbrande
Des Königs Agramant, deß rasches Blut
Zu rächen schwor mit grimmigem Erboßen
Den Tod Trojans an Kaiser Karl dem Großen.

Betrachten wir das grammatische Skelett beyder Stanzen, so bekommen wir aus der ersten Folgendes: Die Ritter sing' ich, den Muth aus jener Zeit, da Frankreich gelitten, als Mohren über die Fluth Libyens geschritten, geführt von Agramant, der sich wollt' erfrechen u. s. w.; aus der zweyten: Die Ritter sing' ich, den Muth der Zeiten, da der Mohr von Lybiens Strande zog übers Meer und Frankreich in Glut setzte, dem Zorne folgend des Agramant, deß rasches Blut zu rächen schwor u. s. w. Es fällt ins Auge, auf welcher Seite hier die größere Leichtigkeit und Natürlichkeit ist. Schlegel, in der oben erwähnten Recension, tadelte an der ersten Verdeutschung, daß, da die zwey ersten Zeilen des Originals:

Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese io canto,

drey einander entsprechende und deutlich aus einander gehaltene Gegensätze in sich fassen, wobey der Dichter geflissentlich jedes Mal die Ordnung der Glieder umkehre, die Uebersetzung diese Glieder durch einander werfe, und somit jene reizende Ordnung in der Verwirrung zerstöre, welche bedeutsam den Geist des ganzen Gedichts ausspreche. Herr Gries hat diesen Tadel anerkannt, und nach des Kritikers Wunsch gebessert. Anstoß in der alten Verdeutschung gaben auch die Worte: Der kecklich sich wollt' erfrechen; er wollte sich ja nicht erfrechen, er that es; dann das Schreiten über die Fluth Libyens. Abgesehen endlich davon, daß die neue ihrem bey weitem größeren Theile nach treuer ist — die vier Verse:

— che furo al tempo, che passaro i Mori
D'Africa il mare, e in Francia nocquer tanto;
Seguendo l'ire e il giovenil furore
D'Agramante lor re,

sind fast wörtlich und der Begriffstellung des Originals folgend übertragen — so hat der Schluß noch ungemein dadurch gewonnen, daß er den Ton des Italienischen, der hier so prächtig ins Ohr fällt, sammt der bedeutenden Stellung der Worte wiedergibt. Das Original lautet:

— che si diè vanto
Di vendicar la morte di Trojano
Sopra re Carlo, imperator Romano.

Dieß alles wiegt wohl das auf, was die neue Verdeutschung gegen die frühere eingebüßt hat; denn verbergen wollen wir es nicht, daß die Worte: gli amori — le cortesie — e in Francia nocquer tanto, in der letzteren glücklicher verdeutscht worden.

Die meistentheils aus dem sittlichen Gebiete genommenen Einleitungen in die Gesänge haben im Vortrage eine ganz vorzügliche Leichtigkeit und Anmuth. Auf sie hat der Uebersetzer besonders Acht zu geben, und Gries hat es gethan. Man vergleiche die erste und zweyte Verdeutschung der ersten Stanze des vierten Gesanges; jene lautete so:

Verstellung muß zwar Tadel meist ertragen,
Auch zeigt sie ein Gemüth von schlechtem Werth;
Doch hat sie schon in vielen, vielen Lagen
Den größten Nutzen offenbar gewährt,
Verlust gehindert, Schmach und Todesplagen.
Nicht immer wird mit Freunden ja verkehrt
In diesem dunkeln mehr als heitern Leben
Der Sterblichkeit, von ew'gem Neid umgeben.

diese:

Obwohl Verstellung mehrentheils geschändet
Durch Tadel wird und schlechtes Herz bewährt,
Hat sie doch oft des Guten viel gespendet,
Und (wie gar mancher, mancher Fall uns lehrt)
Verlust und Schmach und Todschlag abgewendet;
Denn immer nicht mit Freunden wird verkehrt
In dieser Sterblichkeit, die dunkel leider
Mehr ist als hell, und voll gehäß'ger Neider.

Hier zwang kein falscher Reim, keine unrichtige Begriffstellung zu einer Aenderung; aber wie hat die Stanze an Natürlichkeit und Einfalt gewonnen!

Als ein Beyspiel von größerer Naivetät des Ausdrucks führen wir folgende aus dem funfzehnten Gesange (71) auf:

Fällt itzt sein Haupt; er springt vom Pferd herunter
Und tappt nach ihm umher mit irrem Schritt,
Pack't's an der Nas', am Haar, und klebt es munter
Auf seinen Hals, Gott weiß, mit welchem Kitt.
Fängt Gryph den Kopf und schleudert weit hinunter
Ihn in den Fluß, so hilft auch das nicht mit;
Orril taucht, wie ein Fisch, zum Grunde nieder,
Und kommt gesund mit seinem Kopfe wieder.

Man vergleiche die frühere Uebersetzung:

Hau'n sie den Kopf ihm ab; er springt vom Pferde
Und tappt, bis er ihn findet, hin und her,
Faßt bey der Nas' ihn, ohne viel Beschwerde,
Und macht ihn wieder fest, so wie vorher.
Zuweilen holt ihn Gryphon von der Erde
Und wirft ihn in den Fluß; doch hilft's nicht sehr. u. s. w.

Und bey diesem Gewinn an Naivetät des Ausdrucks (wir bemerken in der ganzen Stanze nur das einzige Wort mit am Ende des sechsten Verses als störend) hat der Uebersetzer größere Treue erreicht. Man sehe:

Se gli spiccano il capo, Orrilo scende
Nè cessa brancolar fin che lo trovi,
Ed or pel crine, ed or pel naso il prende,
Lo salda al collo, e non so con che chiovi.
Piglia'l talor Grifone, e'l braccio stende,
Nel fiume il getta, e non par ch'anco giovi;
Che nuota Orrilo al fondo, come un pesce,
E col suo capo salvo alla ripa esce.

Und wie viel schöner sind die Reime in der Umgestaltung!

Ein vorzüglicher Reiz im Rasenden Roland beruht auf der Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Töne, wo Zartes und Barockes, Liebliches und Gewaltiges, Muthwille und Em-

pfindung in buntem Gemische uns bewegen und ergötzen. Die Aufgabe, für jeden Ton den entsprechenden in der eigenen Sprache zu finden, hat Herr Gries trefflich gelöst. Welche Verschiedenheit in den folgenden Strophen (18, 153, und 6, 62):

Wie eine Purpurblume stirbt an Wunden,
Die ihr der Pflug vorüberziehend gab;
Wie, von der Säfte Zudrang überwunden,
Der Mohn im Garten neigt sein Haupt herab:
So scheidet er, dem alle Farb' entschwunden,
So Dardinell vom süßen Leben ab.
Vom Leben scheidet er, und mit ihm scheiden
Die Tapferkeit, der Kriegsmuth aller Heiden.

Dagegen:

Die sieht man ohne Zaum zu Roß galoppen;
Ein Roß, ein Esel schleppt ein andres Paar.
Die schwingen sich Centauren auf die Kroppen;
Die trägt ein Strauß, ein Kranich oder Aar.
Der setzt das Horn an's Maul, und der den Schoppen;
Der hier ist Mann, der Weib, der beydes gar.
Strickleitern trägt man hier, dort Feuerstocher;
Hier taube Feilen und dort Eisenpocher.

Diese Strophe lautete früher:

Auf ungezäumtem Roß ließ der sich blicken,
Auf Eseln, Ochsen wird man den gewahr,
Der schwingt sich den Centauren auf den Rücken,
Den trägt ein Strauß, ein Kranich oder Aar.
Der will ans Maul das Horn, den Becher drücken,
Der hier ist Mann, der Weib, der beydes gar.
Strickleiter wird und Haken dem zu Theile,
Brecheisen dem, und dem die taube Feile.

Die unglücklichen Nothhelfer: der ließ sich blicken, den wird man gewahr; die schiefen Ausdrücke: der will drücken, dem wird zu Theile, sind glücklich weggeschafft, der unreine Reim ist verbannt, und welche barocken Reime und Wörter sind an die Stelle dieser Fehler getreten! Zu weiterer Vergleichung machen wir die Freunde Ariosts auf Ges. 2, 5; 6, 36; 17, 90, 91 aufmerksam.

Auch von der Gewalt der Sprache hier ein Beyspiel zur Vergleichung (24, 100):

Alte Uebersetzung:

Nie hat die Erd' ein solches Paar getragen.
Die große Kraft, des Herzens kühner Drang,
Läßt diese Mohren einen Zweykampf wagen,
Wie nur so wildem Volke je gelang.
Wenn sie die Schwerter an einander schlagen,
Erbebt die Erde vor dem grausen Klang.

Die Waffen sprühen Funken bis zum Himmel,
Vielmehr entbrannter Fackeln hell Gewimmel.

Neue:

Die Riesenkraft, das ungestüme Feuer
Des Heidenpaars, dem keines gleicht an Macht,
Gebären Streiche, furchtbar, ungeheuer;
Und werth so wilden Samens ist die Schlacht.
Die Erde bebt vom Schall, so oft ein neuer
Schwertstreich geschieht, und Kling' an Klinge kracht.
Die Waffen sprühn Lichtfunken auf zum Himmel,
Nein, heller Funken tausendfach Gewimmel.

Und wer würde die Gewalt der 56. Stanze des 16. Gesanges übertreffen können! Sie hat in der neuen Verdeutschung wenige Veränderungen erfahren, und deßhalb führen wir sie hier nicht auf.

Gerade auf dieser Mannigfaltigkeit der Ereignisse, Thaten, Leidenschaften, des Zarten und Ungeheuren, des Sentimentalen und Barocken und dem den einzelnen entsprechenden Tone und Kolorit beruht die Charakteristik im Rasenden Roland, und es ist auffallend, daß Kritiker, wie Bouterweck (Gesch. der ital. Poesie u. Beredsamkeit, Thl. 2, S. 36 u. f.) und Sismondi (die Literatur des südl. Europa, Thl. 1, S. 375) noch eine andere, eine tiefere der Personen, von ihm verlangen. Aber nur zu oft wird das sich Widersprechende von einem Kunstwerke gefordert. Der erstgenannte Kritiker schlägt sich selbst, indem er sagt, die Fähigkeit, Charaktere zu zeichnen, habe Ariost in seinen Lustspielen dargethan. Hatte er also die Fähigkeit, und übte er dieselbe nicht aus, so wird er seine Gründe dazu gehabt haben; und gewiß wußte dieser Meister recht gut, daß ein anderes dem Lustspiele, ein anderes seinem romantischen Epos gebühre. Wie ist es nur denkbar, daß bey dieser Menge von Personen, Begebenheiten, Abenteuern eine scharfe Charakterzeichnung Statt finde? Das Gedicht, das eben in einer phantastischen Sphäre sich leicht bewegen, »in wildem Wahnsinne hin und her wüthen« soll, würde der eigenen Schwere erliegen, es würde nicht seyn können, was es ist, und wodurch es zu jeder Zeit den Kenner und Freund der Poesie entzücken wird. Die in ihm denkbare Charakteristik fehlt ihm wahrlich nicht. Kaiser Karl hat gerade so viel Majestät, als ihm in diesem Gedichte noth thut, wo er der Mittelpunkt seyn soll, um den sich die verschiedensten Gestalten im bunten Gewimmel bewegen; er greift nicht so sehr ein, weil dieß den ganzen Plan des Dichters zerstören würde. Man denkt bey ihm an so manchen Holzschnitt, auf dem sich die Könige mit Krone und Scepter zu Bett legen;

und so ist es recht. Roland ist mit einem unvergleichlichen Humor behandelt; der tapfere, sinnliche, und bey aller Verführbarkeit doch treue Rüdiger, offenbar des Dichters Liebling, der glänzende Rinald, der bewegliche Astolf, der tollkühne Rodomont, der auf ungeheure Körperkraft trotzende Sacripant, der zärtliche Medor — sie alle haben so viel Charakteristisches, als nöthig, um sie in dem bunten Spiele, womit der Dichter uns ergötzen wollte, in bestimmter Eigenthümlichkeit auftreten zu lassen. Eben so ist es mit Bradamante, Angelika, Marfisa, Gabrina, Olympia und so manchen andern Personen.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Klage über Mangel an Gemüth und Innerlichkeit im Rasenden Roland, die selbst A. W. Schlegel (in der erwähnten Rec. S. 228) erhebt. An gemüthvollen, rührenden Stellen fehlt es ihm wahrlich nicht — man denke nur an Medors Treue gegen den Freund, an Isabellens Aufopferung für Zerbin, — aber ein größeres Maß von Innerlichkeit in diesem Epos verlangen, ist eben so seltsam, als in den scherzhaften, humoristischen Dramen Shakespeare's dieselbe Glut der Leidenschaft, dieselbe Innerlichkeit fordern, die in Romeo und Julia walten. Die Anforderungen an Dichtwerke aller Art, sie sollen gemüthvoll, und, was damit zusammenhängt, sie sollen religiös seyn — man hört sie oft in unserer Zeit — verkümmern den eigentlichen künstlerischen Genuß, und schaden der Kritik. Vielfach ist in dieser Hinsicht dem Ariost Unrecht geschehn. Dagegen erfreut es, wenn wir neuerdings einen Mann wie Tieck von ihm sagen hören: »Ariost setzte ein jetzt vergessenes Buch fort, ersann neue glänzende Abenteuer, ahmte alte Dichter nach, und stellte seine bunte, bezaubernde Welt in den klarsten Azur einer himmlischen Lieblichkeit und behaglichen Ironie, ohne eben das Gedicht schließen zu wollen, und ohne genauen Zusammenhang zu erstreben *).

Doch wir lenken zu unserem eigentlichen Zwecke ein. Daß Hr. Gries die Mannigfaltigkeit des Tons und Kolorits glücklich wiedergegeben, daß er in der neuen Bearbeitung die alte weit übertroffen habe, ist an einigen Proben gezeigt worden, und wir hoffen, daß dem einsichtsvollen und aufmerksamen Leser das Ganze den wenigen Proben entsprechend erscheinen werde. Wir gehn zu Versbau und Reim der Verdeutschung über. Doch können wir uns nicht enthalten, zuvor noch eine Strophe, bloß in Hinsicht auf Schönheit der Sprache, mitzutheilen (6, 21):

*) Leben des Markus Obregon, Thl. 1, S. XX.

Der Palme Haupt, des Lorbers duft'ge Kronen,
Der Myrte Zweig im angenehmen Hain,
Orangen auch, verflochten mit Citronen,
Geschmückt mit Frucht und Blüten im Verein,
Bewält'gen hier, im Sommer heißer Zonen,
Mit dichtem Schirm der Mittagsonne Schein;
Und singend irrt in den belaubten Hallen
Mit sicherm Flug die Schaar der Nachtigallen.

Die alte Uebersetzung lautete so:

Duftreiche Lorbern, holde Myrten gatten
Mit Palmen und mit Cedern sich im Wald;
Orangen auch, die Frucht und Blüthe hatten,
Stets wechselnd, doch stets reizend von Gestalt,
Besänft'gen hier durch ihre dichtern Schatten
Der Sommertage hitzige Gewalt;
Und singend unter ihrer Zweige Hallen
Irrt sichern Flugs der Chor der Nachtigallen.

Mit einer kleinen Aufopferung von Treue hinsichtlich des Verses: Contesti in varie forme, e tutte belle, der doch in der zuletzt aufgeführten Strophe nur schief wiedergegeben war, hat der Uebersetzer uns hier eine von ungleich lieblicherem Tone und leichterem Flusse gegeben. Zugleich hat er einen großen Uebelstand verbannt; denn widerwärtiger noch als falsche Reime und gezwungene Wortstellung klingen Verse, in denen Wort- und Versfüße zusammenfallen, wie in der vorletzten der mitgetheilten Oktave:

Und | singend | unter | ihrer | Zweige | Hallen.

Diesen Uebelstand zu entfernen, ist Herr Gries überhaupt bedacht gewesen. Nur einmal ist er uns aufgefallen, in der vierzehnten Stanze des ersten Gesanges, wo es heißt:

Weil er — — — — — — — —
Den Helm vorhin ins Wasser | fallen | lassen,
Und ihn bis jetzt nicht lernte | wieder | fassen.

Doch ist er in der alten Uebersetzung auffallender:

Den Helm ins Wasser | hatte | fallen | lassen.

Manchmal indeß bringt das Zusammenfallen der Wort- und Versfüße eine gute Wirkung hervor; und wir sind überzeugt, in dem nächstens zu erwartenden vierten Bande der Uebersetzung werde der Vers (32, 25):

Ob meinem süßen sichern heil'gen Frieden,

nicht verändert erscheinen. So ist vortrefflich der Vers (3, 55):

Italier, Griechen, Spanier, Deutsche, Franken.

Gries hat in dem neuen Ariost, wie in der ältern Verdeutschung und in den vier Bearbeitungen des Tasso, die Oktave mit dem weiblichen Reime begonnen, diesen drey Mal mit dem männlichen wechseln lassen, und dann mit jenem geschlossen. Es läßt sich manches für die freyere Form sagen, deren sich Streckfuß und auch Schlegel bey der Uebersetzung des Ariost (der letztere in dem einen Gesange, der im Athenäum mitgetheilt ist) bedient hat, namentlich, daß der Deutsche durch diese Freyheit nur die größere Lebendigkeit und Beweglichkeit der italienischen Verse einigermaßen ersetzen kann, die bekanntlich von unserer Sylbenmessung nichts wissen, und nur einzelne Sylben nach einem Abwechslung gestattenden Gesetze betonen. Schlegel hat den freyeren Wechsel männlicher und weiblicher Reime namentlich für den Ariost gefordert, und dafür gesagt, was sich sagen läßt *). Aber wir glauben, daß jene größere Lebendigkeit der italienischen Stanze im Deutschen auf eine andere Weise erreicht werden müsse, und unserem Ohr — das Ohr muß hier entscheiden — hat jene Freyheit etwas Unmelodisches, ja mitunter Holprichtes, vor allem, wenn die Schlußverse auf männliche Reime ausgehn. Folgende Stanze von Schlegel können wir unmöglich anmuthig nennen (11, 10):

Ein alter Hirt, der eine große Herde
Von Stuten hat, pflegt hier sich einzustellen.
Im Thale irrend weideten die Pferde
Das zarte Gras am Rande frischer Quellen;
Und sengte dann des Mittags Glut die Erde,
So wurden sie rings um die Höhl' in Ställen
Davor bewahrt; hier weilt Angelika
Den ganzen Tag, derweil sie niemand sah.

Uns dünkt, der Bau der Stanze muß der Takt seyn, der also sich immer gleich bleiben muß, wie ja auch im Italienischen jede Stanze von gleicher Form ist; Rhythmus und Melodie wird durch Wortfüße und stärkern oder schwächern Ton der Wörter erzeugt; wodurch freylich der lebendigere Gang der italienischen Rhythmen nicht wiedergegeben werden kann. Dieß scheint auch Gries's Meinung zu seyn; und daß er auch in diesem Sinne seine Uebersetzung vervollkommt habe, dürfen wir rühmen. Hier nur ein Beyspiel (2, 38):

Der Räuber — war er sterblich, oder schickte
Der Höllenpfuhl ihn aus dem grausen Schooß —
Kaum daß er meine süße Lieb' erblickte,
◡ ◡ — | ◡ — — | ◡ ◡ —
Schoß, wie ein Falk herabschießt, auf sie los

*) S. die öfter erwähnte Rec. S. 203 u. f.

Mit ausgespreizten Armen, und umstrickte
Und riß die Bange fort mit Einem Stoß.
Noch sah ich nicht den Angriff, das Umklammern,
Da hört' ich schon sie in den Lüften jammern.

Die ältere Uebersetzung gab den bezeichneten Vers minder gut:

Schoß mit gespreizten Armen auf sie los.

Wie vortrefflich hier die starken Schlußreime gewählt sind, fällt ins Ohr.

Daß Gries nicht auf den von einigen Kritikern gemachten und von Uebersetzern sogar ausgeübten Vorschlag, die epischen Gedichte der südlichen Nationen in Strophen von lauter weiblichen Reimen wiederzugeben, einging, dazu hatte er seine guten Gründe. Der Mangel der deutschen Sprache an guten, volltönenden Reimen wird am meisten bemerklich bey den weiblichen, von welchen neun Zehntheile auf e und en ausgehn (daß hier die verschiedenen Endungen auf et, er, ern, es u. s. w. einigen Wechsel erzeugen, wie Schlegel bemerkt, kommt nicht in Betracht. Dieser Kritiker, der sonst dem durchweg herrschenden weiblichen Reime das Wort redet, verwirft ihn doch in Hinsicht auf eine Verdeutschung des Ariost). »Welch ein Ohr,« sagt Voß in seiner Recension der Bürger'schen Sonnette, »das ganze Strophen (wir müssen sagen: ganze Gesänge von hundert und mehr Stanzen) hindurch ununterbrochene Reime mit endenden e und en aushalten kann!« Und, da wir männliche Reime auf alle einfachen und zusammengesetzten Vokale haben, stände es unserer ohnehin so reimarmen Sprache wohl an, diese ganze Masse vorhandener Reime für ein langes Gedicht außer Dienst zu setzen? — Gewiß sind nur in Sonnetten und andern kürzern Gedichten unvermischt weibliche Reime zuläßig. Wo der Stanzen nicht zu viele sind, und es auf etwas Pompöses abgesehen ist, thun sie eine unvergleichliche Wirkung; wie in der Schilderung der Zenobia in dem gleichnamigen Schauspiele Calderons, von Gries verdeutscht.

Eine Bereicherung in Hinsicht auf den Reim hat die neue Verdeutschung dadurch gewonnen, daß mehrmals sogenannte gleitende Reime (rime sdrucciole) ihr einverleibt sind. So finden wir 1, 56: nichtigen, richtigen, versichtigen; 10, 76: endigen, bändigen, beständigen; 19, 105: peinigen, bescheinigen, einigen; 24, 59: beeidigen, beleidigen, vertheidigen; 26, 72: gelüsteten, rüsteten, lüsteten; 27, 51: Kastilien, Sarilien, Lilien. Solche finden sich auch verschiedentlich im Ariost. Ueberhaupt ist für möglichst reiche Reime und Abwechslung in den

[redacted]

selben gesorgt worden; und dieß bey der Reimarmuth unserer Sprache, welche doppelt und dreyfach lästig wird bey dem dreyfachen Reim der Stanze. Eine Menge unserer bedeutendsten Wörter haben gar keinen Reim, oder nur einen oder zwey, die sich, namentlich für den an sein Original gebundenen Uebersetzer, selten schicklich zusammenfinden. Doch indem wir über Reimarmuth unserer Sprache klagen, widerlegt uns fast das Werk, das wir beurtheilen. Wahrlich, Herr Gries scheint kaum verlegen um Mannigfaltigkeit der Reime, da er in einer nicht allzu langen Reihe von Stanzen Reime wie die folgenden: beklommen, vernommen, Näherkommen (1, 15); heftig, geschäftig, kräftig (16); Verdrusse, Schlusse, Flusse (21); Haupte, glaubte, schnaubte (26); erstochen, Wochen, entsprochen (27); Auen, Klauen, Grauen (34); theuer, Ungeheuer, Feuer (44); nichtigen, richtigen, vorsichtigen (56); Wetter, Geschmetter, Blätter (65) zusammenbringen kann. Zu den beyden Schlußzeilen der Stanze würde man eher dergleichen auftreiben können, wenn hier nicht die engere Begrenzung des Raumes, um einen gegebenen Sinn auszudrücken, neue Schranken bildete. Auch hier hat Gries viel gethan und gebessert. So finden wir z. B. 1, 48: einmal, keinmal statt des früheren erfahren, Jahren; 1, 60: unersprießlich, verdrießlich statt entrücken, Blicken; 1, 72: entblättert, niederschmettert statt wüthet, verbietet. Die Beyspiele könnten hier gehäuft werden

Was die Bedeutung und Mannigfaltigkeit in den Reimen betrifft, so kamen in der ältern Auflage die leidigen Alltagsreime nur gar zu oft vor. Sie wegzuschaffen und für Abwechslung zu sorgen, war eine Aufgabe, die Gries sich machte. So fanden wir früher in der 27. Stanze des dritten Gesanges die Reime: werbe, Werth, Erbe, entehrt, verderbe, Schwert, wenden, enden, also acht Reime mit einfachem und doppeltem E-Laut; die neue Bearbeitung hat dafür: verleihe, Hand, Reihe, entschwand, Weihe, Brand, erlösen, lösen. Schlegel tadelte in der ofterwähnten Recension (S. 219) Gries, daß er dieselben Reime öfter und zu bald nach einander wieder gebraucht habe; er meint, bey Ariost komme dieß selten vor Letzteres ist ein Irrthum. Ariost ist hierin bey weitem weniger sorgfältig als Tasso, und gebraucht dieselben Reime oft in benachbarten Stanzen; so findet sich im achten Gesange St. 62 und 64, der Reim auf orte; St. 72 und 74 auf ente; St. 75 und 77 auf ei. An andern Stellen finden sich dieselben Reime in zwey unmittelbar auf einander folgenden

Stanzen, ja gleich im ersten Gesange schließt sich die 47ste mit dem Reim auf ole, und mit demselben fängt Stanze 48 an. Dieß ist allerdings keine Schönheit; indeß was der Originaldichter in einer so reimreichen Sprache sich erlaubte, das sollte wohl dem Uebersetzer in seiner reimarmen frey stehen. Dennoch ist jener Fehler in der neuen Bearbeitung möglichst vermieden, und Rec. glaubt bemerkt zu haben, Herr Gries habe sich für sie das Gesetz aufgestellt: daß in drey auf einander folgenden Stanzen derselbe Reim nicht wiederkehren dürfe. Gewiß werden sich von dieser Regel nur äußerst wenige Abweichungen finden.

Als einen bedeutenden Vorzug der neuen Verdeutschung müssen wir noch rühmen, daß in ihr, wie in dem letzten Griesischen Tasso, alle unreinen Reime weggeschafft sind, d. h. alle, in denen ein einfacher Vokal sich auf einen Diphthong reimen soll, mit Ausnahme des ä und e, zwischen welchen auch ein feines Ohr kaum einen Unterschied wahrnimmt. Wie sehr sich der Uebersetzer seine Arbeit hierdurch erschwert, wie er sich eine Aufgabe gesetzt hat, die dem Geübtesten bange machen könnte, braucht, da so eben von der Reimarmuth unserer Sprache die Rede war, nicht bemerkt zu werden. Manchem wird scheinen, es stehe der Gewinn von dieser Anstrengung mit ihr selbst in keinem Verhältnisse. Aber Gries wollte zeigen, was die deutsche Sprache auch in dieser Hinsicht vermöchte, und daß sie sich, vor andern Nationen, eine Freyheit erlaube, der sie wohl entrathen könne. Groß war freylich die Mühe, zumal wenn man bedenkt, daß neben der Reinheit zugleich nach Bedeutsamkeit der Reime getrachtet ward, nach Reimen, auf die das schöne Wort Göthe's angewendet werden könnte:

Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Im ersten Gesange, der 81 Stanzen enthält, mußten, abgesehen von denen, die aus andern Gründen eine Veränderung erfuhren, allein der unächten Reime wegen 41, also die gute Hälfte, umgeschmolzen werden. So haben wir denn aber auch, neben dem Tasso, ein Muster gewonnen, von dem andere Uebersetzer südlicher Dichtungen nicht allzu fern bleiben dürfen.

Was den Hiat betrifft, der im Deutschen entsteht, wenn ein unbetonter Vokal am Ende eines Worts mit dem Vokal zu Anfang des folgenden zusammenstößt, so hatten sich vor diesem schon die früheren Verdeutschungen des Herrn Gries gehütet; und so ist natürlich auch in der neuesten nicht ein einziges Mal dieser Uebelstand zu finden.

lichkeit des Ariost von Herrn Müller der Vorzug gegeben wird, und schrieb sich namentlich im Versbau und Reime strengere Gesetze vor *), welches Verfahren wir billigen müssen; dabey gab er nie den edlen, gebildeten Ausdruck preis, den ein Uebersetzer des Ariost nicht in die Schanze schlagen darf, wenn er seinem Originale in einem wesentlichen Punkte nicht ungetreu werden will. Wie die neue Bearbeitung an Leichtigkeit, Naivetät und Bequemlichkeit gewonnen habe, deutet Einiges, was wir oben mitgetheilt haben, an. Gern fügten wir, um unserem Urtheile größeres Gewicht zu geben, eine größere Probe hinzu, wenn nicht schon der Citate fast allzu viele, und manche noch im Rückstand wären. Indeß, wenn man folgende Strophen liest (Ges. 27, 131. 2):

Der Gastwirth sucht ihm Ehre zu erzeigen
Mit gutem Tisch und fröhlichem Gesicht;
Denn Rodomontens Ansehn mußt' ihm zeigen,
Er sey ein Mann von Muth und von Gewicht.
Allein Fürst Rodomont beharrt im Schweigen,
Er war den Abend gar er selber nicht;
Denn wider Willen war sein Herz entflogen
Und seinem vor'gen Liebchen nachgezogen.

Der wackre Gastwirth, einer von den besten,
Wovon in Frankreich je vernommen sey,
Der, während Feinde rings die Gegend preßten,
Sein Haus und Gut beschützt erhielt und frey,
Rief ein'ge Vettern, die ihm bey den Gästen
Oft ausgeholfen, jetzt zum Dienst herbey;
Von welchen Keiner doch zu reden wagte,
Weil Rodomont, tief sinnend, auch nichts sagte —

Wenn man diese Strophen liest, dann dem Rec. auf sein Wort glaubt, der sich durch eigene Einsicht überzeugt, daß die ganze lange Erzählung von Giocondo — sie hat verhältnißmäßig wenige Veränderungen in der neuen Bearbeitung erfahren — in diesem leichten, behaglichen Tone sich hält: dann wird man das Urtheil fällen, daß Herr Gries die Haupteigenthümlichkeit seines Originals wohl gefaßt und wiederzugeben gewußt habe.

Doch, wie gesagt, in diesem Punkte bleibt immer die Aufgabe, einem nie vollkommen zu erreichenden Ziele sich immer mehr und mehr zu nähern; und Rec. unterläßt nicht, auf einige Stellen, die noch größere Leichtigkeit gewinnen können, oder zu preziös ausgedrückt sind, hinzuweisen. So ist gleich die dritte Stanze des ersten Gesanges etwas zu Tassonisch:

*) »Streckfuß,« sagt der Rec. im Hermes, »hat im Ganzen einen bequemern Ton; aber er hat es sich auch freylich um vieles bequemer gemacht, als der gewissenhafte Gries.«

Großmüth'ger Sproß von Herkules Geschlechte,
Erhabne Zier und Glorie dieser Zeit,
Empfanget, Hippolyt, von euerm Knechte,
Was er euch einzig weihen kann und weiht.
Euch zahlt vielleicht dies Wort- und Reimgeflechte
Zum Theil zurück, was eure Huld mir leiht;
Und daß ich wenig geb', ist nicht zu rügen,
Denn was ich hab', euch geb ichs mit Vergnügen.

Die Stanze fängt im Original einfacher an (Piacciavi, generosa Erculea prole); so sind die Worte:

Quel, ch' io vi debbo, posso di parole
Pagare in parte, e d' opera d' inchiostro —

viel schlichter als was die Verdeutschung gibt. Am Schlusse würden wir lieber die alte Uebersetzung:

Nicht tadelhaft ist dieses arme Streben,
Ich geb' euch ja, was ich vermag zu geben —

beybehalten haben, wiewohl die neue bessere Reime hat, und größere Abwechslung in die der Stanze bringt. Die Worte: **mit Vergnügen**, stehen nicht im Original, und schwächen den Gegensatz, den jenes so einfach gibt:

Nè che poco io vi dia, da imputar sono;
Che quanto io posso dar, tutto vi dono.

In der 25. Stanze desselben Gesanges stoßen wir wiederum auf einen etwas zu preziösen Schluß, den das Streben nach einem besseren Reime erzeugt hat:

Steigt mitten aus dem Strom ein Ritter kecklich
Bis an die Brust hervor, von Ansehn schrecklich.

Vede di mezzo il fiume un cavaliero
Infino al petto uscir, d' aspetto fiero.

Freylich ließ hier die alte Uebersetzung:

Da sieht er einen Mann der Flut entsteigen
In dessen Blick sich Zorn und Wildheit zeigen —

manches zu wünschen übrig.

St. 70 ist, um den unreinen Reim wegzuschaffen, der Anfang prächtiger geworden, als das Original ihn hat. Man vergleiche:

Ella è gagliarda, ed è più bella molto;
Nè il suo famoso nome anco t' ascondo.

Sehr tapfer ist, doch schöner noch, die Hehre;
Auch berg' ich nicht, wie die Berühmte heißt.

Zuvor lautete der Vers so:

Groß ist ihr Muth, doch größer ihre Schöne.

Die Verse zu Anfang der 80. Stanze:

Son dunque, disse il Saracino, sono
Dunque in si poco credito con vui —

gab die alte Verdeutschung:

So ist, versetzt der Fürst mit kühnem Trachten,
So ist denn eu'r Vertraun zu mir so klein?

In der neuen hätte dieß durchaus geändert werden sollen, was nicht geschehen ist.

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir indeß bemerken, daß Herr Gries im Ganzen sorgfältig bemüht gewesen ist, Stellen, die in der ersten Ausgabe des Ariost durch preciösen Ausdruck verfehlt waren, die den schlichten, prosaischen des Originals verwischten, und einen falsch-poetischen unterschoben, zu verändern, und größere Treue zu erreichen. Schlegel tadelte in seiner Recension mehrere solcher Stellen, und sein Tadel ist redlich benutzt worden. Man vergleiche in der Erzählung von Giocondo beyde Uebersetzungen:

Fu nella giovinezza sua si bello — (Ges. 27, 4)

Alte Uebersetzung:

War, als er jung, von solchem Reiz umwoben —

Neue:

War also jung in seinen Jugendjahren.

Poi montaro a cavallo, e il lor sentiero
Ch'era a Ponente, volsero a Levante (28, 74).

Alte Uebers.:

Dann reis'ten sie, und wandten mit den Rossen
Nicht, wie vorhin, sich nach dem Abendschein.

Neue:

Dann reis'ten sie, doch wandten mit den Rossen
Nicht, wie sie wollten, sich dem Abend zu.

Auch anderer Kritiker Bemerkungen, wenn sie mit Einsicht und Verstand gemacht waren, sind von Herrn Gries redlich beachtet worden. So tadelte der Rec. im Hermes das allerdings zu matte:

Wie ihn, der sonst so weise sich betragen,
Die Liebe bis zur Raserey bethört (Ges. 1, 2).

Che per amor venne in furore e matto
D' uom che si saggio era stimato prima.

Nun lesen wir:

Wie er zum Narren ward durch Liebesplagen,
Da man ihn sonst für so gescheidt erklärt.

[redacted]

Die Verse 1, 40:

> Dann fing er an in so betrübten Klängen
> Dahin zu strömen seiner Klagen Fluth —

worin derselbe Recensent mit Recht das si soavemente vermißte, lauten nun:

> Dann strömt' er aus in so betrübten Klängen,
> Und doch so lieblich, seiner Klagen Fluth.

In der ersten Verdeutschung der berühmten Strophe: La verginella è simile alla rosa u. s. w. (1, 42), fanden beyde Kritiker etwas zu tadeln. Sie lautete so:

> Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Rose;
> So lange sie in mütterlicher Hut,
> Geschützt vom Dorn, umhegt vom zarten Moose,
> Von Hirt und Herden ungetastet ruht:
> Dann huldigt ihr des sanften Wests Gekose,
> Der Morgenröthe Thau, und Erd' und Flut;
> Anmuth'ge Knaben, liebevolle Dirnen
> Begehren sie zum Schmuck der Brust und Stirnen.

Schlegel bemerkte, und mit Recht, daß, da diese Strophe aus dem Catullischen: Ut flos in septis secretis nascitur hortis entlehnt sey, die Worte des Originals: il bel giardin, durchaus nicht fehlen dürfen; einzig durch sie werden ja auch erklärt, daß Hirt und Herden sich der Rose nicht nahen. Ferner habe Ariost in seiner fünften und sechsten Zeile die vier Elemente andeuten wollen, die sich sämmtlich zu Gunsten der Rose vereinigen; die thauige Morgenröthe stehe für das Licht; es sey also nicht gleichgültig, wenn statt ihrer der Morgenröthe Thau gesetzt werde, weil auf diese Weise das Wasser doppelt vorzukommen scheine. Herr Müller erinnerte, daß durch die mütterliche Hut die Vergleichung zu sehr mit dem Verglichenen verwirrt werde. Gries, diese Ausstellungen beherzigend, gab in der neuen Bearbeitung:

> Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Rose,
> Die einsam, in des Gartens sichrer Hut,
> Am Mutterstrauch, umhegt vom zarten Moose,
> Von Herd' und Hirten unbetastet ruht.
> Dann huldigt ihr des sanften Wests Gekose,
> Die thau'nde Morgenröth' und Erd' und Flut;
> Der holde Jüngling, die verliebte Dirne
> Begehren sie zum Schmuck für Brust und Stirne.

Den Einwurf aber, den Schlegel gegen das Moos der Rose machte, beachtete Gries nicht, und mit gutem Grunde. Warum sollte es nicht erlaubt seyn, hier an die schönste der Rosen, die Moosrose, zu denken? Nannte sie Ariost auch

nicht, so schloß er sie doch auch nicht aus, und sie gab hier einen sehr wohlklingenden Reim.

Vielleicht verdanken wir es einer Bemerkung Schlegels, daß Gries an der berühmten Strophe (Ges. 1, 22) die bekannte Schillersche Verdeutschung mit geringen Veränderungen seinem neuen Ariost einverleibt hat. Er hat, dünkt uns, wohl daran gethan, denn in ihr herrscht, wie Schlegel sagt, mehr Freyheit und Schwung, als in der früheren Griesischen, und sie gibt daher den Haupteindruck richtiger wieder.

Der strengste Kritiker aber ist Herr Gries selbst gewesen, wie sein neues Werk auf jeder Seite darthut.

Gegen so große Verdienste, wie wir sie darzuthun bemüht gewesen sind, kommen einzelne kleine Ausstellungen nicht in Betracht. Doch verschweigt Rec. nicht, daß hier und da in der neuen Bearbeitung etwas geändert ist, was besser unverändert geblieben wäre. So sieht er keinen Grund für die Umstaltung folgender Verse (1, 20):

Sonst weiß ich nicht, was nach so viel Beschwerden
Uns andres mag, als Schmerz und Schaden, werden.

Das Original:

Non so altramente, dopo un lungo affanno,
Che possa riuscirne altro che danno —

war dadurch sehr gut wiedergegeben, und, wie uns dünkt, besser, als durch das, was jetzt an des Obigen Stelle getreten ist:

Sonst weiß ich nicht, was sich für uns entlade
Aus langer Plackerey, als reiner Schade.

Nur das Wort Plackerey ist hier das glücklichere, aber es wiegt die Härte: was sich für uns entlade, nicht auf. Dagegen hätte der Vers (19, 46):

Ein jeder spricht nach seinem Dafürhalten,

dessen Rhythmus unangenehm ist, geändert werden sollen. Zu solchen Ausstellungen indeß findet sich sehr selten Anlaß.

Es kann nicht anders als lehrreich und unterhaltend seyn, wenn man zwey Meister, die in demselben Felde zu verschiedenen Zeiten und ganz unabhängig von einander arbeiteten, mit einander vergleicht; die Ausbildung in irgend einer Wissenschaft oder Kunst, für die beyde sich anstrengten, werden aus solch einer Vergleichung am klarsten hervorgehn. Oben ward schon der Verdeutschung des eilften Gesanges des Rasenden Roland von Schlegel gedacht, die im zweyten Bande des Athenäums (1799) mitgetheilt wurde. In dem angegebenen Sinne wird die vergleichende Mittheilung von ein paar Stanzen der Schle-

[redacted]

gelschen und Griesischen Uebersetzung, die beyde ihre besondern Vorzüge und Schönheiten haben, nicht unwillkommen seyn.

Schlegel.

11.

Am Abend glaubt sie neu gestärkt zu seyn,
Ihr scheint nicht nöthig, hier zu übernachten.
Sie wickelt sich in grobe Tücher ein,
Allzu verschieden von den heitern Trachten,
Die sonst von allen Farben, zart und fein,
Die Dienerinnen ihr zum Schmuck erdachten.
Und doch, die niedre Hüll' um ihren Leib,
Erscheint sie als ein schön und edles Weib.

12.

Wer Amaryllis preiset und Neären
Und Galate'n, die flücht'ge, schweige still;
Denn keine war so schön, ich will's bewähren;
Ihr müßt verzeihen, Thyrsis und Myrtill!
Die Schöne wählt nun aus der Schaar der Mähren
Sich eine aus, die sie am liebsten will.
Es steigen jetzt Gedanken in ihr auf,
Nach Morgenland zu lenken ihren Lauf.

Gries.

11.

Doch als es kühl ward bey der Abendscheide,
Und sie geruht von ihrer irren Fahrt,
Umgab sie sich mit einem groben Kleide,
Ungleich den heitern Trachten, fein und zart,
Von grün und gelb und roth und blauer Seide,
Die sie besaß nach jeder Mod' und Art.
Doch selber in so niedrigem Gewande
Erscheint sie reizend und von edlem Stande.

12.

Von Amaryllis, Phyllis und Neären
Und Galate'n, der flücht'gen, schweiget mir!
Denn keine — Tityrus, dein Lob in Ehren,
Und deines, Meliböus — gleichet ihr.
Nun ging die Jungfrau zu den Stutenheeren,
Und wählte sich das leidlich beste Thier;
Und eben, eben fiel darauf ihr Denken,
Den Lauf zurück ins Morgenland zu lenken.

Schlegel.

70.

Wenn sie der Phryger Hirt auf Ida's Weiden
Gesehen hätte, weiß ich nicht zu sagen,
Ob Venus, übertraf sie gleich die beyden
Göttinnen, wohl den Preis davon getragen.
Vielleicht hätt' ihn, das Gastrecht zu verleiden,
Verbotne Lust nach Sparta nicht verschlagen.

Er hätte wohl gesagt: Bleib, Helena,
Beym Menelaus! Ich will diese da.

Gries.

Wenn Paris einst sie hätte wahrgenommen
Auf Ida's Höhn, so weiß ich nicht, fürwahr!
Ob Venus wohl der Schönheit Preis bekommen,
Obgleich sie schöner als die beyden war.
Wohl wär' er nicht nach Sparta hingekommen,
Das Gastrecht zu entweihn, und offenbar
Hätt' er gesagt; Beym Menelaus bleibe
Du, Helena! ich will nur sie zum Weibe.

Als einen Vorzug des neuen Griesischen Ariost vor dem alten müssen wir noch bemerken, daß dem ersteren erklärende Anmerkungen zugefügt sind, die dem letzteren abgingen; was manchem Leser, der nicht einen anderweitigen Kommentar benutzen konnte, gewiß ein empfindlicher Mangel war. Nur die nöthigsten Anmerkungen sind gegeben, und in möglichster Kürze; denn erschöpfend konnten sie freylich nicht seyn, wenn sie das Volumen des Buchs nicht unmäßig vergrößern sollten; und auf möglichste Kürze mußte gehalten werden, weil bey keinem Dichter lange Noten unerträglicher seyn würden, wie bey Ariost. Es würde übrigens ein Deutscher, ein Kenner der Geschichte, der Literatur und der Alterthümer, ein verdienstliches Werk liefern, wenn er, Lütkemüllers Buch benutzend, seinen Landsleuten einen für sich bestehenden Kommentar zum Ariost schenkte. Hier können wir auch nicht den Wunsch unterdrücken, Herr Gries möge dem letzten Bande seiner neuen Verdeutschung kurze Inhaltsanzeigen der einzelnen Gesänge des Verliebten Roland von Bojardo zugeben, wie solche der Fernow'schen Ausgabe des Ariost zugefügt sind.

Dann gedenken wir noch, und mit Vergnügen, des trefflichen Gedichts, womit Herr Gries sein Werk dem Großherzoge von Weimar gewidmet hat. Wir sind versucht gewesen, es hier ganz mitzutheilen, und können uns nicht versagen, wenigstens eine Strophe desselben herzusetzen, weil sie in Hinsicht auf die Person, an die sie gerichtet ist, auf das Werk, an dessen Spitze sie steht, und auf den Dichter und Uebersetzer desselben nicht passender gedacht werden konnte:

Was einst im höchsten Glanze
Athen und Rom, Florenz, Ferrara sahn,
Das sah man hier; mit Staunen sah das ganze
Germanenland, was du allein gethan.
Die deutsche Muse, mit bescheidnem Kranze,
Kaum noch gekannt auf ihrer stillen Bahn,
Du hast zuerst sie an des Thrones Stufen,
Die schüchterne, mit Huld herangerufen.

Jeder Verehrer des erhabenen Fürsten, jeder, der weiß, daß der Verfasser des von uns beurtheilten Werks einen großen Theil seines Lebens in dessen Lande wohnte, wird die Empfindung theilen, aus der diese Verse geflossen sind.

Rec. fürchtet den Vorwurf nicht, er sey in der hiemit beendigten Anzeige zu ausführlich gewesen. Sie galt, wie jeder Sachverständige gestehen wird, einem Werke, das von deutschem Geiste und deutschem Fleiße ein ehrenwerthes Zeugniß gibt.

Art. IV. Geschichte des osmanischen Reiches, großentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Erster Band: Von der Gründung des osmanischen Reiches bis zur Eroberung Konstantinopels. 1300 — 1453. Mit einer Karte. Zweyter Band: Von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Selims I. 1453 — 1520. Mit einer Karte. Pesth. Hartlebens Verlag. 1827. gr. 8.

Leunclau sagt in der Vorrede zu seiner Geschichte des türkischen Reiches: »Progrediendum mihi Turcorum ad historiam putavi, tentatum opus a Graecis, adfectum ab aliis, perfectum a nemine, cujus in lucem labor exierit.« Dieß schrieb er im Jahre 1597, und der Grieche Markus Philipp Zallony in seinem Essai sur les Fanariotes, 1824, sagt p. 247 ein Gleiches: »L'histoire des grands empires demande de grands écrivains, celui de l'Empire Turc est je crois encore à naitre.« Und die Ursachen? Einfach gesprochen, der Mangel historischer Quellen, und der Mangel eines Geistes, der frey von Vorurtheilen die Materialien zum geschichtlichen Baue mit Wahrheit und Liebe verwendet hätte. Die Vorrede gegenwärtigen Buches gibt Aufschlüsse über seine Veranlassung, über die Quellen, aus denen geschöpft, über den Geist, in dem es verfaßt worden. Johannes von Müller, der den Herrn Verfasser als hoffnungsvollen Jüngling kannte, und in der Vorrede zur Posaune des heiligen Krieges von ihm spricht: »Dieses Buch übersetzte für mich einer meiner besten Freunde, ein Jüngling, unermüdet im Forschen, sonderbar glücklich im Finden, eifrig im Benutzen unbekannter Schätze, gleich vortrefflich im gelehrten und im allerthätigsten Leben, durch sein Feuer, seine redliche Offenheit und sein vortreffliches Gemüth nicht nur unter mehreren christlichen Völkern, sondern auch unter türkischen Großen den Edelsten und Besten theuer wie mir,« — ermunterte ihn auch seit 1796, »die Kenntniß der Sprachen dem höheren Ziele der Geschichtforschung und Geschichtschreibung unterzuordnen.« Dreyßig Jahre sind verflossen, der hoffnungsvolle Jüngling ist zum würdigen, hochverdienten Manne geworden, dessen Name

auf den sprachkundigen Lippen der Menschen nicht bloß eines Welttheiles wohnt, und die Frage entsteht, wie verwendete er den langen Zeitraum für Aufsuchung und Sichtung der Quellen, in welchem Geiste schrieb er Geschichte?

»Von zweyhundert türkischen, arabischen und persischen »Werken, welche osmanische Geschichte im Ganzen oder einzelne »Theile derselben beschrieben, oder Materialien dazu gesammelt »haben, hat selbst der große englische Orientalist, Sir William Jones, nur ein Dutzend gekannt, und sogar auf den »öffentlichen Bibliotheken Konstantinopels finden sich auf keiner »mehr, als höchstens ein Paar Dutzend historische Bände. Dreyßig Jahre lang wurden weder Mühe noch Kosten gescheut, die »Quellen aufzufinden und anzukaufen, oder wenn dieß nicht möglich, dieselben doch zu benützen. Zu diesem Ende habe ich während meines zweymaligen Aufenthaltes zu Konstantinopel und »auf meiner Reise durch die Levante nicht nur selbst die Bibliotheken und Büchermärkte fleißig besucht, sondern habe seitdem »in Konstantinopel, Bagdad, Haleb und Kairo unablässig durch Briefwechsel historische Werke gesucht und gefunden. Zu diesem Ende habe ich in Deutschland die Bibliotheken »von Wien, Berlin und Dresden, in England die von »Cambridge und Oxford, zu Paris die königliche »und die des Arsenals, in Italien die von San Marco »zu Venedig, die Ambrosiana zu Mailand, die Laurenziana und Magliabechiana zu Florenz, die des Museo »Borbonico zu Neapel, die Vaticana, Barberini und »von Maria sopra Minerva zu Rom, und zu Bologna »die ungemein reiche Marsigli's, auf denselben arbeitend, benützt. Ohne Vermögen, als das meiner Besoldung, »ohne Beyhülfe orientalischer Akademien oder asiatischer Gesellschaften, ohne Unterstützung von Reichen und Großen, habe »ich durch dreyßig Jahre lang fortgesetzte Nachforschungen und »Kosten eine Vorrichtung von Hülfsmitteln osmanischer Geschichte »gesammelt, von der keine Bibliothek in Europa oder Asien eine »gleiche an Vollständigkeit aufzuweisen hat.« Sieben Werke, zusammen zwölf Foliobände, unter ihnen das klassische Hauptwerk: die acht Paradiese des Edris, ohne dessen Vervollständigung diese Geschichte nicht zu beginnen war, kosteten allein fünfhundert Dukaten. Die Staatsarchive Oesterreichs und Venedigs, die wichtigsten, reichsten und ergiebigsten Urkunden, und vordem unbenutzt, öffneten sich, und dienten osmanischen Geschichtschreibern und osmanischen Urkunden zur besten Kontrolle. »In dem k. k. Hausarchive fand sich das aus 58 Foliobänden bestehende Geschichtswerk Marino Sanudo's, dessen Daseyn selbst dem

Grafen Daru unbekannt geblieben, und welches die von dem Verfasser binnen 39 Jahren (1495—1534) als Senator und Mitglied der Pregadi gesammelten Gesandtschaftsberichte, Rathsbeschlüsse, Traktate und andere Urkunden enthält. Die Byzantinischen Geschichtschreiber, von den Europäern durchgehends viel zu flüchtig gelesen, und deßwegen die Quelle zahlloser Irrthümer, dienten zur andern Kontrolle, und Kenntniß des Volkes, seiner Religion und Regierung aus eigener Anschauung, vertraute Bekanntschaft mit seiner Sprache, vielfältige Reisen und jahrelanger Aufenthalt, Besorgung verschiedenartiger öffentlicher Geschäfte, Vorarbeiten über Chronologie, Geographie und Literatur halfen zur Vervollständigung. »In der innersten »Ueberzeugung des Waltens ewiger Vorsicht und Vergeltung, »deren göttlicher Geist über den Wassern der Geschichte geht, »ohne daß der Mensch weiß, woher und wohin, habe ich die »Feder ergriffen, ohne Vorliebe und Widerwillen; ohne Vorliebe »für Personen und Völker, für Nationen und Religionen, wohl »aber mit Liebe für Edles und Gutes, mit Haß für Schändliches »und Schlechtes, ohne Haß wider Griechen oder Türken, ohne »Vorliebe für Moslimen oder Christen, wohl aber mit Liebe für »geregelte Kraft und wohlgeordnete Regierung, für Rechtspflege »und Kriegskunst, für öffentliche wohlthätige Anstalten und wis»senschaftlichen Flor, mit Haß hingegen wider Empörung und »Unterdrückung, wider Grausamkeit und Tyranney. Mit Wahr»heit und Liebe habe ich die Feder ergriffen, in der Wahr»heit, deren Erkenntniß frey macht, in der Liebe, welche baut »und auferbaut, und mit Gott, der die höchste Wahrheit und »Liebe.«

Dieß die Vorfragen, und darauf die Selbstgeständnisse des Herrn Verfassers. Von seiner Persönlichkeit von nun an ganz abgesehen, mag das Werk selbst, die Sache für sich sprechen. Es scheint zum Zwecke zu führen, vorerst einen schmucklosen, gedrängten Auszug zu geben, aus dem sich zum Theil der Reichthum des Neuen, und wo vorhin Ungewisses galt, des Gesicherten, aus dem sich der Geist und Styl der Rede zum Theil erkennen lassen; dann mögen diese Anzeige einige Betrachtungen über andere Schriftsteller, welche Gleiches behandelten, über die Bereicherungen der Geographie, über den Nutzen, welche die Philologie gewährte, über der Osmanen Aehnlichkeit mit andern Völkern und über ihre Eigenthümlichkeit, und endlich über andere Gegenstände schließen, welche das ganze Werk durchdringen, und deßwegen allgemein zusammengefaßt zu werden verdienen.

Erstes Buch. Ursprung der Türken. Oghusen. Seldschuken. Den Anfang eines so mächtigen Herrscherge-

schlechts, als die Türken sind, hat man in den ersten Nachkommen Noahs, welche das Buch Genesis verzeichnet, und bey dem Vater der Geschichte, dem ehrwürdigen Herodot, gesucht. Dort steht: »Aber die Kinder von Gomer sind: Aschanaz und Rhiphath und Thorgama,« und hier heißt es, daß Targitaos, der Sohn Jupiters und der Tochter des Flusses Borysthenes, der Ahnherr der Scythen sey. Die Laute *Thorg*-ama und *Targ*--itaos schienen den Stammvater Türk versteckt in sich zu halten, welchem asiatische Mythen zu Nachkommen zwey Brüder geben: Tatar und Mogol, die Völkergründer der Tataren und Mogolen. Mit Uebergehung aller Dichtung und Herleitung von bloßer Schallähnlichkeit, wo kein gehaltvollerer Grund dafür spricht, ist es wichtiger, das Stammland der Türken kennen zu lernen. »Sie stiegen vom Altai, d. i. »dem Goldberge, nieder, und das weite fruchtbare Steppen»land Hochasiens, welches östlich von Chatai, d. i. dem nördli»chen China, westlich von dem See Aral und dem Lande Chowa»resm, nördlich von Sibirien und südlich von Thibet und dem »Lande jenseits des Oxus oder der sogenannten großen Bucharey »begränzt wird, führt, nach dem Dschihannuma, den Namen »Turkistan« Die Uiguren (verschieden von den Uguren der Byzantiner) sind, wie ihre Sprache beweiset, Türken, auch nennen die Osmanen die uigurische oder dschagataische Sprache die alttürkische; sie ist also die ältere Schwester der seldschukischen, aus der erst die osmanische hervorging. Türkische Sagen nennen einen Zeitgenossen Oghus-Chan den Gründer der türkischen Macht. Von seinen sechs Söhnen erhielten die drey ersten außer den glänzenden Namen der Chane des Berges, des Meeres, des Himmels, zusammen jenen der Verderber oder Zerbrecher, und von Osten nach Westen rückend, gaben sie die Herrschergeschlechter den Oghusen, Seldschuken und Osmanen. Zweytausend Familien der Oghusen nahmen zuerst um 960 christlicher Zeitrechnung *) den Islam an, und hießen zum Unterschiede von den heidnischen Türken Turkmanen: ein Name, zusammengezogen, nach Neschri, aus Türk und Iman, d. i. Glauben. Glänzender entfalteten sich die Geschicke der Seldschuken. Sie saßen am Ende des zehnten Jahrhunderts um Buchara, und Mahmud, der große Herrscher vom Gasna und glückliche Eroberer Indiens, welcher von türkischer Abkunft aus dem Sklavenstande auf den Thron sich geschwungen, und der erste den Titel eines Sultans sich beygelegt hatte, rief sie (1034)

*) Wo hier Jahreszahlen angeführt werden, sollen sie immer nach christlicher Rechnung gemeint seyn.

als Stammverwandte über den Oxus nach Chorasan. Der Glanz seines Hauses erbleichte vor dem aufgehenden Gestirne »des Stammes Seldschuk, welcher die mächtige Hand der Herrschaft drey Jahrhunderte lang von dem kaspischen Meere bis an das mittelländische erstreckte, und mit den fünf Fingern derselben, d. i. durch die seldschukischen Dynastien in Fars (Persien), Kerman, Damaskus, Haleb und Rum oder Kleinasien, diese Länder gewaltig umgriff.« Die Begebenheiten der Seldschuken, vornehmlich des Reiches von Rum und dessen Verfall, dienen zur Einleitung der osmanischen Geschichten, weil sie Ort, Zeit und Verhältnisse der Dinge anschaulich machen, aus denen die Helden dieses Werkes auftauchen. Wichtig für die Folge ist es, die zehn kleinen turkmanischen Staaten, in welche das Reich Rum sich um 1300 zersplitterte (aber genauer, als es in Schlözers Nebenstunden geschieht), aufzuzählen. »In Mysien herrschte »Karasi, in Lydien oder Maionien Sfaru-Chan und Aidin, »Karien besaß Mentesche, Lycien und Pamphylien war unter »der Herrschaft von Tekke vereint. Nördlich von diesem, und »nicht mehr ans Meer stoßend, saß Hamid in Pisidien und »Isaurien, und diesem nördlich hatte in Lykaonien Karaman »erst zu Larenda und dann zu Konia, der Haupt- und Resi»denzstadt des ganzen seldschukischen Reichs, den Sitz seiner, da»mals bey weitem allen andern kleinen Nebenfürsten vorwiegen»den Herrschaft, aufgeschlagen. Nordwestlich an sein weites »Gebiet stieß das von Kermian im nördlichen Phrygien, das »einzige, dessen Fürst seinen Namen nicht dem Lande gab, son»dern von der alten Hauptstadt desselben in der Nähe des heuti»gen Kutahije annahm. In Galatien und Bithynien und bis »an den Fuß des Olympus, und also die nächsten in unmittel»barer Berührung mit den Byzantinern, überwinterten in Städten, »und übersommerten auf Alpen die ersten Fürsten der Osmanen. »Oestlich und nördlich von denselben, in Kastemuni oder »Paphlagonien, und im östlichen Winkel Bithyniens beherrschte »noch ein halbes Jahrhundert die Seeküste zu Sinope und Hera»klea der letzte Sprosse der Seldschuken, Ghasi Tschelebi, »und schon mit, oder unmittelbar nach ihm die Söhne Umur»beg's und Isfendiar's auch Kisil Ahmedli, d. i. die »rothen Ahmeder genannt, auf der Stelle der alten Heneter, »Kaukoner und Mariandyner.«

Zweytes Buch. Der Osmanen Ursprung, ihr erster Fürst. »Als Dschengis-Chan die Vormauer des cho»waresmischen Reiches durchbrochen, wanderte Suleiman»Schah, der Sohn Kaialp's, aus dem Geschlechte Kaji, einem »der edelsten der Oghusen (vor 1224), von Chorasan, wo er

»mit seinem Stamme um Mahan saß (dem geschichtlich bekannten »Ursitze nach allen Quellen osmanischer Geschichte), nach »Armenien aus, wo er sich in der Gegend von Ersendschan und »Achlath niederließ, der Anführer von funfzigtausend Turkmanen »(welche Deguignes und Gibbon irrig zu Chowaresmiern machen, »einer Mischlingsrasse nach dem Dschihannuma). Nach Dschen»gis-Chans Tode trat der Stamm den Rückzug an ins Vater»land, zuerst den Euphrat hinunter in der Richtung von Haleb »ziehend. Als sie beym Schlosse Dschaaber übersetzen woll»ten, stürzte das Pferd Suleimans vom steilen Ufer hinab, und »er ertrank in den Fluthen des Euphrats. Beym Schlosse Dscha»ber heißt seine Grabstätte noch heute das Türkengrab. Da zerstreuten »sich die unter seiner Anführung zusammengehaltenen Familien »in Syrien und Kleinasien.« Einer der Söhne des Ertrunkenen, Ertoghrul, nur geringen Streitkräften gebietend, begab sich in Alaeddins Schutz, der Sultan von Rum war, und Männerarme zu brauchen verstand. In die Kämpfe, welche dieser gegen die Tataren und Griechen zu bestehen hatte, führte jener seine trefflichen Reiter Akindschi, d. i. Renner, Streifer genannt (später der Schrecken Ungerns und Deutschlands), die ihm als Lehen (Sandschak) das Land Sultanöni, »durch die Gränzen des alten Phrygia Epiktetos umschrieben,« erwerben halfen, dessen vornehmste Städte waren: Eskischehr (Dorylänm), Sidi Ghasi, Sogud (Thebasion) und Lefke (Leukai). Ein Vaterland hatten also die Osmanen gewonnen, sie hatten Besitzthum, aber ihr Stammführer war weit entfernt ein mächtiger Fürst zu seyn. Man lebte vom Reichthum der Herden, gab selbst Ziegenfelle mit Käse und Topfen, Schläuche mit Honig gefüllt, als Gaben hirtlicher Erkenntlichkeit für die Sicherheit der Herden auf den Alpen, konnte Streifzüge nur mit siebzig bis dreyhundert Mann wagen. Ertoghrul's Sohn, Osman, dessen glückbringenden Namen sein Volk für gleichbedeutend mit Beinbrecher erklärt, und dabey an den Königsgeyer (Humai) denkt, der auch Beinbrecher beygenannt wird, und im ganzen Morgenlande Herrschergröße und Siegesmacht anzeigt, erhielt (1289) von seinem Souverain, dem Sultan von Rum, weil er Karadschahissar den Griechen entrissen, und treue Kriegsdienste geleistet, »die Ehrenzeichen fürstlicher Würde: »Fahne und Pauke und Roßschweif. Er ging dem Ehrengeschenke »einige Schritte entgegen, und während die Heeresmusik der »Trommeten und Pauken erscholl, blieb er mit über die Brust »kreuzweise gelegten Händen ehrfurchtsvoll stehen. Deßgleichen »thaten seine nächsten Erben jedes Mal, wenn zu den Gebetzei»ten die Heeresmusik erscholl, bis der sechste derselben, Sultan

»Mohammed der Eroberer, den alten Brauch aufhob, weil, »sagte er, zweyhundertjährige Ehrenbezeugung zu lang.« Mit dieser Huldigung ist unverträglich, was alle morgenländischen Schriftsteller behaupten, daß Osmau auch in demselben 1289. Jahre das Kanzelgebet für sich habe verrichten lassen: eine Handlung, welche im Morgenlande als alleiniges Recht der Majestät betrachtet, ihn in die Reihe der Rebellen würde gesetzt haben. Mit dem Eintritte des vierzehnten Jahrhunderts schwand die Oberherrlichkeit der Seldschuken in Rum, und die Statthalter rissen Land und Leute an sich. So wie Karasi, Ssaru-Chan, Aidin, Mentesche, Tekke, Hamid, Karaman unabhängig sich betrugen, und den regierten Ländern ihren Namen aufdrückten: so heißen von derselben Zeit die von Osman beherrschten Menschen: Osmanen, und diese Zeit ist der Anfang der Selbstständigkeit osmanischen Reiches. Dem Gießbache der Gebirge gleich, stürzte sich Osman von seiner Residenz Jenischehr (Neustadt) über die Schlösser Köprihissar (Brückenschloß), Dimsuf, Kujunhissar und Marmara; Kodschahissar (Trikokia), die Vormauer Nicäa's, Lubludschi (Kubuklea) am Olymp. Akhissar, Leffe, Bekedsche, alle drey am Flusse Jenischehr (Melas), und Kiwa, an dessen Mündung in den Sangarius, und vergrößerte mit ihnen und andern Eroberungen seine Besitzungen. Osmans Sohn, Urchan, eroberte, vom Vater gesendet, das Land zwischen dem Sangarius und dem Meere, welches heute das Sandschak Kodscha Ili heißt. Nicäa, der Griechen Gränzfestung, sah sich durch die nahe gelegenen, von den Osmanen eroberten Schlösser hart bedrängt; auch vor Brusa ließ Osman zwey Schlösser aufbauen, und diese Stadt, von Hannibal erbaut, mußte nach zehnjähriger Aengstigung und nach dem Falle von Edrenos (Hadriansstadt am Olympos) durch Vertrag sich ergeben. Auf die Freudenpost dieser Eroberung schloß der siebzigjährige Osman die Augen (1326); Brusa wurde seine Grabstätte und der Regierungssitz seiner Nachfolger. Alle diese Eroberungen geschahen auf Kosten des schlecht vertheidigten Reiches von Byzanz; doch darf man, wie ausdrücklich erinnert wird, die Klagen griechischer Schriftsteller über türkischen Raub nicht ausschließend auf die Osmanen deuten, weil alle türkische Fürsten, dem Zügel seldschukischer Oberhoheit nicht mehr gehorchend, zu Land und zur See griechisches Eigenthum angriffen. Unter Osman erscheint der erste Tschausch, d. i. Staatsbote, Kommissär, Gesandten-Einführer, und wohl selbst Gesandter, und bey der Uebernahme Brusa's wurde für die Erlaubniß des freyen Abzuges mit Hab und Gut und des sichern Geleites die Summe von dreyßigtausend byzantinischen Goldstücken gefordert und er-

»mit seinem Stamme um Mahan saß (dem geschichtlich bekannten »Ursitze nach allen Quellen osmanischer Geschichte), nach »Armenien aus, wo er sich in der Gegend von Ersendschan und »Achlath niederließ, der Anführer von funfzigtausend Turkmanen »(welche Deguignes und Gibbon irrig zu Chowaresmiern machen, »einer Mischlingsrasse nach dem Dschihannuma). Nach Dschen»gis-Chans Tode trat der Stamm den Rückzug an ins Vater»land, zuerst den Euphrat hinunter in der Richtung von Haleb »ziehend. Als sie beym Schlosse Dschaaber übersetzen woll»ten, stürzte das Pferd Suleimans vom steilen Ufer hinab, und »er ertrank in den Fluthen des Euphrats. Beym Schlosse Dscha»ber heißt seine Grabstätte noch heute das Türkengrab. Da zerstreuten »sich die unter seiner Anführung zusammengehaltenen Familien »in Syrien und Kleinasien.« Einer der Söhne des Ertrunkenen, Ertoghrul, nur geringen Streitkräften gebietend, begab sich in Alaeddins Schutz, der Sultan von Rum war, und Männerarme zu brauchen verstand. In die Kämpfe, welche dieser gegen die Tataren und Griechen zu bestehen hatte, führte jener seine trefflichen Reiter Akindschi, d. i. Renner, Streifer genannt (später der Schrecken Ungerns und Deutschlands), die ihm als Lehen (Sandschak) das Land Sultanöni, »durch die Gränzen des alten Phrygia Epiktetos umschrieben,« erwerben halfen, dessen vornehmste Städte waren: Eskischehr (Dorylaeum), Sidi Ghasi, Sogud (Thebasion) und Lefke (Leukai). Ein Vaterland hatten also die Osmanen gewonnen, sie hatten Besitzthum, aber ihr Stammführer war weit entfernt ein mächtiger Fürst zu seyn. Man lebte vom Reichthum der Herden, gab selbst Ziegenfelle mit Käse und Topfen, Schläuche mit Honig gefüllt, als Gaben hirtlicher Erkenntlichkeit für die Sicherheit der Herden auf den Alpen, konnte Streifzüge nur mit siebzig bis dreyhundert Mann wagen. Ertoghrul's Sohn, Osman, dessen glückbringenden Namen sein Volk für gleichbedeutend mit Beinbrecher erklärt, und dabey an den Königsgeyer (Humai) denkt, der auch Beinbrecher beygenannt wird, und im ganzen Morgenlande Herrschergröße und Siegesmacht anzeigt, erhielt (1289) von seinem Souverain, dem Sultan von Rum, weil er Karadschahissar den Griechen entrissen, und treue Kriegsdienste geleistet, »die Ehrenzeichen fürstlicher Würde: »Fahne und Pauke und Roßschweif. Er ging dem Ehrengeschenke »einige Schritte entgegen, und während die Heeresmusik der »Trommeten und Pauken erscholl, blieb er mit über die Brust »kreuzweise gelegten Händen ehrfurchtsvoll stehen. Deßgleichen »thaten seine nächsten Erben jedes Mal, wenn zu den Gebetzei»ten die Heeresmusik erscholl, bis der sechste derselben, Sultan

»Mohammed der Eroberer, den alten Brauch aufhob, weil, »sagte er, zweyhundertjährige Ehrenbezeugung zu lang.« Mit dieser Huldigung ist unverträglich, was alle morgenländischen Schriftsteller behaupten, daß Osmau auch in demselben 1289. Jahre das Kanzelgebet für sich habe verrichten lassen: eine Handlung, welche im Morgenlande als alleiniges Recht der Majestät betrachtet, ihn in die Reihe der Rebellen würde gesetzt haben. Mit dem Eintritte des vierzehnten Jahrhunderts schwand die Oberherrlichkeit der Seldschuken in Rum, und die Statthalter rissen Land und Leute an sich. So wie Karasi, Ssaru-Chan, Aidin, Mentesche, Tekke, Hamid, Karaman unabhängig sich betrugen, und den regierten Ländern ihren Namen aufdrückten: so heißen von derselben Zeit die von Osman beherrschten Menschen: Osmanen, und diese Zeit ist der Anfang der Selbstständigkeit osmanischen Reiches. Dem Gießbache der Gebirge gleich, stürzte sich Osman von seiner Residenz Jenischehr (Neustadt) über die Schlösser Köprihissar (Brückenschloß), Dimsuf, Kujunhissar und Marmara; Kodschahissar (Trikokia), die Vormauer Nicäa's, Lubludschi (Kubuklea) am Olymp. Akhissar, Lefke, Bekedsche, alle drey am Flusse Jenischehr (Melas), und Kiwa, an dessen Mündung in den Sangarius, und vergrößerte mit ihnen und andern Eroberungen seine Besitzungen. Osmans Sohn, Urchan, eroberte, vom Vater gesendet, das Land zwischen dem Sangarius und dem Meere, welches heute das Sandschak Kodscha Ili heißt. Nicäa, der Griechen Gränzfestung, sah sich durch die nahe gelegenen, von den Osmanen eroberten Schlösser hart bedrängt; auch vor Brusa ließ Osman zwey Schlösser aufbauen, und diese Stadt, von Hannibal erbaut, mußte nach zehnjähriger Aengstigung und nach dem Falle von Edrenos (Hadriansstadt am Olympos) durch Vertrag sich ergeben. Auf die Freudenpost dieser Eroberung schloß der siebzigjährige Osman die Augen (1326); Brusa wurde seine Grabstätte und der Regierungssitz seiner Nachfolger. Alle diese Eroberungen geschahen auf Kosten des schlecht vertheidigten Reiches von Byzanz; doch darf man, wie ausdrücklich erinnert wird, die Klagen griechischer Schriftsteller über türkischen Raub nicht ausschließend auf die Osmanen deuten, weil alle türkische Fürsten, dem Zügel seldschukischer Oberhoheit nicht mehr gehorchend, zu Land und zur See griechisches Eigenthum angriffen. Unter Osman erscheint der erste Tschausch, d. i. Staatsbote, Kommissär, Gesandten-Einführer, und wohl selbst Gesandter, und bey der Uebernahme Brusa's wurde für die Erlaubniß des freyen Abzuges mit Hab und Gut und des sichern Geleites die Summe von dreyßigtausend byzantinischen Goldstücken gefordert und er-

halten, eine Summe, »welche von da an die unabänderliche höchste Mustersumme des Lösegeldes blieb, durch deren jetzt einmalige, bald jährliche Entrichtung christliche besiegte Fürsten sich vom beständigen Kriege durch kurzen Waffenstillstand loskauften.«

Drittes Buch. Urchans Regierung. Urchan, der älteste Sohn und Nachfolger Osmans (von 1326 — 1359), hatte das Glück, einen Bruder in Alaeddin zu besitzen, der mit großen Geistesgaben und einer besonderen Uneigennützigkeit ausgestattet, alle Ehre und Macht ihm überließ, und sich begnügte, als Diener für das aufblühende Reich zu sorgen. Von ihm, dem ersten Wesir der Osmanen, beginnen jene Satzungen, welche, wenn sie »in keinem Widerspruche mit den drey höhern, d. i. mit dem Worte Gottes (dem Koran), mit dem Worte des Propheten (der Sunna), mit der einstimmigen Entscheidung der Väter der islamischen Kirche (den vier großen Imamen) stehen, als vierte Quelle des islamischen Staatsrechtes betrachtet werden.«

Alaeddin war es, der seinem Herrn rieth, die Münze auf seinen, d. i. Urchans, Namen zu prägen. Seit der Vater Osman nach dem Falle der Seldschuken in dem Kanzelgebete seinen Namen freylich nur als Emir nennen ließ, fehlte nur noch die Uebung des Münzrechtes, um nach morgenländischen Begriffen als Souverain sich zu erkennen zu geben. Alaeddin führte eine Kleiderordnung ein, wodurch die Osmanen von den Griechen und Turkmanen sich unterschieden, und auch von ihm und dem Heeresrichter Chalil Tschendereli schreibt sich die tief wirkende Errichtung der Janitscharen her. Da beyde dafür hielten, daß die Besiegten die Sklaven des Siegers seyen, und da nach den Worten des Propheten die neugebornen Kinder schon die Anlage des Islams mit auf die Welt bringen, so meinten sie, würde dessen Entwicklung befördert, wenn man ein Heer aus Christenkindern bilde; bey den Ungläubigen würden die Bande des Volksthums, der Verwandtschaft und der Religion zerrissen, und der Erde eben so viele Eroberer, als dem Himmel Sieger im heiligen Kriege gewonnen. Der Derwisch Hadschi Begtasch segnete diese neuen Kriegsleute, und sprach: »Ihr Name sey die neue Truppe (Jeni Tscheri), ihr Angesicht weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend; immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlseyn.« Als Unterpfand reichlicher Verpflegung erhielten die Offiziere der neuen Regimenter ihre Namen aus der Küche, z. B. Suppenmacher (d. i. Oberster), oberster Koch, Wasserträger, und das Heiligthum des Regiments war der Fleischkessel, um den sie sich nicht bloß zum Essen, sondern auch zum

Berathen versammelten. Eintausend war die ursprüngliche mindeste Zahl, mit jedem folgenden Jahre wurde tausend anderen Christenknaben aus der Zahl der Kriegsgefangenen der Islam und der Kriegsdienst aufgezwungen, und wenn die Gefangenen nicht hinreichten, die fehlenden aus den Kindern der christlichen Unterthanen ausgehoben, bis herunter in die Regierung Mohammeds IV., wo mit der Selbstrekrutirung der Truppe aus ihren eigenen Kindern ihr Verfall begann. Osmanische Geschichtschreiber lobpreisen, daß so 300,000 Christenseelen vom Höllenpfuhle gerettet, allein eine halbe Million dürfte wohl die kleinste Summe der durch das Schwert gewonnenen und verausgabten Christenkinder seyn.

Wie die Janitscharen Sold bekamen, erhielt die Piade Lehen mit der Obliegenheit, in den Feldzügen dem Heere die Straßen gangbar zu machen (daher Name und Bestimmung unserer Pioniere); doch außer den Janitscharen und der Piade gab es auch noch ein zahlreiches, regelmäßiges Fußvolk: Asab, zu vielerley Diensten bestimmt, und auch dazu, mit ihren Leichnamen die Gräben zu füllen, um so den stürmenden Janitscharen zur Brücke zu dienen. Auf gleiche Weise wurde die Reiterey beachtet. Reichlichen Sold erhielten vier Rotten, die Sipahi (Reiter), Silihdare (Reisige), Ulufedschi (Söldlinge) und Ghureba (Fremdlinge), welche vier Rotten nach alt-arabischem Vorbilde zur rechten und linken Seite der heiligen Fahne und des Sultans die Ehren- und Schutzwache versahen, im Mittel der Schlachtordnung und des Lagers. Lehen genossen die Mosselliman, deren Offiziere, je nachdem sie über hundert oder tausend gesetzt waren, Ssubaschi und Binbaschi oder Sandschakbege, d. i. Fahnenfürsten, hießen. In späterer Zeit erhielt die Reiterey, welche die Besitzer der kleinen und größern Lehen (Timar und Siamet) bildeten, ihre Ausbildung. Neben all diesen geregelten Streitern fochten die weder besoldeten noch belehnten Akindschi.

Es war wichtig, bey diesen Einrichtungen, auf welchen, wie auf Quadern, das Gebäude osmanischer Größe sich erhob, etwas länger zu verweilen, um über ihre Erfolge kürzer seyn zu dürfen. Nicäa, ein festes Bollwerk, seit längerer Zeit von griechischer Hülfe abgeschnitten, ergab sich, durch Hunger und Pest erschöpft, an die Osmanen (1330), und es bleibt merkwürdig, daß der größte Theil der Bewohner sich den lebensfrischen Siegern anschloß, statt den bedungenen freyen Abzug nach dem entnervten Konstantinopel zu benutzen, und daß die Frauen und Mädchen, während der Belagerung verwittwet oder verwaiset, den Tapfersten als Gemahlinnen zuerkannt wurden. Zur Feyer dieser Ero-

berung wurden in der Kirche, wo die versammelten Väter unser christliches Glaubensbekenntniß festgesetzt hatten, die Bilder und Altäre umgestürzt, und an die Stelle der nicäischen Formel die islamische an die leeren Wände geschrieben: »Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet.« Listig und kraftvoll brachte noch Urchan, Bruderzwiste fördernd und nützend, die Landschaft Karasi, wo einer der Zehnfürsten regierte, unter welche das Reich der Seldschuken sich zertrümmert hatte, in seine Gewalt, und verwendete zwanzigjährige Ruhe, fromme Stiftungen zu gründen. Die Residenz Brusa blühte so herrlich auf, daß sie noch heute im Titel der Sultane als dritte Stadt des Reichs genannt wird; und in ihrer Nähe auf den schönen Bergen und in den anmuthigen Thälern des erhabenen Olympos, aus denen die christlichen Mönche entfliehen mußten, versammelten sich außer moslemitischen Mönchen in der Folge auch Dichter, Richter und andere Gelehrte, die in Betrachtungen der Natur versenkt, von Pinien umsäuselt, vom Falle der klarsten Bergwasser umrauscht, der erhebendsten Einsamkeit lebend, jene Werke schrieben, auf welche der Stolz der osmanischen Literatur sich gründet.

Viertes Buch: Uebergänge der Türken nach Europa. Das zwanzigjährige Schweigen, welches in der osmanischen Geschichte (von 1336 — 1356) herrscht, bietet Veranlassung, sorgsam die spärlichen Angaben über diese Tage aus Chalcondylas und Phranzes, aus Nicephoros Gregoras und Cantacuzen zu sammeln (was zu thun die europäischen Geschichtschreiber bis jetzt verschmäht), um durch Aufzählung und Sichtung der Versuche, welche die Türken überhaupt machten, aus Asien nach Europa bewaffnet überzusetzen, um so anschaulicher darzustellen, wie der griechische Kaiserstaat, gealtert durch Fehler aller Art, und durchädert von vielnamigem Verderben, ungeachtet der Hoheit seines Namens, jedem kräftigen Schlage erzittern, und vor jugendlichem Muthe und besonnener Kraft demüthig in Staub sinken mußte, und wie es so den Osmanen gelingen konnte, in unserm Welttheile festen Fuß zu fassen. Es mußte wohl nach siebzehn Uebergängen im achtzehnten gelingen, wenn sie zu Kraft und Kühnheit noch List und niederträchtige Gesinnung gesellten, und die Griechen ihnen nichts entgegensetzen konnten, als Ohnmacht und innern Zwist, eben durch Erdbeben beschädigte Städte — und ihr gutes Recht. So geschah es, daß Urchan, als sieben und siebzigjähriger Greis sterbend (um 1359) seinem Sohne Murad das Schloß Tzympe, die Stadt Kallipolis, den Schlüssel des Bosporus, ferner

Konur, Bulair, Malgara, Ipssula, Rodosto auf europäischem Boden hinterlassen konnte. Außer dem Tode Urchans, dieses Numa der Osmanen, gibt dieses vierte Buch noch eine gedrängte Urbersicht des türkischen Mönchwesens.

Fünftes Buch: Murad's Regierung. Ungeachtet der Nachfolger Murad (der Sieger, der Herrscher) unverrückt seine Augen nach Europa wandte, benutzte er gleich im Anfange seiner Regierung schnell und kräftig die Unruhen, welche die großen Güterbesitzer Galatiens (die Achi) gegen ihn erregten, diese zu zwingen, die wichtige Handelsstadt Angora (Ancyra) ihm zu unterwerfen, womit er eine östliche Gränzfestung von hoher Wichtigkeit gewann. Dieses Glück als Unterpfand größeren Glückes betrachtend, eilte er nach Westen, wo ihm diesseits des Hellesponts mehrere Schlösser und Burgen, und nach leichtem Feldsiege Adrianopel, die größte Festung des byzantinischen Reichs (es ist ungewiß ob durch Verrätherey oder durch Feigheit) in die Hände fielen. Auf den Erwerb Adrianopels, welches Murad verschönte und zu seiner Residenz machte, und welches noch heut zu Tage die zweyte Stadt des Reichs heißt, folgten noch andere Eroberungen in derselben Landschaft Thrazien; die osmanischen Waffen drangen bis an den Hämus, und erst nach dem Gewinne von Philipopolis (Filibe) 1362 wurde mit dem griechischen Kaiser ein kurzer Friede beliebt, der diente, die Völker nördlich des Hämus, die Servier und Bulgaren, zu bekämpfen, Die Servier hatten schon 13.4 türkische Züge glücklich gedämpft, sie waren, da sie (1349) auch auf griechisches Besitzthum wie auf gute Beute losgingen, zu ihrem Erstaunen osmanischen Kriegern als griechischen Bundesgenossen in der Schlacht begegnet: jetzt, da die Osmanen sich ihren Grenzen drohend genaht, verbündeten sie sich mit dem kräftigen Ungernkönig Ludwig und dem Fürsten der Wallachey; allein sie erlitten (und hier fochten die Ungern das erste Mal) an der Marizza, in finsterer Nacht angegriffen, eine solche Niederlage (1363), daß K. Ludwig das Wunder seiner persönlichen Rettung nur dem Schutze des Madonnenbildes von Mariazell (in der Steyermark) zuschrieb. Dieses Faktum und sein Datum, lange bezweifelt, steht fest durch osmanische Urkunden und ein ungrisches Diplom; das Schlachtfeld heißt noch heut Ssirf ssindüghi, d. i. der Servier Niederlage. Wie der Regen in die durstende Erde, drangen die geregelten osmanischen Schaaren auf diesem vielen Herren unterthänigen Boden vor. Die Servier, noch am Tainaros (1371) und bey Samokov geschlagen, zogen sich über den Hämus zurück, die kleinern servischen und bulgarischen Fürsten übergaben bald freywillig, bald

gezwungen ihre fast unabhängigen Gebiete, mehrere thessalische Küstenstädte erkannten osmanische Gesetze, und ungeachtet des Friedens nahmen die Osmanen, in immer kleineren Kreisen das Gebiet Konstantinopels einschließend, Städte, Land und Leute weg. So wurden Samokow, Giustendil (Justiniana), Apollonia, das hochberühmte Nissa (Naissos) und die große Stadt Sofia (einst Sardica) und viele andere osmanisch. Erschreckt bat der Herrscher Serviens um Frieden, und erhielt ihn um tausend Pfund Silbers und um die jährliche Stellung von tausend Reisigen (1375); erschreckt gab der König der Wallachey für den Frieden seine Tochter dem mächtigen Murad zur Frau. Auch auf unblutige Weise gab es Vergrößerung. Murad vermählte seinen ältesten Sohn Bajesid mit der Prinzessin von Kermian, die den schönsten Theil des väterlichen Gebiets (Egrigös, Tawschanli, Simaw, Kutahia (Cotyaium) zur Mitgift brachte, und um diesen Gewinn abzurunden, zwang er den Fürsten von Hamid, ihm sechs Städte zu verkaufen: Begschehri, Sidischeri, Akschehr, Isparta, Jalawadsch, Kara agadsch; ja der Fürst von Tekke trat aus Furcht alle seine Schlösser ab, bloß zwey Städtchen, Istenos und Antalia, sich vorbehaltend. Allein nicht bloß die Ausdehnung des Reiches wuchs, auch der Nerv innerer Festigkeit erstarkte. Murad setzte fest, daß die Stelle eines Heeresrichters eben so für immer bleibend seyn solle, wie das Heer selbst; er ließ jene Stelle des Korans in Vollzug bringen, die befiehlt, den fünften Theil der Beute dem öffentlichen Schatze zu entrichten, mithin nach dem damaligen Preise der Sklaven 25 Aspern für jeden Gefangenen; er regelte die kleinen und großen militärischen Lehen der Reiterey (Timar und Siamet); begnadigte die christlichen Unterthanen mit Steuerfreyheit, in sofern sie (als Woinaks) zu Heeresdiensten des Stalls und Fuhrwerks sich verwenden ließen; er gab den Sipahi rothe Fahnen als Symbol des Siegs und Bluts, und als sein Sohn Saudschi und der Sohn des griechischen Kaisers in unnatürlichem Bunde sich wider der Väter Herrschaft verschwuren, setzte er, aus Asien eilend, in der Nacht über den Gießbach, der das Heer der Empörer von dem seinigen trennte, rief mit lauter Stimme Saudschi's Soldaten zu sich, die verwirrt und reuevoll kamen, verfolgte und fing die wenigen Halsstarrigen, ließ dem eigenen ungerathenen Sohne erst die Augen ausstechen, dann den Kopf abschlagen (1385), die griechischen Jünglinge je zwey und zwey in die Marizza werfen, die osmanischen Jünglinge durch die Hand ihrer Väter sterben, und bloß den kaiserlichen Prinzen

[redacted]

schickte er dem kaiserlichen Vater zur Bestrafung. Der Thronerbe nannte sich den armen Bajesid und des Vaters Sklaven, und vor der Schlacht gegen die Karamanen, als er seinen Feuermuth nicht mehr zügeln konnte, aber ohne Erlaubniß den Angriff nicht wagte, stieg er vom Pferde, küßte vor dem Vater die Erde, und bat um Erlaubniß, anzugreifen. So groß die Strenge, so groß waren auch die Belohnungen. In welchem Heere Europas und Asiens damaliger Zeit war solcher Gehorsam, so viele Siege, Beute, Enthusiasmus für den Fürsten und die Religion, und was war unmöglich? — Mit hohem Ernste dachte Murad an Servien und Bosnien, als funfzehntausend seiner Leute durch plötzlichen Friedensbruch jener umgekommen (1387), und der König der Bulgaren auch abfallend sich ihnen verbündete. Wohl suchte dieser, durch der Osmanen Schnelligkeit und Thatkraft gedrängt, Frieden, und erhielt ihn, verlor aber, da seine Zusagen als täuschend sich erwiesen, Krone und Freyheit (1390), und die festen Städte Sistow und Widdin, Nikopolis und Silistria leisteten nur kurzen Widerstand. So kam das christliche Königreich der Bulgaren unter osmanischen Zepter. Auf dem beschwerlichsten, aber kürzesten Wege drang Murad in Servien vor, und stieß auf der Ebene Kossovo (Amselfeld), nicht fern von dem Punkte, wo vierfache Gränze an einander trifft, auf sieben Nationen: Servier, Bulgaren, Bosnier, Albaneser (unter Georg Castriota), Wallachen, Herzogewiner und Ungern, die alle in überlegener Zahl sich hier gesammelt hatten. Besorgt über den Ausgang, betete Murad die Nacht vor der Schlacht hindurch um die Gnade, als Märtyrer für den allein seligmachenden Islâm zu sterben. Die Uebermacht der Christen, siegreich auf ihrem rechten Flügel, wurde durch Bajesids Stürmen gebrochen, doch beym Vorschreiten des osmanischen Heeres hob sich aus dem Haufen erschlagener Christen ein vornehmer Servier, Milosch Kobilovitsch, der seinem König den Abend zuvor unwandelbare Treue geschworen, drängte sich, um Geheimes anzuvertrauen, durch die Leibwachen an Murad, der ihm den Zutritt gestattete, und stieß, tief vor ihm sich beugend, ihm den Dolch in den Unterleib. Der Getroffene fuhr besonnen fort, Befehle zum Siege auszutheilen, und hatte die Freude, noch ehe er starb, den gefangenen König der Servier, Lazar, und dessen Edle enthaupten zu sehen. Seit diesem Meuchelmorde — nach Andern seit dem an Bajesid II. versuchten — halten Kämmerer denen die Arme, welche Audienzen beym Sultan erlangen. So starb der geistvolle Barbar, der sich, das Leben und seine Verhältnisse kräftig beherrschte, aber

auch in wissenschaftlicher Bildung so tief stand, daß die drey gelehrtesten Männer seiner Zeit ins Ausland vor ihm flohen, der, selbst des Schreibens unkundig, die ganze Hand in die Tinte tauchte, und sie in die Höhe der Urkunde, statt Unterschrift und Siegel abdruckte (Tughra), wie das im Archive von Ragusa liegende Diplom des Schutzvertrages ausweisen kann.

Sechstes Buch: Bajesid bis zur Begegnung mit Timur. Zwey Söhne hinterließ Murad: Bajesid Ildirim (den Wetterstrahl) und Jacub. Jener, der ältere, ließ diesen, gleich nach des Vaters Tode, hinrichten, weil es möglich, daß er sich empören könne, und weil Gottes Beyspiel, der allein und ohne Nebenbuhler, nachzuahmen sey, und dieser blutige Ausspruch wurde, um die Thronfolge zu sichern, durch Mohammed den Eroberer Reichsgesetz. Mit Servien kam ein schneller, starker und dauernder Friede zu Stande (1389), in welchem Stephan, Lazars Sohn, dem kühnen Bajesid huldigte, und ihm die Schwester zur Gemahlin zu geben, von den Silberbergwerken jährlichen Tribut zu entrichten und in allen Kriegen als dessen Bundesgenosse mitzuziehen gelobte. Dieses Versprechen wurde redlich gehalten, und die tapfern Servier fochten von nun an siegentscheidend gegen die kleinasiatischen Fürsten, gegen Ungern, gegen Timur-Chan. Dafür, daß der griechische Kaiser Joannes durch osmanische Soldaten entthront, gefangen gesetzt, und durch sie mit seinem Sohne Manuel wieder auf den Thron war gehoben worden, zahlte er jährlichen Zins, versprach, zwölftausend Mann für Bajesid »als Freund seiner Freunde und Feind seiner Feinde« zu stellen, und überließ Selymbria, Heraklea, Rhaidestos, Danias und Panidas an der Propontis und Thessalonika an seinen Nebenbuhler und ungerathenen Sohn Andronikus. Wie dies »Feind seiner Feinde« gemeint sey, zeigte sich, als die Osmanen nach der Stadt Alaschehr (Philadelphia), die in Kleinasien allein als griechisches Eigenthum durch Schutz der Fürsten von Aidin sich erhalten hatte, Verlangen trugen. Der griechische Befehlshaber hatte es abgeschlagen, die Stadt zu übergeben; unter Bajesids Augen erstiegen nun die beyden griechischen Kaiser stürmend ihre eigene Stadt, sie für die Barbaren zu erobern (1391). Da nun der Fürst von Aidin huldigend herbeyeilte, und auf die Majestätsrechte der Münze und des Kanzelgebetes verzichtete, da die Fürsten von Saruchan und Mentesche aus ihren Ländern flohen, die darauf dem osmanischen Reiche einverleibt wurden, mit welchem in früherer Zeit die Fürstenthümer von Karasi, Kermian,

Hamid und Tekke waren vereinigt worden: so gab es von den ursprünglichen zehn Fürstenthümern, in welche das seldschukische Reich zersplittert, jetzt nur noch zwey, unabhängig vom osmanischen Zepter: Kastemuni und Karaman; ja selbst das letzte, das nur durch Abtretungen (1390) seine augenblickliche Dauer gesichert, wurde eingezogen, nachdem sein Fürst Alaeddin, der durch Ueberfall das Verlorne wieder gewinnen wollte, war gefangen und aufgehängt worden. Ihn so schimpflich sterben lassen wollte Bajesid freylich nicht; er verzieh indeß dem Fürstenmörder willig, »weil der Verlust eines Fürsten weniger bedeute, als der Verlust eines Fürstenthums.« Gegen Osten und Norden weiter schreitend, unterwarfen (1392) sich die Städte Siwas (Sebaste), Tokat (Eudocia) und Kaissarije (Caesarea) mit ihren Gebieten, ferner die kupferreiche Landschaft Kastemuni mit der Stadt gleichen Namens Ssamssum (Amisus), Osmandschik, und auch das feste Amasia. Die verdrängten Fürsten mußten fliehen, und als noch Kanghri (Gangra), die alte Hauptstadt Paphlagoniens, Malatia und die Festung Kumach fielen, bespülte der Euphrat osmanisches Land.

Bald nach Serviens Demüthigung und der Bulgarey Unterjochung hatte Myrtsche, der Fürst der Wallachey und Ungerns Vasall, lernen müssen, zinsbar seyn (1391); Osmanen waren um diese Zeit schwärmend nach Bosnien, und als diesem Lande von Ungern Hülfe ward, verheerend auf die syrmischen Gefilde gekommen, und damit beginnen die langen, wenig unterbrochenen Kämpfe der Ungern und Osmanen. Auf die minder bedeutenden Züge gegen jenes Land folgt nun der berühmte vom Jahre 1396, und die blutreiche Schlacht von Nikopolis. Sechstausend Franzosen mit der Blüte ihres Adels, deutsche Herren und Johanniter, baierische und steyermärkische Ritter und der Fürst der Wallachey waren die Bundesgenossen des ungrischen Königs Sigmund, und bildeten mit den Ungern ein Heer von sechzigtausend Mann. Die Franzosen, ungebändigten Uebermuths, fochten glänzend, wurden aber, als sie im Siegeslaufe die ungeahnete Uebermacht der Osmanen erblickten, plötzlich von Schreck überwältigt, und flohen; mit ihnen ein Theil der Ungern und die Wallachen; die Deutschen und die treuen Ungern im Mittelpunkte des Treffens nahmen die Flüchtlinge auf, eine neue Schlacht begann, bis Christen, die tapfern Servier, für Bajesid fechtend, auch für ihn den Sieg entschieden. Die Niederlage war ungeheuer, und wurde noch größer, als der Sieger, über die Menge erschlagener

Moslimen Thränen der Wuth weinend, dafür, daß die Franzosen vor der Schlacht türkische Gefangene in wilder Lust niedergemetzelt hatten, nun nach der Schlacht an zehntausend Gefangene an Stricken herbeyschleppen und elend erwürgen ließ. Streifzüge nach Ungern, auf denen Verräther gute Dienste leisteten, nach Bosnien und in die Wallachey waren Folgen dieser großen Schlacht. Vor dem Kriege mit Ungern war neuer Unfrieden mit Konstantinopel entstanden. Weil der Kaiser Joannes mit dem Materiale niedergerissener Kirchen hatte die verfallenen Festungswerke ausbessern lassen, zürnte Bajesid, und als des Joannes Sohn, Kaiser Manuel die Bande der Unterwürfigkeit lockern wollte, schickte jener ein Heer, Konstantinopel einzuschließen (1391), das nach mehrjähriger Einschließung von der Eroberung nur durch den Feldzug gegen Ungern, die Bestechlichkeit des Wesirs Ali-Pascha, durch die (ungegründete) Furcht, ganz Europa in die Waffen zu rufen, und durch den Vertrag gerettet wurde, vermöge dessen Manuel, für Besitzungen in Morea, Konstantinopel an seinen Neffen Joannes abtrat, dieser dagegen die Stadt Selymbria um hohen Zins den Osmanen gab, eine vierte Moschee und einen Kadi für die Moslemin in der Hauptstadt dulden, ja eine turkomanische Kolonie in einer Vorstadt aufnehmen mußte. Wie Bajesid Boten aussendete, seine Siege zu verkünden, kam der Bischof von Phokis klagend, daß die Witwe der Herzogs Delwos von Delphi in Buhlschaft verstrickt, die Unterthanen unaussprechlich drücke, und ermunterte, indem er Hellas als das herrlichste Land für Jagden, die Bajesid leidenschaftlich liebte, ausmalte, diesen, es in Besitz zu nehmen. Er kam, besetzte in Thessalien Jenischehr (das alte Larissa), Tirhala (Trikka), Badradschik (Patras), Dömenek (Domakia) und Pharsala, beyde von der Herzogsfamilie der Kernaier beherrscht, und drang durch die unvertheidigten Thermopylen. Die angeschuldigte Witwe ging dem Sieger entgegen, und trug ihm das Land an; Herr von Doris, Locris, Phokis, schickte er Heeresabtheilungen, den Peloponnes zu durchschwärmen, die auch Argos im Sturme nahmen (1397); allein diese Eroberung war eben so wenig dauernd, als die erste Eroberung Athens, welche osmanische Geschichtschreiber einstimmig in dasselbe Jahr 1397 setzen, wiewohl das Großherzogthum Athen, d. i. ein Staat, der sich über Thebae, Argos, Korinth und einen Theil Thessaliens erstreckte, erst sechzig Jahre später bleibend an die Osmanen kam, nachdem der letzte Fürst aus der Familie der Acciajoli (»die Plebejer zu Florenz, mächtig zu

Neapel, und unumschränkte Herren in Griechenland«) schimpflich war gehängt worden. — Folgten wir bisher unbeirrt dem raschen Laufe glücklichen Erfolgs, so ziemt es auch, den Blick auf das Innere des Reiches zu richten. Die gewaltsamen Völkerverpflanzungen wurden Sitte, und in den Ebenen um Philippopolis und Sophia, in Thessalien und an andern Orten ließen sich turkomanische Stämme, aus Kleinasien gewandert, nieder. Die auffallend große Bestechlichkeit der Richter zu mindern, wurden für sie die Gerichtsgebühren zu zwey von hundert der streitigen Summe und zu zwey Aspern für die Ausfertigung jeder gerichtlichen Urkunde festgesetzt. Wider den Befehl des Korans fand Bajesid, durch seine servische Gemahlin verleitet, Vergnügen an Wein und Trinkgelagen, und wider den Befehl des Korans fand der Wesir Ali-Pascha Geschmack an schönen Knaben, und dieses widernatürlichste Sittenverderbniß verbreitete sich seitdem dort immer mehr.

Siebentes Buch: Bajesid und Timur. So reich auch an denkwürdigen Ereignissen die kurze Regierung Bajesids ist, welcher zuerst unter den osmanischen Herrschern den Titel Sultan vom Chalifen Aegyptens begehrte und erhielt, so ist das Ende dieses Uebermüthigen vornehmlich der Betrachtung würdig. In ungeschmückten Worten hatte er vom K. Joannes Konstantinopel abgetreten verlangt — da erschien Timur, der Erschütterer von ganz Asien, zu dem die vor Bajesid flüchtigen Fürsten (die von Kermian, Mentesche, Aidin und andere) geeilt waren, und gefleht hatten, er möge sich ihrer gerechten Sache annehmen. Der Unterjocher Asiens that es, einen Gesandten abschickend, den Bajesid zürnend mißhandelte; jener nahm dafür Siwas ein (1400), unerhörte Grausamkeit ausübend, und ließ seines Gegners Sohn Ertoghrul, den er dabey gefangen bekommen, hinrichten. Weiter ziehend, um andere Verächter des Gesandtenrechtes zu züchtigen, unterließ er zwar nicht, die Unterhandlungen fortzusetzen, bey welchen der Osmane jede übliche Form zu verletzen bemüht war, bis die Heere, das osmanische an 120,000 Streiter stark, das mongolische siebenfach stärker, einander sich näherten. In der Gegend von Angora fiel die entscheidende Schlacht vor (1402, 20. July, berichtigtes Datum). Wieder fochten die Servier so wacker für Bajesid, daß Timur sie mitleidig bewundernd ausrief: »Die Derwische (die Armen) haben es an nichts ermangeln lassen;« allein andere Truppen, die von Ssaruchan, Mentesche, Kermian, ihre vorigen Fürsten in den Reihen der Mongolen erblickend, und die durch Timurs geheime Sendungen zum Abfall verleiteten

Tataren gingen über; andere, über des Sultans Geiz übelgelaunt, und durch den heißen Tag ermattet, flohen mit drey Prinzen und vielen Emiren, und Bajesid, jeden Vorschlag zur Flucht halsstarrig abweisend, ergriff ihn nicht früher, als bis seine zehntausend treuen Janitscharen vor Durst verschmachtet oder von Feindes Schwert getroffen gefallen waren. Sein Pferd stürzte; er mit seinem Sohne Musa gefangen und vor den Sieger gebracht, erhielt eine ehrenvolle Aufnahme, ja Timur schwur, ihn zu beruhigen, ihm Sicherheit des Lebens zu.

Achtes Buch: Bajesids Tod. Thronzwiste. Vollständiger und genauer, als bey Gibbon, werden die Zeugen verhört, auf deren Ansehn sich das Mährchen verbreitet, Timur habe seinen Gefangenen Bajesid, nachdem ein Versuch zur Flucht mißglückt, in einen eisernen Käfich sperren lassen. Keine glaubwürdige Quelle sagt davon eine Sylbe, und des Mährchens Ursprung liegt in Neschri's mißverstandenen Worten: »Timur ließ eine Sänfte machen, in der man ihn (Bajesid) wie in einem Kafes zwischen zwey Pferden trug;« indem Kafes wohl einen Käfich, doch auch das vergitterte Gemach, in welchem der Harem reiset, ja selbst die Wohnung der osmanischen Prinzen im Serai zu Konstantinopel bedeutet. Mehr als nach der mißlungenen Flucht bey Tag die verschärfte Wache, und bey Nacht die angelegten Fesseln den Körper drückten, drückte die Wiedervergeltung den Geist Bajesids. Er selbst mit seinem Sohne Musa gefangen, Ertoghrul vordem enthauptet, Mustafa in der Schlacht verloren, die übrigen Söhne, Suleiman, Isa, Mohammed, nach allen Richtungen flüchtig und verfolgt, unter einander uneinig, herrschsüchtig, sich befehdend, darin bestärkt vom Sieger und ihm zinsbar; sein Harem mit den Schätzen erbeutet, und unter Tanz und Musik fortgeführt, seine älteste Tochter an Timurs Enkel vermählt, wie vordem viele osmanische Prinzen die Töchter besiegter Fürsten unter ihre Frauen nahmen; die schöne Stadt Brusa geplündert und verbrannt, Nicäa und Kemlik zerstört, ganz Kleinasien vom Feinde überschwemmt, und an Bewohnern verödet, die durch ihn verdrängten Fürsten von Aidin, Kermian, Karaman, Ssaruchan, Mentesche, Tekke, Kastemuni in ihre Länder eingesetzt (ja später die Besitzungen in Thessalien, Thessalonika und alle Städte bis an dem Strymon und am Pontus, alle Küstenstädte von Pamis bis nach Warna dem griechischen Kaiser durch einen Vertrag zurückgegeben): das machte ihn in tiefe Melancholie verfallen, und vom Schlage gerührt sterben (1403); den vierten Tag nach ihm starb der geliebteste Enkel Timurs, und der fast siebzigjährige Zertreter der asiatischen Menschheit

betete über beyder Leichen den Spruch des Korans: »Wir sind Gottes, und kehren zu ihm zurück.«

Das islamitische Staatsrecht erkennt die Thronfolge dem Aeltesten in der Herrscherfamilie (Seniorat), oder dem durch den letzten Willen des Herrschers zum Nachfolger Bestimmten; allein osmanische Geschichtschreiber erkennen, in streitigen Fällen absehend von Gesetz und Recht, nur jenen als ächten Monarchen, den das Glück im Besitz des Thrones erhielt. Daher ist für sie, in und nach dem zehnjährigen Kampfe über die Nachfolge, nur Mohammed, obgleich der jüngste unter Bajesids Söhnen, der wahre Sultan. Suleiman, der älteste Prinz, errichtete seinen Herrschersitz zu Adrianopel, dem griechischeu Kaiser außer den Länderabtretungen noch seinen Bruder Kasim und seine Schwester Fatima als Geißel für aufrichtige Freundschaft überantwortend; Isa regierte zu Brusa, und der eilfjährige Mohammed, vom weisen Ssofi-Bajesid und dem tapfern Bajesid-Pascha treu berathen, verstärkte sich zu Amasia, Klugheit dem Timur entgegensetzend, und gleich nach des Vaters Tode den Bruder Isa bekämpfend, der, zwey Mal geschlagen, selbst die Fürsten von Aidin, Ssaruchan, Tekke und Mentesche zu Hülfe rief, doch unterliegen und fliehen mußte (vor 1406) und verscholl. Früher hatte dem Sieger der Fürst von Kermian den Leichnam des Vaters Bajesid und den gefangenen Bruder Musa ausliefern müssen, die er von Timur zur Bewachung erhalten; nun ward er gezwungen, die Schlüssel seiner Festungen zu übergeben; ja der Herr von Ssaruchan verlor Fürstenthum und Leben. Durch Mohammeds Siege und den abtrünnigen Vasallen Dschunëid aufgeweckt, welcher Aidin für Suleiman erobern wollte, und, Herr darin geworden, es für sich behielt, eilte dieser nach Kleinasien, und erfuhr, da er glücklich vordrang, zu seinem Aerger, daß Mohammed mit dem Fürsten von Karaman sich verbunden, und den Bruder Musa nach Europa geschickt habe, Aufstände zu erregen. Und in der That, unterstützt von servischen und wallachischen Truppen, drang Musa bis Konstantinopel, das mit Suleiman verbündet war, und ungeachtet die Servier übergingen, er geschlagen und seine Leute gänzlich zersprengt wurden, sammelte er wachsam und thätig neue Schaaren, mit denen er vor Adrianopel erschien, den Bruder Suleiman, der die Nächte mit Trinkgelagen, die Tage mit Schlaf und in Bädern zubrachte, überraschte, und zur Flucht zwang, auf welcher er, von Pfeilen durchbohrt, sterbend vom Pferde sank (1410). — Einen Vertrag zwischen Suleiman und Venedig, abgeschlossen ums Jahr 1408, theilt der zweyte Band S. 607 in italienischer Sprache mit.

Rache, heftige Rache gegen die Fürsten von Konstantinopel und von Servien war das erste Gefühl, welches das ungebändigte Herz des Regenten Musa schwellte, und er befriedigte es in einem grausamen Kriege (dritte Belagerung Konstantinopels) so reichlich, daß beyde sich mit Mohammed verbündeten, zu dem, als er in Europa das zweyte Mal erschien, Musa's Bege, wegen dessen Härte und Tyranney bald öffentlich, bald heimlich übertraten. Musa, freygebig und doch verhaßt, der Menge seiner Feinde und des wachsenden Verraths nicht mächtig, wich von Adrianopel über den Hämus, und als er am Tage der Schlacht auf der Ebene von Tschamurli, nicht Herr seiner auflodernden Wuth, auf einen lästernden Verräther sich stürzte, und ihn tödtete, verlor er eine Hand, und seine theuer erkauften Janitscharen verloren Muth, Zuversicht und Treue; er mußte fliehen, und ward todt gefunden, vielleicht von den Verfolgern erwürgt.

Neuntes Buch: Mohammeds Regierung. Mohammed I. (der Ringer, der Gentleman), nach türkischen Geschichtschreibern »der Noah, welcher die vielfach gefährdete Arche des Reichs aus der Sündfluth der Tataren rettete,« war gerecht und treu gegen Türken und Griechen, »er stellte dem griechischen »Kaiser die am schwarzen Meere besetzten Schlösser, die Festun»gen Thessaliens und die Schlösser an der Propontis zurück. Er »besiegelte das Bündniß der Freundschaft mit neuen Schwüren, »entließ die Botschafter mit reichen Geschenken und mit den freund»lichen Worten: »»Meldet meinem Vater, dem griechischen Kai»»ser, daß ich mit seiner Hülfe mein väterlich Reich erlangt, daß »»ich, dessen eingedenk, ihm hinfüro wie ein Sohn dem Vater »»ergeben, ihm mit Freuden zu Diensten seyn werde.«« Zugleich »empfing er die Glückwünschungsbotschaften der Servier, Wal»lachen, Bulgaren, des Herzogs von Janina, des Despoten »von Lacedämon, des Fürsten von Achaja, zog sie an seinen »Tisch, trank ihnen Gesundheit und Wohlseyn zu, und entließ »sie mit den Worten: »»Meldet Euren Herren, daß ich Allen den »»Frieden gebe, und von denselben annehme; wider den Fried»»brüchigen sey der Gott des Friedens!«« Mit den Venetianern »schloß er einen Friedensvertrag zur Sicherheit ihrer Kolonien »ab, und den Ragusäern wurde der Schutzvertrag mit dem Be»dingnisse erneuert, daß die Kriege der Türken die Ruhe des »ihnen unterthänigen Freystaates nicht stören sollen.« So edel kündigte sich Mohammed I. an, und blieb es, im Ganzen genommen, sein Leben lang. Selbst dem ränkevollen, tapfern Dschuneïd ließ er unverdiente Gnade angedeihen, und den Fürsten von Karaman behandelte er gütiger, als man in osmanischen Geschichten zu finden gewohnt ist. Dieser, »um des Vaters

[redacted]

»Tod zu rächen, der unter Bajesid als dessen Gefangener war »hingerichtet worden, rückte vor Brusa, wühlte sogar das Grab »des Sultans auf, und ließ die Gebeine verbrennen, so daß des »Wetterstrahls letzter irdischer Rest in Flammen aufging.« Flüchtig vor der anrückenden Heeresmacht Mohammeds mußte er Frieden suchen und beschwören, und ungeachtet er ihn gleich brach, erhielt er ihn großmüthig wieder. Wenn auch Mohammed sich hier mit mäßigem Gewinne begnügte, so trat ihm der Fürst von Kastemuni, halb aus Furcht vor der osmanischen Macht, halb aus Haß gegen seinen ältesten Sohn, der an der hohen Pforte diente, einige Städte seines Bezirkes und das Erzgebirge ab, nur den ruhigen Fruchtgenuß davon sich vorbehaltend. Tataren, seit den Einfällen der Mongolen noch in Kleinasien zurückgeblieben, wurden in die Gegend von Philippopolis (dieß die zweyte Verpflanzung hierher) übersiedelt, und gründeten Tatarbasari (d. i. den Markt der Tataren). Um die treuen Lehnsmänner Rumili's zu belohnen, welche während des Zwischenreichs getreu bey Mohammed ausgeharrt, begnadigte er sie, von ihren Lehen nur die Hälfte des gewöhnlichen Zinses zu zahlen: eine Einrichtung, die in keiner andern Provinz sich weiter findet. Wiewohl auch mit Venedig Friede bestand, hatte der edle Venetianer Pietro Zeno osmanische Schiffe feindlich behandelt, weil er als Herzog von Naxos und Herr auf Paros, Andros, Melos und andern Cykladen nicht in selben eingeschlossen war. Vor Kallipolis kam es zur Seeschlacht (1416) zwischen den Osmanen und Venetianern; die letztern blieben Sieger, und nutzten den Sieg, alle gefangenen christlichen Matrosen, welche nicht Galeerensklaven waren, sondern freywillig auf den feindlichen Schiffen gedient hatten (und es waren Genueser, Katalaner, Sicilier, Franzosen, Kandioten), auf den Segelstangen aufhängen zu lassen. Ungeachtet dieser Zwist schnell sich zur Zufriedenheit Venedigs endete, fand sich bald für die Osmanen Gelegenheit, günstiger gegen die Wallachey zu wirken, den Fürsten dieses Landes in größere Abhängigkeit zu bringen, ja in diesem Lande selbst die Gränzfestung Jerköki (d. i. Erdwurzel, Dschurschowa), gegenüber von Rudschuk, zu erbauen, und dadurch gebahnten Weg über die Donau zu gewinnen; Heeresabtheilungen streiften in Ungern, eine drang über die steyerischen Gränzen bis Radkersburg, wo sie durch einiges Zusammenwirken der befreundeten Lande Oesterreich, Steyer, Kärnten, Krain vernichtet wurde (1418). Eine Erscheinung — die einzige ihrer Art in der ganzen osmanischen Geschichte, wenn man die der Wehabi's unserer Tage ausnimmt — eine Empörung durch Mönche eingeleitet und durchgeführt, schien Mohammeds Regierung zu

erschüttern. Der große Rechtsgelehrte Bedreddin von Simaw zog sich zwey fanatische Jünger, den Böreklüdsche Mustafa und den Juden Kemali Hudbin, und die neue Lehre, welche von diesen drey Männern ausging, erregte unglaublich viele Gemüther. Armuth und Gleichheit, den gemeinschaftlichen Gebrauch aller Güter mit Ausnahme des Harems, und selbst eifrige Christenliebe predigend, durchzogen sie Kleinasien und Europa, stellten sich an die Spitze der Derwische und der zuströmenden Volksmenge, und genossen einer Anhänglichkeit und Treue, welche Qualen und Tod verachtete. In geregelten Schlachten schlug Böreklüdsche die osmanischen Statthalter zwey Mal, und konnte nur in der dritten am Berge Stylarios bey Smyrna erdrückt werden (1416). Kemal erlag mit dreytausend Derwischen bey Magnesia, und Bedreddin in den Wäldern des Hämus. Gegen das Ende der Regierung Mohammeds (1418) erschien ein Mustafa, der sich für den in der Schlacht bey Ancyra verschwundenen Sohn Bajesids ausgab, und nach den hier aufgeführten unverwerflichen Gründen es auch wirklich war. Unterstützt von dem Fürsten der Wallachey und von dem unruhigen Dschunëid machte er Ansprüche auf das osmanische Reich, allein seinem Bruder unterliegend in der Schlacht bey Thessalonich, war er froh, in dieser griechischen Stadt großmüthigen Schutz vom Kaiser Konstantinopels zu erhalten, der es auch dahin brachte, daß ihm, wenn er in enger griechischer Verwahrung bliebe, der Sieger ein bedeutendes Jahrgeld zahlte. Nicht lange darauf stürzte Mohammed, vom Schlage gerührt, vom Pferde. Klug und menschlich fühlend, beschwor er vor seinem Tode den treuen Wesir Bajesid-Pascha, dem erstgebornen Sohne Murad, der in Amasia Statthalter war, treu zu dienen, und die zwey andern minderjährigen Kinder, um fürstliches Blut zu schonen, der Vormundschaft des griechischen Kaisers zu übergeben. Die gesetzmäßige Thronfolge zu sichern, blieb des Sultans Tod (1421) vierzig Tage verborgen — Am Ende dieses neunten Buches werden noch die Wesire, Emire, Prinzenhofmeister, Leibärzte, Ulema's, Scheiche und Dichter, welche während dieser Regierung blühten, aufgezählt, um Gibbons Aeußerung: I am ignorant wheter the Turks have any writers older than Mahomet II., zu berichtigen.

Zehntes Buch: Murad bis zur ersten Thronentsagung (1443). Murad II., in Brusa angekommen, vom Scheich Bochari, dem Schwager seines Großvaters Bajesid, feyerlich mit dem Schwerte umgürtet (dieß die Einweihung zur Herrscherwürde), schlug das Begehren des griechischen Kaisers Manuel ab, welcher drohend die jüngern Söhne des ver-

storbenen Sultans ausgeliefert verlangte. Manuel setzte dafür den Thronanmaßer Mustafa und den unermüdbaren Dschuneïd unter der zugeschwornen Bedingung in Freyheit, daß dem griechischen Kaiserthume Kallipolis und nördlich von Konstantinopel das ganze Küstenland bis an die Wallachey, südlich die thessalischen Städte bis an Eryso und den Berg Athos übergeben werden. Der Bürgerkrieg begann. Viel Volk strömte dem Mustafa zu, selbst das Heer, welches Murad ihm entgegenschickte, ging über, als er es anredete, ihm, dem wahren Erben des Thrones, zu gehorchen. Siegreich setzte er über den Hellespont, und bedrängte mit seinen Truppen, die größtentheils aus unregelmäßigem Fußvolk (Asab) und unregelmäßiger Reiterey (Akindschi) bestanden, den Gegner in der Gegend von Ulubad. Der ehemalige Anführer der Akindschi, Michaloghli, bey dessen Familie der Oberbefehl seit Osmans Zeiten erblich gewesen, saß im Gefängniß zu Tokat; von Murad frey gegeben, rief er seine Waffengefährten, die ihn lange für todt gehalten, über den Fluß von Ulubad zu sich, und seiner Stimme freudig gehorchend, schwuren sie zu Murad, und als auch Dschuneïd die Statthalterschaft Aidin als Preis des Abfalles angenommen, lief Mustafa's Heer ganz auseinander. Der griechische Kaiser sah parteylos dem Kampfe zu; denn Mustafa, im Glücke treulos, hatte sich geweigert, Kallipolis zurückzugeben, und Murad blieb fest auf seinem Sinne, seine Brüder nicht auszuliefern. Die Genueser, reiche Alaunbergwerke zu Phokäa bebauend, und Murads Huld suchend, gaben Schiffe zur Ueberfahrt, ihr Anführer Adorno, großmüthig von Murad beschenkt, wies den Antrag, denselben um hohen Preis auszuliefern, großmüthig zurück, und fränkische Bogenschützen und Schleuderer, auf europäischem Boden landend, vertrieben Mustafa's Soldaten, der auf der Flucht von seinen eigenen Leuten gebunden, dem Sieger ausgeliefert, den Tod durch die Schnur fand. Befreyt von dem verhaßten Nebenbuhler, suchte Murad Rache an dem griechischen Kaiser, dem Urheber des Bürgerkrieges. Mit zwanzigtausend Mann (nicht mit zweymalhunderttausend, wie Gibbon nach Dukas meint) rückte er vor Konstantinopel, und ließ ausrufen, daß die Stadt mit all ihren Schätzen eine Beute der Muselmänner werden solle (1422). Allein die ganze Bevölkerung, auch Mönche, Weiber und Kinder, vertheidigten die Mauern muthig, bis es Manuel gelungen, Murads Bruder Mustafa in Asien zur Empörung anzufeuern. Obgleich dieser Aufstand durch Anwendung von Verrath bald gedämpft (1423), der dreyzehnjährige Mustafa nach den Worten der Ueberlieferung: »wenn zwey Chalifen gehuldigt wird, schlaget einen derselben todt,« gehängt, und an der Seite des Vaters

bestattet wurde, so war Konstantinopel doch gerettet. Freylich mußte nach des Vaters Manuel Tode der neue Kaiser Joannes einen nachtheiligen Vertrag eingehen: »alle am schwarzen Meere gelegenen Städte und Festungen (die von Murad nicht eroberten, Selymbria und Derkos, ausgenommen), dann Seitun (Lysimachia) und die andern Städte am Strymon abzutreten, und dem Sultan einen jährlichen Tribut von 300,000 Aspern oder 30,000 Dukaten zu entrichten (1424). Doch schon Manuel hatte dem Reiche die größte Wunde geschlagen durch die Theilung unter seine Söhne. Dem ältesten, Joannes, war außer dem Kaisertitel und der Hauptstadt wenig geblieben, Theodor wurde zum Despoten Lacedämoniens, Andreas zum Herrn von Rhicinium, Konstantin zum Herrn der Städte Mesembria und Selymbria ernannt, Andronikus beherrschte von Thessalonika aus einen Theil von Thessalien. Die Einwohner Thessalonika's, von ihrem Despoten nicht geschützt gegen die Streifzüge der Osmanen, verkauften die Stadt den Venetianern, und Murad war nicht gewillt, »zwischen seinen und den griechischen »Besitzungen eine venetianische zu dulden, die er als sein Erbe be»trachtete, weil Murad I. sie schon erworben, Bajesid die zurück»gegebene erobert, Mohammed die im Zwischenreich verlorne in »Besitz genommen, aber wieder den Griechen überlassen hatte.« Er brach also mit einem Heere auf, und erstürmte sie (1430). Die Bevölkerung mit all ihrer Habe war im Voraus den Soldaten als gute Beute versprochen; doch konnten jene, die von ihren Verwandten losgekauft wurden, die Stadt wieder beziehen. Sie bezogen sie in der Hoffnung, so mild wie unter Mohammed behandelt zu werden, allein, da aus dem benachbarten Jenidsche Wardar auch Anpflanzer herbeygerufen, die Kirchen zu Moscheen, die Klöster zu Karawansereyen umgestaltet wurden, zeigte es sich, daß Thessalonika unterjocht, aufhöre, eine christliche Stadt zu seyn. Janina verlangte unter des Sultans Schutz seiner Freyheit zu genießen (1431). Es ward ihm gerne gewährt, doch rissen die Türken vertragswidrig die Kirche des heiligen Michael nieder, und wiederholten mit Murads Erlaubniß das Schauspiel des Raubs der Sabinerinnen. »Da in diesem Jahre »auch Johann Castriota, der Herr des nördlichen Albaniens, »starb, bemächtigte sich Murad, welcher schon seit acht Jahren »dessen vier Söhne als Geißel bey sich hatte, Croja's und des »ganzen Landes.«

Für unglücklich begonnene Feindseligkeiten mußte Isfendiarbeg auch den Genuß des Erzgebirges von Kastemuni abtreten, und Dschuneïd, der seinen Sohn zum Pfortendienst zu schicken sich weigerte, verlor seine Provinz, und durch Verrath sein Leben.

Der Verrath half sonst noch zu manchem Gewinn, und osmanische Geschichtschreiber erröthen nicht, ihn unter die löblichen Thaten zu zählen. Die Erben von Mentesche sahen sich verdrängt, und ihr Land geraubt; Karaman wurde, nachdem sein Fürst, einen ungerechten Krieg beginnend, von einer »in Gott siegenden« Kanonenkugel getödtet worden, seinem Sohne als Lehen zurückgestellt, und diesem zwey andere in der Folge begonnene Kriege großmüthig vergeben. Kermian vergrößerte als Vermächtniß den osmanischen Länderumfang. In Servien verkaufte ein Bojar den Osmanen die Festung Kolumbacz (Taubenschlag), und da Ungern das Land zu schützen nicht mächtig genug war, mußte der neue Despot Georg Brankovich, der auf Stephan Lazarovich gefolgt, versprechen, einen jährlichen Zins von funfzigtausend Dukaten zu zahlen, aller Gemeinschaft mit Ungern zu entsagen, und dem Sultan Kriegsdienste zu leisten. Derselbe Georg vermählte, das Land zu retten, seine Tochter Maria dem Sultan, und machte den Zug mit (1438), auf welchem die Osmanen durch das eiserne Thor in Siebenbürgen eindrangen, Hermannstadt belagerten, 45 Tage das Land verheerten, 70,000 Menschen als Sklaven fortschleppten. Und doch herrschte gegen ihn der Verdacht der Treulosigkeit. Er trat auch die Festung Semendria nicht ab, sondern übergab sie seinem Sohne, und floh, Hülfe suchend, zu Kaiser Albrecht II. Das ungrische Heer kam zu spät, Semendria zu retten, und der Kampf, den es unglücklich wagte, bereicherte die Feinde mit einer solchen Anzahl von Knaben und Mädchen, daß die schönste Sklavin für einen Stiefel eingetauscht ward. Die Siege machten, daß Twartko, der Beherrscher Bosniens, zur Erhöhung des Zinses von 20 auf 25,000 Dukaten gezwungen wurde.

Das Glück ermüdete, der Held Hunyad stand auf. Mesidbeg belagerte (1442) Hermannstadt, ward von Hunyad überfallen, und büßte mit 20,000 der Seinigen den Einfall. Schehabeddin Pascha, des Gefallenen Rächer, erlitt bey Vasag durch Hunyad eine noch größere Niederlage. Papst Eugen IV. hatte zu einem Kreuzzuge aufgeregt (1443), den der König Wladislaw, der Kardinal Julian und Hunyad mitmachten, und den Georg Brankovich, dessen Söhne indeß Murad hatte blenden lassen, bey Semendria über die Donau führte. Bey Nissa an der Morava wurde der erste Sieg erfochten, Sofia eingenommen, die steilen Anhöhen des Hämus überschritten, auf den Feldern von Jalovacz wieder gesiegt, und des Sultans Schwager Mahmud Tschelebi gefangen. Die bulgarischen Dörfer fielen mit Freuden den Christen zu, die Sonne christlichen Glückes war seit lange nicht so glänzend aufgegangen, man versprach sich noch größere

Erfolge. Da aber »die großen Verheißungen europäischer Fürsten zur Unterstützung des Kreuzzuges mit Hülfstruppen Anfangs Sommers noch unerfüllt geblieben waren, gab Wladislaw den Vorstellungen Hunyads und Georgs von Servien, welche, ungeachtet der kriegerischen Einstreuungen des Papstes und des griechischen Kaisers, zum Frieden riethen, nach, und derselbe wurde im Julius (1444) zu Segedin unter folgenden Bedingungen auf zehn Jahre abgeschlossen: erstens, daß Servien und die Herzegowina an Georg Brancowich zurückgestellt werde; zweytens, die Wallachey unter ungrischer Oberherrschaft bleibe; drittens für Mahmud Tschelebi ein Lösegeld von 70,000 Dukaten entrichtet werde.« Ueberdrüßig 23jährigen Krieges und des wechselnden Glückes hatte Murad diese Opfer gebracht, in der Hoffnung, der Friede werde um so gewisser gehalten werden. Betrübt durch den Tod seines ältesten Sohnes, ermüdet vom Jahrmarkte des Lebens, sehnsüchtig nach den Seligkeiten des reichbegabten Privatstandes, entsagte er in dem kraftvollen Alter von vierzig Jahren dem Throne, und beschloß, »mit seinen vertrautesten Gesellschaftern zu Magnesia dem Genusse der Ruhe und den Freuden des Lebens sich zu überlassen.«

Eilftes Buch: Murad bis an seinen Tod. Im Vertrauen auf den Vertrag begab sich Murad nach Kleinasien, während dem König Wladislaw Vorstellungen gemacht wurden: er habe nicht das Recht gehabt, den Waffenstillstand ohne Zustimmung seiner Bundesgenossen, des Papstes und des griechischen Kaisers, einzugehen; den Ungläubigen brauche man nicht Wort zu halten; jetzt sey der Zeitpunkt, die Türken aus Europa zu verjagen, die Flotte des Papstes und der Kreuzfahrer werde des Sultans Rückkehr verhindern. Der Fürst der Wallachey bemerkte vergeblich, das Jagdgefolge Murads sey so stark, als das ungrische Heer; selbst der gerade Hunyad ward gewonnen, man wartete nur, bis die Osmanen, dem Vertrage gemäß, die servischen Festungen übergeben hatten, und rückte in Bulgarien bis Warna vor, als die Schreckensnachricht sich verbreitete, Murad, von genuesischen Schiffen auf einem andern Punkte des Bosporus, als dem, welchen die päpstlichen Schiffe bewachten, übergeführt, stehe mit vierzigtausend Mann nur viertausend Schritte vom ungrischen Lager. Im Beginne der Schlacht siegte der rechte und linke Flügel der Christen, unglücklicher Weise warf sich aber der König mit dem Mitteltreffen auf die Janitscharen, in deren Mitte auf einer Lanze die Urkunde des auf das Evangelium beschworenen Vertrages steckte, stürzte mit dem Pferde, verlor das Leben durch den Hieb eines Janitscharen, der das Haupt des Königs zum fürchterlichen Seitenstück auch auf eine

Lanze steckte (10. Nov. 1444): Hunyad floh; Murad stürmte des andern Tages das christliche Lager, tödtete fast alle, die es vertheidigten, auch den Kardinal Julian, den Urheber des Friedensbruches.

Nach dem Siege zog den Sultan wieder die Liebe zu epikurischer Einsamkeit nach Magnesia, als aber ein Janitscharen-Aufstand zu Adrianopel ihm bewies, daß die Arme seines sechzehnjährigen Sohnes Mohammed noch nicht stark genug seyen, Soldaten zu zähmen, bestieg er zum dritten Male den Thron, und füllte die kurze Zeit seines Lebens (1445 — 1451) mit Feldzügen im Peloponnes, gegen Ungern und Epirus. Der griechische Prinz Konstantin hatte sein Besitzthum Selymbria vertauscht mit der Despotie von Sparta, und den siegreichen Feldzug Hunyads (1443) wohl nützend, innerhalb und außerhalb des Peloponneses seine Macht vergrößert, ja friedlich lebend mit seinem Bruder Thomas, dem Despoten Achaja's, den herzhaften Entschluß gefaßt, die Halbinsel als rein griechisches Eigenthum durch einen Wall, zwey Lanzen hoch, fünf Ellen breit, und durch einen tiefen Graben, so weit die Landenge von Korinth sich ausdehnt, zu sichern. Eben dieß reizte Murads Begier, der nicht vergessen hatte, daß Konstantin die Stadt Patras, welche ihm zinspflichtig seyn wollte, dessen ungeachtet den Venetianern entrissen hatte. Huldigend kam der Herzog von Athen den Osmanen entgegen, welche den Wall des Isthmus scharf beschossen, muthig erstiegen (Dez. 1446), Korinth in Brand steckten, die zweyte Hauptstadt Patras verheerten, deren Schloß zwar nicht erstürmten, aber im Frieden die vorhin freye Halbinsel zinsbar machten. Mit zu großem Selbstvertrauen drang Hunyad, ohne die albanesische Hülfe zu erwarten, mit dem schönsten Heere, welches Ungern noch gestellt, in Servien feindlich ein, weil dessen Herrscher treu an Murad hing. Auf dem Amselfelde nahm der Unger die hartnäckige Schlacht an (17., 18., 19. Okt. 1448), welche Murad ihm bot, und in welcher die Blüthe des ungrischen Adels fiel, die treulosen Wallachen während des Gefechtes mit dem Sultan ihre Bedingnisse machten und übergingen, die deutschen und böhmischen Büchsen (Βιτεζιδες) vergeblich ihre glänzende Tapferkeit entwickelten. Aus osmanischer Kriegsschule selbst trat ein Held auf, der von seinem christlichen Vater, dem Herrn von Aemathia in Epirus, als Geißel gegeben, an der Pforte zum Moslim erzogen, wegen seiner Tapferkeit vom Sultan den Namen Iskanderbeg, d. i Fürst Alexander, erhalten, bis zum Jahre 1466 der unermüdbare Gegner der Osmanen geblieben. In der ersten Schlacht, welche die Türken gegen Hunyad verloren (1443), entfloh er, treulos mordend den Staatssekretär, aus dem osma-

nischen Lager in sein Vaterland, warb auf der Flucht sechshundert Anhänger, eroberte seine Vaterstadt Croja mit List, ließ die türkische Besatzung niedersäbeln, berief alle Verwandte und Schwäger, die Herren der Städte des Epirus, zu einer Versammlung, von denen der Plan, Epirus zu befreyen, gebilligt, und durch welche unterstützt, er binnen dreyßig Tagen Petzella, Petralba, Stellusia, Sfetigrad, d. i. alle festen Plätze, erwarb Nun traten ihm bey Arrianites Thopia, der Herr des südlichen Albaniens, dessen Bruder Andreas Thopia, Herr im nördlichen Albanien, die Stammhalter der Familien Musachi und Dukangin, die Dynasten von Dayna, von Drivast, von Montenegro; sie erkannten ihn als ihren Anführer, versprachen ihm Tribut, so daß er durch sie über 8000 Reiter, 7000 Fußgänger und jährlich über 200,000 Dukaten verfügen konnte Der Erfolg war, daß nachdem die Paschen Ali (noch 1443), Firuf und Mustafa geschlagen, ja der letzte selbst gefangen worden, Murad selbst mit 100,000 Streitern erschien, Sfetigrad und Dibra mit dem Verluste von 30,000 Mann erwarb (1449), die Belagerung Croja's (1450) voll Verdruß aufgab und abzog. Doch ehe dieser mächtige Sultan beym fröhlichen Mahle vom Schlage gerührt starb (1451), hatte er noch das Vergnügen, nach dem Tode des griechischen Kaisers Joannes (31. Okt. 1449) die demüthigen Bitten der Prinzen Konstantin und Demetrius um Verleihung des byzantinischen Thrones zu hören, und ihn dem ersten zu bestimmen.

Unter Murads Bauten stehen oben an, drey Brücken und die herrlichen Moscheen in beyden Residenzen zu Adrianopel und Brusa, bey der letzten eine Armenküche und eine Akademie, »die über sein (des Stifters) Andenken den Segen der Dürftigen und Lernenden rufen, und dasselbe der Nachwelt mit dem Verdienste der Wohlthätigkeit und Beförderung der Wissenschaften durchbalsamt, überliefern.« Man hat ihm irrig die Einrichtung des Janitscharenkorps zugeschrieben, wohl aber ist es wahr, daß die ganze Heereseinrichtung durch ihn ist vervollkommnet worden. Zum Beschlusse werden seine Wesire und Feldherrn aufgezählt, nnd die Gesetzgelehrten und Scheiche und Dichter, ihre Werke dem Titel nach angegeben. Unter Murad II. ist die türkische Sprache von arabischer und persischer Vermischung noch ziemlich rein, aber doch mehr gebildet und sehr verschieden von ihrer ältern Schwester, der Uigurin, der dschagataischen oder der sogenannten alttürkischen. Amadeddin, aus Nesmin bey Bagdad gebürtig, war nicht der erste, welcher türkische Verse schrieb, »gab aber der erste den türkischen Gedichten Schwung und Ruhm, so, daß Murads II. Regierung allgemein als die erste Epoche gilt,

in welcher osmanische Dichtkunst blühte.« Vor den Zeiten dieses Murad kannten die Osmanen nicht den Luxus, unter die Eßtafeln Matten (Nataa, woher la natte) zu breiten.

Zwölftes Buch: Mohammed II. und Konstantinopels Eroberung. Der neue Sultan, der 21jährige Mohammed, der Sohn einer Sklavin, eilte nach Adrianopel, die Huldigung zu empfangen, und seine erste Regentenhandlung war, seinen im Purpur gebornen Bruder Ahmed, den Sohn der Prinzessin von Sinope, durch Ali im Bade ersticken, und Tags darauf den Ali aus dem Wege räumen zu lassen. Mit Servien, Ragusa, der Wallachey, mit den Gesandten der Genueser von Galata, Chios, Mitylene, mit jenen der Ritter von Rhodus, mit Ungern wurden die Verträge erneut, die Gesandten des Despoten Demetrius im Peloponnes und seines Bruders, des griechischen Kaisers Konstantin, gnädig aufgenommen, und den letztern noch feyerlich versprochen, für den Unterhalt des osmanischen Prinzen Urchan, den Enkel Suleimans, von dem man nicht weiß, wie er nach Konstantinopel gekommen, jährlich 300,000 Aspern zu zahlen. Nur gegen den unruhigen Fürsten von Karaman wurde Krieg beschlossen, während dessen die griechischen Gesandten, eben so verblendet als unzeitig, mit der Drohung hervorbrachen, den Prinzen Urchan als Thronnebenbuhler loszulassen, wenn ihnen nicht das doppelte Kostgeld gezahlt würde. Mohammed schloß mit Karaman Friede, und gab Befehl, auf der europäischen Küste des Bospors ein Schloß zu bauen, um nach Belieben den Schiffen die Meerenge zu öffnen und zu sperren, welcher Entschluß die Gesandten so bestürzt machte, daß sie, statt auch nur auf dem einfachen Kostgelde zu bestehen, um Abstellung des Baues und Annahme eines Tributs demüthig baten. Binnen drey Monaten erhob sich am Fuße des hermäischen Vorgebirges, nahe an der Stelle, wo Androkles aus Samos die berühmte Brücke für den Uebergang des persischen Heeres nach Scythien unter Darius geschlagen, das Schloß nach der abenteuerlichen Idee, daß der Umfang seiner Mauern den arabischen Schriftzug des Wortes Mohammed nachahmen müsse. Die Ruinen der Wälle und Kirchen des Bosporus gaben zum Theil die Baustoffe, die Großen des Reichs selbst trugen Steine, Kalk und gebrannte Ziegel zu. Der griechische Kaiser bat, die Saaten der am Bosporus liegenden Dörfer nicht zu verheeren, der Sultan befahl, niemand solle seine Truppen verhindern, dort zu weiden, und als die Einwohner von Epibaton Gewalt mit Gewalt vertrieben, ließ er sie alle niederhauen. So begann der letzte Krieg (July 1452); Mohammed erklärte ihn bald förmlich: der Kaiser schloß die Thore der Stadt. Im

Innern derselben herrschte heftiger Zwist zwischen griechischen und fremden Kriegsleuten, und unter den Griechen zwischen den Anhängern und Gegnern der Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche. Der Kaiser war für, der Großadmiral Lukas Notaras, der mächtigste Mann des ohnmächtigen Reiches, war gegen die Vereinigung. Um des Kaisers beyde Brüder, die Despoten Demetrius und Thomas, von thätiger Hülfe abzuhalten, verheerten Osmanen im Herbste desselben Jahres derselben Gebiet, den Peloponnes. Die Mönche Manuel Giagari und Neophytus von Rhodus hatten das Geld, womit sie die Festungswerke herstellen sollten, vergraben, und so den erobernden Türken aufgespart. Einheimische Krieger fanden sich mit den Mönchen, die in Reih und Glied fochten, an sechstausend, der Fremden gab es die Hälfte. Am zahlreichsten waren die Italiener, doch handelten die Genueser als Volk während der ganzen Belagerung unter dem Scheine der Treue gegen Osmanen und Griechen gleich treulos, indem einzelne, wie Giustiniani, wacker und erfolgreich für Konstantinopel fochten, andere dem Sultan mächtig fördernde Anschläge an die Hand gaben. Das Geschütz leitete der deutsche Johann Grant: die Schiffe, nur vierzehn an der Zahl, allein kundig und gewandt angeführt, schlugen in der ersten Begegnung die türkischen Schiffe so empfindlich, daß der Sultan, dessen Augenzeuge, seiner nicht mächtig, reitend ins Meer sich stürzte, die Seinigen anzufeuern, und als alles dieses Niederlage und Schmach nicht abwenden konnte, zornschäumend mit schwerer Keule seinem Admiral hundert Streiche versetzte, und seitdem die Rede geht, Gott habe den Osmanen die Herrschaft der Erde gegeben, den Ungläubigen die des Meeres gelassen. Im osmanischen Heere war der Ausspruch des Propheten bekannt: »Sie werden Konstantinopel erobern; der beste Fürst ist der es erobernde, das beste Heer das seinige.« So lange es nicht geschehen, brachte Mohammed schlaflos die Nächte auf seinem Lager zu. Ein ungrischer Stückgießer wurde von ihm aufgenommen, recht große Kanonen zu gießen, welche Konstantinopels Mauern von oben, wie servische Bergleute aus Novoberdo durch Untergrabungen von unten, erschüttern sollten, auch erschütterten, aber da sie schwer zu handhaben waren, jene ausschweifenden Wirkungen nicht hervorbrachten, die man erwartete. Das Heer, dritthalbhunderttausend Mann stark, »mehr als zwanzigfach den Streitkräften der Belagerten, und tausendfach ihrem Muthe überlegen,« umfing im Halbkreise die Stadt, die Städte Mesembria, Anchialos, Byzon, Selymbria mußten huldigen. Es schien nur unausführbar von der Seeseite mit den Schiffen an die Mauer zu kommen, weil der Hafen, wachsam

vertheidigt, mit einer starken Kette gesperrt war. Da faßte der Sultan die Idee, die Schiffe von dem Ufer des Bospors über das Land, zwey kleine Stunden Weges, in das Innere des Hafens zu schaffen, wie vor vierzehn Jahren die Venetianer ihre Flotte von der Etsch über Land in den Gardasee gebracht hatten, und diese Idee wurde verwirklicht. Eng einschließend die Stadt, wie der Strick den zu Würgenden umfängt, nachdem das Heer bereits in den Gräben der Landseite und die Flotte im Hafen unmittelbar unter den Mauern war, versammelte Mohammed die Führer des Heeres, schwur ihnen die Plünderung der Stadt zu, sich nur die Mauern und Gebäude als Antheil der Beute vorbehaltend, versprach Timare und Sandschake dem ersten Ersteiger der Mauern, den Flüchtigen Tod durch Henkershand, befahl als Vorbereitung für den kommenden Sturm alle Schiffe und Zelte mit Lampen und Fackeln zu erleuchten; Derwische durchströmten das Lager, die Moslimen mit religiöser Begeisterung zu erfüllen; die ganze Nacht erscholl das Geschrey: »Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet; Gott ist Einer, ihm gleich ist Keiner!« — Der Kaiser, den Augenblick würdigend, empfing in der Aja Sofia die letzten Sakramente, viele des Hofes mit ihm. Muthig vertheidigten sich die Griechen, gewarnt durch ihren Freund, den Wesir Chalil, bis funfzig Türken durch das von einer Volksprophezeyung bezeichnete Thor einbrachen (29. May 1453), und der vielstimmige Ruf erscholl, die Stadt sey eingenommen. Wie dieser Ruf an des Kaisers Ohr schlägt, spricht er: »Ich will lieber sterben als leben, wirft »sich den Stürmern entgegen, und als er sich von den Seinigen, »welche die Flucht ergriffen hatten, verlassen sieht, ruft er das »beklagenswerthe Wort: Ist denn kein Christ vorhanden, der »mir den Kopf nehme! riefs, und fiel unter den Schwertstreichen »zweyer Türken, deren einer ihm ins Gesicht, der andere vom »Rücken einhieb, unerkannt mit den Erschlagenen vermengt.« Urchan, der osmanische Prinz, stürzte sich von der Höhe eines Thurmes. Beyder Häupter (den Leichnam des ersten hatte die Fußbedeckung verrathen, worein goldene Adler gestickt waren) rollten zu Mohammeds Füßen; Konstantins Haupt ließ er höhnend an die eherne Säule Justinians I., welche in der linken Hand die Erdkugel mit dem Kreuze trug, und die Rechte drohend gegen den Osten ausstreckte, anheften. Muthlosigkeit, Stumpfsinn, Aberglauben verblendeten und erniedrigten die Griechen in dem letzten Augenblicke ihres politischen Daseyns. Bey der Menschen Niedrigkeit sowohl in Erduldung des Unglücks, als im empörendsten Genusse des Glücks, sind die Wunder alter Kunst viel zu erhabend, großartig und denkwürdig, um nicht hier am Schlusse

des ersten Bandes mit des Verfassers eigenen Worten angeführt zu werden: »Mohammed war nicht mit den Stürmern in die Stadt gezogen, sondern hatte außer derselben geweilt, bis er die Nachricht erhalten, daß dieselbe gänzlich in der Gewalt der Sieger, was gegen Mittag der Fall war. Da zog er, von aller Furcht frey und sicher, von seinen Wesiren und Leibwachen umgeben, in die Stadt ein, gerade zur großen Kirche (Aja Sofia) hin. Er sprang vom Pferde, und ging in dieselbe zu Fuß ein. Bewundernd schaute er die hundert und sieben Säulen aus Porphyr, Granit, Serpentin und vielfarbigem Marmor, aus rosenfarb gestreiftem von Synada, grünem von Lakonien, blauem von Libyen, schwarzem celtischen, weißem bosporischen Marmor; aus thessalischem, molossischem, prokonnesischem, ägyptischem gesternten Granit, und aus saitischem Porphyr. Darunter die acht Porphyrsäulen aus dem Sonnentempel des Aurelianus zu Baalbeck, die acht grünen aus dem Dianentempel zu Ephesus, die andern aus dem größten und schönsten Tempel des Zeus zu Cycikus, aus denen von Alexandria, Troas, Athen und den Cykladen. Mit Erstaunen hing sein Blick an den luftigen Gallerien und Gewölben, an den kolossalen Bildern der Evangelisten und der Apostel, der Jungfrau und des Kreuzes mit den Worten: In diesem siege! Alles Mosaik von farbigem und vergoldetem Glas. Je höher sein Blick stieg, desto höher sein Erstaunen, bis er im kühnen Fluge des Baumeisters mit der so niedrig gewölbten Kuppel hoch in Lüften schwebte; die prophetische Inschrift, auf Rhodos aus kreideweißem, binsenartigen Thon gebrannten leichten Ziegel: Gott hat sie gegründet, und sie wird nicht erschüttert werden, Gott wird ihr beystehen im Morgenroth, ging nun, in so weit es die Erhaltung des Gebäudes durch den östlichen Eroberer betraf, in Erfüllung. Von dem luftigen Dom auf den Boden gekehrt, fiel Mohammeds Blick auf einen seiner Soldaten, der das kostbare Marmorpflaster der Kirche aufbrach, dessen Wellenlinien wogende Fluthen nachahmten, so daß von den vier Thoren der Kirche die spiegelnde Marmorfluth, wie die der vier Paradiesesflüsse hinauszuwallen schien. Mohammed gab ihm einen Schwerthieb mit den Worten: Die Schätze der Stadt hab' ich euch Preis gegeben, aber die Gebäude sind mein! Der Entpflasterer der Kirche ward halbtodt hinausgeworfen. Mohammed ließ einen seiner Gebetausrufer von der Estrade vor dem Heiligsten durch das Bekenntniß des Islams zum Gebet ausrufen, und er selbst verrichtete dasselbe nicht an, sondern auf dem Hochaltare. — Wie die griechischen Kaiser ihre Triumpheinzüge mit Gebet zu Aja Sofia

»beschlossen, so begann Mohammed die Besitznahme der Stadt »durch das Gebet auf dem Hochaltare von Aja Sofia.«

Diesem gedrängten Auszuge des ersten Bandes, bey welchem es größere Mühe machte, Treffliches auszulassen, als des Trefflichen mehr aufzunehmen, mögen gleich einige vorläufige Bemerkungen folgen. Es scheint der ernsten Betrachtung werth zu seyn, daß ein Gegenstand den prüfenden Blicken der gelehrten Welt vorgeführt wird, der im Ganzen wenig, und in dem Wenigen oft nur verworren bekannt war. Zwar hat es seit den gefahrvollen Kämpfen der Osmanen mit den Abendländern nie an Schriften gefehlt, welche vorgaben, Belehrung zu ertheilen über der Türken Ursprung, Religion, Regierung, Kriegskunst und über viele andere Sachen; allein da ihre Verfasser ohne Kritik sammelten, und mährchenhaft oder leidenschaftlich darstellten, je nachdem sie glaubten, so oder anders ihre Zeitgenossen auf einige Wochen zu unterhalten oder zu entflammen, so verdienen ihre Produkte, die wie üppig wucherndes Unkraut aufschossen, weder genannt, noch viel beachtet zu werden. Bey andern, welche nicht aus ihrer Einbildungskraft schrieben, sondern welche die wenigen zugänglichen Quellen zu Rathe zogen, gibt es, weil die Unbekanntschaft mit den orientalischen Sprachen und Sitten oder Flüchtigkeit störend einwirkten, so viel zu prüfen, daß selbst die Aussagen solcher Männer, deren Namen klassischen Klang haben, und denen viel geglaubt wird, wie Gibbon, unermüdet zu untersuchen sind, weil es sich um Fakta handelt, die noch so wenig der allgemeinen Prüfung ausgesetzt, die historische Großjährigkeit auch nicht erlangen konnten.

Man klagt, daß die Geschichtschreiber des europäischen Mittelalters noch nicht das Glück genossen, philologisch so vielfach bearbeitet worden zu seyn, wie jene aus Augusts Zeiten, und die Klage findet jeder begründet, der Vergleichungen anstellen kann: um wie viel mehr müssen solche Bedürfnisse, Erwartungen und fromme Wünsche am Platze seyn, wenn es sich von Schriftstellern handelt, welche selten zu haben, nach Gegenstand, Sprache, Religion, Geist, Sitte nur einem kleinen Theile von Gelehrten, der eben deßwegen ausschließlich seine geistige Kraft auf sie zu richten hat, bekannt und zugänglich sind. Der Ragusäer Vincenzo Bratutti übersetzte die höchst wichtige Chronik des Mufti Seadeddin (Saidino), jedoch nur im Auszuge, ins Italienische, und ließ sich dabey, weil ihm gründliche Kenntniß des Türkischen fehlte, außer der fast regelmäßigen Verstümmlung eigener Namen, eine Menge, zum Theil höchst lächerlicher Uebersetzungsfehler zu Schulden kommen. Aehnliches, nur nicht so

Grelles gilt von Leunclau, der bey vielen, für seine Zeit ob Unkunde der Sprache und Sachen, unvermeidlichen Fehlern die erste sichere Grundlage osmanischer Geschichten in Europa bekannt machte. So läßt z. B. der schätzbare Petis de la Croix aus demselben Grunde nicht genug tiefer Kunde des Türkischen, den Scheich Dscheferi durch Gelehrte plündern, statt zu übersetzen, daß er mit eben denselben Gelehrten vor den Mongolen geflohen, und mit ihnen von diesen geplündert worden ist. Auch der Fürst Demetrius Cantemir, der von der Belagerung Konstantinopels durch Murad II. gar nichts weiß (wie de la Croix sie bezweifelt), legt viele lächerliche Proben ab, daß ihm eigentliche Gelehrsamkeit in den morgenländischen Sprachen fehlte, und seine Irrthümer sind vorzüglich von den Franzosen als Beweise hoher Gelehrsamkeit lange betrachtet worden. Wenn Chalcondylas von des Sultans Zelten aus rothem vergoldeten Filz spricht, und seine Abschreiber απο πηλου ερυθρου statt πιλου setzen, so geben die Uebersetzer an zwey Stellen unbekümmert ihr: ex luto rubro; wer hat aber von irdenen oder thönernen Zelten gehört? Um nun den zahlreichen philologischen, chronologischen, geographischen und historischen Schutt, der sich wunderbar gehäuft hatte, aufzuräumen, sind die Erläuterungen am Schlusse jedes Bandes vollauf beschäftigt, damit er nicht von künftigen Geschichtschreibern als Reichthum tauglicher Bausteine möge erachtet werden. Was nun bisher irrig verbreitet, redlich geglaubt, und in tausendfachem Echo fortgepflanzt wurde, kann wohl nun, da eine besondere Aufmerksamkeit seine Blöße aufdeckte, nicht lange mehr sich halten, vornehmlich, wenn es so derb abgefertigt wird, wie die von de la Croix und Cantemir wiederholte Fabel, »daß der »ungestüme Mohammed II. von dem letzten griechischen Kaiser »nur so viel Platz als eine Ochsenhaut gefordert, und mit der »zerschnittenen den Umfang des Schlosses (am Hellespont) be»schrieben habe. Dieser conte de peau de boeuf ist zum wah»ren conte de peau d'âne geworden, und rumort in den osma»nischen Geschichten wie die Erzählung der Einnahme des Schlos»ses von Biledschik durch eine ähnliche List wie Troja.« Dem Herrn Verfasser kommt dabey der ungewöhnliche Scharfsinn recht zu statten, welcher dem Philologen so wohl ansteht, und ihn ehrt, verstümmelte Wörter, besonders eigene Namen, zu entdecken und glücklich zu berichtigen. Wie vielen der letzten ist ihr wahrer, ächter Klang zurückgegeben, wie viele Namen, die man für eigene hielt, haben ihre allgemein verständliche, gemeine Bedeutung zurück erhalten.

Von den ersten Reiseberichten und Topographien und geschichtlichen Anzeigen des Felix Petantius, des gefangenen

Siebenbürgers, der gewöhnlich unter dem Namen des Mühlbacher vorkommt, und des baierischen Ritters Schildtberger anzufangen, ist nichts übergangen. Was Joh. Cuspinian über der Türken Entstehung, Religion und Kriegssitte bey Byzantinern und Europäern gefunden, was Paul Jovius geschrieben, was Phil. Lonicerus und Franc. Sansovino zum Theil ohne Ordnung und Kritik, zum Theil recht nützlich zusammengetragen, was der gelehrte Geschäftsmann Busbeck, was Verantius und Spandugino mitgetheilt, was der vortreffliche Leunclau herausgegeben, ist beachtet worden. Der genaue Christophor. Besold, der verdienstvolle Richard Knolles, der haßerfüllte Venetianer Joannes Sagredo, der Fürst Demetrius Cantemir, der, wie sich nicht läugnen läßt, in seiner Zeit ein großes Licht verbreitet, der Conte Marsigli, Joseph de Guignes, der epochemachende Geschichtschreiber der Tataren, Petis de la Croix, vielfach gründlich, in vielem irrig und oft überschätzt, der gelehrte und bewährte Tournefort, Boscovich, Sestini, der vielgelesene Baron Tott, der gedrängte d'Anville, der kenntnißreiche Mouradgea d'Ohsson bis in die neuesten Tage herauf Pouqueville und andere Berichter osmanischer Begebenheiten: Alles und Alle sind geprüft, benutzt, in vielem berichtigt, wobey die ungeheure Belesenheit des Herrn Verfassers sich kund thut, und wodurch er am auffallendsten den Beleg dreyßigjährigen Sammelns, Ordnens und eines unermüdbaren Fleißes, der selbst das Kleinste mit Bienensinn beachtet, an Tag gibt. Der Boden, worauf die Handlung vorgeht, macht Rückblicke nöthig, und es gewährt einen angenehmen Eindruck bey Erzählung der Thaten, die sich irgendwo durch Osmanen zutrugen, in kerniger Kürze auf das zurückgeführt zu werden, was sich in andern Tagen und unter andern Völkern hier begeben. So geschieht es nicht selten, daß die mythische und wirkliche Geschichte der Hellenen, jene der Kreuzzüge und der Osmanen verwundernswürdig auf einem Punkte zusammentreffen, und ihn vielfarbig beleuchten. So Kios, Prusias am Meere, Kibotos und Kemlik; auf ähnliche Weise Nicäa, Kallipolis, Angora, Adrianopel, Amasia, Smyrna, Thessalonika, Korinth, Patras, Konstantinopel im ersten Bande; Sinope, Trapezunt, Lesbos, Negroponte, Rhodos, Diarbekr, Nissibin, Mossul, Orfa, Haleb, Damask, Kairo im zweyten Bande. Wie nothwendig solche Rückblicke über die ganze Vergangenheit bis zu dem Zeitpunkte seyn, von welchem jetzt gehandelt wird, und wie sie für einen großen Theil der Leser von dem früher Bekannten zu dem jetzt zu

Erkennenden über die jahrhunderttiefe Kluft gänzlicher Unbekanntheit leicht und sicher die Brücke schlagen, zeigt die gedrängte Zusammenfassung der Schicksale Athens, von dem die Osmanen als von der Stadt der Philosophen reden, bis zur ersten türkischen Eroberung. Die Topographie vieler Oerter muß von einem Manne, der, wie Herodot, theils mit eigenen Augen gesehen, theils die Berichte anderer Augenzeugen, die nur Wenigen zugänglich, gelesen und geprüft, und die Widersprüche gelöst und vereinigt hat, nicht wenig Berichtigungen erhalten, und die gelehrten und mühevollen Arbeiten verdienstreicher Männer wie de la Croix, Mannert und Anderer in Manchem Aufklärung gewinnen. Abgesehen von den Bereicherungen, welche der osmanischen Geschichte selbst geworden, wird auch manche Beirrung jener behoben, welche ihre geschichtliche Liebe andern Ländern zugewendet. Dem Steyermärker Julius Cäsar wird niemand mehr nachschreiben, daß zwanzigtausend Osmanen bey Radkersburg (1418) ihren Großwesir und sechzehn Paschen verloren, wenn es erwiesen ist, daß der Großwesir und Wesir erst lange nachher starben, und es sechzehn Paschen im ganzen türkischen Reiche noch nicht gegeben. Dem fleißigen, aber zuweilen unkritischen v. Engel, der in dem sogenannten langen Feldzuge Hunyads (1443), von unächter Vaterlandsliebe verlockt, Personen und Oerter verwirrt, wird niemand mehr glauben, wenn er sechs Schlachten statt fünf (Bonfinius zählt gar acht) und zwey berühmte Gefangene statt eines herausbringen will. Die erste Schlacht läßt er (serv. Gesch. S. 387) an der Zlatnitza schlagen, welche keine andere, als die Hauptschlacht im Passe des Hämus ist, denn die Zlatnitza ist kein anderer Fluß, als das Flüßchen Isladi.

Viele der erzählten Begebenheiten bieten Gelegenheit, sie mit den bekannten anderer Völker zu vergleichen, und sie erscheinen, dadurch uns angenähert, in einem befreundeteren Lichte. Es wird nicht befremden, daß bey der glühenden Phantasie eines morgenländischen Volkes Träume in der Kindheit des Staats und der Geschichte eine wichtige Stellung einnehmen. So finden wir, daß Ertoghrul, weil er den Koran geehrt, im Traume gesegnet wird, und seinen Kindern und Kindskindern durch kommende Geschlechter und Zeiten hohe Ehren versprochen werden; und wie die Mutter Dschengis-Chans und die Mutter des Cyrus träumten, so träumt Osman einen schönen Traum, der, wie jene beyden, zum Schrecken der Völker in Erfüllung ging. Die Stelle, wo Osmans jüngerer Bruder am Fuße einer Pinie in dem Eroberungskriege als Martyrer ge-

fallen, und welche lange Zeit allnächtlich von himmlischen Strahlen umleuchtet wurde, heißt noch bey der Lampenpinie; wie man in Rom noch zu den Zeiten des Livius den Feigenbaum zeigte, unter welchem Romulus ausgesetzt wurde. Diese Parallelen mit den Geschichten und Sagen anderer Völker werden sorgsam aufgeführt, und thun das Ihrige, manches Fremdscheinende verschwinden zu machen. Wer sollte glauben, daß Julius Cäsar schon vor Timur und den Osmanen sich und die Menschheit entehrte, aus den Köpfen erschlagener Feinde eine Pyramide zu errichten! Der Unterschied liegt aber darin, daß der europäische Schriftsteller mit Unwillen und Empörung, die asiatischen mit Ehrfurcht von derselben Handlung sprechen. Es bleibt ein Vorzug des osmanischen Volkes, daß es die Namen seiner Helden auf den Schauplatz ihrer Thaten überträgt, und daß so der Geist der Thaten mit den Städten und Schlössern fest steht, mit den Bergen und Thälern jährlich neu grünt, und in der aufblühenden Generation immer frisch geweckt werden kann, so lange der osmanische Staat lebt. Auch auf den frommen Bauten und Stiftungen, die genau aufgeführt, und als Denkmale orientalischer Kunst erläutert werden, ruhen die Augen des Volkes, weil sie bis auf den heutigen Tag Hülfsmittel sind, die vaterländische Geschichte zu fassen, weil sie dienen, auch andere gelehrte Kenntnisse zu sammeln, und Gottesfurcht und Wohlthätigkeit zu erwecken. Manche Aemter und Stellen, z. B. der Tschausche, Heeresrichter, Wesire, Anführer der Akindschi, die zwar nicht durch ein Gesetz, aber in der That manchmal erblich wurden, haben sich hier mit einer bewunderungswürdigen Stätigkeit und Konsequenz fortgebildet, und nicht wenig zur Gründung, Vergrößerung und Sicherung des Reiches beygetragen, wenn sie auch als uralte asiatische Einrichtungen anders woher entlehnt sind, wie die Tschausche, oder wie der Erbmundschenk, der Saki heißt, und der wohl der Σακας der Cyropädie ist. Wort und Bedeutung Pascha ist aus dem Persischen, wo Pai Schah Fuß des Schahs bedeutet, und ein Rest jener uralten persischen, von Xenophon überlieferten Staatseinrichtung ist, vermöge welcher Cyrus die von ihm eingesetzten Beamten seine Füße, Hände, Augen, Ohren nannte. »Die Aufseher der innern Verwaltung waren die Augen, »die geheimen Kundschafter die Ohren, die Eintreiber der Steuern »die Hände, die Krieger die Füße des Königs, und die Richter »die Zungen der Gerechtigkeit, was nach dem heutigen Kunst»ausdrucke die Ministerien des Innern, der Polizey, der Finan»zen, des Kriegs, der Justiz heißt.« Mit Recht werden die Stellen der Ueberlieferung oder des Gesetzes, die noch wenig

bekannt sind, angeführt, in sofern sie als leitende Maximen die Staatshandlungen der Moslimen begründen. Eben das, was die Osmanen für Recht hielten, verdient, um ihnen nicht zu wehe zu thun, genau gefaßt zu werden. Vom Beginnen ihres Reiches bis zu dem Kampfe mit den Ungern — wenn man die mongolische Macht ausnimmt — hatten sie nur immer mit Fürsten von mäßigem Gebiet zu fechten, das griechische Kaiserthum besaß einen glänzenden Namen und keine Macht, die vielen, demselben als Vasallen unterwürfigen Herrscher leisteten nicht ihre Lehenspflicht; alle Fürsten, im unbehaglichen Bewußtseyn der Weichlichkeit und des Zwiespaltes, des Ungehorsams, Ehrgeizes und bürgerlichen Unglücks ihrer Unterthanen und Großen, waren nicht abgeneigt, dem kräftig und besonnen sich erhebenden Staate huldigend entgegen zu kommen, und die Sultane betrachteten die Entgegenkommenden als Vasallen, deren Erben sie, ihrer Ansicht nach, ohne eben ungerecht zu handeln, die Länder wegnehmen könnten, und zuverläßigeren Dienern anvertrauen müßten. — So das Aehnliche und Abweichende mit gleicher Liebe und Aufmerksamkeit beachtend, wird diese Geschichte eine wahre Fundgrube, und verspricht, eine wahre Encyklopädie osmanischen Lebens und Wirkens zu werden, welche Vergangenheit und Gegenwart, Natur und Kunst und Literatur, Sitten und Gebräuche, Religion und Recht, Klugheit und Gerechtigkeit, Regierung und häusliche Verfassung würdigt und erläutert, so daß zum bequemen Gebrauche eines so bändereichen Werkes ein Register unumgänglich nothwendig wird, welches das Bedürfniß der Suchenden nach allen Richtungen hin befriedigt. Die Erläuterung zu S. 393 zählt 25 Werke auf, welche sich mit den Biographien türkischer Gelehrten und Künstler beschäftigen, um Gibbons und Schlötzers entgegengesetzte Behauptungen zu widerlegen. Gleich darauf sind Arabschahs Werke aufgeführt, welche europäischen Orientalisten bis jetzt noch unbekannt geblieben. Manches Unbekannte muß so ans Tageslicht kommen, manches Bekannte genauer bestimmt werden, da bey Aufführung der Gelehrten, welche unter den verschiedenen Herrschern lebten, auch die Titel ihrer Werke nicht verschwiegen werden.

Diesen überfließenden Reichthum — einen der herrlichsten Vorzüge des Werkes — im Auge behalten, ist es wohl einleuchtend, daß geistreiche Männer, wie z. B. der tiefschauende Spittler *), in vielen Punkten anders die osmanischen Geschichten

*) Vier und zwanzig Zeilen voll absprechender Bitterkeit über den ersten Theil gegenwärtigen Werkes, welche sich Nr. 179 der Leipz. Blätter für liter. Unterhaltung finden, machen aufmerksam auf

würden betrachtet haben, daß manche Urtheile über Verdienst und Nicht=Verdienst in diesem Theile der Literatur anders lauten würden. Der verdienstvolle Meusel möchte wohl nicht mehr

Spittlers Vermuthung: »daß aus den vielgepriesenen türkischen Quellen für die eigentliche Geschichte des Landes wenig oder nichts zu lernen ist.« Und was vermuthet eigentlich Spittler? Bey der Anzeige des Werkes von Cantemir urtheilt er in einem disjunktiven Satze: »Man rühmt vom Verfasser, daß er türkische Quellen benutzt habe; aber seine historischen Quellen müssen doch oft herzlich schlecht gewesen seyn, oder war er nicht fleißig genug, mehrere zu vergleichen und zu benutzen, oder erwartet man überhaupt zu viel von türkischen Quellen und Annalen?« Waren diese Oder zu übersehen? Und kurz vorher bey Erwähnung von Leunclau's: Sultanorum Ottomanidarum Annales, sagt derselbe Spittler: »Schade, daß niemand von allen denen, die seit dieser Zeit türkische Geschichte bearbeitet haben, eine ordentliche Nachlese anstellte. Sie müßte sehr reichhaltig ausfallen!« Ob wirklich »in dem ganzen Bande doch kaum ein einziges neues Faktum zu finden,« dürfte sich vielleicht schon aus dieser Anzeige ergeben. In gleichem Geiste und fast mit gleichen Worten erklärt sich Herr von Lüdemann, so daß es eben so wahrscheinlich wird, er sey der Verfasser obiger animoser Bemerkung, als es gewiß ist, daß er hier Spittlers Autorität mißbraucht. Die guten Historiker vor Herrn von Hammer haben dem Mährchen vom eisernen Käfich, in welchen Bajesid soll eingesperrt worden seyn, ihren Glauben nicht geschenkt, allein ist damit in einer Geschichte des osmanischen Reichs die Sache abgethan? Der Irrthum hat mit allen aus ihm fließenden Behauptungen sein wissenschaftliches Leben erst dann ganz verloren, wenn die Quelle, aus der er geflossen, und der Weg, auf dem er sich eingeschlichen, nachgewiesen ist. So hält man es in der Philosophie und so gilt es in der Geschichte. Und das Verdienst, Quelle und Weg dieses Mährchens aufgedeckt zu haben, wird wohl Niemand dem Herrn v. Hammer streitig machen. Wenn Hr. v. Lüdemann die Herleitung dieser Fabel wenig wahrscheinlich findet, und einen unkritischen Traum nennt, so ist nur unendlich zu bedauern, daß er weder das Unkritische aufgedeckt, vielweniger eine wahrscheinlichere Herleitung gegeben hat. Bey der tiefen Kenntniß türkischer Sprache und Literatur, die Hr. v. Lüdemann ohne Zweifel sich erworben haben wird, wäre es um die Wissenschaft ein wahres Verdienst, »alle Träume, denen Hr. v. Hammer sich überläßt, besonders wenn vom literarischen Leben der Türken die Rede ist,« sorgfältig aufzudecken. Hat vielleicht Hr. v. Lüdemann die Stellen, wo von Werken osman. Gelehrten die Rede ist, deren Existenz selbst europäischen Orientalisten vorher unbekannt war, in diesem Geschichtswerke eben so aufmerksam gelesen, als den würdigen Spittler? Was ist aber daran Unwahrscheinliches, daß jedes vergitterte Gemach Käfich heisse; nicht nur das Frauen- und Prinzengemach heißt so in der Türkey, sondern auch der Herzog von Nemours schreibt an Ludwig XI.: écrit en la Cage de Bastille. Barante IX. p. 345.

sagen: Aug. Lud. Schlötzer, vir κριτικωτατος, critice et egregie, ut semper solet, de Saddedino agit; habent alii ducem, quem tutissime presso pede sequi queant, wenn er gewußt hätte, daß Schlötzer, eben in seinen kritisch-historischen Nebenstunden, die kurze Chronik Dschemali's und das große Werk Seadeddins für eins und dasselbe haltend, die große Schwierigkeit ernsthaft erörtert, aus beyden den ächten Seaded-din herbeyzuschaffen.

Mit Wahrheit und Liebe hat der Herr Verfasser seine Geschichte zu schreiben versprochen. Aus dem, was bisher angeführt worden, wird schon hervorgeleuchtet haben, daß er sein Wort zu lösen gesonnen, und es mag genügen, zu bemerken, mit welcher Liebe er die edlen Gesinnungen des humanen und klugen Mohammeds I. gegen die Rhodiser Ritter behandelt (S. 365), und mit welcher Wahrheit er sich über den ersten Verwandtenmord der osmanischen Geschichte ausspricht, den Osman, der Stifter des Reichs, an seinem Oheim verübte. Diese Wahrheit und Strenge muß in den Geschichten eines Staates öfter sichtbar werden, dem jener Geist der Humanität fehlt, welcher in reiner Huldigung Wissenschaft und Kunst achtet und hegt, ihre wohlthätigen Resultate zum Gemeingut des Volks macht, auf der festen Grundlage eines edlen Gemüthes den Geist fortbildet, und durch allgemeinsame Theilnahme und Pflege die Blüthen des Geistes wieder zur Veredlung des Herzens nützet.

Und so möge denn diese Geschichte, deren schnelle Fortsetzung mit Sehnsucht zu erwarten ist, recht bald beendigt werden; denn was Leunclau von seinen türkischen Pandekten sagt, gilt hier mit so größerem Rechte: Turcicis Pandectis, quibus in hoc sane commentationis genere, si nihil antehac prodiisse vel accuratius, vel solidius, vel plenius dixero, vix a veri scopo aberraverim, nec reprehendi pure merear.

Karl Adalbert Veith.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. V. De l'opposition dans le Gouvernement et de la' liberté de la Presse, par M. le *Vicomte de Bonald*, Pair de France. Paris, 1827. 8. 163 S.

Zweyerley hätte die Revolution durchsetzen müssen, wenn sie zu einer eigentlichen Herrschaft auf Erden gelangen wollte; wurde sie in ihren Angriffen auf diese beyden praktischen Hauptpositionen abgeschlagen und zum Rückzuge genöthigt, so vermochte sie freylich mit dem Kerne ihrer Macht noch Jahre lang den hartnäckigsten Widerstand zu leisten, aber um die eigentliche Haltung ihrer Schlachtordnung war es geschehn.

[redacted]

Diese beyden Hauptangriffe der Revolution waren: der erste auf das Gesetz der Erblichkeit der europäischen Throne, oder auf die Legitimität im engeren Sinne des Worts, der andere auf das Beaufsichtigungsrecht der menschlichen Rede und Schrift, d. h. nach dem gegenwärtigen Stande der bürgerlichen Einrichtungen, auf die Beschränkungen der Presse, also auf die Censur, gerichtet.

Der erste dieser Angriffe war nur mit dem Degen abzuwehren, und die Vertheidigung ist unter Gottes Beystande in den Jahren 1813 bis 1815 gelungen. Das Gebiet der einzelnen legitimen Souveränitäten wurde abgesteckt und neuerdings sanktionirt; die große praktische Aufgabe blieb nur, durch einen langjährigen Frieden Raum zu gewinnen für die geringeren Legitimitäten, für die Geburts- und alle andern wohlerworbenen Rechte, daß auch sie sich an den Hauptstamm anschließen, sich durch ihn von Neuem verbürgen und festsetzen, und dann unter einander vertragen konnten; demnach galt es auch, die einzelnen nachgebliebenen Läugner, Störer und Weigerer zur Ruhe zu bringen. Die wesentlichste Vorbedingung aller Kultur und Humanität war gerettet, der politische Boden nach langen Erschütterungen wieder zum Stehen gebracht, der begränzte Raum wieder gewonnen, den das höhere Theil menschlicher Wirksamkeit, nämlich das sittliche Leben, nothwendig bedarf, um sich mit Freyheit zu entwickeln.

Aber auf einer andern Seite blieb der Kampf noch unentschieden, und dort konnten nur Waffen des Geistes und der wahren Doktrinen einen endlichen Sieg der Ordnung herbeyführen. Der Streit um die Frage von der Freyheit des Wortes, oder vielmehr der Presse, als des Hauptwerkzeuges, welches menschliche Worte wie mit einem Zauberschlage in die weitesten Fernen der Gegenwart und der Zukunft trägt, und durch welches der Einzelne nicht bloß, wie durch seine Stimme eine Volksversammlung, sondern die ganze gebildete Welt anzureden vermochte, dauerte fort. In den Worten war die ganze Welt noch einmal vorhanden, und gerade das recht wesentlichste und menschlichste der äußeren Welt, also konnte auch die Revolution in Worten fortdauern, und durch das zügellose, mit der Presse bewaffnete Wort fort regieren und verwüsten, während sie in der äußeren Welt längst gebändigt war. Im Gebiete der natürlichen sittlichen Neigungen des Menschen, die am meisten dadurch beeinträchtigt wurden, wenn die Frechheit der Reden und Gedanken nun, nachdem die Verwegenheit der revolutionären Thaten gebrochen war, um so rücksichtsloser hervortrat, gab es für die Gegenwehr keinen Rath.

Die Frage von der Freyheit der Presse hing mit einer anderen, größeren und allgemeineren Frage, die längst bezweifelt worden war, nämlich ob eine sichtbare Bevormundung und Obrigkeit des mündig gewordenen menschlichen Geistes überhaupt zu gestatten sey, zu nahe zusammen, als daß nicht die Regierungen dieses theilweise über ihren Wirkungskreis hinausreichende Problem mit der lokalsten Vorsicht und Schonung hätten behandeln sollen. Sie begnügten sich also, den status quo so streng als möglich zu behaupten; in England, eine hergebrachte, eigentlich nicht sowohl durch den Freyheitstrieb der Privatvernunft durchgesetzte, als durch Versäumniß der Autorität eingeschlichene, und in Frankreich und Niederland, eine halb von der Revolution ererbte, halb aus der Gnade der Könige verliehene Preßfreyheit, — und im ganzen übrigen Europa die Censur. Dabey aber hat es auch von Seite der Regierungen an gemeinschaftlicher Wachsamkeit auf diese letzte Position des geschlagenen Feindes nicht gefehlt.

Desto erbitterter ward der Streit für und wider die Preßfreyheit im Felde der Literatur und der Doktrinen, wohin er eigentlich gehörte, fortgesetzt; denn selbst die Diskussionen der französischen Kammern sind, besonders in dieser Rücksicht, vielmehr ein Schriftwechsel literarischer Abhandlung, als legislativer Debatten, gehören also vielmehr in das Fach der Literatur als der praktischen Politik. — Die Vertheidiger der unbedingten oder halbbedingten Preßfreyheit können, nach der unbestimmten Art ihrer Sache, alles andere behaupten, nur nicht, daß ihnen die Fülle des Raums und der Zeit versagt gewesen sey, ihre Gründe aus allen erdenklichen Gesichtspunkten darzulegen. — Ganze Bibliotheken sind Zeuge, daß die Akten zum Spruche reif sind.

Dagegen dürfen sich die Wiener Jahrbücher der Literatur rühmen, mit der ersten gründlichen Instruktion des Prozesses im Jahre 1818 begonnen zu haben. Die natürliche Vernunft hatte sich schon damals über den Anspruch auf Preßfreyheit hinreichend verbreitet und ausgesprochen; aber die Hauptsache war noch im Rückstande, nämlich die historische Erörterung der einzigen bis zum Jahre 1789 bestandenen Ausnahme von der Preßgesetzgebung des gesammten christlichen Europa; die nähere Prüfung der Anomalie der sogenannten Preßfreyheit von England; die Beantwortung der Fragen: wie sie geworden? und: worin sie bestehe?

Nach dieser Untersuchung, die sogar von den ausgezeichnetsten englischen Rechtsgelehrten für eine gänzlich korrekte und unwidersprechliche Deduktion des heutigen Standes der Preßgesetzgebung in England anerkannt wurde, war den Gegnern

[redacted]

der Censur die Appellation an die Erfahrung abgeschnitten, und sie sahen sich nun fast ausschließend auf die bereits ziemlich verbrauchten Vernunftargumente zurückgesetzt. Denn ob in einzelnen Epochen die Censur, in andern die Preßfreyheit in Frankreich die Oberhand behielt, konnte weder für, noch gegen das Prinzip entscheiden, da die Begebenheiten, welche bald der einen, bald der andern einen vorübergehenden, von der Frage über das Prinzip völlig unabhängigen Sieg verschafften, fast jedesmal weltkundig geworden sind.

Erst in dem laufenden Jahre hat sich aus dem literarischen Streite zweyer französischer Pairs eine Schrift ergeben, welche, da sie den bisherigen Präsidenten der zeitweiligen obersten Censurbehörde und zugleich den ersten Staatsgelehrten von Frankreich, Herrn Vicomte von Bonald, zum Verfasser hat, schon zu der Präsumtion berechtigt, daß sie das Wichtigste, was sich aus den Diskussionen und Erfahrungen Frankreichs für die Feststellung der Prinzipien des Streites über die Rechte der Presse ergeben hat, enthalten wird. Es ist die vorliegende Schrift: Von der Opposition in der Staatsverfassung und von der Freyheit der Presse.

Da sich die Jahrbücher bereits vor neun Jahren das Verdienst erworben haben, das erste wesentliche Aktenstück in dieser Verhandlung, die, wie schon bemerkt, noch mehr literarischer als politischer Natur ist, zu liefern, so darf auch dieses zweyte, seinem ganzen Inhalte nach, in dieser Zeitschrift nicht fehlen. Referent weiß einem so verehrten Dokumente nichts aus seinem Eigenen beyzufügen, als die wenigen, fast überall beypflichtenden Anmerkungen, womit er seine möglichst treue Uebersetzung begleitet hat. Einzelne Mängel der Form dieser Schrift finden in der offiziellen Stellung des Verfassers ihre Rechtfertigung. Es sind aus dem Leben eines der ersten Philosophen unseres Jahrhunderts, der zugleich Staatsmann ist, gegriffene Worte: niedergeschrieben aus Veranlassung ungerechter persönlicher Angriffe, die aber in einer so großen und frommen Seele nur Gelegenheiten werden konnten, sich um so begeisterter und gerechter für die Sache der Wahrheit und der wahren Freyheit auszusprechen.

Nach Erwägung dieses neuesten Schriftwechsels über die Prinzipien einer dauernden und geregelten Preßfreyheit scheinen folgendes die für alle Zukunft in Sicherheit gebrachten Resultate zu seyn: Die unbedingte Preßfreyheit ohne alle Verantwortlichkeit, wie sie die Revolution verlangte, ist unwiderruflich beseitigt, und die gänzliche Unabhängigkeit des menschlichen Wortes von aller irdischen Obrigkeit, wird ohne Absurdität von keinem europäischen Gelehrten mehr behauptet werden können. Die durch

nachfolgendes Kriminalverfahren gegen den Mißbrauch der Presse bedingte Preßfreyheit wird, nachdem wir die zerstörende Gewalt des durch die Presse verbreiteten Worts kennen gelernt, nur derjenige in Schutz nehmen dürfen, der es zu erweisen vermöchte, daß keiner Obrigkeit das Recht zustehe, einem neuen Heliogabalus, der die Welt in Flammen setzen wollte, vor vollbrachter That die Fackel zu entreißen. Aber der Sieg eines hohen Grades wahrer Preßfreyheit, unter einer, allen Mißbräuchen mild vorbeugenden Censur, scheint im Prinzip entschieden.

Von der Opposition in der Staats-Verfassung, und von der Freyheit der Presse.

Warum wird die Opposition als ein nothwendiges Beywesen der repräsentativen Verfassungen betrachtet, und worin besteht diese Opposition?

Die Vernunft sagt, es soll keine Opposition geben, als gegen das Böse; gibt es vielleicht ein von dieser repräsentativen Regierungsform unzertrennliches Böse? — Ich sage: sie hat nicht nur Eine, sondern zwey böse Seiten; in den Augen der Demokraten ist es ihre royalistische, in den Augen der Royalisten ihre demokratische Seite: bey einer repräsentativen Verfassung sehen sich diese beyden Erbfeinde in demselben gemeinschaftlichen Bezirk einander gegenübergestellt.

Das sind die kämpfenden Parteyen, und das der Gegenstand ihres Kampfes; die Journale enthalten nur die Waffen dieser Parteyen, sind nur die Bühne dieses Kampfes.

So nun sind die Journale, ich meine die politischen, nur Ausgeburten der Revolutionen; ihre Lebensluft ist Krieg und Streit.

Auf der Seite der königlichen Macht steht der König mit der Kammer seiner Pairs, auf der Seite der Demokratie das Volk und seine Deputirtenkammer: eine Theilung der Gewalten, die in dieser Regierungsform höchst natürlich erscheint; denn die Aristokratie selbst ist weniger eine abgesonderte Gewalt für sich, als vielmehr ein Anhang der königlichen, und dieß ist der Gesichtspunkt, unter dem die Aristokratie in England ihre eigene Stellung betrachtet; ihre eigene Mächt hält sie für eine von der königlichen abgeleitete, denn wenn es je eine Pairskammer auf eigentliche Popularität anlegen, und um sie zu erlangen, nur die geringsten ihrer Pflichten oder der wohlerworbenen Rechte des Königs Preis geben könnte, so würde sie die ganze königliche Macht auf die Seite der Demokratie hinübertragen, und der Staat wäre verloren.

Inmitten dieser beyden getrennten Machtkörper stehen die Magistratur und die Armee, dem Volke durch die Art ihrer Zusammensetzung angehörend, und von dem Könige abhängig, weil er ihre Bewegungen leitet; und, glücklich der Staat! wo kein anderer Impuls auf sie einwirkt.

Auf der königlichen Seite also steht alles, was politisch hervorragt, folglich zeigt sich die Neigung zu bleibenden Zuständen und zur Ruhe, denn alles, was sein Ziel erreicht hat, und sich nicht höher erheben kann, hat das natürliche Streben, zu beharren.

Auf der Seite der Demokratie stehen die politischen Größen geringerer Ordnung, demnach zeigt sich ein Trieb der Unruhe und des Ehrgeizes, eine Lust am Wechsel und an Revolutionen, eine natürliche Neigung, die an allen Wesen wahrgenommen wird, welche ihr Ziel noch nicht erreicht haben, und ihre Entwicklung vollenden wollen.

Der Zustand der Demokratie ist also ein offensiver, da es seine Natur so mit sich bringt, daß er die Macht zu erobern strebt; dagegen verhält sich die königliche Partey defensiv, denn das Bedürfniß der Vertheidigung ihrer Stellung ist von derselben unzertrennlich. Die Macht, nach welcher die Demokratie strebt, ist also die höchste Willkür, weil sie durch und durch offensiver Natur ist; wo hingegen die königliche Partey nach der absoluten Macht streben muß, weil diese durch und durch vertheidigender Natur ist: in dieser doppelten Richtung finden alle Phänomene der repräsentativen Verfassung ihre Erklärung.

Die erste Folgerung, die sich aus diesen Prinzipien ergibt, ist, daß die Opposition in der Kammer der Pairs einen ganz andern Zweck und einen ganz andern Charakter haben muß, als die in der Deputirtenkammer; die letztere ist eine Opposition gegen die eingreifenden Anmaßungen der königlichen Macht; die erstere hingegen muß eine Opposition gegen die Unternehmungen der Demokratie bilden; die Besorgniß in Einverständniß mit der Demokratie ihr Recht zu behaupten, muß in der Pairskammer die Besorgniß dieses Recht durch ihre enge Verbindung mit der königlichen Macht zu kompromittiren, weit überwiegen.

Was England rettet, ist der große Einfluß, den die Krone und die Pairs auf die Wahlen ausüben, wodurch sie sich einer großen Anzahl von Stimmen im Unterhause versichern. Ohne diese Beyhülfe hätten die Pairskammer und die königliche Macht längst unterlegen. Um so unverantwortlicher wäre der Mißgriff französischer oder englischer Pairs, welche populäre Wahlen begünstigen, oder es der Regierung zum Vorwurfe machen wollten, daß sie royalistische Deputirte zu erhalten wünschte.

Die Journale also sind die offensive Waffe der Demokratie, und die defensive der königlichen Partey; mit diesen Journalen aber wäre, wie der angreifende Theil überhaupt, so auch die Demokratie ihrem defensiven Gegner allezeit überlegen, wenn diesem letzteren nicht, gegen alle ausschweifenden Angriffe, die Waffe der Censur zu Gebote stünde; denn es ist entschieden, daß die bloß repressiven Gesetze gegen die Mißbräuche der Presse nicht hinreichen.

Ohne diese Beyhülfe würden die Parteygänger der Demokratie mit ihrer ganzen Energie den Angriff auf jeden beliebigen Punkt der Schlachtordnung ihres Gegners richten können, während die Vertheidiger der Monarchie in diesem Kampfe in demselben Nachtheil stehen würden, in welchen sich hier, wie in jedem andern Kriege, die bloß passive Defensive gegen einen hartnäckigen und oft wiederholten Angriff versetzt sieht. Die Macht des Talents ändert hierin nichts, weil jede Partey dies Talent nur bey den Ihrigen voraussetzt, und nur diejenigen Talente anerkennt, die ihr dienen; selbst der Konservateur, mit allen seinen vielgerühmten Erfolgen, und vielleicht zu hoch angeschlagenen literarischen Verdiensten, würde von dem Konstitutionel wahrscheinlich verdunkelt worden seyn: so schwach und farblos erscheint in den Augen der Menge eine ruhige und besonnene Vertheidigung, einem verwegenen und rücksichtslosen Angriffe gegenüber. Uebrigens würde der Konservateur nichts von allem dem, was er beabsichtigte, erreicht haben, wenn ihm nicht die durch die Wahl eines Königsmörders zum Mitgliede der Deputirtenkammer und besonders durch die Ermordung des Herzogs von Berry erregte allgemeine Indignation zu Hülfe gekommen wäre.

Selbst durch die kurze Gedrungenheit ihrer Artikel sind die Journale besser zum Angriff, als zur Vertheidigung geeignet. Ein Federzug, ein einziges Wort reicht oft zum Angriffe hin, wo zur Beantwortung und Vertheidigung Folianten gehören; so wie ein Gran von Gift hinreicht, einen Menschen zu tödten, und ganze Zentner von Nahrungsmitteln erforderlich sind, um ihn zu erhalten.

Zwar sind die Angriffe der Demokratie nicht immer unmittelbar auf die königliche Macht gerichtet; das Gesetz hat durch eine Fiktion, die unsern Gegnern eigentlich etwas ultramontan *)

---

*) Anm. des Uebers. Nach des Grafen Mestre treffender Bemerkung ist jede höchste inappellable Instanz ihrer Natur nach infallibel, und die Jurisprudenz muß von ihr präsumiren, daß sie weder irren noch böses thun könne. Aber die fictio legis anglicanae: the King can do no wrong, hat einen tieferen Sinn, als

erscheinen müßte, von dem Könige erklärt, daß er nichts böses thun, ja daß er allein und für sich gar nichts thun könne. Es hat den König in der bürgerlichen Ordnung ungefähr dahin gestellt, wohin der Deismus die Gottheit in der Weltordnung stellt, nämlich in eine von den Begebenheiten dieser Erde ganz unerreichbare Sphäre, wo weder die Leidenschaften noch die Sorge für die menschlichen Angelegenheiten ihre Ruhe zu stören vermögen. In einer repräsentativen Verfassung stehen die Könige auf einer einsamen Anhöhe in weiter Entfernung vom Schlachtfelde. Wurden sie einmal gezwungen herabzusteigen und sich persönlich in das Handgemenge zu mischen: fragt England, fragt Frankreich, was aus ihnen geworden ist!

Aber die Demokratie entschädigt sich wegen der stummen Ehrfurcht vor der leeren Infallibilität der Könige, welche ihr die Revolution auferlegt hat, desto heftiger an allen Organen der königlichen Macht, also hauptsächlich an den vornehmsten Werkzeugen der Autorität des Königs, an den Herolden seines legislativen Willens, an den Vollziehern seiner Verwaltung, kurz an den Ministern. Sie sind die Sündenböcke für den gesammten Staat; auf ihren Schultern ruhen alle Geschäfte, und die ganze Verantwortlichkeit für den Erfolg. Das gemeine Recht gilt für alle, nur nicht für sie; auf allen Punkten preisgegeben, sollen sie allen Angriffen zugleich begegnen. Die Demokratie duldet im Interesse ihres Angriffs niemals, daß die Minister sich auf die Meinung des Königs berufen; sie verbietet ihn zu nennen, selbst wo es sich um die Unterstützung von Anträgen handelt, die in seinem Namen gemacht werden: ganz isolirt sollen sie dastehn, diese Minister, selbst abgeschnitten von den Diensten und der Freundschaft derer, die sie zu ihrer Hülfe verwenden könnten: wer möchte sich als ein Serviler, als ein Ministerieller brandmarken lassen, einen Spottnamen ertragen, der sich von Mund zu Mund auf die Vertheidiger aller und jeder Minister forterben wird. Anderswo haben die Regierungen Ruhe, und die Völker sind glücklich, und ihr Glück ist minder kostspielig an

---

den ihr die politische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und der modernen Whigs seit Fox untergelegt hat. Sie sagt: er ist weltliches und geistliches Oberhaupt, seine Entscheidungen werden für infallibel anerkannt, weil sie in beyden Rücksichten inappellabel sind; ein Zustand, der in allen Staaten eintreten mußte, die sich von Rom trennten; die Welt kann sowohl in weltlicher als geistlicher Rücksicht keinen Tag ohne infallible Instanzen bestehen. Dieß hat die Revolution benutzt, der Demokratie die positive Inappellabilität und Infallibilität zuzueignen, und die Könige durch eine Fiktion ihrer Nullität zu entschädigen.

Geld und Zeit, weil man sich weniger mit den Regierenden beschäftigt; und fast kommt es in dieser repräsentativen Regierung nur darauf hinaus, daß die Minister, als Gegenstand einer so bittern und so unnachlassenden Kritik, um so mehr dem Irrthum ausgesetzt sind, je mehr man sie bewacht, und um so verderbter werden müssen, je mehr sie verantwortlich sind.

Wie ist es möglich, die Diener beständig zu beschimpfen, ohne dem Ansehen des Herrn zu schaden, der sie bestellt hat? wie kann man behaupten, daß alle Staatsangelegenheiten schlecht besorgt werden, ohne die schuldige Ehrfurcht und Liebe gegen das Oberhaupt des Staates zu beeinträchtigen? Siehe da, das eigentliche Arkanum der repräsentativen Verfassungen nach der Ansicht unserer Gegner; diese unmöglichen Stellungen der agirenden Hauptpersonen in der konstitutionellen Monarchie, diese betrachten sie als ihr Meisterstück; und diese sinnreiche Konstruktion ist es, welche auch das Gewissen jener ehrlichen Leute beruhigen hilft, die sich zu einer Opposition bekennen, welche die Krone mit denselben Waffen vertheidigen will, als womit der Hauptangriff auf sie geschieht, nämlich mit den Leidenschaften der Demokratie, oft sogar mit der Beyhülfe der Demokraten.

Auch soll man nicht etwa glauben, daß die Pairs als solche jemals in den Augen dieser ewigen Feinde der königlichen Macht, Gnade finden werden.

Die Pairswürde ist mit zu vielen Banden an die Krone geknüpft, als daß sie nicht mit ihr alle guten und üblen Wendungen des Kampfes zu theilen haben sollte. Die Pairskammer steht, ihrer Natur nach, nicht etwa außerhalb des königlichen Bezirks, um sich der Krone zu widersetzen; innerhalb steht sie, um sie zu vertheidigen, oder vielmehr sie ist ein Stein in der Krone selbst, denn sie theilt mit ihr das erste und wesentlichste Vorrecht, die Erblichkeit gesetzgebender Gewalt. Die Pairskammer der Monarchie ist nicht der Rath der Alten in der Republik. Die Amendemens und die Afteramendemens, dieses Hauptrüstzeug demokratischer Versammlungen, würden allein schon ihre Würde beeinträchtigen. Erhaben über die kleinlichen Ansprüche einer schöngeistrischen Bühnendialektik und der übrigen Eitelkeiten des Rednerstuhls, ist sie den Völkern vielmehr das Vorbild einmüthiger Beschlüsse schuldig, als daß sie sich zu dem Schauspiel leidenschaftlicher Meinungskämpfe hingeben sollte.

Noch eine andere Eigenschaft hat die Würde der Pairie mit dem Throne gemein; sie hat ihre Schmeichler, und oft selbst hat sie das persönliche Schicksal der Könige, die Stimme ihrer wahren aber strengen Freunde zu überhören. Bald werden ihre

Schmeichler ihre Popularität mit großem Ungestüm erheben, ihr sagen, daß sie sich um das Volk wohlverdient gemacht, und das Vaterland gerettet habe; bald werden sie unverschämte Biographien ihrer Mitglieder drucken lassen, und Lob und Tadel nach Belieben unter sie ausspenden, wie die Zeugnisse guter oder schlechter Aufführung, die man dem Lohngesinde ertheilt. Sie werden die Mitglieder der Pairskammer, ja die Kammer selbst angreifen, und wer daran zweifeln, oder sich überreden lassen möchte, in einem so verwegenen Unternehmen nichts anders als einen harmlosen Mißgriff, eine mit 600 Franken Geldstrafe und Einen Monat Gefängniß *) zu hart bestrafte Polizeyübertretung zu erblicken, der möge sich im Moniteur vom 22. und 23. März 1820 (N. 143 und 144) eines andern überzeugen, und die Worte erwägen, welche sich damals einer der Koryphäen der demokratischen Partey unter dem rauschenden Beyfall seiner Freunde, in der Deputirtenkammer erlaubte:

»Die Pairs können unmöglich umhin anzuerkennen,« sagte er, »daß an ihrem eigenen Daseyn durchaus nichts anders antik »sey, als die Form ihrer Mäntel oder der glänzende Stutz ihrer »Federn, und daß ihr eigenes Interesse es mit jedem folgenden »Tage dringender erheischt, den Augenblick gewisser Ameliorationen weiter hinaus zu schieben, weil man in dem »Laufe dieser Ameliorationen vielleicht sehr bald auf »den noch vernünftigeren Gedanken kommen »könnte, etwas an ihrer glänzenden Stellung zu verbessern, und »auf ihrem Gebiete zu amelioriren, es versteht sich zum Vortheil »Aller.«

»Ohne gerade eine zweyte Stufe der Deliberation, die von »allen guten Köpfen für wesentlich nützlich anerkannt worden ist, »gänzlich abzuschaffen, könnte man doch eine unserm geselligen »Charakter viel angemessenere Grundlage derselben zu errichten »suchen, zumal es sich um eine exotische Institution han»delt, die, mit allen Gebrechen der Alterthüm»lichkeit behaftet, und unter Bedingungen, welche »hinfort in unserm Frankreich unmöglich wieder »durchzusetzen seyn möchten, zu uns herüber ver»pflanzt worden ist.«

»Lassen Sie uns also den Herrn Pairs den Rath ertheilen, »einer solchen Untersuchung zuvorzukommen; eine fremde Pflanze

*) Anm. des Verf. Unter dem Ministerium des Lord Castlereagh ist jeder Schriftsteller, welcher in seinen Schriften die den Kammern schuldige Achtung aus den Augen zu setzen versuchen sollte, durch eine Parlamentsakte mit der Strafe der ewigen Verbannung bedroht worden.

»wie diese, ist wenig geeignet, in dem neuen Frankreich Wurzel »zu schlagen; der Boden stößt sie zurück.«

»Eine höhere Erwägung als die des gemeinen Geld-Inter»esses muß ihr väterliches Herz mit bangen Besorgnissen erfüllen; »die bloße Möglichkeit, die Geburtsrechte, welche auf eine so ge»ringe Anzahl von Familien beschränkt worden sind, zum zwey»ten Male in Zweifel gesetzt zu sehen, muß mancherley trübe »Bedenken bey ihnen erregen; sie kennen den Zeitgeist zu gut, »als daß ihnen hätte verborgen bleiben können, wie die Vernunft »und der unwiderrufliche Ausspruch der europäischen Civilisation »entschieden haben, daß es nur ein in der öffentlichen Meinung »anerkanntes und geheiligtes Geburtsrecht gibt, nämlich die Erb»lichkeit des Thrones *): dieses Erbrecht hat mit den übrigen »Erblichkeiten von Titeln und Stellen nichts gemein; letztere ha»ben, wir dürfen es uns nicht verhehlen, ihr Verdammungs»urtheil von Seiten der öffentlichen Meinung schon empfangen; »der Todesstreich hat sie schon getroffen, die Wunde ist tief, »und die Pairs werden sich bald davon überzeugen, daß das »sicherste Mittel, alle ihre Herrlichkeiten zu retten, in einer ge»wissen stillschweigenden Einwilligung besteht, die sie mit Hülfe »der Gewohnheit lehren wird, dasjenige zu verschmerzen, was »ihnen versagt ist, und sich mit den Aeußerlichkeiten zu trösten, »die ihnen gewährt bleiben.«

Diese hochmüthigen Drohungen, diese an die Kammer der Pairs von Frankreich gerichteten ironischen Rathschläge bedürfen keines weiteren Kommentars. Die Kammer hat daraus entnommen, welches Schicksal ihr vorbehalten bleiben würde, wenn es der Demokratie, die uns, nach dem Ausdruck eines Red-

---

*) Anm. d. Uebers. Nicht entschieden, sondern koncedirt haben dieß die sogenannte Vernunft und die sogenannte Civilisation. Die Zukunft wird lehren, daß dieß Eine, auf den Schlachtfeldern von Leipzig, Paris und Waterloo eroberte, und der revolutionären Vernunft abgedrungene Recht hinreicht, alle übrigen Geburts- und Erbrechte, und hiermit die ganze Staatsordnung von Europa zu retten. Mit dieser einen Konzession war der Sieg der höheren politischen Vernunft über die irregeleitete öffentliche Meinung entschieden. Von nun an galt es nur, mit Gottes Beystand, diese Legitimität aller Legitimitäten unerbittlich und buchstäblich festzuhalten. Nachdem dieser Eine Grundsatz restaurirt und der Feind bey allen ferneren Angriffen eben so sehr durch seinen eigenen Widerspruch, als durch die Wachsamkeit seiner Gegner bedrängt wurde, gab es keinen allgemeinen Krieg mehr gegen die Revolution selbst, sondern nur einen Einzelkampf gegen ihre Nachzügler. Das Prinzip des politischen Irrthums war bezwungen; es galt hinfort nur die einzelnen staats- und völkerrechtlichen Sophistereien in ihren eignen Netzen zu fangen, und die Presse abzuwehren.

ners in der Deputirtenkammer, von allen Seiten überflügelt, gelingen sollte, alle Außenwerke der königlichen Macht zu zerstören.

Aber unter allen Angriffen der Demokratie auf die letztere ist keiner gefährlicher, keiner, der ihre eigentlichen Absichten deutlicher darlegte, als der wüthende Krieg, den sie gegen die Religion des Staats führt: denn die Religion und der Thron, diese beyden großen Gegenstände der öffentlichen Ehrfurcht und Liebe, waren zu allen Zeiten die beyden Anker, welche das Schiff des Staats unter den heftigsten Stürmen vom Verderben retteten.

Daher greifen die Journale [1]) die Religion eben so in ihren Dienern an, wie den König in den Seinigen, jedoch immer unter dem Deckmantel der Ehrfurcht vor derselben Religion, die sie reinigen, der Liebe zum Könige, den sie von ungerechten Rathgebern befreyen wollen; da aber Namen erforderlich sind, um die Bosheit des Angriffs zu verschleyern, so heißt die königliche Gesinnung Ministerialismus, die religiöse Jesuitismus, und diese Namen werden die Feldzeichen des Hasses und der Verfolgung. Mit Worten kann man die Vernunft der Völker, mit Schriften ihre Sitten verderben. In Schulen wie in den Hütten des Armen werden unflätige Gotteslästerungen im kleinsten Formate und zu Spottpreisen verbreitet werden; gerade dem Alter der Unwissenheit, gerade dem schwächeren Geschlechte, gerade den ungebildeten Ständen, wird man sie in die Hände spielen; man wird sie dem Volke geben, um seinen Verstand zu verblenden und sein Herz zu verderben, so wie der Wüstling dem Mädchen, das er verführen will, schlüpfrige Bücher leiht. Dem allen wird keine Geldspekulation, nicht einmal ein Enthusiasmus des Verstandes, sondern die kalte Berechnung der Werkzeuge der Revolution und der Mittel ihrer Rekrutirung zum Grunde liegen: eine Rechenkunst der Hölle, der letzte Gipfel jenes civilisirten Verderbens, das unserm Lande und unserm Zeitalter vorbehalten blieb [2]); und welches Mitleid würde für die Verblendung derer hinreichen, welche an diesem Werke des Unheils gutmüthigen Antheil nehmen, und die Schande ihres Volks, die eigene Gefahr, die sie bedroht, und den Gram um ihre Kinder vergessen könnten.

---

[1]) Anm. d. Verf. Diese Anklage soll nicht alle Journale ohne Ausnahme treffen. Die Quotidienne z. B. hat niemals aufgehört, die Religion zu respektiren und zu vertheidigen.

[2]) Anm. d. Uebers. Siehe die statistisch-arithmetischen Versuche der Herren Darü, Charles du Pin und Konsorten; von denen weiter unten umständlicher die Rede seyn wird.

Doch, während man einerseits die härtesten Strafen, ja selbst die Todesstrafe gegen die Mißbräuche der Preßfreyheit verlangte; während andere theils im Interesse der Schriftsteller und in Anbetracht des Schadens, den sie sich selbst durch ihre Unvorsichtigkeit zuziehen, theils im Interesse der Gesellschaft, und um den Schaden, den sie ihr anthun konnten, zu verhüten, die Censur verlangten, welche alle Strenge überflüssig macht, weil sie allen Uebertretungen zuvorkommt — hatte dieser einsichtsvollere Theil des Publikums nur die Bücher, aber nicht die Journale im Auge, die trotz aller ihrer falschen und oberflächlichen Politik, noch einige Zurückhaltung beobachteten.

Jener Luxus des Verderbens, den wir später erlebt haben, der sich in Abdrücken berüchtigter Bücher, in so unzähligen Duodezbänden, historischen Taschenbibliotheken und Büchern für 2 Sous über ganz Frankreich ausgebreitet hat, war noch nicht bis zu den untersten Klassen der Gesellschaft hinabgedrungen, und die, welche ich meine, würden ihr Vaterland und dessen Schriftsteller zu verleumden geglaubt haben, wenn sie Strafen für Vergehungen verlangt hätten, die noch unerhört waren, und die sie kaum für möglich gehalten haben würden.

Die Journale hielten sie für ein nothwendiges Uebel: darf die Krone angegriffen werden, so darf man sie auch vertheidigen. Aber der Fehler war, daß man aus einem der repräsentativen Verfassung anhaftenden Uebel, eine allgemeine politische Nothwendigkeit, ja sogar eine nützliche Nothwendigkeit gemacht hat, so wie gewisse Völker aus einer einzelnen, örtlichen oder nationalen, körperlichen Verunstaltung, eine Schönheit machen.

Der Nutzen der politischen Journale unter absoluten Regierungen ließe sich allenfalls begreifen; da wo es der Macht an allem Gegengewicht, den Ministern an aller Verantwortlichkeit, dem Volke an aller Vertretung mangelte, möchten sie ihr Gutes haben; aber in einem Lande, wo sieben bis achthundert Eigenthümer aus den angesehensten Klassen der Gesellschaft, von allen Punkten des Reichs, alljährlich unter den Augen der Regierung zusammentreten, alle Bedürfnisse darlegen, alle Klagen zur Sprache bringen können, jede Beschwerde des Letzten im Volke sich durch Petition an die ihrigen anschließen, und unter ihrer Aegide zur Kenntniß der Autorität gelangen kann, bedarf es wahrlich der politischen Journale nicht; der Organe, um sich sehen, vernehmen und hören zu lassen gibt es die Fülle! Wie können Schriftsteller, die weder die Autorität des Alters, noch die der Erfahrung, der praktischen Sachkenntniß für sich geltend zu machen haben, fortgerissen von dem Wirbel der Hauptstadt, ihrer Gerüchte, ihrer Zerstreuungen und Vergnügungen, sich

anmaßen wollen, die sogenannte öffentliche Meinung besser zu kennen, als die Pairs oder die Deputirten aller Departemente? Und wenn man sagen wollte, daß die Journale den Verhandlungen der Kammern aufklärend und leitend an die Hand gehen sollten, so bliebe uns die Frage übrig, wer denn die Redaktionen der Journale aufklären und leiten solle? Wären aber auch die Kammern bereit, sich die Belehrung und Leitung der Journale gefallen zu lassen, wie sollten sie es anfangen ihre Gelehrigkeit zu beweisen, da sämmtliche Journale, wären sie auch mit gleich großem Talente redigirt, unter einander im Streit sind, sich aufs schroffste widersprechen, und jedes unter ihnen seine besondere Meinung für die öffentliche Meinung ausgibt.

Uebrigens ist auch ein Einfluß der Journale auf die großen politischen Maßregeln so gut als gar nicht vorhanden. Die politische Gewandtheit Englands proklamirt an allen Enden die Wohlthat der Preßfreyheit, bestraft aber nichts desto weniger strenge, ja selbst willkürlich jedes Libell, ein Ding, das für jeden einzelnen Fall in dem Strafurtheile selbst von Neuem definirt wird, und behandelt überdieß noch ihre politischen Journale mit einer Gleichgültigkeit, die an Verachtung gränzt. Sie hütet sich wohl, sie bey ihren Kabinetsbeschlüssen zu Rathe zu ziehen, und wenn man die Ohnmacht der Journale in Sachen der irländischen Katholiken und selbst der Griechen, deren späten und zweydeutigen Erfolg fürwahr sie nicht herbeygeführt haben, erwägt, so drängt sich wohl die Frage auf: Wozu sind sie nütz, welches politische Verdienst um die Gesellschaft ist ihnen zuzuschreiben? In Frankreich, in den Tagen des Schreckens hat die hochherzige Unerschrockenheit einiger Journale die Schlachtopfer getröstet, ihnen die Hoffnung einer nahen Veränderung, die Ahnung einer baldigen Genungthuung vor Augen gehalten: aber welches Unheil haben sie verhütet? und haben die andern Journale, welche die Irrthümer, die Ausschweifungen und die Verbrechen der Tyranney vertheidigten, nicht ganz andere Wirkungen hervorgebracht, als die, welche sie zu bekämpfen versuchten?

Auch der Nutzen, der dem Einzelnen aus dem Daseyn der politischen Journale erwächst, ist eben so gering; sie verhindern keinen einzigen der unzähligen Angriffe auf Ehre, Leben und Eigenthum der Privatleute, die im gemeinen Leben vorkommen, und nur zu oft vermehren sie die Zahl der schon vorhandenen Klatschereyen, Verleumdungen und Injurien; zumal unter einer Verfassung, in der alle Aemter für jeden einzelnen zugänglich sind, arbeiten sie jedem Ehrgeiz der nach Macht strebt, und jedem Rachgefühl, dem die Macht entzogen ist, mit aller Betriebsamkeit in die Hände. Man verlangt von ihnen, daß sie den Einzelnen

gegen die Mißbräuche der Autorität schützen sollen; aber fragen wir uns auf unser Gewissen: Sind denn die Mißbräuche der Autorität wirklich so groß und so häufig, daß, um sie zu bekämpfen, ein so mörderisches Werkzeug, als die Journale, erforderlich wäre? Wie viele Anklagen haben sie nicht gegen öffentliche Beamte, vornehmlich gegen die Diener der Religion aufgenommen, die auf dem bloßen Glauben an die Ehrlichkeit anonymer Denuncianten beruhten? Welche ihrer Anklagen haben sie erwiesen? Die europäischen Verwaltungen sündigen bekanntlich vielmehr durch übergroße Milde, als durch Gewaltthaten; und sollte gerade die Regierung von Frankreich zugleich mit der von Konstantinopel die traurige Ausnahme bilden, daß sie aus ihren Beamten eben so viel Tyrannen machte.

Sagen wir also die Wahrheit: die politischen Journale können dem Privatleben Einiges nützen, wenn sie die etwanige böse Laune eines Präfekten, die nachläßige oder verdrießliche Verwaltung eines Maire, oder den ungestümen Eifer eines Pfarrers denunciiren; aber sie können zugleich der Gesellschaft das größte Uebel anthun. In dem unermeßlichen Reiche des Bösen wirkt die Macht der Presse, und vielleicht nur sie allein, grenzenlos über Zeit und Raum hinaus; sie spricht allenthalben, zu allen Stunden, zu allen Zeiten; spricht zu allen Leidenschaften, und alle Leidenschaften antworten ihr; sie spricht, ohne daß ihr widersprochen wird, denn die, welche die schlechten Bücher lesen, lesen die guten nicht; und sie verbreitet das Böse unter allen Formen, und in Büchern von allen Formaten. Die Journale werden auf dieselbe Weise gelesen, wie sie komponirt werden, ohne Ueberlegung, mit Uebereilung; gelesen und komponirt, als ein täglicher Frohn, als ein Geschäft, welches täglich zur bestimmten Stunde abgemacht werden, und eine gewisse Anzahl von Kolumnen und Zeilen ausfüllen muß, — und so tödten sie alle würdigen und ernsthaften Gewohnheiten des Geistes, der sich nirgends aufhalten darf, und der sich allmählich an die allerflüchtigsten Eindrücke gewöhnen, und sich in diesen selbst noch von einem beständigen Wirbel widersprechenden Geschwätzes, ungewisser Thatsachen, gewagter Vermuthungen unterbrechen lassen muß, die heute ausgesprochen und morgen widerlegt werden, die einen Haufen müßiger Leute unterhalten, aber dem ernsteren Leser keine Art von gründlicher Belehrung darbieten: »Derjenige, welcher nie ein Journal liest,« sagt der Präsident der vereinigten Staaten, »ist viel unterrichteter, als der, welcher sie liest; weil der, welcher nichts weiß, der Wahrheit viel näher steht, als der, dessen Geist von Lügen und Irrthümern erfüllt ist.« »Es ist eine traurige Wahrheit,« fährt er fort, »daß die Unterdrückung

der Preßfreyheit dem Volke um nichts mehr schadet, und ihm um nichts mehr die Vortheile der Presse verbittert, als die Ruchlosigkeit, mit welcher sie, wenn sie freygegeben ist, zur Fortpflanzung des Bösen angewendet wird.«

Auch glaube ich behaupten zu dürfen, daß wenn die konstitutionelle Freyheit der Presse durchaus in dem Sinne unserer Gegner verstanden werden müßte, und die reprimirenden Maßregeln nur in dem ausschließlichen Sinne, den sie ihnen beylegen, zu gelten hätten, diese Freyheit immer nur auf die ernste, wissenschaftliche Literatur, auf Bücher, die bleiben, die man behält und die die Gesellschaft, in derem Dienste sie geschrieben sind, belehren und ihr Ehre machen, angewendet werden kann. — Aber die leichte und flüchtige Literatur des Tages, die nur vorübergehend beschäftigt und nicht festhält; die Literatur nicht der Gesellschaft, sondern des Einzelnen, dessen Leidenschaften und Eigennutze sie dient; die Literatur, welche die Gesellschaft vielmehr verwirrt, als ihr zu nützen, — könnte, ja müßte, ihrem ganz verschiedenen Charakter nach, einer ganz andern Disciplin unterworfen werden: eben weil sie geschwinder wirkt, täglich und zu allen Zeiten spricht, sich mit Blitzesschnelle unmittelbar von einem Ende der Monarchie zum andern verbreitet, so muß dem Bösen, welches sie thun könnte, vorgebeugt werden; denn jede bloße Repression käme zu spät. So würde sowohl die periodische, als die nicht periodische Presse, jede von beyden ihrer Natur nach frey seyn, diese durch die Einwirkung der Justiz, welche ihre Verirrungen bestraft, jene durch die Censur, welche denselben zuvorkommt, so wie der Mensch selbst im Staate frey ist unter dem Walten des Gesetzes, welches die Verbrechen bestraft, und der Polizey, welche ihnen vorbeugt.

Da nun die Preßfrechheit ein Verbrechen ist, welches mit allen andern Verbrechen nichts gemein hat, so hat man, um sie zu reprimiren, ein spezielles, gerichtliches Verfahren erfunden, eine besondere Gesetzgebung, die mit den gewöhnlichen Gesetzen keinen der Begriffe von Weisheit, Klugheit und Menschlichkeit gemein hat, und sicherlich nicht zu dem gehört, was man: geschriebene Vernunft nennt. Die Preßvergehen allein unter allen andern Verbrechen dürfen nicht verhütet, sondern sie können nur bestraft werden, so ist der unwiderrufliche Wille des Zeitgeistes, so fordern es die Fortschritte des Jahrhunderts! — Dagegen verlangen wir: man zeige uns einen Privatmann, der erfährt, daß eine Schrift erscheinen soll, durch die seine Familie, seine Person, seine Ehre, sein Vermögen aufs Spiel gesetzt, verleumdet, gemißhandelt werden soll, und der nicht

alles aufbieten würde und müßte, um der Erscheinung dieser Schrift vorzubeugen. Ich weiß, daß dieses Argument höchst einfach, und weder sehr hoch, noch sehr weit hergenommen ist, und doch scheint es mir, daß es in den Augen des gesunden Menschenverstandes und aller derer, die sich nicht mit bloßen Subtilitäten und Sophistereien abfertigen lassen, den ganzen Handel entscheidet.

Das ganze Gebäude von reprimirenden Maßregeln, welche man in Frankreich aufgeführt hat, ruht auf einem schlechten Grunde, nämlich auf dem Prinzipe, daß die Journale ein Eigenthum sind; und wie viel Verstand ist über diese Materie verschwendet worden, ohne daß man das Prinzip gehörig geprüft hätte. Daß ein Journal ein Eigenthum ist, einem andern Journalisten gegenüber, der sich einen bereits in Beschlag genommenen Titel nicht anmaßen darf, so wenig als ein Seidenfabrikant seine Stoffe mit dem Stämpel eines andern zeichnen darf; ferner daß das Journal Gemeineigenthum seiner Akzionäre ist, in wie fern sie ein Recht haben die Profite nach Verhältniß der Einlagen unter sich zu theilen, dieß alles begreife ich, und es ist sehr wahr; aber daß ein Journal auch Eigenthum werden könne, der Regierung gegenüber, welche die Autorisation zu seiner Erscheinung ertheilt hat, ist ein Satz, der sich von keiner Seite durchführen läßt. Was wäre es denn für ein Eigenthum, und mit welchem andern Eigenthum könnte man es vergleichen? — Es wäre eine eigenthümliche Privatberechtigung, das wichtigste und unveräußerlichste Geschäft der öffentlichen Autorität, den Unterricht der Völker und deren sittliche, politische und religiöse Belehrung, zum eignen Privatvortheil, nach Belieben, so zu verwalten und zu benützen, wie man eine Kohlenmine oder die Trockenlegung eines Sumpfes benutzt; es wäre mit nichts zu vergleichen, als mit dem Eigenthum, das ein Hausvater einem Hofmeister durch wirkliche Veräußerung übertrüge, seine Kinder nach völlig freyem Belieben zu erziehen. Aber wenn irgend eines, so ist dieses sogenannte Eigenthum der ersten aller Verpflichtungen der Regierung, ihrerseits sicher unveräußerlich, wie alles öffentliche Eigenthum. Die Regierung kann es für eine Zeitlang verpfänden, oder einem Einzelnen anvertrauen, wie es die Kanzel des Staatsrechts oder irgend einer andern Wissenschaft einem Privatmanne anvertraut. Sie ertheilt einen deßfallsigen, widerruflichen Auftrag, aber kein Eigenthum; sie fordert noch überdieß als Bürgschaft von dem, dem sie diesen Auftrag anvertraut, Zeugnisse seines Alters, seiner Fähigkeit, seiner guten Gesinnung, seiner sittlichen Aufführung; und bey welcher Uebertragung irgend einer öffentlichen Funktion erfordert

sie dieselben nicht? — Und die Kanzel allein, die man Journal nennt; diese Kanzel des moralischen, religiösen, politischen, historischen Unterrichts, deren Stimme von solcher Höhe herab und in einem solchen weiten Umkreise umher ertönt, täglich, stündlich zu so vielen Zuhörern zugleich redet; diese tägliche Kritik alles dessen, was gesagt wird und geschieht, diese lebhafte und bittere Kritik der Sachen und der Personen, der Regierungen und des Privatlebens, der Kammern, ihrer Mitglieder, der Ansichten derselben, ja des Königs selbst; kurz diese oberste Censur, die keine Kritik über sich ertragen will, sollte ein unbedingtes Eigenthum Einzelner seyn; der Staat sollte von denen, die sie ausüben, keine Bürgschaft ihrer Fähigkeit, ihrer Rechtschaffenheit, ihrer Liebe zur Wahrheit verlangen dürfen; er sollte dieses Geschäft, wie eine gewöhnliche Handelsspekulation, Schriftstellern überlassen, die er nicht einmal dem Namen nach kennt, und die die Justiz, im Falle eines Vergehens, nicht einmal entdecken oder erreichen könnte; und diese anonymen oder pseudonymen Angriffe, deren sittliche Folgen der verantwortliche Eigenthümer, wie theuer er sie auch vor Gericht aus eigennütziger Gefälligkeit gegen den Einsender zu bezahlen haben wird, niemals wieder gut zu machen im Stande seyn wird, — diese in dem ganzen übrigen Verkehr mit Schande gebrandmarkten, anonymen Denunciationen sollten hier allein erlaubt und autorisirt seyn?

Wohlan also: ein Journal ist und kann nichts anderes seyn, als eine Befugniß, als eine Druckereybefugniß; diese Befugniß ist, wie die zur Buchdruckerey, zumal in dem Falle eines Mißbrauchs, widerruflich nach dem Belieben der Staatsbehörden; alles Regieren würde aufhören, wenn jede von der Regierung ertheilte Befugniß bloß dadurch schon ein Eigenthum dessen würde, dem sie ertheilt wird.

So lange die Presse, um mich so auszudrücken, eine bloße Angelegenheit des Privatlebens war, d. h. so lange sie sich bloß mit Sachen und Wissenschaften beschäftigte, die zur Belustigung oder Unterhaltung des Privatlebens dienten, so lange konnte sie, wie jede andere bürgerliche Profession, den bloßen Privatspekulationen überlassen bleiben; seitdem sie aber politisch geworden ist, hat die Regierung, als natürlicher Vormund aller öffentlichen Interessen, sie als eine öffentliche Profession betrachten müssen, deren Leitung und Oberaufsicht nur dem Staate zukommt; also nicht als das Erbgut einer Familie, oder als das Eigenthum eines Einzelnen; und wenn der Journalist sich die Kritik eines einzelnen Recensenten gefallen lassen muß, warum sollte er nicht der öffentlichen Censur unterworfen werden?

Hume, der Geschichtschreiber von England, hat ein

Geständniß hinterlassen, welches den Gesetzgebern, in allen Fällen, wo die öffentlichen und die Privatinteressen mit einander in Berührung oder Konflikt gerathen, vor Augen schweben sollte: »Seit unserer letzten Revolution,« sagt er, »werden die Privat»interessen besser vertheidigt, aber die öffentlichen sind weniger ge»sichert.« — So hat man denn auch, in den Diskussionen über die Polizey der Presse, das Privatinteresse der Journalisten, der Buchdrucker und ihrer Gehülfen, dem Interesse der ganzen Gesellschaft gegenüber gestellt, und die Kraft des Staates aufs Spiel gesetzt, um nur das Vermögen der Einzelnen zu schonen.

Wohldenkende Leute haben die Besorgniß geäußert, daß die große Strenge gegen schlechte Werke auch den guten schaden, und sie verhindern könnte, ans Licht zu treten.

Zuförderst aber lassen sich gegen den Mißbrauch der Presse weder präventive, noch auch repressive Gesetze erfinden, die nicht, sey es aus Irrthum oder aus Leidenschaft, von Menschen zum Nachtheil der rechtmäßigen Freyheit angewendet werden könnten, so wie keine Zusammensetzung eines Tribunals, selbst wenn man die rechtschaffensten Richter wählte, möglich ist, bey dem die Gefahr eines Irrthums, der Verdammung eines Unschuldigen, oder der Freysprechung eines Schuldigen gänzlich gehoben wäre; das ist das Schicksal aller menschlichen Institutionen, keine Gesetzgebung der Welt hat dagegen ein probates Heilmittel aufzufinden gewußt.

Aber deßhalb soll man nicht glauben, daß die Gesellschaft selbst von den besten Werken, die in den Fächern der moralischen Wissenschaften, den einzigen, welche die Preßgesetze angehn, erscheinen, jemals so viele Vortheile einernten könnte, daß das Uebel, welches ihr die schlechten zufügen, einigermaßen aufgewogen würde Die ersteren richten sich an die Vernunft, sind ernst, bisweilen strenge, daher liest sie nur der bey weitem kleinere Theil, wogegen die letzteren, da sie sich an die Leidenschaften, den Stolz, die Wollust, den Trieb zur Widersetzlichkeit richten, da aller Reiz des Witzes und der Kunst sie umgibt, eine ganz andere Anzahl von Lesern finden, die Jugend und die Weiber hinreißen, und ihnen einen unheilbaren Ekel gegen alle ernsthafteren Lektüren beybringen.

Darf ich ganz aussprechen, was ich denke? Den christlichen Völkern bleibt nichts mehr zu lernen übrig. In den moralischen Wissenschaften ist schon alles gesagt, und wenn ihnen nur eine einzige zu ihrem Daseyn nothwendige Wahrheit gemangelt hätte, so hätten sie nicht leben, sich nicht entwickeln können. In den physikalischen Wissenschaften bleibt ihnen allerdings noch manches zu erforschen übrig; diesen aber, selbst ihren am gründlichsten wi-

derlegten Irrthümern, selbst ihren ausschweifendsten Systemen bleibe der Spielraum der unbedingtesten Freyheit vergönnt.

Gesetzt also, eine präventive oder repressive Maßregel hätte die Erscheinung eines guten Werkes verhindert oder verzögert, so träfe die nachtheilige Wirkung derselben sicherlich vielmehr den Verfasser als das Publikum; und warum will man denn gerade um der seltenen Ausnahme willen die Regel verkennen, und voraussetzen, daß die Justiz und die Polizey, welche so viele schlechte Drucksachen zu verurtheilen haben, gerade vorzugsweise an guten Werken ihre Strenge üben werden?

Die Weisheit des Königs hat sich an die Vernunft seiner Völker gewendet, als sie die Censur wieder herstellte. Gewandte und durchtriebene Leidenschaften sind von den ihnen angewiesenen höhern Stufen des Ranges und des Talentes herabgestiegen, die Censur zu bekämpfen, und haben an die rohen und blinden plebejischen Leidenschaften appellirt. Schon zeigen sich in der Halle und in allen Kramladen Schriften gegen die Censur oder vielmehr gegen die Censoren; neben Fruchtkörben und Fischen sieht man in großen Schriftzügen die Namen der Autoren, und welche Namen! Sicherlich heißt dieß, Genugthuungen, die mir ganz unbegreiflich sind, etwas theuer erkaufen.

Dieser Broschürenkrieg hat also schon angefangen; viele sind schon erschienen, andere werden noch angekündigt. Man treibt es so weit, daß man die Namen der Aktionäre und der Assuradöre dieser edlen Unternehmung nennt; denn heut zu Tage macht sich in Frankreich alles durch Aktien, selbst der Unfug und die Revolutionen. Diese Broschüren, von denen schon 510,000 Exemplare abgezogen worden, werden in regelmäßigen Sendungen und gratis verbreitet, ohne daß die Aktionäre von dieser großen Auslage an Geld und an Witz einen andern Vortheil ziehen wollen, als den Ruhm. Es ist dieses ein Fortschritt der Industrie, für den man um ein Erfindungspatent hätte ansuchen können; und inmitten einer solchen erstaunlichen Fluth von Libellen beklagt man sich über die Fesseln, die der Preßfreyheit angelegt seyn sollen!

Herr Hyde de Neuville hat nicht ermangelt, auch sein Kontingent zu der Koalition zu stellen, hat auch das Beyspiel der übrigen Theilnehmer an der Broschürenfabrik getreulich befolgt; er hat es unter seiner Würde geachtet, sein Urtheil über die Censur mit Gründen zu unterstützen, und hat es viel leichter, und ohne Zweifel auch für viel schlagender geachtet, wenn er seine Angriffe auf die Personen wendete; vorzüglich gegen den Verfasser gegenwärtiger Schrift hat er seine Anklagen gerichtet,

und ist auch hierin dem Beyspiele des Herrn von Chateaubriant gefolgt. Im natürlichen Laufe der Dinge und aus mehr als Einem Grunde hätte weder der Eine noch der Andere gerade mir diese Auszeichnung einräumen sollen; aber ohne Zweifel haben sie es für den Erfolg ihrer Sache vortheilhafter gefunden, und welche Konvenanzen müssen nicht zurückstehn, wenn es die Konvenanzen der Parteyen so erfordern.

Ich beginne mit der Broschüre des Herrn Hyde de Neuville, weil sie spezieller an mich gerichtet ist. Der Hauptvorwurf, den er mir macht, ist, daß ich meine Meinung von der präventiven Censur geändert habe. Ob es geschehn ist, darüber soll er sogleich berichtet werden; bevor ich ihn aber seines Irrthums überführe, habe ich ein Wort über seine Parteylichkeit vorzubringen. Er endigt seine Broschüre mit den Worten: »Aber ich vergesse, daß ich es mit ministeriellen Inkonsequenzen zu thun habe;« er vergißt, daß er es mit den Inkonsequenzen seiner Alliirten zu thun hat, und, um sein Gedächtniß auf die rechte Bahn zu bringen, rathe ich ihm, im Conservateur und in den übrigen Schriften des Herrn von Chateaubriant die Stellen nachzuschlagen, die in den neuern Nummern der allgemeinen Zeitung von Lyon citirt werden, und deren einige die gegenwärtige Schrift ihm unter die Augen halten wird.

Uebrigens bin ich weit davon entfernt, die Beziehung auf solche gelegentliche Inkonsequenzen meiner Gegner unter meine Vertheidigungsmittel aufzunehmen; ich bin nicht neu genug, um Männern, die unter einer so beweglichen und stürmischen Regierungsform, als die repräsentative, an dem öffentlichen Geschäfte Antheil zu nehmen genöthigt sind, jede Abweichung von ihren früheren Meinungen zum Vorwurf zu machen: kann man dem Schiffer, der sich in ein wild bewegtes Meer versetzt sieht, einen Vorwurf daraus machen, daß er nicht immer aufrecht die gerade Richtung verfolgt? — In England ist man nach gerade über diese kindische Wendung der Diskussion hinweg, und die erbittertsten Tadler des Herrn Canning haben ihm kein Verbrechen daraus gemacht, ein enthusiastischer Parteygänger des berühmten Burke gewesen zu seyn, obgleich die Meinungen dieses tiefsinnigen Publicisten und die letzten Reden und Maßregeln des Herrn Canning wie Tag und Nacht von einander abweichen.

Hiernach verläugne ich keine der Stellen meiner Schriften über die Preßfreyheit, auf welche die Herren von Chateaubriant und Hyde de Neuville (die einzigen, deren Broschüren ich durchlaufen habe, und hier ein für alle Mal beantworten werde) eine so ungebührliche Wichtigkeit legen; nehme auch keinen der Lobsprüche zurück, mit welchem ich diejenigen

Journale, welche im Geist der Treue gegen die Religion, die Monarchie und die Person des Königs geschrieben waren, überhäuft; schwerlich aber dürften die Herren von Chateaubriant und Hyde de Neuville durch diese meine Erklärungen in der Vertheidigung ihrer Sache irgend einen bedeutenden Vortheil über mich gewonnen haben.

Ich gestehe, daß ich von meinem Erstaunen noch nicht zurückkommen kann, wie diese Herren den entschiedensten Parteygänger und öffentlichsten Vertheidiger der Censur als einen Feind derselben haben darstellen können. Sechs Mal habe ich über die Freyheit der Presse theils geschrieben, theils gesprochen: im Jahre 1814 habe ich die Censur der nicht periodischen Schriften verlangt, ohne auch nur der Journale besonders zu erwähnen. Am 28. Januar 1817 habe ich von der Tribune herab über die Freyheit der Presse gesprochen, und die Censur für die nicht periodischen Schriften, für die Journale aber die Repression unter eigenen gerichtlichen Formen verlangt; eben so den 19. Dezember 1817 die Censur, und am 17. August 1819 wieder die Censur für die nicht periodischen Schriften, ohne die Journale zu erwähnen. Im Jahre 1821 habe ich, nachdem ich mich von der Unzulänglichkeit aller repressiven Gesetze überzeugt hatte, diese in einer, unter die Mitglieder der Kammern vertheilten Schrift, für absolut unmöglich und gänzlich unausführbar erklärt, und die Censur sowohl für die periodischen als für die nicht periodischen Schriften verlangt. Endlich im vorigen Jahre 1826 habe ich noch insbesondere meinen Antrag auf die Censur der Journale erneuert, nachdem ich zu allen Zeiten die Censur für die nicht periodischen Schriften verlangt hatte, wobey ich zu bemerken bitte, daß seit dem 28. Januar 1817, dem Tage meiner ersten öffentlichen Aeußerung über die Freyheit der Presse, ich nicht etwa die gerichtliche Repression in gewöhnlicher Form gegen die Journale aufgerufen, sondern verlangt habe, daß die Uebertretungen, deren diese sich schuldig machen könnten, vor einen Spezialgerichtshof gestellt werden sollten; zu diesem Ende proponirte ich später, am 19. Dezember 1817, eine Spezial-Jury. In einem besonderen Anhange werde ich alle diese Behauptungen umständlich belegen *).

Ich gestehe, daß ich aus schriftstellerischer Vorliebe für die ernsthafte Literatur, oder vielleicht eingedenk des großen Uebels, welches große und umfassende Werke während des letzten Jahrhunderts der Gesellschaft zugefügt hatten, anfänglich allzu aus-

*) Anm. d. Uebers. Der Raum hat nicht erlaubt, diese sehr interessanten, aber bereits früher bekannten Aktenstücke in die gegenwärtige Uebersetzung aufzunehmen.

schließlich ihren Einfluß im Auge hatte, und den der Journale geringer achtete; und daß ich es nicht für möglich hielt, daß diese fliegenden Blätter, flüchtig zusammengeschrieben, oberflächlich gelesen und dann vergessen, sich, in einem so aufgeklärten Volke, wie das unsrige, zu einem so beträchtlichen geistigen Einfluß, als sie erlangt haben, emporheben würden. Es war ein Irrthum, ich gebe es zu; ich sah nur auf den Nutzen, den sie vielleicht haben könnten, ohne den Schaden gehörig in Anschlag zu bringen, den sie anrichteten. Vielleicht haben sich meine Gegner niemals geirrt, und das ist sicherlich ein großes Glück; aber diese Herren mißbrauchen augenscheinlich das Privilegium ihrer Untrüglichkeit, wenn sie einen Schriftsteller, der zu allen Zeiten eine Censur gegen die Bücher verlangte, so wie sie im alten Regime existirte, und offenbar auch für die Journale, wenn es deren im heutigen Sinne gegeben hätte, existirt haben würde, wegen seiner Feindschaft gegen die Censur anklagen, die er heut für unentbehrlich hält. Ließe sich in dem Zeitalter der Faktionen an redliche Billigkeit appelliren, so würde der Spruch erfolgen, daß wer unter allen Umständen die Censur der nicht periodischen Schriften verlangt hat, sie auch für die periodischen verlangt haben wird, wenn die Erfahrung das Unzureichende der repressiven Gesetze und Verurtheilungen, so wie die beständig wachsende Verwegenheit der Journale, und die Nothwendigkeit ihrer Censur bewiesen haben sollte. Von einem Irrthume zurückkommen, nachdem ihn die Erfahrung widerlegt hat, würde nicht für Unbeständigkeit, sondern für Weisheit, ja für Pflicht gelten müssen.

Ich gehe aber noch weiter! Gesetzt ich wäre bis zum Jahre 1820 unseligen Andenkens der entschiedenste Gegner aller Art von Censur gewesen, so hätte es nur der schrecklichen Worte des Herrn von Chateaubriant bedurft, um mich auf andere Gedanken zu bringen. »Ja,« sagte er damals, »es sind eure »verruchten Doktrinen, die dieses Kind des Exils, diesen heldenmüthigen Franzosen, diesen jungen und unglücklichen Berry »ermordet haben.« — Ich würde mich für den Urheber und Mitschuldigen eines neuen Frevels gehalten haben, wenn ich nicht die Herstellung der Censur, als des einzigen Mittels, die Gesellschaft vor der Rückkehr dieser verruchten Doktrinen zu bewahren, aus allen meinen Kräften unterstützt hätte.

Uebrigens stand nun die Thatsache dieses bösartigen Einflusses der Journale und der Unzulänglichkeit der gerichtlichen Repression unwiderleglich da, und die Licenz der Journale nahm in dem Maße zu, als die vermeintlich repriminirenden Gesetze und die darauf bezüglichen Anklagen und Verurtheilungen sich

vervielfältigten. Nach einer solchen Erfahrung fehlte nichts, als der Ausspruch des Königs über die Censur, und dieser drückte meiner Ueberzeugung das Siegel auf.

Ich gehöre nicht zu der Klasse derer, die, indem sie das Feuer der Opposition aufschüren, Loblieder zu Ehren des Königs singen. Ich lobe ihn nicht; ich gehorche ihm, wie schwer oder wie leicht es mir auch werde; ich gestehe der Pflicht zu, was ich dem Interesse des Ehrgeizes oder jeder andern Leidenschaft verweigern würde. Ich denke, wie die Gesetze, die man »geschriebene Vernunft« genannt hat, gedacht haben, nämlich daß es dem Gesetzgeber zukommt, die Gesetze, die er gegeben hat, auszulegen: Ejus est interpretari, cujus est condere. Die Charte besagt es: sie überläßt dem Könige das Recht, Ordonnanzen zu geben, je nachdem es die Umstände erheischen, und ich habe nicht den Stolz, mehr davon wissen zu wollen, als er, dem das Interesse seiner Macht und die Bedürfnisse der Gesellschaft am nächsten liegen.

Hätte ich in meinem öffentlichen Betragen und meinen religiösen und politischen Grundsätzen gewankt, hätte ich mich bald in diesem, bald in jenem Lager umhergetrieben, heut Royalist, morgen Partengänger der Souveränität des Volks; hätte ich Doktrinen, zu denen ich mich laut und lange bekannte, entweder mit feigem Stillschweigen oder mit offenem Abfalle verrathen; hätte ich mich von der Bitterkeit persönlichen Unrechts oder Unglücks, die mir widerfahren, bewegen lassen, mich von Personen zu trennen, deren Charakter ich früherhin hochgeachtet, deren Gesinnungen ich getheilt, um mich mit andern zu verbinden, deren Grundsätze ich Jahre lang bekämpft — dann, wahrlich, hätten Herr Hyde de Neuville und seine Freunde Grund gehabt, mich des Wankelmuthes anzuklagen. Aber so lange es sich nur um Administrations-Fragen handelt, bin ich von meinen ersten Ideen nicht eingenommen genug, um sie hartnäckig festzuhalten, zumal wenn die Erfahrung, gegen die sich nur das Ohr der Thorheit verschließt, oder die bessere Ueberlegung mich an ihre Gefahr oder ihre Unzulänglichkeit erinnern. Nach dieser Gemüthsart habe ich denn die gerichtliche Repression der Journale mit guten Gründen vertheidigt; späterhin haben die Begebenheiten mir noch viel bessere für die Censur an die Hand gegeben; und nun halte ich mich deßhalb für um nichts weniger konsequent, als ich mir erscheinen würde, wenn ich eine Zeit hindurch den Vorzug der direkten Abgaben vertheidigt, und nunmehr mich überzeugt hätte, daß die indirekten den Vorzug verdienen. Konstitutionell und nothwendig ist in der ganzen Frage über die Preßfreyheit nichts, als daß diese Freyheit vor ihrer Todfeindin, der

Preß-Licenz, in Sicherheit gebracht werde. Durch welche Art von Repression dieses bewirkt werden möge, durch eine vorgängige oder nachfolgende, ist an sich gleichgültig; die Hauptsache ist, daß der Mißbrauch wirklich reprimirt wird; konstitutionell und nothwendig ist nur das, daß nützliche Gedanken publizirt werden können. Seine Gedanken aber kann man eben so gut und besser in einer nicht periodischen Schrift, als in einem Journale mittheilen; das Format thut nichts zur Sache, und so betrachtet, ist die ganze Frage von den Journalen für die Einen nichts als ein Parteyhandel, für die Andern nichts als ein Geldgeschäft.

Herr Hyde de Neuville wirft mir vor, was ich über die Charte, mit Beziehung auf die Preßfreyheit im Allgemeinen, gesagt habe: »Ich verlange sie mit allen ihren Prinzipien, ich »acceptire sie mit allen ihren Konsequenzen.« Was will er daraus folgern? Er hält sich an den todten Buchstaben der Charte, und versteht auch diesen sogar noch falsch: ich halte mich an ihren Buchstaben und ihren Geist zugleich. Er glaubt, daß die Charte die gerichtliche Repression der Mißbräuche der periodischen Presse zu einer so absoluten und ausschließlichen Nothwendigkeit gemacht habe, daß, wenn sich dieses Mittel als unzulänglich beweist, der Staat eher zu Grunde gehn, als ein anderes Mittel anwenden müßte. Hierin verkennt er den Geist der Charte, und ich wage zu sagen, selbst den gesunden Menschenverstand in ihr. Er glaubt, daß das Wort réprimer, welches sich im achten Artikel vorfindet, nur von einer nachfolgenden gerichtlichen Repression verstanden werden kann, und hierin täuscht er sich, selbst über den buchstäblichen Sinn; denn man braucht nur französisch zu verstehn, um zu wissen, daß das Wort se conformer (sich den Gesetzen, welche reprimiren, zu konformiren) nur auf eine vorangängige Repression bezogen werden kann, denn den Gesetzen, welche strafen, unterwirft man sich (on les subit); konformiren aber kann man sich nur solchen Anordnungen, die vorbeugen und zuvorkommen.

Aber ich gehe noch weiter: ich glaube nicht einmal, daß die Charte auf diese flüchtigen Blätter, die derselbe Tag entstehen und vergehen sieht, genug Gewicht gelegt hat, um sich ihre freye Cirkulation so sehr zu Herzen zu nehmen. Als die Charte »das Recht, die Meinungen zu publiziren,« konstituirte, hat sie unter dem Worte Meinungen nur die Doktrinen verstehen können, und die Journale, selbst die besten darunter (denn ich glaube gerecht gegen alle zu seyn), haben so wenig mit der doktrinellen Literatur, als die Almanache mit der Geschichtschreibung gemein.

Ich habe die Aeußerung eines Deputirten: »Die Journale »drücken die öffentliche Meinung aus, aber machen sie nicht,«

lobend citirt, und Herr Hyde de Neuville findet daran eine Verurtheilung der Censur; aber er möge sich erinnern, daß es eine wahrhaftige öffentliche Meinung gab, als noch die Royalisten vereinigt waren, eine einzige Meinung — welche die Journale ausdrücken konnten, welche sie aber sicherlich nicht gemacht hatten. Heut, nachdem die Royalisten getrennt sind, gibt es eine andere Meinung, die weit davon entfernt ist, die öffentliche zu seyn: diese ist es, welche die Journale gemacht und verbreitet haben.

Herr Hyde de Neuville spricht von der Opposition, von der Meinigen, wie von der heutigen Seinigen.

Gewiß, ich habe mich opponirt — gegen die Auflösung der Kammer von 1815, gegen die Ehescheidungen, gegen den Verkauf der geistlichen Güter, gegen die ungebührliche Ausdehnung des Kredits als eines förmlichen staatswirthschaftlichen Systems, gegen die allzu populären Wahlen u. s. f.

Dagegen war der große Zorn des Herrn Hyde de Neuville und seiner Freunde gegen die Dreyprozentigen gerichtet, eine an sich selbst nützliche, vielleicht etwas voreilige Maßregel, würdiger Gegenstand einer adeligen Opposition, da es sich nicht etwa dabey um das öffentliche Interesse, sondern um das Wucherinteresse von einem bis zweyen Prozenten handelt; dieser Gegenstand war lange Zeit hindurch die einzige politische und fast die herrschende literarische Diskussion von Frankreich: ein durchaus parisischer Gegenstand, von welchem man zwanzig Meilen von der Hauptstadt kaum einen Begriff hatte, und wobey doch alles Widersprechen und Prophezeyen nicht hat verhindern können, daß sich die Dreyprozentigen mehr und mehr dem Pari genähert, und die Fünfprozentigen seit geraumer Zeit das ihrige überschritten haben.

Ein anderer Gegenstand seiner edlen Opposition war der Ministerialismus der Minister, ein Vorwurf, den alle Arten von Minister und ihre Freunde ruhig an sich kommen lassen können, und der wahrlich fast unbegreiflich ist in einer Verfassung, wo selbst die Unterschrift des Königs keinen Werth hat, wenn sie nicht von seinen Ministern endossirt ist, und wo selbst diesen verboten ist, seinen Namen in den parlementarischen Verhandlungen zu nennen.

Gibt es noch andere politische Maßregeln, die den Zorn der Opposition aufgeregt haben, so behaupte ich dreist, daß, selbst wenn man sie für unklug oder verderblich hätte halten können, sie gewiß dem Staate viel weniger verderblich gewesen wären, als die Trennung der Royalisten selbst, diese größte aller Gefahren in einer Verfassung wie die unsrige, oder

vielmehr die einzige wirklich furchtbare Gefahr. Auch ist es gerade die Gefahr dieser Trennung, der die Charte dadurch hat zuvorkommen wollen, daß sie die Anklage der Minister nur in den beyden Fällen des wirklichen Verraths und der Konkussion gestattet hat. Der Gesetzgeber hat weislich erwogen, daß wenn es allen eifersüchtigen und gehässigen Leidenschaften gestattet wäre, sie für jeden in der verwickelten, schwierigen, unendlich mannigfaltigen Geschäftsführung eines großen Staats, unvermeidlichen Fehler oder Irrthum verantwortlich zu machen, wenn die Minister bey jedem kleinsten Zuge ihrer, noch überdieß von der allgemeinen europäischen Politik beständig abhängigen besondern Politik dem Angriffe der Kammern ausgesetzt blieben — es für die Regierenden keinen Augenblick der Ruhe, für die Regierten keine Sicherheit, sondern nur einen beständigen Wechsel von Sachen und Personen, und ungeachtet dieses Wechsels nichts anders, als Fehler über Fehler, und Irrthümer über Irrthümer geben würde.

Deßhalb sage ich aus tiefster Ueberzeugung, daß Frankreich, welches die größten Verbrechen, Staatsfehler und Unglücksfälle überlebt hat, nicht lange die Trennung der Royalisten überleben wird. Das ist das Schlimmste: ein Heer, das sich dem Feinde gegenüber auflöst, und selbst theilweise zu ihm übergeht. Und haben wir nicht Royalisten gesehn, die in den Wahlen den Feinden des Königs vor den Royalisten aus der Ministerialpartey den Vorzug gaben; ein Verfahren, das sich durch nichts rechtfertigen läßt, und alle Folgen der wirklichen Verrätherey herbeyführen kann? Niemals kann das Unrecht des Ministeriums gegen Einzelne eine Opposition gegen die politischen Maßregeln der Regierung entschuldigen, wenn diese die Sanktion der Kammern und selbst des Königs empfangen haben; und immer wird es unerlaubt bleiben, eine Privatrache zu einer politischen Opposition auszubilden. Das Gesetz verordnet, daß in allen Civil- und Kriminalsachen der Richter bey Seite trete, wenn er überführt werden kann, oder auch nur der gegründete Verdacht auf ihm haftet, daß er Haß oder Rachegefühl gegen eine der Parteyen im Herzen nähre; die Mitglieder der beyden Kammern aber sind auch die Richter der Minister, und in Frankreich gibt es überdieß noch Rücksichten des Anstandes, welche mächtiger sind, als die positiven Gesetze.

Leider will man den Grund der Uebel, die ganz Europa bedrücken, nur immer in den Personen und ihren besondern Irrthümern finden; vor allen Dingen aber sollte man ihn in den Sachen und ihrem unwiderstehlichen Einflusse suchen: dann

würde man über die Menschen gerechter, milder und nachsichtiger urtheilen.

Ich weiß, daß in den Augen leidenschaftlicher Menschen, welche die Unabhängigkeit nur in Gestalt der Rebellion, den festen Charakter nur im Zorn, die Seelengröße nur in der Rache zu erkennen vermögen, alle Gerechtigkeit und Billigkeit gegen die Minister nur für servile Gesinnung gilt, und dabey überall ehrgeizige oder eigennützige Absichten vermuthet werden, ja daß man Wohlthaten voraussetzt, um jede Aeußerung der Billigkeit und der Gerechtigkeit gegen die Minister wenigstens einer eigennützigen Dankbarkeit zuschreiben zu können *). Auf diese Art von Unbilligkeiten darf man sich zuversichtlich gefaßt machen, auch wenn man frey von Ehrgeiz ist, und niemals etwas begehrt hat, und seine ganze Entschädigung in dem Bewußtseyn findet, eine Pflicht erfüllt zu haben.

Der Herr Vicomte von Chateaubriant hat mir die Ehre erwiesen, mich bey Gelegenheit der Censur in einer Rede zu citiren, die er vor der Pairskammer gehalten hat; ferner citirt er mich gleichfalls in der von ihm herausgegebenen Broschüre; wäre er etwas weniger bescheiden, oder wäre sein Gedächtniß ihm nur etwas treu gewesen, so würde er sich selbst haben citiren können.

Meine von ihm citirten Worte werde ich erklären, und zugleich das Stillschweigen brechen, welches er über die seinigen beobachtet.

Ich kann mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich für alle nicht periodischen Schriften und Bücher von jeher die Censur begehrt habe; aber für die Journale habe ich sie nicht begehrt. — Wann? in den ersten Tagen der Restauration, d. h. des Ausgangs aus einer Revolution, während welcher die besten und akkreditirtesten Journale nach allen Kräften und nicht ohne Muth die verschiedenen Usurpationen, welche auf einander gefolgt waren, bekämpft hatten; ich habe die Censur für sie nicht begehrt, damals, wo die Spur der Ketten der Buonapartischen Censur, die sie zu tragen gehabt hatten, noch kaum vernarbt war. Uebrigens hatten wir, als ich die von Herrn v. Chateaubriant citirten Zeilen schrieb, noch nicht die Ernennung eines Königsmörders zum Mitgliede der Deputirtenkammer, auch nicht den Mord des unglücklichen Herzogs von Berry erlebt; auch

*) Anm. d. Verf. So haben einige Broschürenschreiber vorausgesetzt, die Mitglieder des Censurkollegiums wären besoldet, obwohl sie das Gegentheil wissen. Andere schreiben es nach, ohne daran zu glauben.

ahneten wir noch nicht den schmählichen Abfall so vieler der Unsrigen; die königlich gesinnten Schriftsteller waren unter Einer Fahne vereinigt, und bekämpften mit Erfolg die Journale einer Opposition, die von Verschwörungen zu Gunsten des Mannes von St. Helena träumte, und sich an Illusionen aller Art ergötzte.

Unter diesen Umständen durfte ich an die Wirksamkeit und Zulänglichkeit der repressiven Gesetze glauben, und, weit davon entfernt, irgend etwas zu verläugnen, was ich damals als bloßer Schriftsteller selbst für Journale geschrieben habe, bin ich vielmehr als aufrichtigster Freund der Freyheit der Presse, aber als noch größerer Freund der Ehre der Presse, bereit, es in Beziehung auf diejenigen Schriften, welche die Ehrfurcht vor dem, was Ehrfurcht verdient, nicht aus den Augen setzen, von Neuem zu unterschreiben.

Zu derselben Zeit schrieb der edle Pair, gegen den ich mich jetzt vertheidige, vorsichtiger als ich, oder mißtrauischer in die Weisheit der Journalisten, in seiner »Monarchie im Geiste der Charte« die folgenden Worte nieder: »Die Freyheit der Presse »kann nicht seyn, ohne ein fürchterliches Gesetz über ihr, immanis lex, das dem Frevel durch Verderben, der Verleumdung »durch Infamie, und den aufrührerischen Schriften durch Ge»fängniß, Verbannung, ja selbst mitunter durch den Tod vor»beugt.« — Einer Schrift durch den Tod vorbeugen!!! Es schiene mir doch menschlicher und um nichts weniger wirksamer, ihr durch die Censur vorzubeugen.

Später, wenige Tage nach dem Morde des unglücklichen Herzogs von Berry, rief derselbe Autor aus: »Eine Pest geht »durch Europa, sie kommt von den antisocialen Doktrinen... »Wenn man euch über dem blutigen Rumpfe Ludwigs XVI. »und über dem Leichnam des Herzogs von Berry von Tugend »und Grundsätzen reden hört, so bebt man vor Abscheu zurück, »und Konstantinopel scheint nicht genug Despotismus zu »haben, um sich vor eurer Freyheit dorthin retten und dort sicher »glauben zu können. Ja! Eure verruchten Doktrinen sind es, »die dieses Kind des Exils, diesen heldenmüthigen Franzosen, »diesen jungen, unglücklichen Berry, ermordet haben... Un»selige! die ihr es wagt, den Royalisten die über euch augen»blicklich verhängte Censur zum Vorwurfe zu machen; seyd ihr »es nicht, die ihr die Sache der Freyheit zu allen Zeiten verun»staltet habt? Seyd ihr es nicht, die ihr durch eure Ausschwei»fungen alle Rechtschaffenen gezwungen habt, bey der Macht »ihre Zuflucht zu suchen?« — Diese Stellen sind aus dem Conservateur entnommen. Man könnte zwanzig andere aus dersel-

den Feder und von derselben Stärke citiren; ein Geschäft, was die allgemeine Zeitung von Lyon übernommen hat.

Man sieht, die Rollen sind verwechselt. Jetzt, wo die Licenz der Presse alle Schranken überschritten hat, wo sie in ihren Freveln weiter gegangen ist, als in den schrecklichen Tagen, von denen Herr von Chateaubriant redet, verlange ich die Censur, und weiß nicht, was der edle Pair eigentlich verlangt, der sich mit solcher Heftigkeit dem vom Throne ausgegangenen repressiven Gesetze widersetzt hat.

Das glückliche Talent des berühmten Pairs überhebt ihn aller tieferen Diskussion, und die Blitze seiner glänzenden Einbildungskraft genügen seinen zahlreichen Bewunderern; meine Leser sind etwas kälterer Fassung, und verlangen etwas mehr. Unvermögend, sie zu blenden, bleibt mir keine andere Aufgabe, als sie zu überzeugen, und die Frage von der Freyheit der Presse auf ihre einfachste und bestimmteste Grundformel zurückzuführen. Es gibt nur dreyerley Auskünfte für die Behandlung der periodischen Schriften:

1) Völlige, unbegränzte, absolute Freyheit ohne alle Kontrolle oder Repression irgend einer Art, sie möge der Erscheinung der Schrift vorangehn oder nachfolgen.
2) Gerichtliche Repression nach der Erscheinung, oder
3) Vorgängige Censur der Schrift.

Die absolute Freyheit, die Licenz ohne alle Schranken, wenigstens in der Theorie, will niemand mehr; sollten auch einige sie wünschen, so würden sie es nicht einzugestehen wagen. Es bleibt also nur übrig die Wahl zwischen gerichtlicher Repression und der Prävention durch die Censur. Ich aber trage kein Bedenken, zu behaupten, daß die gerichtliche Repression der Mißbräuche der Presse unnütz, gefährlich, ja unmöglich ist. Die unzähligen repressiven Gesetze gegen die Preß-Licenz, welche seit der Restauration erschienen sind, haben es erwiesen, und das letzte in der Deputirtenkammer angenommene Gesetz, welches die Regierung aus der Pairskammer zurückzog, würde, wenn es zu Stande gekommen wäre, den Beweis vollendet haben. Auch hat seit 1815 die Licenz in demselben Verhältnisse zugenommen, als sich die Zahl der repressiven Gesetze und selbst der Verurtheilungen vermehrte.

Der Irrthum unserer Gesetze über diese Materie liegt darin, daß sie das Preßvergehn da suchen, wo es nicht ist, nämlich in dem Verkauf der Schrift bey offenem Laden, anstatt es in dem Druck der Schrift zu finden *). Jede gedruckte Schrift ist

*) Anm. d. Verf. Sieht etwa das Gesetz die Falschmünzerey

eine erschienene Schrift: gibt es irgend ein durch den Namen seines Verfassers, das Interesse des Inhalts oder das Verdienst der Komposition einigermaßen bedeutendes Werk, welches nicht, einmal gedruckt, früher oder später dem Publikum bekannt geworden wäre?

Also, sobald die Schrift gedruckt ist, ist das Uebel geschehn, und die nachherige Verurtheilung des Autors durch die Tribunale bewirkt nichts, als einen Reiz der Neugier beym Publikum und ein mehrerers Bekanntwerden derselben Schrift, die gänzlich unbekannt hätte bleiben sollen.

Das gerichtliche Verfahren bringt eine Verhandlung mit sich, die immer noch viel ärgerlicher ist, als die angeklagte Schrift selbst; dem Vertheidiger liegt es ob, vor einer zahlreichen Versammlung gerade die verderblichsten und gottlosesten Stellen dieser Schrift vorzulesen, aus einander zu setzen und zu rechtfertigen; und durch den Bericht von diesen Verhandlungen, der in allen öffentlichen Blättern erscheint, wird die Zahl der schlechten Schriften noch um Eine vermehrt: Beyspiele dieser Art sind in frischem Andenken.

In einem Lande, wo die Schriftstellerey nicht von jedermann getrieben würde, und nur in den Händen der Wenigen geblieben wäre, welche ihr Leben dem Studium der Wissenschaften widmen, würden die Tribunale hinreichen, um über bedenkliche Schriften zu richten; aber in Frankreich wäre es heut zu Tage den Tribunälen der Hauptstadt physisch unmöglich, die Masse nur der erscheinenden Schriften und Bücher, geschweige der täglichen Journalblätter mit der Genauigkeit zu durchlesen, die ein gerichtliches Verfahren erfordert, und bey der nothwendigen Langsamkeit der Formen einer gerichtlichen Repression würde ein ganzes Jahr kaum hinreichen, die literarische Ausbeute eines Monats abzufertigen.

Unsere sehr bestimmten Gesetze bestrafen nur das Vergehen, welches sich aus dem buchstäblichen Ausdruck ergibt; und welche Auswege bietet nicht gerade unsere so schlaue und so geschmeidige Sprache dem feinen und in allen Formen des Spottes geübten französischen Verstande dar, um strafbare Gedanken in unschuldige Worte zu kleiden, um das Gesagte zu verschleyern, und um errathen zu lassen, was man nicht sagt! Die Bestimmung des Grades der Strafbarkeit einer Schrift ist eine durchaus philoso-

allein in der Cirkulation der falschen Geldstücke, oder nicht vielmehr in deren heimlicher Fabrikation? und ist ein schlechtes Buch nicht gleichsam eine falsche Münze in der Cirkulation der Ideen?

phische Operation, wobey jedem Richter, nach dem Grade seiner Einsicht und seiner Fassungskraft eine abweichende Meinung gestattet seyn muß; der Eine betrachtet den Gegenstand aus diesem, der Andere aus jenem Gesichtspunkte; die verschiedenen Ansichten in Uebereinstimmung zu bringen wird unmöglich, insbesondere wenn es keine Revisions-Instanz gibt; nur die Freysprechung der angeklagten Schrift kann alle Theile zufrieden stellen.

Endlich aber (und die Erwägung dieses Umstandes ist von größter Wichtigkeit) versetzt die gerichtliche Repression der Preß-Licenz heutiges Tages, wo die Presse eine so große Rolle in der Gesellschaft spielt, die Staatsbeamten, welche von ihren Aemtern entlassen werden dürfen, in offenbare Abhängigkeit von der inamoviblen Magistratur, und ertheilt der letzteren eine politische Stellung, die ihr die Charte nicht einräumt, und von der eine gewisse Ueberlegenheit über die Regierung unzertrennlich ist. Ein Tribunal, welches in Uebereinstimmung mit der Regierung verfährt, verschmilzt sich mit der Regierung, wie jede Funktion sich mit der Macht verschmilzt, von der sie ausgeht; aber wenn es der Regierung widerstrebt, oder sie nur verläßt, und seinen eigenen Weg geht, so hört es auf, eine bloße Funktion zu bekleiden; es erhebt sich zu einer unabhängigen Macht, und alle Versuche der Regierung, es in seine Fugen zurück zu heben, und seinen Beystand wieder zu gewinnen, scheitern an seiner Inamovibilität. Nachdem einmal der Widerstand der Parlamente in Steuerangelegenheiten nothwendig geworden war (denn in Angelegenheiten der Preß-Licenz verweigerten die Parlamente niemals der königlichen Autorität ihren gerichtlichen Beystand, und die Regierung vielmehr war es, die den Parlamenten die Repression der Preßvergehen verweigerte), beschleunigte er unvermeidlich den Sturz der alten Regierung; und eine Justizverweigerung von Seiten der jetzigen Tribunäle, wozu sich die Richter, wenn nicht durch ein eitles Streben nach Popularität, oder durch Ehrgeiz und Empfindlichkeit, so doch aus Mangel politischer Vorsicht und Einsicht, sehr leicht verleiten lassen könnten, würde dieselben verderblichen Wirkungen herbeyführen.

Ohne jedoch die Besorgnisse zu weit zu treiben, darf man so viel mit Zuversicht annehmen, daß die Richter niemals ohne ein geheimes Widerstreben die repressiven Gesetze in Ausübung bringen werden; je strenger diese Gesetze seyn werden, um so weniger werden die Richter geneigt seyn, sie auf einen gegebenen Fall anzuwenden, weil sich ihr Gefühl empören wird darüber, daß die Regierung ihnen das traurige Geschäft auflegt, Verbrechen zu untersuchen, zu verurtheilen, zu bestrafen, während sie ihnen dieses ganze gehässige Verfahren hätte ersparen kön-

gebrauch, öffentliche Freyheit, d. h. doch wohl, Freyheit des Staates im Ganzen, zu nennen, was nur besondere Spekulation einiger jungen anonymen Autoren ist, welche nach Herzenslust und zu ihrem Profit die Religion, die Regierung, die Gesetze, die Verwaltung wie eine Meierey oder wie irgend einen andern Industriezweig bewirthschaften; sich zu Richtern über alle Staatsangelegenheiten, zu Censoren über alle Autoritäten u. s. f. aufwerfen, und dann stolz über den Besitz des sehr gemein gewordenen Talentes, gut zu schreiben, die Tyranney ihrer Meinungen über ein leichtgläubiges Publikum, das sich zum Sklaven ihrer Irrthümer, Leidenschaften und Vorurtheile erniedrigt hat, Freyheit zu nennen belieben: wie viele junge Leute in unseren Tagen prahlen mit ihrer unabhängigen Gesinnung, während sie selbst nichts anders als elende Knechte irgend eines jungen, großen Herrn in der literarischen Republik sind.

Wenn man aber seine Vernunft in wahrer Unabhängigkeit von jeder menschlichen Autorität behauptet, wenn man sich selbst vor dem Einflusse irgend eines oder des andern großen Talentes zu bewahren gewußt hat, so nennt man öffentliche Freyheit, d. h. Freyheit einer Nation, eines Staates, einer Gesellschaft, — ihre gänzliche Unabhängigkeit von aller auswärtigen Herrschaft; alsdann wird man aber auch an den Individuen nichts als persönliche Freyheiten anerkennen, d. h. im vorliegenden Falle die jedem Staatsbürger zustehende Befugniß, die Talente, die er von der Natur empfangen, oder durch Studium erworben hat, den Gesetzen gemäß und unter ihrem Schutze, zu seinem besonderen Vortheile geltend zu machen.

Sicherlich, in ganz Europa gibt es unter den gebildeten Klassen keinen einzigen leidenschaftslosen und vorurtheilsfreyen Mann, der nicht diese sogenannte kostbarste aller öffentlichen Freyheiten, die unbegrenzte Freyheit der Presse, für unverträglich mit aller geordneten Regierung und für die Hauptursache aller Uebel, die Europa zerrütten und noch bedrohen, anerkennete, und der es nicht lächerlich fände, daß die wichtigsten Fragen der Politik, der Verwaltung, ja selbst der Religion, jeden Morgen beym Frühstück zugleich mit den neuesten Theaterstücken, komischen Opern, Vaudevilles u. s. f. verhandelt und abgeurtheilt werden sollen, von wem? von jungen Literatoren, deren Amtsgeschäft das Vergnügen, und deren Erholung — die Auflösung der schwierigsten Probleme ist, welche dem menschlichen Geiste vorgelegt werden können.

Man stellt mir noch einmal das Beyspiel von England entgegen, und der Freyheit, die England der Presse gewährt. Ich habe nur Eine Antwort, und sie soll verständlich seyn. Die

Schriften, welche in England das Ministerium angreifen, wollen in der Regel nicht viel weiter gehen; im Durchschnitt wollen sie nicht die politische und religiöse Verfassung des Staates abändern. Die eine sowohl als die andere haben vor zu kurzer Zeit Veränderungen erlitten, als daß der wohlhabende Theil der Nation, der bey diesen Veränderungen so sehr gewonnen hat, nicht alle Neuerungen befürchten sollte, bey denen die erworbenen Vortheile in Gefahr kommen könnten. Aus Furcht der geringsten Verletzung der Konstitution Vorschub zu leisten, duldet man mit religiösem Respekt viele abgeschmackte Gesetze und barbarische Gewohnheiten, und opfert lieber die bürgerliche und religiöse Freyheit eines zahlreichen Theils seiner Mitbürger auf, und spricht derselben Gleichheit und Duldung Hohn, die man allen anderen Regierungen als eine Pflicht, und allen anderen Völkern als ein Recht anempfiehlt.

England ruht also im Schatten seiner letzten Revolution: ruht sich aus wie ein ermüdeter Reisender auf der Mitte, nicht am Ende seiner Bahn, wenn es auch selbst den Zwischenakt für das Ende des Drama, oder die letzte Katastrophe die es erlebt hat, irrig für die Schlußscene halten sollte.

In Frankreich hingegen mögen einige Individuen die Minister angreifen, um selbst ins Ministerium zu gelangen; die gewandtere und gefährlichere Partey aber geht dem Ministerium zu Leibe, nur um die Regierung und die Religion, die sie beyde nicht demokratisch genug findet, umzustürzen; daher schadet die Preßfreyheit in England nur den Individuen, bey uns aber der Gesellschaft.

Daher bin ich fest überzeugt, daß eine wahre Freyheit der Presse, oder eine wahre literarische Freyheit, nur unter der Bürgschaft einer Censur möglich ist, welche sie von aller Licenz der Gedanken läutert; so wie keine bürgerliche Freyheit möglich ist, wenn nicht die Bürgschaft der Gesetze besteht, welche die Unordnung der Handlungen verhindern; und da die aufrührerischen Gedanken den verbrecherischen Handlungen vorangehn und sie veranlassen, so erfordern es Vernunft und Analogie, der Licenz der Gedanken zuvorzukommen, und die Licenzen in den Handlungen zu bestrafen.

Die Mitglieder des Ober-Censurkollegiums haben also die beschwerlichen Funktionen übernommen, die ihnen der königliche Wille, den sie allein anerkennen, auferlegt hat. Sie haben zuvor die ganze Größe des Opfers, welches sie bringen, erwogen, und haben geglaubt, es ihrem Vaterlande und ihrem Könige schuldig zu seyn; und diese Oberaufsicht, welche die Journalisten der Opposition und ihre Freunde in so gehässigem Lichte ansehen,

weil sie dadurch in ihren persönlichen Interessen verletzt werden, betrachten sie selbst mit der Pairswürde wenigstens eben so vereinbar, als die Oberaufsicht der Stutereyen, der Liquidationen und der Manufakturen. — Der Posten, auf dem man mit dem wenigsten Vortheil für sich selbst, ja unter den meisten Unannehmlichkeiten und Gefahren, der Religion, dem Könige, den Sitten, der ganzen Gesellschaft überhaupt gegen ihren bösesten Feind, den Mißbrauch der Presse, die größten Dienste leisten kann, ist sicherlich der ehrenvollste, einem Pair von Frankreich würdigste Posten; denn die Pairie ist ein Werkzeug, ja ein Glied der königlichen Macht, und deßhalb von der Konstitution mit der Pflicht und dem Rechte bekleidet, die Gesellschaft von allen Seiten und gegen Alle zu vertheidigen.

Die Censur ist eine Institution der Gesundheitspolizey, welche die Gesellschaft vor der Pest der falschen Doktrinen schützen soll, ganz so wie die Kontumazanstalten vor der wirklichen Pest, und ich sehe nicht ein, wie die angesehensten Bürger des Staats sich nicht durch den Auftrag der Leitung solcher hochwohlthätigen Anstalten geehrt finden sollten.

Und wie hätte ich — da ich einmal gezwungen bin von mir selbst zu reden — nachdem ich so viele Jahre meines Lebens der Vertheidigung des Thrones gewidmet, und dieser erhabenen Angelegenheit alles aufgeopfert, um ihrentwillen alles verloren hatte, ihr meine Dienste im Augenblick des gefährlichsten Angriffes verweigern können, der auf sie gemacht wurde? Denn seit der Restauration hat sie mit dem Haß ihrer Feinde und der Verblendung ihrer Freunde keinen härteren Kampf zu bestehen gehabt. — Und wer sollte sich nicht gerade durch die peinlichsten und undankbarsten Funktionen des öffentlichen Dienstes um so mehr geehrt finden, wenn der Erbe des Throns, das Vorbild Frankreichs an Menschlichkeit wie an Tapferkeit, seinem hohen Range nichts zu vergeben glaubt, indem er sich an die Spitze einer Anstalt stellt, die den Zweck hat, das Schicksal der Unglücklichen zu verbessern, welche die Gesellschaft ausstößt, und die Justiz ihrer ganzen Strenge unterwirft?

Demnach wird also die oberste Censurbehörde auf ihrem schwierigen Wege muthig vorschreiten, überzeugt, daß ihr die einzige Belohnung, die sie erwarten kann, nämlich die Achtung der Guten und der Haß der Bösen, nicht versagt werden wird.

Wenn man die Freyheit der Presse nur als ein öffentliches Interesse vertheidigte, so würde man sie mit größerer Mäßigung vertheidigen und einsehen, daß sie durch die Wiederherstellung der Censur nicht gelitten hat, weil die nicht periodische Presse zu keiner Zeit die periodische in solchem Ueberflusse ersetzt hat, und

Broschüren niemals in ähnlicher Menge vertheilt worden sind, und sich mit einer ähnlichen, selbst in den Journalen unerhörten Freyheit, oder vielmehr Verwegenheit über Sachen und Personen ausgelassen haben; aber man vertheidigt die Presse wie ein persönliches Vorrecht, wie ein Gewerbe, und daher die tiefe Ungerechtigkeit, und die Leidenschaftlichkeit des persönlichen Interesses in der Vertheidigung.

Ohne Zweifel aber kann die Gesellschaft aus der Freyheit der nicht periodischen Presse, selbst der Broschüren, mancherley Vortheile ziehen, weil die Schriftsteller doch einige Zeit zur Ueberlegung haben, und einige Langsamkeit der Komposition, bey gänzlicher Freyheit den Augenblick der Erscheinung zu bestimmen, doch eine Abkühlung der Leidenschaften, einige Berichtigung der Thatsachen und ein gewisses Reifen der Ideen möglich macht; während die periodischen Schriftsteller, bey der täglichen Nothwendigkeit, zur bestimmten Stunde drucken zu lassen, und unaufhörlich die Neugier ihrer Abonnenten zu befriedigen, Stadtgerüchte für anerkannte Thatsachen, und ihre Einfälle für erwiesene Wahrheiten geben. Und wenn die Journale die Partey einer systematischen Opposition ergreifen, und einen Krieg mit dem Ministerium beginnen, der keinen Augenblick der Ruhe und des Waffenstillstandes zuläßt, so will ich die Regierung sehen, die täglich geneckt, verurtheilt, denunciirt, verleumdet, vom Vorurtheil, vom Ehrgeize, vom Leichtsinn, vom Hasse verfolgt, — die ihr so nöthige Freyheit des Geistes zu behaupten, und sich im Vertrauen der Nation zu erhalten vermögen wird.

Welche Nachtheile wird aber die Censur mit sich bringen? Sie wird alle unschicklichen Anspielungen auf verehrungswürdige Personen und Sachen, alle boshaften Vergleichungen unverstandener früherer Zeiten mit der Gegenwart, verhindern; den beständigen Ausfällen auf die Staatsreligion, ihre Anhänger und Diener ein Ende machen; treulose und lügenhafte Anzeigen und Winke, welche Unruhen erregen und die Völker gegen die Regierung und selbst gegen den König aufbringen könnten, unterdrücken: sie wird zum Beyspiel einem Journale nicht erlauben zu sagen, daß die Einführung der Censur ein Staats-Streich sey (Ehre genug für die Censur, daß man sich des Wortes coup d'Etat bedient), der alle Bande der Gesellschaft auflöse, so daß ihr hinfort weder der Magistrat mit seiner Justizverwaltung, noch der Soldat mit seinem Bayonette und seinem Muth, noch der Bürger mit seinen Steuern beyzustehen verpflichtet sey....

Etwas weniger, aber auch etwas besser wird von der Poli-

tik und von der Religion gesprochen werden; die Agenten der königlichen Macht werden mit etwas mehr Achtung behandelt werden, da sie doch nicht die ewigen Gegenstände der heftigsten und leidenschaftlichsten Kritik seyn können, ohne daß nicht einige Schmach auf die Autorität zurückfiele, welche sie anstellt und gebraucht. Aber die Censur wird keine, selbst politische Diskussion stören, wenn sie redlich gemeint ist, und mit Sachkenntniß und Mäßigung geführt wird; sie wird denen, die über Wissenschaft, Kunst, Reisen, Dampfmaschinen, Dampfschiffe, Eisenbahnen, lange und kurze Schafwollen, baumwollene Waaren, Industrie und Manufakturen, schreiben, gänzliche Freyheit gestatten. — Und besteht denn nicht etwa hierin, nach den Ansichten einer gewissen Partey, die ganze Gesellschaft? Bedarf es etwa für das Glück der Völker noch anderer Dinge, als der Industrie und der Manufakturen? und wären nicht etwa ihre Fortschritte die untrüglichen Kennzeichen der menschlichen Perfektibilität und der Fortschritte des Jahrhunderts?

Nur einem Einwurfe gegen die Censur will ich noch begegnen. Man fragt, was aus einer unter die Censur gestellten Gesellschaft werden würde, wenn ein Minister gegen die Ruhe des Staats, gegen den Bestand der regierenden Dynastie u. s. f. konspiriren sollte. Daß ein einzelner Minister konspiriren könnte, ist möglich: aber ein ganzes Ministerium? dann müßte man annehmen, daß die Kammern, die Regierung, ja der König selbst Mitschuldige einer solchen Konspiration seyn würden. Gehen wir zu dringenderen Gegenständen über; lassen wir die eingebildeten Uebel, es gibt wirkliche genug, und für eine geraume Zeit hinaus wird noch immer die konspirirende Presse furchtbarer bleiben, als der konspirirende Minister.

Bemerkungen

über die Rede, welche Herr von Chateaubriant in der Pairskammer gegen das Polizeygesetz für die Presse halten sollte, die er aber nur dem Drucke übergeben konnte, weil das Gesetz zurückgenommen wurde.

Man könnte sagen, Frankreich habe nur deßhalb alles seiner Liebe zur Freyheit und Gleichheit aufgeopfert, um unter das Joch von dreyerley Formen des Despotismus zu fallen, welche eine nach der andern ohne Unterbrechung auf uns gelastet haben: zuerst der bürgerliche Despotismus des Konvents, aber der Haß und Abscheu, den er einflößte, rächte und tröstete die Nation über seine Excesse; dann der militärische Despo-

tismus Buonapartes, aber der Glanz des Ruhms, der ihn umgab, besänftigte Frankreich über seine Strenge; endlich der literarische Despotismus der Journale: dieser aber bedrückt Frankreich wie eine schwere Steuer, ohne Hoffnung des Ersatzes und ohne Ruhm: Menschen üben ihn aus, die zu kennen man öfters nicht einmal den schwachen Trost hat, und die unter der Kompagnie-Firma eines Journals verborgen, oft als Redaktoren erscheinen in einem Alter, wo ihnen noch nicht vergönnt seyn würde, das unbedeutendste Dokument rechtsgültig zu unterschreiben, und die nichts desto weniger einen anonymen Krieg gegen Alles, gegen den Einzelnen, gegen das Publikum, gegen die Wahrheit, gegen die Moral, gegen die Politik, gegen die Religion führen, und, wenn der Despotismus eine Gewalt ohne Zügel und Schranke ist, sicherlich die ärgsten Despoten sind, weil sie eine Macht bilden, die alles censurirt, selbst aber nicht censurirt seyn will.

Niemals hat der Despotismus in einem hochmüthigeren und rücksichtsloseren Tone seinen Willen proklamirt, als es in der Schrift geschehen ist, die Herr von Chateaubriant vor einiger Zeit bekannt gemacht hat, und die er auf der Tribune der Pairskammer verlesen haben würde, wenn das Gesetz über die Polizey der Presse nicht zurückgenommen worden wäre. »Die »Feinde,« sagte er, »ich sage nicht die Gegner der Preßfreyheit, »sind zuvörderst solche Menschen, die aus ihrem frühern Leben »etwas zu verheimlichen haben, dann solche, die dem Publikum »keine Einsicht in ihre Werke oder Umtriebe gestatten wollen, die »Hypokriten, die unfähigen Verwalter, die ausgepfiffenen Auto»ren, die Kleinstädter (Provinzialen), über die man lacht, die »Einfaltspinsel, über die man spottet, die Intriganten und die »Bedientenseelen aller Art«

Die Distinktion zwischen Gegnern und Feinden der Preßfreyheit hat keinen verständlichen Sinn. Die Licenz der Presse hat Gegner oder Feinde, die Preßfreyheit kann keine haben; denn wer wäre thöricht genug, zu verlangen, daß selbst gute Werke nicht gedruckt werden sollten? Selbst diejenigen, die eine weise und vernünftige Freyheit für Licenz halten sollten, hätten ohne Zweifel unrecht, aber sie wären deßhalb noch nicht Feinde und Gegner der Preßfreyheit, denn es begegnete ihnen überhaupt nur die Freyheit zu verdammen, weil sie selbige mit der Licenz verwechselt hätten.

Die vom Verfasser gewählten, wegwerfenden Benennungen könnten viele rechtschaffene Leute auf sich beziehen, selbst geistreiche Personen, welche in keine der vom Verfasser hergezählten Kathegorien gehören, und dennoch, von einem Ende des Reichs zum

andern, Feinde jener unbegrenzten Freyheit sind, die man nicht reprimiren kann, und der man nicht vorbeugen will.

Ohne Zweifel um die Strenge seiner Urtheile etwas zu mäßigen, und um den unglücklichen Gegnern der Freyheit in dem Sinne ihrer begeisterten Freunde, einige Auswege offen zu lassen, fügt der edle Pair hinzu: »daß es, außer der Zahl derjeni»gen die er so eben bezeichnet hat, noch einige höchst ehrenvolle »Männer gäbe, die von Vorurtheilen, von Theorien, vielleicht »von Erinnerungen an einige unverdiente Beschimpfungen ge»blendet, einen Widerwillen gegen die Preßfreyheit nährten.«

Die Eigenliebe hätte vielleicht ihre Rechnung dabey gefunden, sich aus dem Haufen der Schelmen, Einfaltspinsel und Bedientenseelen still zurück zu ziehen, und in die Reihe dieser »einigen höchst ehrenwerthen Männer einzuschleichen, die sich »nur der Theorien und der Vorurtheile haben zu Schulden kom»men lassen, und schwach genug sind, ihren kleinen persönlichen »Rücksichten Gehör zu geben, wo es sich um Gegenstände des »öffentlichen Interesses handelt,« aber unglücklicher Weise muß man, um einige Zeilen später, vernehmen, daß diese ehrenwerthen Leute, »welche schreyn, daß alles verloren ist, weil die »Gesellschaft, zu der sie gehören, verschwunden ist, ohne daß sie »es gewahr geworden wären, alle Gegenstände in gänzlicher »Verkehrtheit erblickten« — — das heißt, auf gut französisch, daß diese sehr ehrenwerthen Herren, diese Leute selbst von Talent Narren — wären, denn die Narrheit besteht nicht in Abwesenheit des Verstandes, sondern in der Verkehrtheit des Urtheils und des Betragens. Uebrigens ist diese Benennung die unschuldigste unter allen, mit denen sich die Parteyen unter einander so freygebig beehren; und wie man sie ohne Zorn empfangen kann, so kann man sie auch ohne Ungerechtigkeit zurückgeben.

In dieser Manier wird die Freyheit der Meinungen mit den Waffen der Freyheit der Injurien vertheidigt, und gewissen Journalen, die in solchen Beschuldigungen einander überbieten, gelingt ein so hochfahrender, gehässiger und verachtungsvoller Ton, daß die Freyheit des Denkens und der Schrift, für deren eifrigste Freunde sie sich ausgeben, und deren wüthendste Apostel sie sind, unter ihren Händen zu einer wahren Unterdrückung wird, welche die Schriftsteller, welche ihre Mittelmäßigkeiten (médiocrités, das ist das Modewort) Preis zu geben fürchten, von Seite der stolzen und intoleranten, durch den rund um sie her angezündeten Weihrauch berauschten, Superioritäten, zu erleben haben; denn man darf nicht übersehen, daß, wenn alle Verächtlichkeiten des Geistes, des Herzens, des Betragens, alle Narren, alle Einfältigen, alle Schelme, alle Bedientenseelen, wie

wir gesehen haben, in den Reihen der Gegner der Preßfreyheit stehen, sich nothwendig alle Vollkommenheiten an Tugend, Talent, Betragen, in den entgegengesetzten Reihen befinden müssen. Daher begnügt man sich nicht etwa zu sagen: »Niemand »soll Verstand haben, als wir und unsere Freunde,« sondern man sagt: »Niemand soll Tugend u. s. f.« Das ist die ganz erhabene Art des Stolzes.

Der edle Pair hat also die Sache, welche vor die Pairskammer gehört, vor das Forum des Publikums gebracht, und aus der Rede, die er vorbereitet hatte, eine in vier Punkte eingetheilte Advokatenschrift gemacht. Ich werde in den Bemerkungen, welche ich mir über diese Schrift erlaube, dieselbe Ordnung befolgen:

1. Das Gesetz ist nicht nothwendig, weil wir repressive Gesetze gegen die Mißbräuche der Presse in überflüssiger Anzahl besitzen. Die Magistraten haben ihre Schuldigkeit gethan.

Der edle Pair zählt die seit dem Jahre 1789 zu verschiedenen Zeiten gegen Preßvergehen gegebenen Repressivgesetze vollständig her; eben so die von den Magistraten emanirten Urtheile über die einzelnen Uebertreter. Die Magistraten, sagt er, haben ihre Schuldigkeit gethan; ist dem so, so haben sie ihr wahres Interesse bedacht, denn die Magistratur erlangt nur durch die Strenge ihrer Urtheilssprüche wahre Popularität; und hierin mehr, als irgendwo sonst, zeigt sich die Unzulänglichkeit der repressiven Gesetze, gäbe es auch zehn Mal mehr solcher Gesetze, und zehn Mal mehr solcher Urtheile. Die Urtheile in Sachen der Presse wirken ihrem Zweck geradezu entgegen, weil der Schaden einer gefährlichen Schrift gerade in ihrer Publicität liegt, und die Verurtheilung in offener Sitzung diese Publicität vermehrt. Der Gesellschaft liegt nichts daran, daß man den Autor kenne, wohl aber daran, daß die Schrift unbekannt bleibe, und durch die Verurtheilung werden beyde bekannt, der Autor und die Schrift. Die präventiven Gesetze sind also bey dieser Art der Verbrechen die einzig anwendbaren, und die repressiven Gesetze bewirken nichts als einen Anschein von Repression.

Die Kriminalgesetze sind eigentlich nur dazu da, um zu bestrafen, was die vorbeugenden und Polizeygesetze nicht haben verhindern können, und die Regierungen machen sich des Verraths an der Menschheit schuldig, wenn sie, wo es in ihrer Macht stand, dem Bösen zuvorzukommen, sich damit begnügen, den Schuldigen zu bestrafen, und gleichsam die Freyheit, die sie uns lassen, zu einer Lockspeise für die Unschuldigen machen, um sie in den Abgrund zu führen.

Man beklagt sich darüber, daß die Tribunale nicht reprimiren, und man will nicht einsehen, daß sie nur mit Widerwillen daran gehen können, Verbrechen oder Uebertretungen zu bestrafen, die man vor der Geburt und bevor sie vor den Richter gekommen wären, hätte ersticken können; sie beklagen es, daß man ihnen die Pflicht auflegt, Fehler zu strafen, wo die Autorität ihnen sowohl die Untersuchung als den Spruch hätte ersparen können. Die immanis lex, welche der edle Pair proponirt, und selbst der Tod, um in gewissen Fällen die Preßfreyheit zu reprimiren, sind eine reine Illusion. Je strenger das Gesetz seyn wird, um so stärker und gerechter wird der Widerwillen der Richter seyn, es anzuwenden. »Warum gebt ihr so schauderhafte »Gesetze, können sie den Gesetzgeber fragen? warum verlangt ihr »von uns Todesurtheile gegen die Autoren, und den völligen »Ruin des Buchdruckers, wenn es nur des Urtheils eines Cen»sors bedurft hätte, um Person, Vermögen und Ehre sowohl »des Schriftstellers, als seines Druckers zu schonen, und den»noch die Interessen der Gesellschaft wahrzunehmen, indem alles »Tadelhafte der Schrift, über die wir ein so hartes Verdam»mungsurtheil aussprechen sollen, still hinweggenommen wurde.«

Aus welcher Gesetzgebung, in den Sitten welches Volkes, in dem Systeme welches Moralisten hat man den Grundsatz gefunden, daß es nützlicher, sittlicher, menschlicher sey, den Schuldigen zu strafen, als dem Verbrechen zuvorzukommen; und daß der Anblick eines gebrandmarkten Menschen für die Gesellschaft erbaulicher wäre, als das Bewußtseyn Aller, daß dem Verbrechen väterlich vorgebeugt sey; ja daß man den Respekt vor den Phrasen eines Schriftstellers so weit treiben dürfe, lieber dessen Ehre, seine Freyheit, sein Vermögen, selbst sein Leben aufs Spiel zu setzen, als einige Schriftzüge, welche die öffentliche Ruhe in die größte Gefahr setzen können, zu unterdrücken? Und überdieß noch: was sind die Geldstrafen in einem Jahrhundert, das nur nach Millionen rechnet, wo selbst die Verbrechen der Presse zu Macht-, folglich zu Geld-Spekulationen geworden sind, und die Parteyen über so viele Kassen und Subscriptionen geheimer oder selbst öffentlicher Gesellschaften zu verfügen haben? Was ist Gefängniß für einen Menschen, dessen Muße besser bezahlt wird wie seine Arbeit, und der aus seiner Gefangenschaft ganz andere Profite zu ziehen weiß, als aus seiner Freyheit?

Aber die Charte, sagt man, will reprimiren, nicht vorbeugen; — die Charte will nichts als das Verbrechen verhindern; sie will den Zweck, also auch die Mittel; und wenn sie das einzige Mittel, welches verhindern kann, nicht wollte, so wäre sie ein Gesetz der Unordnung, welches unwürdig wäre, dem Ver-

stande eines aufgeklärten Volkes dargeboten, und seinem Gewissen zur Richtschnur auferlegt zu werden.

Nur in der Publikation soll das Verbrechen der Presse bestehen, und die Publikation nur im Verkauf bey offenen Thüren. Vor dem, der unsere geheimsten Gedanken sieht, und unsere Absichten richtet, ist das Verbrechen begangen, wenn der Entschluß dazu im Geiste gefaßt ist; vor den Menschen aber, wenn die Absicht vollführt und die Schrift gedruckt ist, weil dann beydes, der kriminelle Wille und die kriminelle Handlung, erweislich sind.

2. Die Verbrechen oder Vergehen, welche man der Presse Schuld gibt, sind nicht durch die Presse, oder unter dem Einfluß der Presse begangen worden.

Aber wer hat denn je daran gedacht, die Verbrechen roher und verwilderter Menschen, die meistentheils nicht lesen können, der Preßfreyheit anzurechnen? der Stoff dieser Verbrechen findet sich überall, wo Menschen sind, und mehr oder weniger zu allen Zeiten vor. Die anscheinend sittliche Form aber ist es, welche die Verbrechen unserer Zeit ganz besonders charakterisirt; durch die geschickte Berechnung und durch ihre kalte Verderbtheit zeichnen sie sich aus: die Gefühllosigkeit, mit welcher sie begangen werden, die Gefühllosigkeit, mit welcher sie gebüßt werden, ist es, welche das Schauspiel ihrer Bestrafung zu einem gefährlicheren Skandal macht, als es die wirkliche Straflosigkeit seyn würde.

Wozu soll sie nützen, frage ich den edlen Pair, diese ekelhafte, aus der Sammlung Dulaures geschöpfte Nomenclatur, die an die Verbrechen der Könige, der Königinnen, der Päpste erinnert, welche in den ersten Tagen der Revolution im Drucke erschienen *)? Brauchte man erst in den Annalen von Frankreich bis zu den blutigen Tagen der Chlodowig hinauf zu steigen, da unsere Revolution in so frischem Andenken war, und dem Schriftsteller eine so reiche Ernte von Verbrechen darbot, die nicht etwa wie jene in den Zeiten »der Unwissenheit und Barbarey,« von Menschen ohne Bücher, und die weder lesen noch schreiben konnten, sondern in den Epochen der höchsten Civilisation, unter der Anleitung, dem Rathe, dem Einflusse der belesensten, gebildetsten, selbst gelehrtesten, in Geschäften und der Gesetzkunde erfahrensten Männer, und mit Hülfe der elegante-

*) Anm. d. Verf. Uebrigens hat man dem Autor bewiesen, daß er sich in der Berechnung der 12000 Urtheile, die in den großen Tagen der Auvergne gefällt worden seyn sollen, gänzlich geirrt habe.

[redacted]

sten und lehrreichsten Bücher vollbracht worden waren? Und was verschlägt es, ob zu einer Zeit oder zur andern Zeit Censur oder Preßfreyheit bestanden haben, wenn zu derselben Zeit verderbliche Bücher und eine ganze Literatur von Unordnung und Skandalen vorhanden waren? Gab es eine Censur, so hat sie nicht censuriren wollen, und die erste Bedingung, welche der Gesetzgeber macht, ist, daß seine Gesetze ausgeführt werden; gab es Freyheit, so ist diese Freyheit zu einer schmählichen Licenz ausgeartet. Censoren gab es ohne Zweifel; gab es aber auch eine Censur? Konnte es eine geben, wenn der damalige Direktor des Buchhandels, der nachher seine Irrthümer so schwer gebüßt hat, den ganzen Buchhandel nur als einen Zweig des Handels überhaupt betrachtete, und dem Umlauf aller Schriften freyes Feld einräumte? Gab es eine Censur, als Frau v. Pompadour die Philosophen so öffentlich beschützte, und die größten Herren des Reichs alle schönen Geister, selbst die erklärtesten Parteygänger der neuen Ideen, mit so großer Gunst überhäuften, und sich in so enge Vertraulichkeit mit ihnen einließen? Gab es eine Censur, als der Polizeylieutenant dem Könige sagte, daß er sich für die Ruhe des Reichs schon verantwortlich machen möchte, wenn es nicht in Paris eine kleine Anzahl von Philosophen gäbe, die nur darauf hinarbeiteten, durch ihre Schriften Unruhen herbeyzuführen? Endlich frage ich: War eine Censur möglich, wenn sich die Schriftsteller die ehrenrührigsten Verurtheilungen zu einer Ehre anrechneten, und sich sogar geschmeichelt fanden, wenn ihre Schriften, das heißt doch ihr innerstes Selbst, am Fuße der großen Treppe von Henkershand verbrannt wurden? Eine wahre Censur hat es zu den Zeiten Ludwig XIV. gegeben, weil damals die Sitten den Gesetzen beystanden, alles, was sie hätte verderben können, zu vernichten; es gab eine Censur unter Buonaparte, weil die Autorität ihre Urtheile bekräftigte; und was Buonaparte seines persönlichen Interesses wegen that, sollte man es nicht auch im Interesse der Religion, der Politik und der Sitten thun können?

Und wenn man die gänzliche Freyheit der Presse, unter der Bedingung einer unzulänglichen Repression verlangt, vermag man denn den schrecklichen Einfluß zu verbergen, den die Presse auf das Schicksal von Frankreich gehabt hat, da ja schon der Biograph und Freund Voltaires, Condorcet selbst sagt: »Voltaire »hat nicht alles gesehen, was er gemacht hat, aber alles gemacht, »was wir sehen.« Und was hat Voltaire gemacht? Was hat Condorcet gesehen? — Das größte Verbrechen unserer, vielleicht aller Zeiten, sowohl an Menge der einzelnen darin begriffenen Frevel, als insbesondere an der Art dieser Frevel —

ich meine die Revolution, das auf seinen höchsten Gipfel getriebene, gewaltigste Böse, wie man sie definirt hat.

Verbrechen und Verbrecher hat es wohl in allen Jahrhunderten gegeben, und so lange die Menschen mit gleichen Leidenschaften, bey ungleichen Mitteln sie zu befriedigen, werden geboren werden, werden die Starken den Schwachen unterdrücken, wird es Verbrechen der Rache, der Eifersucht, der Begierlichkeit, des Ehrgeizes und Verbrechen des Stolzes geben, der mit List oder Gewalt zur Herrschaft gelangen will: aber diese Verbrechen hatten nicht zu allen Zeiten denselben Charakter, und für die Zeit, in der wir gelebt haben, reklamire ich einen schrecklichen Vorzug, nämlich den des künstlichen Verbrechens über die gemeinen Missethaten der wilden und thierischen Natur.

Nicht gerade Diebstähle auf offener Straße, oder nächtliche Meuchelmorde an einer Waldecke, sind die Verbrechen, die wir gesehen haben; aber wir haben zahlreiche Versammlungen unterrichteter Männer, Rechtsgelehrten, Schriftsteller, Aerzte, Poeten, Rhetoren, den schönen Wissenschaften, den humanioribus ergebene Leute gesehen, die aus unserer Mitte heraustraten, unsere Nachbarn, unsere Mitbürger waren, und nun Jahre lang sich gemeinschaftlich und mit unermüdlicher Ausdauer darauf verlegten, Stein für Stein des ganzen Gebäudes der Gesellschaft aus einander zu nehmen, und von der Spitze bis zu den Fundamenten zu vernichten; der Gesellschaft ihre Religion, ihre Politik, ihre Moral, ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, selbst ihre Denkmale und ihre Künste zu rauben, und dagegen die ausschweifendste Gesetzgebung, die unsinnigste Religion, die ruchlosesten Sitten, die wildesten Gebräuche und Manieren an ihre Stelle zu setzen; dabey eine tiefe Kunst zu entwickeln, ihre Mitbürger zu quälen, zu Grunde zu richten und hinzumorden, die Tugend, das Talent, den Reichthum, das öffentliche Ansehen, und alle Verdienste zu proscribiren; dann Gesetze zu geben, die Raub, Mord und Ehebruch athmeten; dann die Todten aufleben zu lassen, um die Lebenden zu plündern, und dann wieder unglückliche Kinder im Voraus, und auf Abschlag ihrer künftigen Erbschaft zu berauben *). Nein, so gelehrte und so allgemeine Proscription hatte die Welt noch nicht gesehen, solche gerichtliche Morde, solche methodische Plünderungen; die höchste Ordnung, die schärfste Disciplin angewendet, um die höchste Unordnung und die schreyendste Ungerechtigkeit in die Formen der Disciplin und der Rechtlichkeit einzukleiden. Dieß ist der Charakter der Verbrechen eines verderbten, aber belesenen Jahr-

*) Siehe die Emigrations-Gesetze der Revolution.

hunderts; eine Kunst, das Verbrechen zu legalisiren, um zu einer wirklichen Legitimität des Bösen zu gelangen.

Der edle Pair selbst hat diesen schrecklichen Einfluß der falschen Doctrinen auf unser Unglück und unsere Fehler anerkannt, als er bey Gelegenheit des beklagenswürdigsten Verbrechens der neueren Zeit, dessen Schein uns wie das letzte Aufflammen eines ungeheuren Brandes erschrecken sollte, und das nur Er vergessen zu haben scheint, ob es gleich zu einem ganzen Bande seiner Schriften Veranlassung gegeben hat, in die Worte ausbrach, die wir oben citirt haben.

Herr v. Chateaubriant glaubt, daß die großen Skandale der Verbrechen des Mittelalters, die großen Frevel, von denen unsere eigene Geschichte Kunde gibt, heut zu Tage bey der Freyheit der Presse unmöglich seyn würden. Aber wie sind die großen Verbrechen unserer Revolution nicht nur möglich, sondern wirklich geworden, in einem so aufgeklärten Jahrhundert, in einem solchen Jahrhundert der Philosophie, der Gleichheit, der Brüderlichkeit und — der Preßfreyheit? denn es war zur Zeit der Revolution und lange vorher alle nur irgend erwünschliche Freyheit zu denken und zu schreiben vorhanden.

»Den Verbrechen der Revolution wäre Einhalt gethan worden,« meint der edle Pair, »wären die Schriftsteller nicht zum Schafott oder zur Deportation nach Guyana verurtheilt worden.« — Gewiß! wären die muthigen Schriftsteller und Freunde der guten Doktrinen nicht ermordet oder deportirt worden; wären die Magistrate, die Eigenthümer, die Diener der Religion, die rechtlichen Leute in allen Ständen nicht aufs Schafott geführt, verbannt, deportirt, zur Emigration gezwungen worden, so gäbe es keine revolutionären Verbrechen, so hätte es auch keine Revolution gegeben; alle Bürger wären frey gewesen, und alle Freyheiten wären respektirt worden.

Indeß finde ich in dieser großen Anklageakte gegen unser altes Frankreich einige Beschwerden, die mehrere Rücksicht verdienen, als die übrigen: »Mit einem in der Geschichte nicht un»erhörten Hohn,« sagt der edle Pair, »ließ man Bannstrahlen »gegen die Gottlosigkeit ergehen, ohne daß man selbst an Gott »glaubte. Die Edikte von 1728 und 1757 verurtheilten zur »Verbannung und zum Tode, zum Schandpfahl und zum Galgen »die Autoren, Drucker und Verleger von Schriften, die gegen »die religiöse, moralische und politische Ordnung gerichtet wären.« Was heißt das? die Geistlichkeit in ihren Versammlungen, die Prediger auf den christlichen Kanzeln, die öffentlichen Anwälde in den Tribunalen, welche verderbliche Schriften denunciirten, die Magistrate, welche ihre Autoren und Drucker bestraften, sie

alle, selbst der Kanzler d'Aguesseau, der damals an der Spitze der Magistratur stand, hätten nicht an Gott geglaubt, und ganz Frankreich wäre atheistisch gewesen, weil einige Schriftsteller gottlos waren? und heut soll man mehr an Gott glauben, nachdem die Licenz der Presse und der Tribüne Menschen an den Tag gebracht, die sich mit aller Frechheit selbst Atheisten genannt haben, und ein Rechtsgelehrter, in einer vor dem ersten Gerichtshofe des Königreichs gehaltenen Rede, Frankreich Glück gewünscht hat, eine atheistische Gesetzgebung zu besitzen, auch sich ein Schriftsteller gefunden hat, der ein Diktionnaire der Atheisten herausgegeben hat?

»Was sollen alle diese Maßregeln, die ihr proponirt,« fährt der edle Pair fort, »da Galgen und Pranger, die Galeeren, die »Bastille, der Kerker von Vincennes, und alle absolute Gewalt »den Ausflug des menschlichen Gedankens nicht haben verhindern »können.« Strenge genug waren unsere Gesetze, ich gebe es zu; aber wurden sie auch ausgeführt? Einen armen Jesuiten hat man wegen einiger Aeußerungen gegen das Parlament aufhängen sehen; hat man aber einen einzigen Schriftsteller, der gegen Gott und die Religion geschrieben, hängen, oder nur am Pranger stehen, oder auf die Galeeren schicken sehen?

Ich wiederhole es, die Censur censurirte nicht, und die Nachgiebigkeiten des Herrn v. Malesherbes, und der Schutz der Frau v. Pompadour, und die Einladungen der Großen hatten schon längst die Censur entwaffnet, und die Schriftsteller von der Bastille erlöst; wenigstens hatten sie die Beschwerlichkeit dieses Aufenthalts nicht lange zu tragen. Die absolute Gewalt, ich will es zugeben, lag in der Verfassung, aber sie schlummerte darin, und in der Verwaltung war nicht die geringste Spur von ihr aufzufinden; und als Voltaire, Helvetius, Diderot, La Metrie, die Encyklopädisten und alle Herolde und Anstifter der Revolution, unter ihrem eigenen Namen oder unter einem durchsichtigen Schleyer der Pseudonymität des Autors oder Buchdruckers ihre Doktrinen verbreiteten, gab es denn da nicht Freyheit der Presse genug, und was hemmte den Aufflug des Geistes? Unter Ludwig XIV. und Buonaparte hat die Censur, ohne alle solche strengen Veranstaltungen, die Gedanken im Zaume gehalten; die Regierung war zu weise und zu geschickt, um Galgen und Pranger in einem Falle zu gebrauchen, wo einige Federstriche hinreichen konnten.

Wenn also der edle Pair berechnet, daß seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis heute, die Preßfreyheit nur zwölf Jahre, und die Censur in der ganzen übrigen Zeit bestanden hat, so ist das Wahre an der Sache, daß, mit Ausnahme der beyden von

mir bezeichneten Epochen, es weder Freyheit noch Censur, sondern nur absolute Licenz gegeben haben muß, Licenz sowohl der Censoren, als der Regierung, von beyden Seiten heimliches Einverständniß, Unwissenheit oder feige Nachgiebigkeit, — weil am Ende dieser Epoche eine ungeheure Explosion erfolgt ist, welche die Licenz der Presse und die Verbreitung der falschen Doktrinen bewirkt haben.

3. Die Religion ist nicht bey dem Gesetzesentwurfe interessirt, und hat nichts davon zu hoffen: der Geist des Christenthums und der Charakter der gallikanischen Kirche sind im direkten Widerstreite mit dem Gesetzesentwurfe.

Ich will den Gesetzesentwurf nicht zu vertheidigen versuchen; ich habe ihn immer unzulänglich gefunden, übrigens aber ist er auch zurückgenommen; aber damit begnügt sich Hr. v. Chateaubriant nicht; nicht nur den Gesetzesentwurf bekämpft er, sondern er hält auch die Religion für indifferent bey dem ganzen Handel, »denn,« meint er, »seit Einführung der Preßfreyheit »sey kein einziges Werk gegen die wesentlichen Prinzipien der Re»ligion erschienen.« — Wollte Gott es wären dogmatische Werke gegen die Religion an den Tag gekommen! so wäre es ein Zeichen gewesen, daß man sie erst studirt hätte, bevor man sie bekämpfte. Voltaire selbst, der oberflächlichste Denker, hat die Religion mit beklagenswürdigem Erfolge nur mit der Waffe des Spottes und der Sarkasmen bekämpft, eine Kriegsmanier, die seinem Witze angemessener war, und seine Schüler haben sich wohl gehütet, in Kontroversen über die Dogmen einzugehen, die sie nicht verstanden, um Werke zu schreiben, die niemand gelesen hätte. Mit Hohn, Verleumdung und Lüge haben Meister und Schüler die Religion bekämpft, und ihre Diener zum Ziele des öffentlichen Hasses gemacht, und es ist ihnen so gut gelungen, daß noch heute weder in Paris noch anderswo ein Volksauflauf entsteht, aus dem sich nicht irgend ein Geschrey der Verwünschung oder der Wuth gegen die Diener der Religion erhöbe, und mitunter, wie wir gesehen, in die äußersten Exzesse überginge.

»Verdammungsurtheile sind gesprochen worden,« sagt der edle Pair, »gegen alte, wieder aufgewärmte Gotteslästerungen, »als wenn es noch die ersten Auflagen dieser Gotteslästerungen »wären.« Allerdings sind diese Gotteslästerungen noch in ihren ersten Auflagen, in Beziehung auf die jungen Leute, die noch bey ihrer ersten Lektüre sind: Gotteslästerungen, geschrieben in der Sprache unserer alten Chroniken, wären veraltet; aber so bald sich eine Sprache feststellt, so veraltet nichts Gutes oder Böses

mehr, wenn es von einem großen schriftstellerischen Talente herrührt; die Werke der guten Schriftsteller sind immer neu, und diese Schriftsteller selbst immer lebendig, fast unsterblich. Das eben ist das Verbrechen in gefährlichen Schriften, in meinen Augen das größte, was ein Mensch begehen kann, weil es in Zeit und Raum unbegrenzt ist. »Ist denn Alles schlecht in diesen schlechten Büchern?« frägt der edle Pair; ist denn alles Gift, fragen wir, bey einem Gastmahl, das man Jemandem aufträgt, um ihn zu vergiften? »Haben tausende von schlechten Büchern nicht ihr Gegengewicht in Tausenden von guten?« Gewiß nicht, weil die, welche sich von schlechten Büchern nähren, die guten nicht einmal lesen, und weil sehr schöne und sehr theure Editionen in großem Format kein Gegengewicht seyn können gegen Millionen der kleinsten und wohlfeilsten schlechten Bücher in Taschenformat. Bourdaloue, Massillon, Bossuet erscheinen in schweren Barren, als Kabinets-Dekorationen reicher Leute; Voltaire und seines gleichen setzt man in Scheidemünze für die Armen um; es ist ein Almosen, welches die Gottlosigkeit der Unwissenheit zu Theil werden läßt.

»Der Gerichtshof von Paris hat jährlich nur drey Vergehen schwererer Art in Religionssachen abzuurtheilen gehabt.« Als wenn es Ankläger und Richter genug hätte geben können, um alle anstößigen Druckschriften zu denunciiren und abzuurtheilen, oder als ob wirklich alles denunciirt und abgeurtheilt worden wäre. Die Tribunale werden die Diebstähle kirchlicher Paramente bestrafen, und immer wird die liberale Partey den Kammern das Gesetz über das Sacrilegium nicht vergeben; aber werden die Tribunale auch die Aeußerungen der Verachtung geistlicher Gegenstände bestrafen? Wenn die drey jährlichen Verbrechen, welche der königliche Gerichtshof bestraft hat, Preßvergehen sind, so sind auch dafür diese Vergehen ernsthafterer Art; es sind nicht isolirte Verbrechen, wie ein Diebstahl oder irgend eine andere Gewaltthat, die nur Verletzungen Einzelner an einzelnen Orten sind; sondern es sind ansteckende, fruchtbare, endemische Uebel, welche sich über die gesammte Bevölkerung und ihre Nachkommenschaft erstrecken, und die durch Uebersetzungen in fremde Sprachen selbst entfernte Gegenden, auf die es der Urheber nicht angelegt hatte, mit erreichen werden.

»Die Gottlosigkeit,« sagt der edle Pair,« ist nicht mehr der Charakter des Jahrhunderts.« Nein, allerdings! es steht noch viel schlimmer mit dem Jahrhundert; sein Charakter ist Gleichgültigkeit, ermattete, erschöpfte Gottlosigkeit.

Nachdem der edle Pair der Geistlichkeit mehrere Artigkeiten gesagt, und einige Toleranz-Lektionen ertheilt hat, ruft er aus:

»Gäbe es etwas Schöneres, als wenn sich das göttliche Wort für die Freyheit des menschlichen Wortes verwendete?« Aber hat denn diese Freyheit in ihrem ganzen Umfange nicht im Jahrhundert Ludwig XIV. und selbst der Censur gegenüber existirt, für die Predigten, welche vor dem Könige gehalten wurden, und für die Kontroversschriften, wo die damals von den Calvinistischen Doktoren so heftig angegriffene Staatsreligion so gewaltig von Bossuet vertheidigt wurde? Hat sie denn nicht existirt diese Freyheit für die Jansenisten, welche mehr als alle anderen Sektirer geschrieben haben, und mehr als alle anderen, Bücher verfälscht?

Hat die Religion jemals versucht, die Freyheit der Schrift und des Gedankens zu hemmen, sie, die nach den Worten Tertullians nichts zu besorgen hat, nur daß sie selbst nicht ungehört verdammt werde, ne ignorata damnetur; sie, die uns alle guten und schlechten Bücher des Alterthums, die Philosophie des Lukrez, wie die Bücher des Cicero von den Pflichten erhalten hat? Oder verlangt man etwa, daß sie die Freyheit der Presse auch für Injurien, Spöttereyen und Verleumdungen, für diese einzigen Waffen, die man seit langen Jahren gegen sie angewendet hat, proklamiren solle?

Uebrigens, um zu erfahren, was die Religion von der Presse zu befürchten, oder zu hoffen hat, braucht man nur Voltaire *)

*) Anm. d. Uebers. Ich bedaure aufrichtig, daß sich der große und tiefsinnige Verfasser wiederholentlich zu den Recursen an Voltaire und sein Jahrhundert herabläßt, habe auch die Citation des: Ecrasez l'infame und ähnlicher veralteter Teufeleyen, aus der Uebersetzung weggelassen. Viel lehrreicher finde ich die Citationen aus den Werken der neuern Apostaten, die viel sträflicher sind, weil sie in dem Lichte der allgemeinen Wiedererweckung christlicher Gesinnung wandeln, die im Jahrhunderte Voltaires ziemlich verdunkelt war. Auch hat für einen reichbegabten Geist die Opposition gegen den herrschenden Geist der Zeit einen gefährlichen Reiz, der Voltairen, Rousseau'n und einigen andern freyen Geistern zur Entschuldigung dienen könnte. Danken wir Gott in der Tiefe unsers Herzens, daß unser Leben in einen Zeitpunkt gestellt wurde, wo wir diese eigenthümliche Kraft des Reizes der Neuheit und des Widerstandes gegen alten Unverstand gerade für seine Sache, für die uralte Sache der Wahrheit, welche als eine nagelneue Sache auf uns gekommen ist, verwenden können. Man sey billig und erwäge, was der Reiz der Neuheit in der Philosophie des 18. Jahrhunderts für eine Gewalt ausüben mußte über die, denen die Religion und das alte Recht durch manches Verderbniß der Geistlichkeit und der höheren Stände unkenntlich geworden war. Richte nicht Glücklicher, über die Seelen, welche verloren zu gehen schienen, weil ihnen nicht wie dir die alte Wahrheit, sondern eine chimärische Einbildung eitler Vernunft,

zu befragen, der ohne Zweifel die Schußweite der Waffe, die er mit so großer Geschicklichkeit führte, sehr wohl gekannt haben muß. Dem Polizeylieutenant, der ihm die Gotteslästerungen in seinen Schriften vorwarf, erwiederte er: »Man sagt, daß zwölf Menschen hingereicht hätten, die Religion zu stiften; ich will beweisen, daß nur Einer dazu gehört, sie zu vernichten.« Kannte nicht auch J. J. Rousseau die Gefahren der philosophischen Doktrinen für die Gesellschaft sehr wohl, wenn er sie trostlose Doktrinen nennt, und die Philosophen fragt, was sie, um die Menschen im Zaum zu halten, an die Stelle des Glaubens an die ewigen Strafen setzen wollten; kannten nicht selbst die Baumeister des babylonischen Thurms der Encyklopädie sehr wohl die Größe des Uebels, das sie der Religion zuzufügen vermochten?

»Das Christenthum,« sagt der edle Pair, »ist aller Verfinsterung abgeneigt, es ist über die Verleumdung erhaben, es bedarf keiner Kapitulation mit der Unwissenheit; etwas von der Freyheit der Presse für das Christenthum zu befürchten, ist eine Beleidigung, ein Verkennen seiner Größe, seiner göttlichen Macht.« Alles das kann man von den erhabensten Dingen der Welt, selbst von der Gottheit sagen, und unter solchen Vorwänden schlechthin Alles ungestraft angreifen. Aber nicht für das Christenthum selbst fürchten wir die Freyheit der Presse; es steht zu weit über aller Aufklärung des Jahrhunderts, und hat zu viele und zu große Geisteswerke als Denkmale seiner Superiorität über die Weisheit aller Zeiten hinterlassen, als daß es von den kleinen Literatur- und Preßhändeln unserer Zeit irgend etwas zu befürchten haben sollte. Auch haben die Worte unsers Autors in dieser Stelle keinen Sinn, wenn er nur eine weise und geordnete Freyheit meint; sie sagen nur etwas, oder vielmehr zu viel, wenn er eine zügellose, rücksichtslose Freyheit meint. Allerdings zerstören die Angriffe gegen die Religion diese nicht

---

im frischen Reize der Entdeckung unter allen Mißbräuchen der herrschenden Parteyen erschienen war. — Aber für die, welche das 19. Jahrhundert erlebt haben, denen das Christenthum nicht nur in dem frischen Reize der Neuheit, sondern in dem poetischen Glanze einer eigenen jugendlichen Entdeckung erschienen ist (S. le génie du Christianisme), die das Glück gehabt haben, zur Wiederherstellung des Palladiums der Menschheit, wenn auch nur durch Werke der Phantasie beyzutragen, und die dennoch abfallen, — ich will nicht sagen, mit ihrem Gott, aber nur — mit ihrer Jugend, ihrer Freundschaft, ihrer Ehre brechen können, um mit dem matten, abgetragenen und oberflächlichen Geiste der Zeit einen neuen Bund zu schließen, — für diese mag es in den Geheimnissen der göttlichen Barmherzigkeit noch einen Ausweg der Versöhnung geben, aber in den Augen der Mit- und Nachwelt scheinen sie gerichtet.

selbst und an sich, aber sie zerstören sie im Gemüthe der Menschen, deren Leidenschaften schon ohnedieß mit den Feinden der Religion im Bunde sind, und deren Unwissenheit sie ohne Vertheidigung gegen den Irrthum läßt. Die christliche Religion steht auf dem Fundamente des freyen Gebrauchs sowohl des Gedankens als des Worts, denn die Predigten ihrer Apostel und der Nachfolger derselben waren es, welche über die Licenz des Heidenthums und die Irrthümer der falschen Weisheit triumphirten. Aber soll sie heut ungestraft von den Irrthümern und Lastern, die sie zu Boden geworfen hat, neuerdings angegriffen werden? soll die Schule der Welt immer wieder von vorn anfangen? Einmal hat sie die Gestalt der Erde erneuert, aber kein anderer Geist, als der in ihr selbst wohnet, kann ihr Werk von Neuem anfangen; jede andere Erneuerung wäre das Ende der Dinge ..

Herr von Chateaubriant citirt den h. Paulus als den ersten Vertheidiger der Freyheit des Gedankens und des Wortes; aber der h. Paulus schreibt an die Kolosser: »Hütet »Euch, daß Euch niemand betrüge mit Philosophie und eitlem »Hin- und Herreden, nach menschlicher Wissenschaft und nicht »nach dem Geiste Jesu Christi.« An den Timotheus schreibt er: »Halte fest das Unterpfand, welches dir anvertraut ist, »und meide alle weltliche Neuerung der Worte, und alle Wider»rede einer Wissenschaft, die keine Wissenschaft ist. Denn es »wird eine Zeit kommen, wo die Menschen, müde der heilsamen »Doktrin, sich nach Belieben Lehrer auswählen werden, den Oh»ren zu schmeicheln, den Ohren, die sie vor der Wahrheit ver»schließen, und der Lüge und den Fabeln öffnen werden.«

Und wenn Herr von Chateaubriant den h. Paulus citirt, so wird es uns gestattet seyn, ihm den h. Petrus entgegen zu halten, der uns ganz, wie der große Apostel, befiehlt, den Gewalten, dem Könige und den Obrigkeiten, die er bestellt hat, zu gehorchen, und zu gleicher Zeit warnt vor »jener Freyheit, die der Verderbtheit »zum Schleyer dient: quasi velamen habentes malitiae, »libertatem.«

4. Das Gesetz über die Preßfreyheit ist nicht dem Zeitgeiste angemessen, und nicht anwendbar auf den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft.

Ich bin mit dem Verfasser darüber einverstanden, daß ein repressives Gesetz, welches nicht reprimirt, weder dieser noch irgend einer andern Zeit angemessen ist, und für keinen Zustand der Gesellschaft paßt, außer für den, wo sie sich im Stande der Auflösung befindet.

Kein Irrthum ist weiter verbreitet, und in weniger unschuldigen Absichten verbreitet, als der Satz, daß sich die Zeit verändert habe, und alles sich mit ihr verändern müsse; er wird so oft wiederholt, daß man die Worte Mahomets zu hören glaubt:

Und neuer Ketten Glanz ist aller Sehnsucht Ziel,
Und neue Götter sinds, die dieses Weltall will.

Was will man aber damit sagen, und was hat sich denn in dem Gange der Welt verändert? Sind es die allgemeinen Gesetze der physischen Welt, auf denen die Weltordnung und ihre Dauer beruht? Nein; nach eurer eigenen Ansicht sollen sie ja unveränderlich seyn, unveränderlich wie ihr Urheber, falls ihr einen solchen anerkennt. Hat sich etwa der Mensch verändert? Aber nach wie vor, heut und immer wird er mit derselbigen geistigen Anlage, denselben Leidenschaften, Neigungen, Bedürfnissen, ja mit derselben äußerlichen Gestalt und denselben Organen geboren. Hat sich in den Fundamenten der Gesellschaft irgend etwas Wesentliches verändert; soll sie nicht mehr dauern bis ans Ende, nicht mehr den Geist des Menschen entwickeln, seine Leidenschaften in Zaum halten, seine Neigungen ordnen, seine Bedürfnisse befriedigen? Sey die Form dieser Gesellschaft eine monarchische oder republikanische, ist denn eine oder die andere dieser Formen etwas Neues in der Welt? Man nannte es eine Veränderung, wenn die Welt für einen Augenblick sich alles religiösen Glaubens und aller Pflichten zu entschlagen versuchte; aber wenn schon die Pflichten und selbst die Regeln des Anstands um so gebieterischer und strenger für den einzelnen Menschen werden, je älter er wird, — soll die Gesellschaft, je mehr sie im Alter vorschreitet, um so zügelloser, um so unbändiger werden?

Die Experimentirer und Gelehrten im Fache der physischen Wissenschaften bilden sich ein, daß die moralischen Disciplinen eben solche Umstaltungen erleben müßten, wie ihre eigenen Entdeckungen und Systeme herbeyführen, die sich mit jeder neuen Thatsache verändern; aber während jede neue Entdeckung und bessere Beobachtung der Natur die menschliche Wissenschaft mit etwas Neuem bereichert *), gibt es in den moralischen Wissenschaften nur Entwicklung, Entfaltung des Alten; kein Entdecken, sondern nur ein Wiederfinden; non nova sed nove. Herr v. Chateaubriant hat ganz Recht, wenn er »das Christenthum

---

*) Anm. d. Uebers. Weil die Naturwissenschaft den Weg zum Ewig-Alten, zum Urheber erst sucht, den die wahren moralischen Wissenschaften längst gefunden haben, und von dem die falsche Philosophie nur abgeirrt ist.

die allgemeine Vernunft« nennt; darin liegt, daß von Veränderung bey ihr nicht die Rede sey; und ihr göttlicher Stifter hat es selbst seinen Jüngern gesagt, »daß der Geist, den Er ihnen »senden will, sie in alle Wahrheit einleiten wird,« also gibt es nur eine Entfaltung der bereits vorhandenen christlichen Wahrheit. Was man im Fache der Physik zu Aristoteles, oder zu Tycho de Brahes Zeiten für wahr*) hielt, kann es vielleicht jetzt nicht mehr seyn; was aber in den ersten Tagen der menschlichen Gesellschaft, d. h. in religiöser Rücksicht in den ersten Zeiten des Christenthums, und in politischer, in den ersten Zeiten der Monarchie, für moralisch-wahr gehalten wurde, ist noch heute wahr, und wird wahr bleiben fort und fort.

Also kurzweg: welches ist »diese große Entdeckung, die nach »funfzigjährigen bürgerlichen und auswärtigen Kriegen beyden »Welten zu Theil geworden« seyn soll? Die Freyheit ist es. Etwa die Freyheit der Christen, welche der heilige Paulus in allen ihren Grundzügen beschreibt; ist es jene menschlichste, edelste und vollständigste persönliche Unabhängigkeit, die er mit den kurzen Worten gelehrt hat: »Seyd niemanden etwas schuldig, außer daß ihr euch unter einander liebt,« denn die Liebe macht alle Pflichten leicht, selbst die der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen alle, denen sie gebührt, und verschafft also dem Menschen den Genuß seiner ganzen Freyheit? Nein — sondern die republikanische Freyheit, die nur im Tumult und Kriege leben kann, weil sie unter Tumult und Kriegen geboren ist, und die uns Franzosen nur im Völkersturme und in der Gestalt des militärischen Despotismus erschienen ist. Und dennoch sagt uns derselbe Herr von Chateaubriant, der uns im Conservateur, Thl. 3, S. 11, »in Folge des verminderten Einflusses der christlichen Religion,« eine allgemeine Revolution in ganz Europa verkündigte, — »daß der Säbel allenthalben den legitimen »Scepter ersetzen, und daß dieser Säbel insbesondere Frank»reich gefallen werde, welches, in die Waffen verliebt, und »in die Gleichheit vernarrt, sich wenig um die Freyheit »bekümmere.« Welches Geständniß!!! Und was sagen die, welche behaupten, daß dasselbe Frankreich aus Liebe zur Freyheit zu jedem Opfer bereit sey?

»Vergeblich,« sagt er, »ereifert man sich gegen die Fort»schritte des menschlichen Geistes.« Sicherlich, gegen die ruhigen Fortschritte des menschlichen Geistes in der Geometrie, in der Chemie, der Botanik, der Astronomie, dem Ackerbau, der

*) Anm. d. Uebers. Für physikalisch, d. h. philosophisch, aber nicht absolut, sondern nur bis auf Weiteres, wahr.

[redacted]

Mechanik ꝛc., ereifert sich niemand; aber in Betreff anderartiger Fortschritte und Entwicklungen, oder in Betreff der Neuerungen in der Religion und der Politik, die uns so viel Blut und so viele Thränen gekostet, und die nach der eigenen Behauptung des edlen Pairs ein halbes Jahrhundert mit inneren und auswärtigen Kriegen angefüllt haben, wäre es, scheint mir, rathsamer gewesen, sie vor ihrer Aufnahme in die bürgerliche Gesellschaft einer strengen Quarantaine zu unterwerfen, und nicht vierzig, selbst nicht funfzig Jahre bürgerlicher oder auswärtiger Kriege würden eine hinreichende Bürgschaft des Glücks und der Ruhe gewährt haben.

Sollte Herr von Chateaubriant etwa glauben, daß die Doktrinen des letzten Jahrhunderts veraltet, und nicht mehr zu fürchten sind, warum ereifert er sich denn so gegen Männer, die er für ehrenwerth, sogar für talentvoll hält, die aber über »den Abgrund der Zeiten hinwegschweben, sich über die Ansicht »der Menge erheben wollen, das Lob der Vergangenheit predi»gen, aber über die neuen Generationen nichts vermögen, und »sich ein Publikum bey den Todten suchen sollten; diese Leute von »Ehmals, die mit ihren Augen in die Vergangenheit schauen, »und der Zukunft den Rücken zukehren, ihr rückwärts entgegen »gehn, und demnach alles verkehrt sehen müssen.«

Hören wir zuvörderst, was derselbe Herr von Chateaubriant im Conservateur, Thl. 4, S. 372, sagte: »Hat unsere »Erziehung nicht die Jugend für allen religiösen und Familien»sinn unempfänglich, und ihnen die Sitten der Vorzeit lächerlich »gemacht, und für die Zukunft Revolutionen vorbereitet, da»durch, daß sie die Vergangenheit verdammte.«

Um noch geschwinder damit fertig zu werden, nämlich mit diesen Leuten von Ehmals, diesen unverbesserlichen, hat ein Gelehrter, ich weiß nicht von welchem Fache, aber ein Gelehrter vom Institut, die Feder in der Hand, Zeit und Stunde ausgerechnet, wo diese unbequemen Zeugen der alten Ordnung der Dinge zur Ruhe gebracht seyn werden, nämlich wo der Tod (hoffentlich der natürliche) sie alle abgemäht haben wird *). Es

*) Anm. d. Uebers. Diese Stelle unsers Autors bezieht sich auf ein, von dem Ingénieur-Géomètre, membre de l'Institut und Proponenten einer kosmopolischen Medaille auf Herrn Canning, Baron Charles du Pin, herausgegebenes Programm eines größeren statistischen Werkes: Forces productives et commerciales de la France. Das Programm selbst führte den barbarischen Titel: Situation progressive des forces de la France, der den schauerlich vergnüglichen Schluß, auf welchen sich Herr von Bonald bezieht, nämlich die Berechnung des Verhältnisses,

ist uns allen in treuem Gedächtnisse, wie die Gelehrten des Nationalkonvents über ihre Leute von Ehmals dieselbe Berechnung

---

in welchem die ältere Generation in Frankreich und Europa gänzlich aussterben, und dem neuen Geschlechte der Revolution völlig freyes Feld einräumen wird, nicht ahnen läßt.

Nach einer flüchtig hingeworfenen Skizze einiger Verbesserungen der französischen Industrie seit dem Jahre 1814, welche nur ein Drittheil des bedruckten Papiers ausfüllt, enthält die Schrift nichts, als die vielbeliebte Lehre von der Aufklärung und den Fortschritten des Jahrhunderts der Revolution, und von dem nothwendigen Siege der neuen Generation über die alte; diese aber so fanatisch gepredigt, und durch die lächerlichsten, hauptsächlich aus Bücherkatalogen und Todtenlisten hergenommenen Demonstrationen so sehr auf den Gipfel der Absurdität gebracht, daß die Fabel von unserem Zeitgeiste und seinen unglaublichen Progressen kaum jemals besser und stärker persiflirt worden ist, als durch diese Schrift.

Es ist eine bekannte Wendung der Komödiendichter, die auch niemals ihre Wirkung verfehlt, daß sie dem reichgewordenen Bauer oder Krämer den Luxus des Besitzes einer Bibliothek aufreden, und diese dann nach Ellenmaß oder Pfundgewicht bestellen lassen. Sollte man es aber glauben, daß ein Pair von Frankreich, von dem Herr Charles Dupin, Mitglied des Instituts, ungewiß ist, ob er ihn für einen größeren Gelehrten und Geschichtschreiber, oder für einen größeren Staatsmann halten soll, Graf Darü in vollem Ernste ein jahrelanges Studium daraus macht, in derselben Art die gesammte französische Buchwaare mit der Elle und dem Pfunde auszumessen; und daß dieser tiefsinnige Kalkül noch einen tiefsinnigeren Bewunderer findet, für den die extrahirten Summen der Druckbogen zu welthistorischen Thatsachen, ja zu Offenbarungen werden, aus denen er die kostbarsten Wahrheiten und Einsichten in das Wesen der Dinge schöpft. Dieser dem erhabenen Rechenmeister und Pair beygesellte Denker und Klient ist Herr Charles Dupin, und die sinnreiche Kombination, welche ihm die Welt verdankt, besteht darin, daß er die Zahl der französischen Seelen, und der Lebensstunden und Minuten dieser Seelen durch die Zahl der französischen Druckbogen zu dividiren gewußt hat, und nun mit mathematischer Zuversicht anzugeben weiß, wie viel Minuten des Lebens jeder einzelnen Seele durch die vermehrte Thätigkeit der Druckpressen alljährlich für die Aufklärung gewonnen worden, insbesondere aber, wie viele gewonnen seyn würden, wenn alle 26 Millionen mündiger Franzosen lesen könnten, »von welchem großen Ziele der Civilisation Frankreich bekanntlich noch weiter entfernt wäre, als selbst Irland oder Oesterreich.«

Da nun der Umstand, daß ungeachtet aller Fortschritte der Aufklärung, von dreyßig Millionen Franzosen nur zwölf Millionen lesen gelernt haben, daß sieben Millionen Franzosen bereits vor der französischen Revolution lesen konnten, und das geistesförderliche neue Regime also nur fünf Millionen zu diesem Hauptmittel der Civilisation verholfen, und dagegen vierzehntausend französische

anstellten, aber gewandter und geschäftiger, als unser Gelehrter (der, wenn ich nicht irre, die Genealogie der Altrechtler erst im Jahre 1830 oder 1840 gänzlich erlöschen läßt), ihren Abgang aus dieser Welt etwas zu beschleunigen wußten, und ihre Mortalität nicht mit der Feder, sondern mit dem Schwerte berechneten. Einer der Blutknechte Robespierres hat ihn gefragt, wann er dem Blutvergießen ein Ziel setzen würde, und dieser hat ihm geantwortet, alles was im Jahre 1789 älter als vierzehn Jahr gewesen sey, müsse sterben.

Also dieses glückselige Jahr 1830 oder 1835 ist es, wo nun alles neu seyn wird in der Gesellschaft, — die Menschen und die Dinge; und dann, aber dann erst, wird die Gesellschaft die Fülle des Glücks genießen, das ihr die Propheten der Revolution

---

Kommunen bis auf den heutigen Tag ohne Schulmeister gelassen hat, während Völker, die inzwischen ununterbrochen in den Finsternissen des alten Regime gewandelt haben, wie die Irländer und Oesterreicher, nach dem eigenen Geständnisse Dupins, in allen diesen Rücksichten weiter vorgeschritten sind, als das von der Revolution so hoch begnadigte Frankreich; — da diese bedenklichen Resultate unserer Rechenmeister alle ihre papiernen und statistischen Hoffnungen für den Triumph der neuen Zeit zu entkräften scheinen könnten, so weiß der Verfasser in seinem unerschöpflichen Magazine statistischer Gedanken noch eine ganz andere, gewaltigere Demonstration aufzufinden, welche den unvermeidlichen Untergang des alten Regime dem zaghaftesten Kinde der Revolution unzweifelhaft machen, und der heiligen Allianz ihr Endurtheil sprechen wird. Die Mortalitätstabellen sind es, die uns zu Hülfe kommen, wo uns die Darüschen Preßregister im Stich lassen; wohin kein Druckpapier reicht, reicht der Tod; wollen sie den Vorurtheilen des alten Regime nicht entsagen, oder auch nicht lesen lernen, — so sollen sie wissen, daß sie sterben müssen, und daß wir die Proportion kennen, in der sie sterben werden, oder bereits gestorben sind.

Daß die heranwachsende Generation nur theilweise dem neuen Regime der welterneuernden Preß- und Gewerbfreyheit anheimfallen könnte, daß sie nicht ausschließend unter dem Gestirne des Einmaleins und der 24 Buchstaben geboren werden möchte, daß die alten Mächte der Religion, der Blutsverwandtschaft, der Gewohnheit und die vielen Unaussprechlichkeiten der alten Zeiten und Sitten, und die vielen unberechenbaren Gefühle, die wir mit der alten christlichen Luft unseres Welttheils einathmen, wieder Einfluß auf die Jugend gewinnen könnten, — durch diese und ähnliche Betrachtungen läßt sich die liberale Statistik nicht beirren. Sie hat nur zu beweisen, daß und wie kräftig der Tod ihr in die Hände arbeite.

Dieß ist der Inhalt einer Schrift, von der sich wohl kein anderer Nutzen nachweisen lassen möchte, als daß sie die obigen Aeußerungen der erhabenen Indignation des Herrn von Bonald veranlaßt hat.

verheißen haben. — Armer Philosoph! Der du nichts siehst in der Gesellschaft als Menschen, und keinen Widerstand, als in den Willensmeinungen der Menschen; der du nicht begreifen kannst, wie gerade die Leute von Ehmals, deren gänzlichen Abgang du nicht erwarten kannst, es waren, die erhalten haben, was du begründen willst, weil sie das Werk des Irrthums und der Thorheit sanft in die Angeln der Weisheit und der Vernunft zurückgebracht haben; und der du nicht einsiehst, wie alles längst zu Grunde gegangen wäre, wenn nur Leute von Heut, nur Kinder der Revolution, den Nachlaß der Revolution hätten verwalten sollen.

Also darf sich die Gesellschaft Glück wünschen, daß sie nach einer kurzen Reihe von Jahren (voraüsgesetzt, daß nicht eine neue Revolution sie noch mehr abkürze) keinen Menschen mehr in ihrer Mitte haben wird, der ihr von den alten Zeiten reden können wird; also wird die Kette, welche die Gegenwart an die Vergangenheit bindet, gänzlich zerreißen; also wird die Ehrfurcht aller, selbst der wilden Völker vor den Erfahrungen des Alters und vor den Ueberlieferungen des Alterthums gänzlich verschwinden unter uns; das ex more majorum der Römer, das old England der Britten wird ein Wort ohne Nachklang, ohne Sinn für uns seyn; und die Verachtung der Greise, welche alle Völker, die weisesten wie die ungebildetsten, für ein sicheres Zeichen des Sittenverderbnisses und für einen Vorboten nahen Verfalles ansahen, wird bey uns und nur bey uns für einen Fortschritt unserer Vernunft, oder vielmehr für das höchste Ziel unserer menschlichen und bürgerlichen Tugend und Vollendung angesehen werden?

»Niemals sterben die gleichzeitigen Generationen an einem »und demselben Tage dahin; unter dem neuen Geschlechte ver- »theilt bleiben einzelne Menschen des verflossenen Jahrhunderts »zurück.« Sehr zu beklagen; aber man braucht nur einer Revolution freyen Lauf zu lassen; sie wird bey ihren künftigen Holzschlägen keine alten Stämme mehr stehen lassen.

Ist das Maß der Ungebührlichkeiten noch nicht voll; hat man jemals ähnliche Reden gehört? Um den gemeinen Mann aufzuregen, müssen Ereignisse kommen, die sich mit Kanonenschüssen ankündigen. Ein ganz anderes Entsetzen aber ergreift den wahren Philosophen und Staatsmann bey diesen anscheinend so friedlichen Theorien, die viel deutlicher als alle Volksaufstände und Insurrektionen die Verwirrung und Herabwürdigung der Geister, und die tiefe Verderbniß der Doktrinen verrathen.

Der Verachtung der Menschen von Ehmals muß, wie es sich gebührt, die Schmeicheley für die Menschen von

heut, insbesondere für die Jugend, auf dem Fuße folgen:
»Auch sieht man um sich her,« fährt der edle Pair fort, »die ta-
»lent- und kenntnißvollste Jugend, eine ernsthafte, vielleicht
»nur zu ernsthafte Jugend, die sich weder der Irreligion
»noch der Ausschweifungen rühmt. Deklamationen rühren sie nicht
»mehr; mit der Vernunft soll man sie unterhalten, wie die eh-
»malige Jugend verlangte, daß man mit ihr vom Vergnügen
»reden sollte. Man würde ungerecht gegen sie seyn, wenn man
»glaubte, daß sie sich mit Büchern beschäftigte, die sie verachtet,
»und die ihrem Ideengange so fremd sind, daß sie selbige nicht
»einmal versteht (warum also diese Millionen von Exemplaren
»neuer Auflagen dieser unverständlichen Bücher?). »Und bemerket
»wohl, ich bitte euch, wie diese Jugend, die so ruhig jetzt
»unter der Freyheit der Presse ist, sich so tumultuarisch betrug
»unter der Herrschaft der Censur; sie rasselte mit den Ketten,
»womit man die Gedanken beladen hatte. Durch eine höchst na-
»türliche Reaktion wurde sie in dem Maße republikanischer, als
»man zur Herrschaft der Willkür weiter zurückdrängte. Sie trieb
»uns von der Bühne herab, uns andere von der alternden Ge-
neration, und hätte uns in ihrer Erbitterung vielleicht alle zer-
»malmt.« (Vielleicht ist dieß eines der Elemente der Berechnung
unsers Gelehrten vom Institut?) »Heute ist sie mild und ge-
»lehrig, selbst noch in der höchsten Aufwallung des Schmerzes;
»erlaubt sie sich einen Widerstand, so geschieht es nur, um eine
»fromme Pflicht zu erfüllen, sie strebt nur nach der Ehre, einen
»Sarg zu tragen; ein Zeichen, ein Blick hält sie zurück« (und
ein anderes Zeichen, ohne Zweifel, würde sie auch in Bewegung
setzen). »Lassen wir doch ab von diesem Tadel des Jahrhunderts,
»welches beginnt; unsere Kinder werden besser seyn als wir.«

Gewiß, der Stand der Dinge muß sich merklich verändert
haben, seit den Zeiten des Conservateur, in welchem ich Thl. 4,
S. 80 u. 81 folgende Aeußerungen des Herrn von Chateau-
briant finde: »Die Studierenden bilden mit einander förmliche
»Republiken, wo man deliberirt, Beschlüsse faßt, und den Pro-
»fessoren Bedingungen vorschreibt. Also, sklavische Abhängig-
»keit für die Lehrer, Licenz für die Schüler, von beyden Seiten
»drohender Ruin. — — Man darf es sich nicht verhehlen, daß
»die Jugend in Gefahr ist, und mit ihr die ganze Zukunft von
»Frankreich. Von einem Ende des Reichs zum andern rufen
»die Familienväter um Beystand Es ist kein Augenblick mehr
»zu verlieren. Wie sind sie beschaffen, diese Jünglinge, die uns
»ersetzen sollen auf der Bühne der Welt, die dereinst die Tribu-
»näle einnehmen, die politischen Körper, die Stellen in der Ver-
»waltung und in der Armee bekleiden sollen? Glauben sie an

»Gott? ehren sie den König? gehorchen sie ihren Vätern? Haben »sie etwa in einem christlichen Staat eine antichristliche Gesin- »nung, und republikanische Neigungen in einer Monarchie, Lust »an Revolutionen und Kriegen in einem Lande, das sich nur ret- »ten kann durch den Frieden? Zu diesen Erwägungen,« fährt Herr von Chateaubriant fort, »haben uns die neuerlichen »Unruhen in der Rechtsschule von Paris Veranlassung gegeben.« — An einer andern Stelle sagt er: »In diesem Wirrwar der »neuen Ideen wachsen unsere Kinder heran. Welches Geschlecht »wird aus der Schule unserer Beyspiele hervorgehn?«

Und sempré benè, könnte man sagen, denn der berühmte Pair selbst sagt: »Keine meiner Ansichten nehme ich zurück, ich »bin noch, was ich immer gewesen bin; mit meinem Génie du »Christianisme gehe ich zur Frohnleichnams-Prozession, und »besteige die Rednerbühne, meine Monarchie selon la Charte »in der Hand.«

Nichts desto weniger glaube ich in der vollständigen Sammlung der Werke des edlen Pairs einige Schriften zu bemerken, mit denen er nicht zur Frohnleichnams-Prozession gehn, und es scheint mir, nicht einmal die Tribune besteigen würde!

Schluß-Anmerkungen des Verfassers. Es ist allgemein bekannt, daß die Werke des Apostaten Raynal und einiger andern berüchtigten Sophisten sich bey ihrem ersten Erscheinen einer geheimen Konnivenz von Seiten des Ministeriums zu erfreuen hatten, und sich in ganz Frankreich nicht minder ungestört verbreiteten, als wenn sie förmliche Approbation erlangt hätten. Herr de la Harpe äußerte sich über diesen Gegenstand folgendermaßen, in Beziehung sowohl auf die Nachgiebigkeit der damaligen Minister, als auf den Gang, den die Regierung in ähnlichen Fällen immer beobachten sollte:

»Jetzt, wo die Zeit gekommen ist, sorgfältig die Fehler zu »bezeichnen, die so schreckliche Folgen gehabt haben, muß es »gesagt werden: einer der Hauptirrthümer der Regierung war »diese fast zur Gewohnheit gewordene Nachgiebigkeit; man glaubte »dadurch die Würde der Regierung, das Interesse des Buchhan- »dels und die Talente und ihre Popularität zugleich zu schonen, »und es allen recht zu machen. Die Autorität darf mit »den Feinden der öffentlichen Ordnung niemals »und auf keine Weise kapituliren, nie vergessen, daß »es auch die ihrigen sind; sie mögen eine Maske vornehmen, »welche sie wollen, sobald sie aufhören, die Autorität zu fürchten, »werden sie dieselbe auch stürzen. Man weiß, wie die Bösen die

»nächtlichen Kriege lieben, deßhalb muß ihnen die Autorität bey »hellem Tage den Krieg machen. Den Willen, zu schaden, kann »sie ihnen nicht nehmen; um so mehr muß man ihnen alle Mittel »dazu entziehn, und dazu eben steht das ganze Arsenal der Ge»setze in Bereitschaft der Autorität zur Seite. Macht sie davon »keinen Gebrauch, so wird sie der Verachtung nicht entgehn, »selbst bey denen, welche sie geschont hat. Gebraucht sie ihre »Mittel mit Nachdruck, so wird ihr zu allen Zeiten der Beyfall »der guten Bürger, und von Seiten der Bösen das einzige zu »Theil werden, was sie vernünftiger Weise von ihnen erwarten »soll, die Furcht und der Haß, welche der Autorität zur Ehre »gereichen, da die Motive dieses Hasses offen daliegen, und dem »ganzen Staate zur Beruhigung dienen, weil sie ein unwiderleg»liches Zeugniß von der Ohnmacht seiner Feinde sind.«

Hierauf beantwortet Herr de la Harpe die von dem Interesse des Buchhandels hergenommenen Einwürfe, mit einer Schärfe, als wenn er unsere liberalen Journale gelesen oder an den Diskussionen unserer Deputirten-Kammer Antheil genommen hätte: »Können die merkantilischen Interessen des Buchhandels je»mals auch nur eine vergleichende Erwähnung verdienen, wenn »von den Staats-Interessen die Rede ist, welche sämmtlich »in Gefahr sind, wenn eine einzige Licenz unbe»straft bleibt, und dadurch allein schon die ersten »Fundamente der Ordnung fortdauernd untergra»ben werden? Ist der Buchhandel etwa allein stehn geblieben, »als die schlechten Bücher, die er verbreitet hatte, den Staat »niedergeworfen hatten? Ist es erlaubt, den Verkauf der Gifte »zu befördern, um den Handel zu begünstigen? Uebrigens, worin »bestand denn dieses Handels-Interesse? Den französischen Pres»sen zuzuwenden, was man den auswärtigen Pressen entzog, »oder einen Theil des Gewinstes der auswärtigen Pressen nach »Frankreich zu ziehn, dadurch, daß die Einfuhr und der »Verkauf auswärtiger Bücher in Frankreich begünstigt wurde? »Wie hat ein so elender Kalkul die Minister eines Staates, »wie des unsrigen, blenden, insbesondere wie hat er einem, durch »seinen Muth und sein Unglück so ehrwürdigen Minister, wie »Malesherbes, nur in den Sinn kommen können? Indeß »war es der politische Vorwand zur Beschönigung dieser höchst »unpolitischen Toleranz; im Hintergrunde lag, was man die »unselige Herrschaft des Geldes genannt hat. Das »Geld kann zu Allem dienen, so lange es als bloßes Mittel an»gewendet wird: sobald es aber Prinzip und allgemeiner Zweck »wird, so wird es alles zerstören, und nichts wieder aufbauen. »Wären die schlechten Bücher durch strenge Aufsicht und ernsthafte

»Rüge aus Frankreich abgeschafft worden, so würde der »Handel mit den guten Büchern gewonnen haben, was der mit »den schlechten verloren hätte, wie sich nach natürlichen Gesetzen »überall die Gewerbsthätigkeit auf der einen Seite vermehrt, »wenn sie von der andern zurückgewiesen wird.«

»Was nun die Schriftsteller angeht, so ist das Talent eine »Gabe der Natur, deren wesentlicher Werth sich nach dem Ge- »brauche richtet, den man davon macht; gut angewendet, ver- »dient es Belohnung und Ehre, schlecht angewendet, Schande »und Strafe; im letzteren Falle ist es ein Feind, der um so ge- »fährlicher ist, als er besser bewaffnet ist. Uebrigens aber kann »es niemals weder für grausam, noch für gehässig gelten, einem »Manne von Talent, wie ausgezeichnet er auch seyn möge, zu »sagen: Meide das Land, dessen Gesetze dir verhaßt sind, und »kehre nie zurück! Welches Unheil wäre verhütet worden, wenn »man so zu sprechen gewagt hätte.« (Cours de Littérature T. II.)

Herr Lacretelle sagte in einer feyerlichen Sitzung der königlichen Societät der guten Wissenschaften am 6. Febr. 1824: »Die Veteranen der französischen Revolution besorgten, daß die Gottlosigkeit und der Atheismus in der Seele von Leuten, welche noch ihre Verfassungs-Traktaten unter die Anrufung der heiligen Dreyeinigkeit stellten, und der katholischen Religion eine Huldigung darbrachten, der sie bald nachher so untreu werden sollten, nicht tief genug Wurzel geschlagen hätten — (man sieht, daß ich von den liberalen Umtrieben zu Gunsten der Rebellion der Cortes rede) —; daher wollte man ihren Muth beleben, dreyfaches Erz auf ihre Brust legen, sie zur eigentlichen Mitschuld hinreißen, indem man sie mit dem Wahnsinn der Irreligion ansteckte, und sie zu allen Freveln des politischen Wahnsinns anleitete. Unser Buchhandel, den der Geldgeiz gottlos gemacht hatte, wurde das verruchte Werkzeug dieses Plans. Die Leichen nichtswürdiger Schriftsteller, und Bücher, die man kaum nennen konnte, ohne zu erröthen und zu schaudern, wurden wieder ausgegraben; alle, selbst La Metrie, selbst Holbach, kamen wieder ans Licht. Die trostlosen und langweiligen Werke von Volney und Düpuis wurden in einem Zeitraume von fünf Jahren zwanzig Mal von neuem aufgelegt. Wenn man im Schrecken über die Rückkehr aller dieser ekelhaften Gespenster fragte, für wen diese Massen von Gottlosigkeit in Duodez-Format und von Taschen-Atheismus bestimmt seyen, so hat man uns Spanien, Portugall, die Kolonien der neuen Welt genannt *), und

*) Anm. d. Uebers. Man hat diese Unternehmungen in Deutschland bisher zu ausschließend auf Frankreich bezogen, und

gesagt, daß der Ueberschuß bestimmt sey, unsere Schulen, unsere Werkstätten, unsere Landleute zu verderben. — Ich sehe im Geist alle diese armen spanischen, italienischen, portugiesischen Revolutionäre auf ihrer Flucht, unter ihrer übrigen geringen Bagage diese verwünschten Geschenke ihrer französischen Gönner und Freunde in ihrer Trostlosigkeit fortschleppen; anstatt irgend eine Zuflucht vor den Vorwürfen ihres Gewissens, nichts darin finden, als eine immer neue Nahrung für ihre Verzweiflung. Wie schrecklich ist es, verbannt durch die Länder der Erde zu ziehen, und an keinem Orte Gott zu finden, den liebreichen Gott, der uns die Thüren gastfreundlicher Hütten öffnet! Vielleicht aber nähren sie noch immer die Hoffnung, ihr Vaterland zu zerrütten; dann aber hat diese Hoffnung keinen Grund, als in dem Wahne, daß der Same des Atheismus, den wir über Spanien und so viele der schönsten Länder der Erde ausgestreut, aufgehen müsse.«

---

nicht begreifen können, wie diese hunderte von Auflagen veralteter und vergessener Autoren Absatz in Frankreich finden könnten. Man hat übersehen, wie Spanien, Portugall und die beyden Indien, die der Aufwieglung preisgegeben waren, den eigentlichen Hintergrund der Pariser buchhändlerischen Spekulationen ausmachten. Die Spekulation war überlegter, wenn auch deßhalb vielleicht nicht viel glücklicher, als man dachte. In Frankreich diente sie dazu, die sanguinischen Statistiker der Revolution, Hrn. Charles du Pin und andere glauben zu machen, wie unermeßlich viel in Frankreich gelesen und fortgeschritten wurde; und wie das Volk von Neapel sich von seinem bewunderungsvollen Erstaunen nicht erholen kann, wenn ihm Herolde alljährlich öffentlich verkündigen, wie viel die ganze Stadt im Laufe des Jahres an Rind- und Federvieh, Eyern rc. verzehret, und bey der Gelegenheit der Appetit manches Wohlhabenden angelockt werden mag, alsogleich durch eine fette Mahlzeit dazu beyzutragen, daß die nächste Berechnung noch erstaunlicher ausfalle — so mag auch mancher Franzose bey den liberalen Zahlen des Herrn Düpin zum Ankauf der vielen, von Pariser Spekulanten aufgewärmten Schüsseln bewogen worden seyn. Das Hauptaugenmerk der Buchhändler aber war der Westen, und selbst der hinterste Westen. Man kann sicher glauben, daß noch heut unzählige Ballen dieser gottlosen Waare nicht nur in Spanien und Portugall, sondern selbst in Columbien, Mexiko und Buenos-Ayres uneröffnet, ungelesen, und was schlimmer ist, unbezahlt magaziniren, und daß viele Unternehmer es schon jetzt schwer büßen müssen, die Brände diesseits und jenseits der Meere für die Morgenröthe der Philosophie und der Civilisation der westlichen Halbkugel angesehen zu haben.

Art. VI. Espagne poétique. Par D. *Juan Maria Maury*, Tome deuxième. *Paris*, 1827. 8. *).

Mit diesem zweyten Bande ist das vorliegende Werk geschlossen. Es gibt in anziehendem Gegensatz eine Auswahl von jenen ächtspanischen Dichtungen, die aus dem eigenthümlichsten Leben des Volkes hervorgingen, und Proben von den poetischen Erzeugnissen der Dichter vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage, auf welche nicht nur die altklassische, sondern auch die französische und zum Theil auch die englische Literatur bedeutenden Einfluß geübt, und ihre Nationalität, nicht immer zu ihrem Vortheile, oft gänzlich verwischt hat. Wir halten diese Zusammenstellung für einen eigenthümlichen Vorzug des vorliegenden Werkes: denn hat auch in den früheren Perioden die arabische, provenzalische, italienische und altklassische Literatur auf die mehr künstlerischen Schöpfungen der spanischen Dichter vielfach eingewirkt, so tritt doch der Gegensatz zwischen dem Volksthümlichen und Angebildeten nicht leicht schärfer hervor, als wenn man jene alten Nationalgesänge, jene Lieder aus dem Munde des Volkes, die uns den Spanier zeigen, wie er leibt und lebt, ein treues Bild seiner Anlagen physischen und politischen Verhältnisse, Neigungen und Leidenschaften, mit den poetischen Erzeugnissen der spanischen Muse im vorigen Jahrhunderte vergleicht, wo auch diese gebornen Sänger, der Tyranney der französischen Schule huldigten, ihre glühende Phantasie mit französischer Glätte und Nüchternheit zu vertau-

*) Der erste Theil wurde im XXXVII. Bande dieser Jahrb., Anz. Bl. S 8—14, angezeigt. Vergl. auch die Anzeige dieses Theiles in den Ocios de Españoles emigrados, Londres, 1824. seqq. 8. Segunda Epoca Enero, 1827. p. 97—111. Der Rec. sieht durch Maury's Werk eine Lücke sowohl in der französischen als spanischen Literatur ausgefüllt, »denn,« sagt er, »die Italiener hatten einen Conti, der in den zierlichsten Versen ihnen die Blüthe unserer besten Dichter darbrachte, den Engländern bürgt die »Antologia Española« des Mr. Wiffen, deren baldige Erscheinung wir bereits angekündigt sahen, dafür, sich desselben Genusses erfreuen zu können, wie es von dem Uebersetzer des Tasso und Garcilaso nicht anders zu erwarten steht; die Deutschen zählen unter ihren gründlichen Kritikern und Forschern in der Literatur des Südens eine ehrenwerthe Reihe von Männern, die ihren Landsleuten die Schönheiten der kastilischen Poesie enthüllt, erklärt und zugänglich gemacht haben; nur die Franzosen, die vielleicht unter allen Nationen am meisten den Spaniern zu verdanken haben, vernachläßigten bisher nicht nur die genauere Bekanntschaft mit der spanischen Literatur, sondern ließen sich auch in dieser Beziehung die gröbsten Irrthümer zuSchulden kommen« u. s. w.

schen suchten, und das Zeitalter des Cid über dem Ludwig's XIV. zu vergessen schienen. Umsonst eiferte der wackere Huerta (dem unser Verfasser, wahrscheinlich um seinen Geschmack bey den Klassikern an der Seine in keinen übeln Ruf zu bringen, kein Plätzchen in seiner Sammlung gegönnt hat) mit ächt kastilischem Stolze gegen den Unfug der Gallicisten. Die Spanier schienen nur vom Auslande eine heilbringende Umgestaltung nicht nur ihrer wissenschaftlichen, sondern auch ihrer schönen Literatur zu erwarten. Und zum Theil kam sie auch von daher, nur von einer ganz andern Seite, als von den Nachbarn jenseits der Pyrenäen: denn gleichwie die Waffen Britanniens den Spaniern das Fremdlingsjoch des Usurpators abschütteln halfen, so entriß eine nähere Bekanntschaft mit dem kräftigen, freyeren Gesange der Britten ihre besseren Köpfe den beengenden Fesseln des französischen Schulzwanges, an der fremden erstarkte die eigene Kraft, mit stolzem Selbstgefühle lernten sie einsehen, daß ein Volk, das vielleicht allein unter den neu-europäischen dem Riesengeiste Shakspeare einen würdigen Nebenbuhler in Calderon zur Seite stellen kann, nicht erst von Boileau und Batteux sich Regeln erbetteln darf, um seine üppig blühenden Hesperidenhaine in schulgerecht zugestutzte Buchswände à la française zu verwandeln. In Melendez und seinen Schülern ging den Spaniern eine schöne Morgenröthe auf, und versprach einen herrlichen Tag —, doch leider zogen sich schwere Gewitterwolken am politischen Horizonte über dem unglücklichen Lande zusammen, welche das Himmelslicht der Poesie fast ganz zu verdunkeln drohen.

Diese Betrachtungen drängten sich wenigstens dem Ref. unwillkürlich auf, als er den Inhalt des vorliegenden Bandes durchlief; und in so weit erscheint ihm diese Zusammenstellung nicht minder als ein eigenthümlicher Vorzug vorliegender Sammlung, wenn auch den Verfasser andere Beweggründe nach seiner ausdrücklichen Angabe dazu vermochten.

Denn die einleitende Abhandlung (dissertation préliminaire) zur ersten Abtheilung dieses Bandes, welche die versprochene »collection spéciale« unter dem Titel: »Genre national enthält *), beginnt Herr Maury mit folgenden Worten: »L'ordre des temps (nämlich dix-septième siècle, entrant dans le dix-huitième siècle) nous place maintenant entre la corruption croissante et la restauration tardive du goût, dans une période sans nom poétique (etwa die mexikanische Nonne Inez de la Cruz ausgenommen). Ici, au défaut

*) Siehe die Anzeige des ersten Bandes, S. 12.

d'individus, nous avons fait un corps du genre national, en puisant dans divers auteurs, à différentes époques.« Und fürwahr! auch dieser Beweggrund entschuldigt hinlänglich für den begangenen Anachronismus; zumal wenn man bedenkt, daß Herr Maury als Patriot die schwächste Seite seiner vaterländischen Literatur nicht leicht besser hätte verhüllen können, als durch den Zaubermantel der Romanze, oder durch die schalkhaft umgeworfene Mantilla des Volksliedes. Was den Inhalt der vorausgehenden Abhandlung betrifft, so wollen wir den Verfasser selbst darüber sprechen lassen: er fährt nämlich also fort: »Nos indications préliminaires vont se composer de détails sur le genre, et d'aperçus historiques, qui nous paraissent s'y rattacher, avec quelque intérêt indépendant de ce rapport.«

Zuerst handelt der Verfasser von den Romanzen, »diesen Iliaden ohne Homer,« wie sie Lope de Vega nennt. Nach so Vielem, was vorzüglich unter uns bereits über diese Dichtungsgattung der Spanier gesagt worden ist, erlaubt sich Ref. dennoch, die kurze, aber lebendige und treffende Schilderung dieser Dichtungen von einem geistvollen Britten hier einzuschalten. »Die Volkspoesie der Spanier,« sagt Herr Bowring *), »ist

*) Ancient Poetry and Romances of Spain. Selected and translated by John Bowring. London, 1824. 8. p. VI. (S. die Anzeige dieses Werkes in den Ocios de Españoles emigrados. Londres, 1824. seqq. 8. T. II. p. 190). Wir machen besonders aufmerksam auf Herrn Bowring's Versuch, die spanischen versos asonantes im Englischen nachzubilden, S. 107 Romance: »En el valle de Pisuerga,« und auf die Uebersetzung eines spanischen Nationalliedes aus unsern Tagen, S. 158: »Vivir en cadenas cuan triste es vivir.« — Als ein Nachtrag zur Literatur der Romanceros mögen hier folgende Notizen stehen, die jedoch auf keine Vollständigkeit Anspruch machen: in der Sammlung von D Ramon Fernandez, die zu Madrid in den Jahren 1785 — 1797 unter dem Titel: Poesias de los mejores autores españoles in zwanzig Oktavbänden erschien, enthält der sechzehnte und siebzehnte Band eine Auswahl aus den Cancioneros und Romanceros, mit einer Einleitung, welche von dem berühmten Dichter D. M. J. Quintana ist (vergl. *Ocios* de Españ. emigrad. T. IV. p. 4); — in dieses Dichters eigener Sammlung, die zu Madrid 1807 unter dem Titel: Poesias selectas castellanas desde el tiempo de Juan de Mena hasta nuestros dias. 3 Vol. 8.. und Madrid (Perpiñan) 1817, 4 Vol. 18., erschien, enthält in der letztern Ausgabe der zweyte Band S. 187 — 365 einen kleinen Romancero; — von Deppings bekannter Sammlung altspanischer Romanzen (vgl. *Journal des Savans*, 1818, Aout. p. 478. Art. de *Raynouard)* wurde unlängst ein verbesserter Abdruck der historischen und Ritterromanzen von dem

deßhalb besonders anziehend, weil sie wahrhaft national ist. Ihr Einfluß hat vielleicht mehr als irgend ein anderer Umstand beygetragen, die eigenthümlichen Grundzüge des spanischen Volkes Jahrhunderte hindurch zu erhalten. Seine Sprache, seine täglichen Gedanken und Gefühle, sein ganzes Daseyn, alles trug das Gepräge seiner romantischen Gesänge. Nicht bloß durch das Gedächtniß oder die Vorliebe des Volkes sind seine Sänger unsterblich; sie leben fort in den täglichen Beschäftigungen desselben, in seinen Freuden und Leiden. Alles hat sich vereint, dieses eigenthümliche Leben hervorzubringen. Der übermüthig-stolze Orientalismus der Moslims und die harten Kämpfe für Freyheit glühender, muthiger Abenteurer; — die fahrende Ritterschaft in den Zeiten der Chevalerie, die Musik der Trobadoren; — dieses rege Leben umgeben von hohen Bergen, mächtigen Strömen, der erdumfassenden See und einem wolkenlosen Himmel, wiedergegeben in einer ganz vorzüglich dichterischen und klangreichen Sprache, dieses alles erzeugte und begünstigte den romantischen Gesang in der ganzen Halbinsel, und hinterließ einen unauslöschlichen, eigenthümlichen Eindruck in dem Gemüthe aller ihrer Bewohner.« — Doch wir kehren zu unserem Verfasser zurück. Nachdem er die Bedeutung des Wortes: Romance, auf die bekannte Weise (Volkssprache zum Unterschiede von der lateinischen oder Gelehrtensprache) erklärt hat, fügt er hinzu: »Aujourd'hui les Castillans diront *mettre en romance*, pour traduire d'une langue savante, et *parler en romance*, pour parler d'une manière claire et simple. D'accord avec l'idée attachée au nom qu'il reçut, la romance a donc été la poésie populaire, la composition la moins travaillée de toutes.» Natürlich wird bey dieser Gelegenheit auch der Assonanz erwähnt, und Hr. Maury klagt ganz naiv seine Noth als Uebersetzer: »Aussi le traducteur en vers français de ces compositions lutte-t-il avec un désavantage de plus, dès qu'il subit une contrainte que n'ont point eue ses modèles: il y a lieu de croire que s'ils eussent

spanischen Buchdrucker Calero in London veranstaltet, welcher den Titel führt: Coleccion de los mas célebres romances antiguos españoles, historicos y caballerescos, publ. por C. B. Depping, y ahora considerablemente enmendada por un Español refugiado. Londres. Calero. 1825. 2 Vol. 16. (S. *Ocios* de Esp. emigrad IV. p. 1. seqq.); — endlich hat Herr Abel Hugo herausgegeben: Romancero y historia del Rey de España D. Rodrigo, postrero de los Godos, en lenguage antiguo. Paris. 1821. 12. (Vgl. *Journal des Savans*, 1822, Août., p. 464—73. Art. de *Raynouard*; — und *Revue encyclop.* T. XIV. (1822), p. 614.)

rimé, une diction moins nette aurait donné plus beau jeu à sa diction rivale (?).«

»Der Gedanke einer That, irgend ein Bild, ein lebendiges Gefühl reizt den Spanier, die Guitarre zu ergreifen, und aus der That, dem Bilde und dem Gefühle wird die Romanze,« sagt sehr treffend ein geistreicher deutscher Kritiker *), und daher diese Mannigfaltigkeit des Gegenstandes, diese Verschiedenheit des Tones in den Romanzen, von der heroischen, welche die Großthaten des Kampfhelden Ruy Diaz besingt, bis zur tändelnden Letrilla, deren Heldin die reizende Vaquera de la Finojosa ist. Doch der Spanier liebt das Entgegengesetzteste in derselben Gattung zu verbinden, und seine Sprache eignet sich ganz vorzüglich dazu. Unser Verfasser sucht diese Sonderbarkeit der spanischen Literatur in den Sitten seines Volkes nachzuweisen. »Was vielleicht einem Fremden,« sagt er, »anfangs am meisten auffällt, aber nachdem er einige Zeit unter uns sich aufgehalten hat, gewiß nicht minder anzieht, das ist die Hintansetzung alles Rangunterschiedes (l'absence des distinctions), das ungenirte Wesen (le laisser-aller, was die Spanier »franqueza« nennen), die außerordentliche Leichtigkeit Verbindungen anzuknüpfen, die gänzliche Verschmelzung aller Klassen der Gesellschaft durch die gleiche Lebensweise. Kein Land ist dem Prinzipe nach aristokratischer gesinnt, kein Land in der Anwendung demokratischer. Unsere Granden scheinen nur bestrebt, sich den Geringeren gleich zu stellen, und im täglichen Verkehre des Lebens sich so einfach als möglich zu zeigen, man möchte sagen, wie gute Kinder. Die Adeligen von minderem Range wollen nicht hinter den Granden zurückbleiben, und beyde halten es für ein Glück, mit den Plebejern auf einem vertrauten Fuße umzugehen. Die Plebejer, die, wie bekannt, sich alle für gute Edelleute halten, verwundern sich darüber gar nicht, ja sie glau-

*) W. Häring (W. Alexis) im Hermes, Bd. XXI. S. 47. — In der trefflichen Floresta de rimas antiguas Castellanas von Böhl de Faber (Hamburg, 1821—25. 3 Theile in 8.) befinden sich im ersten Theile 45 Romanzen (Nr. 122—165), die der gelehrte Herausgeber für ächte Volksromanzen hält, und (Nr. 319—328) zehn der besten komischen Romanzen; auch der dritte Theil derselben Sammlung enthält unter Nr. 845—849, 858, 859, und 955—957 noch eine Nachlese von Romanzen im Volkstone. Die historischen Romanzen wurden von dieser Sammlung ausgeschlossen, da der Herausgeber einen chronologisch-historischen Romancero auszuarbeiten gedenkt (Thl. I. S 6, Anm.); mithin fällt von selbst der Vorwurf weg, den der der deutschen Sprache unkundige Recensent in den Ocios (T. V. p. 451) dieser Sammlung machte.

den nicht einmal, es eigentlich für eine Ehre ansehen zu müssen; und so bilden sich zwanglose Verbindungen unter ihnen, in denen eine Art von Gleichheit herrscht, die sich oft von den Vätern auf die Söhne fortpflanzen, ohne Rücksicht auf den auffallenden Unterschied von Seite des Ranges oder der Geburt. Man betrachte nur die Spanier an öffentlichen Orten: derselbe braune Mantel bedeckt das mit Goldtressen besetzte Kleid, und verhüllt die durchlöcherte Weste. Die schöne Herzogin von Alba, die über die Straße gehen zu sehen, die kleinen Jungen ihre Spiele unterbrachen, war eben so gekleidet, wie ihre Kammerfrauen oder unsere Mägde. Man gehe ins Theater, da ist in jenen höhern Regionen, die man an einigen Orten das Paradies zu nennen pflegt, eine Gallerie, auf welcher sich zuweilen die Schönen des Hofes einfinden, um ihren Platz neben andern Schönen einzunehmen, die weniger als bürgerliche sind. In der Kirche, die der Gleichheit ohnehin günstiger ist, wird sie nur zu Gunsten der Geringeren gestört. Schreitet eine Frau mit stolzer Haltung mitten durch das Schiff der Kirche, um sich am Rande des Hochaltars niederzulassen, so darf man sicher seyn, daß es ein Weib aus der gemeineren Volksklasse ist, während die Dame von Rang bescheiden in einem Winkel bleibt, auf das harte Steinpflaster hinkniet, oder auf die eigenen Fersen sich setzt. Findet euch bey den Stiergefechten ein, die wir Feste nennen, dort werdet ihr die höhern Klassen den Balkon vermeiden sehn, um sich unter das Volk an den Stufen des Amphitheaters zu mischen, von wo aus man sich im Nothfall unter die handelnden Personen begeben kann; ja ihr werdet nicht sicher seyn, daß nicht ein großer Herr unvermerkt in den Cirkus sich hineindrängt, um sich auf einen Augenblick mit dem Stiere zu messen, wenn dieser sich dem Schranken nähert, durch den er nur ungern von dem Thiere getrennt wird *).«

Der Verfasser geht hierauf die verschiedenen Arten von spanischen Romanzen durch, ohne sich auf die Frage einzulassen, ob die Romanze rein spanischen Ursprungs sey, oder erst von den Mauren in Spanien eingeführt wurde? Nach einer kurzen Erwähnung der Ritter-Romanzen, deren »preux Chevaliers« aus dem trojanischen Kriege oder aus den fabelhaften Kreisen Karl des Großen und seiner Paladine, oder den noch unsichreren Sagen der einheimischen Geschichte genommen sind, geht

*) Wir haben mit eigenen Händen dem Vicomte von Miranda, Granden von Spanien erster Klasse, Beyfall zugeklatscht, einem berühmten Nebenbuhler der ersten Ringer des andalusischen Kampfplatzes. Anm. d. Verf.

er zu den historischen Romanzen über, die Corneille (in der Vorrede zum Cid) »die zerstreuten Originale der spanischen Geschichte« nennt. Natürlich werden hier die Romanzen, welche die Heldenthaten des Cid besingen, vorzugsweise angeführt, und mehrere in der Einleitung selbst, zur Probe in Prosa übersetzt und mit historischen Bemerkungen begleitet, mitgetheilt; denn, sagt Hr. Maury: »leur style, sauf la concision de quelques tours, ne se recommande que par ce grand naturel continu, ce manque d'apprêt, du reste inimitable; c'est pourquoi, quand il se pourrait, à la rigueur, que des vers soignés en esquissassent le caractère, il nous a paru plus en harmonie avec la prose *).« Die Originale aber sind hinter der Einleitung, S. 53—71, abgedruckt.

»Die Muse der Romanze,« fährt der Verfasser fort, »verließ allmälich die niedere Region (terre-à-terre) des guten alten Styls, und maßte sich an, auf eine Höhe sich zu schwingen, wo ihre Bestrebungen nicht immer mit gutem Erfolge gekrönt wurden. Hekuba und Polyxena, Marius auf den Ruinen von Karthago, Pompejus und andere ausgezeichnete Personen des Alterthums sind irgendwo anders weit besser auf ihrem Platze, als in unsern heroischen Romanzen. Nur zwey Stücke dieser Art, und zwar aus der vaterländischen Geschichte, hat der Verfasser in diese Sammlung aufgenommen.

Durch die Einnahme Granada's unter den katholischen Königen errangen die Spanier den schönsten Theil der Halbinsel, das herrliche Andalusien; aber nicht minder wurde die spanische Poesie und vorzüglich das Gebiet der Romanze bereichert, als die Spanier in nähere Verbindung mit den Abkömmlingen Muza's und Tarif's traten. Gehören die historischen Roman-

---

*) Der Verfasser selbst macht aber aufmerksam auf die meist gelungene Uebersetzung in Versen, welche unter dem Titel erschien: ¡Le Cid. Romances espagnoles, imitées en romances françaises, par Mr. *Creuzé de Lesser*. Paris, 1814. 12. — In französischer Prosa hatte schon in den Jahrgängen 1782, 1783 und 1784 der Bibliothèque des Romans ein Ungenannter mehrere der vorzüglichsten spanischen Romanzen übersetzt. — Auch Herr Abel Hugo gab 1822 zu Paris heraus: Romances historiques espagnoles traduites en français (vgl. *Journal des Savans*, 1822. Décembre, p. 707—715. Art. de M. Raynouard). Die Romanzen vom Cid gedenkt er in einem eigenen Werke zu sammeln und zu bearbeiten. — Von den deutschen Uebersetzungen spanischer Romanzen sind außer Herder's allbekanntem Cid vorzüglich folgende zwey Werke zu nennen: Altspanische Romanzen, besonders vom Cid und Kaiser Karls Paladinen, übersetzt von Fr. Diez. Berlin, 1821. 8.; und: Spanische Romanzen, übersetzt von Beauregard Pandin. Berlin, 1823. 8. Vgl. Hermes, Bd. XXI. S. 1 ff. Rec. v. Häring (W. Alexis).

zen fast ausschließlich dem nördlichen Spanien und Kastilien an, so sind die maurischen Romanzen herrliche Blüthen des Südens, die ursprünglich nur auf der zauberischen Vega um Granada, in den Feengärten von Alhambra und Generalif wuchsen. Eine neue Welt enthüllten diese feurig-zarten Kinder der durch Spaniens Himmel gemilderten orientalischen Phantasie den erstaunten Blicken des stolzen Kastiliers, bald priesen sie den behenden Sieger im Cañas-Spiel auf dem Vivarrambla-Platze, bald schilderten sie die blutigen Kämpfe der Zegris und Abencerragen, oder erzählten, wie Gazul beym verführerischen Zambra seiner Zaida den verhängnißvollen Kuß raubte; mit stolzer Wehmuth besangen sie die Thaten des letzten maurischen Helden, des tapfern Cidi-Muza, oder klagten verzweiflungsvoll um den Verlust von Alhama. — Wie konnte der für Gesang, zärtliche und kriegerische Abenteuer gleich begeisterte Spanier so vielem Reize widerstehen? Er horchte mit Begierde diesen Gesängen, übertrug sie in seine Sprache, ahmte sie nach, ja dichtete selbst neue in dem Geiste seiner maurischen Brüder, und so haben wir dieser Verschmelzung des Orients und Occidents die herrlichsten Blüthen der spanischen Romanzenpoesie zu verdanken.

»Als die fortgeschrittene Bildung der Sprache und Dichtkunst,« sagt unser Verfasser, »auch in den Romanzen mehr Mannigfaltigkeit möglich machte, fand sich der reichlichste Stoff dafür in der Galanterie der Mauren. Die kastilischen Verse erhielten eine neue Anmuth durch die sanften, volltönenden arabischen Namen (wer denkt nicht an die liebliche Romanze: Yo mera Mora Morayma, morilla d'un bel catar etc.); das spanische Gemüth wurde mächtig angezogen von der Schilderung der Thaten und Gefühle jener furchtbaren und zärtlichen Krieger; die inneren Zwistigkeiten derselben, die den Sturz des letzten islamitischen Thrones in der Halbinsel beförderten, wurden Gegenstand des spanischen Gesanges«

»Manchmal waren die Sitten der Mauren nur eine Verhüllung, sehr gute Christen schwuren beym Mohammed, und seufzten in ihren Versen um erdichtete Zelimen und Zelidaren.«

»Oft ist man genöthigt, anzunehmen, daß die Romanciers ihren poetischen Erzeugnissen der Einbildungskraft einen gleichfalls erdichteten historischen Hintergrund gegeben haben. Wie dem aber auch immer sey, so fiel unsere Wahl hauptsächlich nur auf solche Stücke, die durch Lokalfarbe und Schilderung der Sitten dem vorzüglichsten Erforderniß, das man an sie machen muß, zu entsprechen schienen.«

»Wir wollen deßhalb keineswegs diese Sagen verachten, tragen sie nur jenen Charakter von Echtheit an sich, den die

höhere Kritik, selbst in der strengen Geschichte, den nackten Thatsachen vorziehen darf.«

Hierauf theilt Herr Maury, hauptsächlich nach den Romanzen, einige Züge aus der Geschichte der Mauren in Spanien mit, die zugleich als Erläuterung der in die Sammlung selbst aufgenommenen Stücke dienen.

Noch wollen wir bemerken, daß schon Voiture in der Nachahmung der maurischen Romanzen sich mit Glück versucht hat (Depping Sammlung von Romanzen. Leipzig, 1817. S. XLI der Einleitung, nach Pinkerton), und von dem bekannten Buche Hita's: las guerras civiles de Granada,« bereits 1683 eine französische Uebersetzung zu Paris in drey Bändchen in 12. erschienen ist. (Ebert bibliographisches Lexikon, Art. Guerras [1]).

Fast gleichzeitig mit den maurischen Romanzen entstanden, ungefähr in den letzten Decennien des funfzehnten Jahrhunderts, die Schäferromanzen in Spanien; denn sehr schnell scheint die Schäferpoesie, gleich nach ihrer Entstehung, in die Romanzenpoesie übergegangen zu seyn [2]).

»Die trotzigen maurischen Krieger,« fährt unser Verfasser

---

[1]) Außerdem, daß Wilson de la Colombière in seinem Théâtre d'honneur (Tome II. p. 367 seqq.) Auszüge aus Hita's Werke mitgetheilt, und Florian einen großen Theil des Stoffes zu seinem Gonsalve de Cordoue daraus entlehnt hat, erschien in neuerer Zeit eine französische Uebersetzung desselben unter dem Titel: Histoire chevaleresque des Maures de Grenade, trad. de l'Espagnol avec des remarques sur les Musulmans par *Sané*. Paris, 1809. 2 Vol. 8. Nur sind hier die Romanzen in Prosa übertragen. Nach dem Französischen des Sané wurde es ins Deutsche übersetzt von Herrn von Zimmermann (Bremen, 1810. 2 Vol. 8.), nachdem schon früher Bertuch in seinem Magazin d. span. und portug. Lit. (Bd. I. S. 275—318) ein Kapitel desselben, die Ermordung der Abencerragen, aus dem Original übersetzt, mitgetheilt hatte. Die neueste deutsche Uebersetzung aus dem Originale aber, mit metrischer Uebertragung der Romanzen, erschien zu Berlin, 1821, von C. A. W. Spalding. Eine englische Uebersetzung des ganzen Werkes kennt Ref. nur dem Titel nach aus dem Londoner Bücherverzeichnisse von Bent: History of Civil Wars of Granada. 8. Einzelne Romanzen sind daraus ins Englische übersetzt z. B. in Carter's journey from Gibraltar to Malaga (London, 1777. Vol. II. pag. 342 seqq.), von Lord Byron die berühmte Romanze auf den Verlust Alhama's, in seinen sämmtl. Werken (London, 1819. T. III. p. 307 seqq.), und in der oben erwähnten Sammlung von Bowring (p. 142, 146, 147, 149, 153 u. s. w.).

[2]) Bouterwek Gesch. d. Poesie u. Beredſ., Bd. 3, S. 119 u. 120.

fort, »und die stolzen Schönheiten des islamitischen Hofes von Granada machten in unsern Romanzen den bescheidenen Schäfern an den Ufern des Tajo und Manzanares Platz. Man gewann an Frische, was man an Glanz verlor. Doch erlaubte die der Schäferpoesie zukommende sanftere Farbenmischung nicht, diese Art von Romanzen unter uns mit so hervorstechenden Zügen und Einzelnheiten auszustatten, daß ihr dadurch ein eigenthümlicher Charakter aufgedrückt worden wäre.« Darum hat auch der Verfasser nur eine Romanze dieser Art (Lisardo y Alcida), in der das Heroische mit dem Pastoralen auf eine eigenthümliche Weise verbunden ist, in seine Sammlung aufgenommen, und den heroischen Romanzen angehängt.

Besingen die ersten drey der bisher aufgezählten Arten von Romanzen vorzugsweise die Kämpfe, kriegerischen und verliebten Abenteuer von erdichteten und wirklichen Helden, aus dem grauen Alterthume, dem Nebellande der Sage oder den thatenreichen Zeiten der vaterländischen Geschichte; mußte die zuletzt genannte Art erst ein Arkadien erträumen, um girrende Schäfer und Schäferinnen ihre verliebten Klagen vorbringen zu lassen: so lernen wir das Leben des spanischen Volkes in friedlichen Zeiten, das tägliche Treiben desselben, die eigenthümlichen Gewohnheiten und Neigungen, besonders der niederen Stände, kurz den Charakter der Nation mit seinen Licht- und Schattenseiten am besten aus jenen kürzeren Romanzen kennen, die die Spanier Letrillas nennen.

Mit dem Namen »Letrilla« (eigentlich ein kleines, singbares Gedicht, Lied, Liedchen) bezeichnete man zwar ursprünglich Lieder mit bestimmten Wiederholungsstrophen oder Versen (refrains obligés), die ein längeres Metrum, als die spätern, eben so genannten verkleinerten Romanzen hatten, sie gehören den ersten Zeiten der nach Regeln geübten Dichtkunst an, und sind durchaus gereimt, da die Assonanz eine spätere Erfindung ist; auch findet man sie jeder Schreibart angepaßt.

Jene verkleinerten Romanzen (romances diminués) aber, von denen hier die Rede ist, und denen man später auch den Namen Letrillas gab, haben ein kurzes, rasches Metrum, gehören der niedern Schreibart an, und ihr Gegenstand ist aus dem gewöhnlichen Leben, besonders dem ländlichen, gewählt; meist nehmen sie eine scherzhafte, neckende Wendung, und sind voll feiner Anspielungen und Beziehungen, die dem Fremden oft sehr das Verständniß erschweren, dem Eingebornen aber großen Genuß gewähren. Manchmal ist der Scherz bis zur Ausgelassenheit gesteigert (z. B. in dem nicht sehr verblümten: Caracoles me pide la niña, y pidelos cada dia; und in dem feine-

ren: Soy toquera y vendo tocas, y tengo mi cofre, donde las otras; beyde auch bey Depping, S. 430 u 431), »denn wo der Ernst ächt ist,« sagt ein gründlicher und geistreicher Kenner der spanischen Literatur, »da zeigt sich auch der Spaß ausgelassen. So besitzen auch die Spanier eine Anzahl heiterer Possen und Parodieen, die das Leben von der freyen und heiteren Seite nehmen *).« Von den übrigen Romanzenarten unterscheidet sich die Letrilla kaum in der Form, noch weniger als die Seguidilla, welche darin von der Romanzenform abweicht, daß ihre vierzeiligen Strophen immer getrennt sind, und dann jede eine von der andern verschiedene Assonanz haben kann. Die Letrilla hingegen besteht, wie die Romanze, aus einer Reihe von vierzeiligen Strophen (redondillas) jener Versart, die man versos de redondilla menor ó mayor nennt (enteros oder quebrados, meist aber aus der letzteren), von denen der erste und dritte frey oder gereimt sind, der zweyte und vierte aber assoniren, oder umgekehrt, doch muß die Assonanz in allen Strophen dieselbe bleiben; auch werden gewöhnlich ein oder mehrere Verse nach jeder oder mehreren Strophen wiederholt (refrain), doch ist dieß kein nothwendiges Erforderniß.

Mehr aber als durch die Form unterscheidet sich die Letrilla durch den Inhalt und den Styl von der eigentlichen Romanze: »Die größte Einfachheit,« sagt unser Verfasser, »spricht sich hier (in den Letrillas) im naivsten Ton aus, jede Wendung ist durchaus aus der vertrauteren oder Umgangssprache genommen, und die außerordentliche Kürze des Metrums gibt den Letrillas eine viel raschere Bewegung, als den eigentlichen Romanzen.« Daß die Verpflanzung dieser eigensinnigen Kinder des spanischen Bodens mit allen ihren Reizen in einen fremden keine leichte Sache sey, fühlt auch Herr Maury, der sich über die Grundsätze, die er dabey befolgte, folgendermaßen erklärt: »Là, surtout, le traducteur a dû faire plus d'attention à l'esprit de l'ensemble qu'au détail des pensées;« — und: »Là, surtout, on a dû s'attacher à l'imitation des rhythmes.« Und nun vollends: »dans une langue jalouse, à l'excès, des bienséances.« Daher: »Il nous arrive presque toujours, dans le genre familier, de nous mettre un ou deux tons plus haut que le diapason du castillan.«

Ursprünglich wurden die Romanzen so gewiß abgesungen, wie die Rhapsodieen der Iliade und Odyssee; allein diese Zeiten sind längst vorbey. »Denn, sagt der Verfasser, »indem

*) *Böhl de Faber*, floresta de rimas antiguas castellanas. Tom. I. p. 7 der Erläuterungen.

die Romanzen an poetischer Wichtigkeit (importance poétique) zunahmen, reihten sie sich in die Klasse aller jener Gesänge, die man nicht wirklich absingt.«

Jene Lieder, die noch heut zu Tage diesen Namen im eigentlichen Sinne des Wortes verdienen, die der Maulthiertreiber auf seinem einsamen Wege durch die Sierren summt, um sich und sein Thier munter zu erhalten, noch jetzt an den Ufern des Manzanares und in den Straßen von Madrid zur melancholischen Vihuela ertönen, und dem feurigen Fandango oder dem ätherischen Bolero zur Begleitung dienen, sind die Coplas, zarte Kinder des Augenblicks, um irgend eine Empfindung, von der der Sänger gerade ergriffen ist, vorzüglich die der Liebe, in dem kurzen Raume einer vierzeiligen Strophe kunstlos auszudrücken; sie bilden den Hauptbestandtheil der jetzigen Volkspoesie. Doch der Verfasser mag selbst darüber sprechen: »Die gewöhnliche Nahrung der spanischen Musik,« sagt er, »die für sie das ist, was für die französische die Romanze und das Vaudeville, besteht seit langer Zeit in vereinzelten vierzeiligen Strophen (quatrains détachés), einem gewiß sehr originalen Erzeugnisse der spanischen Phantasie. Man singt mehrere solche Strophen hinter einander ab (on les débite consécutivement), ohne daß sie einen eigentlichen Zusammenhang haben: sie enthalten keine Erzählung, keine Handlung, sie sind nichts als vereinzelte Gedanken oder Züge, besonders Ausdrücke einer zärtlichen Neigung. Man kann sich mit Hülfe einer Guitarre in vier kleinen Versen eine Menge schöner Sachen sagen, und man sagt sich deren viel. Die Mythologie hatte sehr Unrecht, Amors Vaterland nicht nach Iberien zu versetzen. Die Liebe ist in Spanien für Alt und Jung die wichtigste nnd allgemeinste Angelegenheit; wenn, nach Cid, die Tapferkeit sich nicht an die Zahl der Jahre kehrt, so kann man sagen, daß die Liebe sie gar nicht zähle.«

»Die Copla, von der wir in unserer Sammlung mehrere Beyspiele gegeben haben, gehört dem Rhythmus nach einer Art alter Gedichte an, die unter dem Namen Tirana (die Grausame) bekannt sind. Es wurde nämlich strenge darauf gehalten, daß der Schlußvers (refrain) die Grausamkeit einer Schönen anklagt, zu der das Gedicht spricht.«

»Diese Copla wird zu dem auch im Auslande bekannten Tanze Fandango gesungen. Tanz und Gedicht sind andalusischen Ursprungs; letzteres verkündet nur zu oft sein Vaterland durch die eigenthümliche Wendung der Gedanken, doch ist sein Rhythmus in jeder Sprache zu finden. Z. B.:

Ayer me fui à Capuchinos,
A rezarle à Cristo un credo,
Y al decir: creo en Dios Padre,
Dixe: creo en la que quiero.

L'autre jour, dans le saint-lieu,
Voulant prier avec zèle,
Pour dire: je crois en Dieu;
Je disais: je crois en elle.

»Dem Geburtslande des ernsten Don Quixote verdankt ein anderer Tanz seine Entstehung, eben so volksthümlich wie der Fandango, minder wollüstig, aber viel munterer (leste). Denn aus derselben weltberühmten Mancha stammte auch der gepriesene Tänzer der Hauptstadt, Sebastian Zerer, der nach der Rückkehr in sein Vaterland den heimischen Tanz (le pas manchigue) veredelte. Dieser ist es, der seiner ätherischen Leichtigkeit wegen den bezeichnenden Namen Bolero erhielt, welcher in der Folge die ursprüngliche Benennung desselben (Seguidillas) verdrängte. Die Copla, die zu diesem Tanze abgesungen wird, hat ein kurzes, fast abgebrochenes Metrum (mesure brisée), das schon seiner Gedrängtheit halber die leichtere Assonanz erfordert, um nur irgend einen Rhythmus zu Stande bringen zu können. Z. B.:

El amor que te tengo
Parece sombra:
Mientras mas apartado
Mas cuerpo toma.
La ausencia es ayre,
Que apaga el fuego corto,
Y enciende el grande.

L'ombre explique l'amour
Qui me tourmente;
Plus elle est loin du jour,
Plus elle augmente.
L'absence et le vent
Eteignent un feu faible,
Irritent le grand.

»Aus diesen beyden vorstehenden Beyspielen ersieht man zugleich die zwey Grundrhythmen (rhythmes élémentaires) des spanischen Nationalgesanges. Dieser schließt sich genau an den Tanz an, der ebenfalls in zwey, durch das Zeitmaß (mesure) unterschiedene, Hauptarten zerfällt, die sich aber durch auffallende Lebendigkeit (le piquant) und Anmuth ähnlich sind. Durch die Verbindung dieser beyden Rhythmen entstehen mehrere Arten kleiner Gedichte, oder vielmehr sie sind, wie schon ihr Ursprung verräth, aus den Coplas des reinen oder gemischten Fandango gebildet; da hingegen die dem Bolero eigenthümliche Copla allein hierzu untauglich wäre*).«

»Uebrigens werden diese Gedichte meist eben so wenig nach bestimmten Kunstregeln verfertigt, als die dazu gehörigen Melodien nach den Gesetzen der Tonkunst. Diese Erzeugnisse be-

*) Eine eigene Sammlung solcher Coplas kam in neueren Zeiten unter folgendem Titel heraus: Coleccion de Coplas de Seguidillas Boleras, y Tiranas. Barcelona, en la imprenta de Agustin Roca. S. A. 12.

dürfen größtentheils eben so wenig der Kunst, als unsere Orangen der Treibhäuser.«

»Die Assonanz, die das Verfertigen der Verse ungemein erleichtert, beweist zugleich, daß in der Bildung der Spanier überhaupt eine viel größere Empfänglichkeit für Harmonie liege, als in der anderer Nationen [1]).

»Nur ein so organisirtes Ohr, ein so feines Sinn ist im Stande, da Beziehungen aufzufassen, wo andere nichts davon vernehmen. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß unser Volk ganz besonders zur Ausübung der Musik geschickt ist; die südlichen Provinzen insbesondere sind für den Freund des Volksgesanges reich an außerordentlichen Erscheinungen, welche ich umsonst unter den Gondolieri's von Venedig oder beym Echo des Pausilipp's gesucht habe. Und diese dem Volke eigenthümliche Geschicklichkeit braucht man nicht erst, wie Beaumarchais, unter jener ausgezeichneteren Klasse zu suchen, die gleich geübt das Rasiermesser wie die Guitarre behandelt, der Maulthiertreiber, ja selbst dessen Stalljunge entzückt nicht selten die Reisenden durch ein kleines Lied, wovon er selbst zugleich der Sänger, der Begleiter, der Dichter, der Tonsetzer und der Held ist.«

Den Coplas hat Herr Maury eine Auswahl von Epigrammen angereiht, woran die Spanier zwar sehr reich sind, die sich aber minder durch originales Gepräge auszeichnen; desto mehr hingegen die drey Gedichte, welche diese Auswahl volksthümlicher Dichtungen der Spanier beschließen; das erste und dritte gehören dem género festivo [2]) an, einer Gattung von Gedichten, die durch überströmenden Humor und oft wahrhaft barocken Muthwillen uns den sonst so ernsten, fast melancholischen Spanier auf eine überraschende Weise fröhlich bis zur

---

[1]) Diese Bemerkung kann man täglich in Paris selbst machen, wo eine große Menge spanischer Musiker, vorzüglich Sängerinnen, sich als Künstler oder Dilettanten in der jüngsten Zeit ausgezeichnet haben. Jeder Winter verleiht den musikalischen Abendunterhaltungen in dem Hause der reizenden Gräfin von Xaruco neuen Glanz, wo sich die ausgesuchteste Gesellschaft von Eingebornen und Fremden in Paris versammelt. Anm. d. Verf.

[2]) Wir bedauern nur, daß der Verfasser aus dieser Gattung nur so wenig mitgetheilt hat; wer diesen köstlichen Schatz der Spanier näher kennen lernen will, der lese in der oft angeführten »Floresta de rimas antiguas castellanas« von Böhl de Faber die letzte Abtheilung eines jeden Bandes, die die Ueberschrift führt: »Rimas festivas,« und wer wird nicht erstaunen über den Reichthum und so viel Treffliches, was die spanische, wie keine andere Literatur, hierin aufzuweisen hat.

Ausgelassenheit zeigen, nur daß seine Phantasie auch im Komischen, wie im Ernsten, eine romantische Richtung nimmt. Das zweyte ist minder ansprechend, und verdient höchstens durch seine wunderliche Allegorie einen Platz in dieser Sammlung.

Nach dem aus der Einleitung Mitgetheilten ergibt sich von selbst, daß diese, der Volkspoesie gewidmete, erste Abtheilung des vorliegenden Bandes zuerst eine Auswahl von Romanzen enthalte, und zwar in drey Unterabtheilungen (sections): in der ersten nämlich zwey heroische Romanzen, und eine halb heroische, halb Schäfer-Romanze (die in der Einleitung bereits erwähnte »Lisardo y Alcida); in der zweyten vier maurische Romanzen. Wir wollen zur Probe einige Verse aus der dritten dieser Romanzen (Gazul), im Originale (aus Hita's guerras civiles de Granada) mit der französischen Uebersetzung des Herrn Maury, der englischen von Bowring (anciens Poetry and Romances of Spain, p. 149) und der deutschen von Spalding (aus seiner Uebersetzung der Guerras de Granada, S. 455) hersetzen:

Salle la estrella de Venus,
Al tiempo que el sol se pone,
Y la enemiga del dia
Su negro manto descoge.
Y con ella un fuerte moro,
Semejante á Rodamonte,
Sale de Sidonia airado,
De Xerez la vega corre,
Por do entra Guadalete
El mar de España, y por donde
De Santa Maria el puerto
Recibe famoso nombre.
Desesperado camina,
Que aunque es de linage noble,
Lo dexa su dama ingrata,
Porque se suena que es pobre.
Y aquella noche se casa
Con un moro feo y torpe,
Que es Alcayde de Sevilla,
Del alcazar y la torre etc.

A l'astre de Cythérée
Le soleil cède à son tour.
Et la rivale du jour
Étend sa gaze azurée.
Comme un lion des forêts,
Un Maure, plein de vaillance,
De Médine alors s'élance
Dans la plaine de Xerez:
Où par la mer d'Ibérie
Le Guadalete attiré,
Se rattache au nom sacré
Du Port de Sainte Marie.
C'est un amant furieux,
Près de perdre sa maîtresse:
N'ayant, hélas! pour richesse
Que son bras et ses aïeux.
Et ce soir, beauté servile,
Elle doit orner la cour
De l'alcaide de la tour
Et du palais de Séville etc.

Now appears the Star of Venus,
Sol's last ray the mountain gilds,
While the night, in dusky mantle,
Travels o'er the darkening fields.
See you Moorish warrior flying
From Sidonia's open gate,
Near the sunny banks of Xerez,
Fierce and proud — but desolate.
By the stream of Guadalete,
To that port of splendid fame,

Es ersteigt der Stern der Venus,
Da die Sonne niedersinket,
Und des heitern Tages Feindin
Ihren schwarzen Schley'r entfaltet;
Und mit ihr ein tapfrer Maure,
Gleichend einem Rodamonte,
Von Sidonia fortgehet
Zürnend durch die Ebne Xerez,
Wo der Guadalete durchfließt
In das Meer Hispaniens, und

[redacted]

Honour'd by far distant ages
With our Lady's blessed name.
He is born of lineage noble,
All his sires of high degree,
But his once-loved maid has left him,
Taunting him with poverty.
Faithless fair one! and this evening
She has pledged her recreant hand
To proud Seville's base alcalde,
Dignified with high command etc.

Von Maria jener Hafen
Den berühmten Namen träget.
In Verzweifelung er wandert,
Daß, obgleich von edler Abkunft,
Undankbar ihn seine Dame
Abweist, weil sie arm ihn träumet,
Sich in dieser Nacht vermählet
Mit dem Mauren, häßlich, schändlich,
Der Alcaide war Sevilla's
Des Alcazar's und des Thurmes
u. s. w.

Die dritte Unterabtheilung enthält zwey afrikanische und eine gemischte Romanze, wie sie Herr Maury nennt; die beyden ersten schildern nämlich Begebenheiten aus dem Leben spanischer Krieger in Afrika, die letzte aber enthält die Klagen eines auf einem algierischen Raubschiffe gefangenen Spaniers um seine Freyheit und die verlassene Gattin; sie ist mit einigen Auslassungen abgedruckt, und ohne die Fortsetzung, die eine dazu gehörige zweyte Romanze enthält, die also anfängt: »La desgracia del forzado,« was wir um so weniger billigen, da sie ohne diese nothwendige Ergänzung allen poetischen Werth verliert, und in der hier mitgetheilten Gestalt unbedeutend und fragmentarisch erscheint. Alle drey Romanzen dieser Unterabtheilung sind von Góngora, was auch der Herausgeber bemerkt hat, während er bey den übrigen Romanzen, nach dem Beyspiele ähnlicher Sammlungen, ihre sonst wenig berühmten Verfasser nicht genannt hat, auch wenn sie sich mit einiger Sicherheit hätten angeben lassen.

Auf die Romanzen folgen ebenfalls in drey Unterabtheilungen (wovon wir aber den Eintheilungsgrund nicht ganz einzusehen gestehen müssen) zwölf Letrillas. Es sey uns erlaubt, ein Paar von diesen allerliebsten Kleinigkeiten mit Herrn Maury's Uebersetzung zur Probe mitzutheilen, und zwar solche, die sich in den bekannteren Sammlungen nicht finden:

La Niña de fiar.

Dialogo entre hija y madre.

Hija.

A aquel caballero, madre,
Tres besicos, le mandé:
Creceré y darselos hé.
Porque fué el mando primero
Que mandé en mi juventud,
No será, madre, virtud
Que mi amor sea lisonjero.

L'Adolescente conscienceuse,

Dialogue entre une mère et la fille.

La fille.

Deux baisers que j'ai promis,
Maman, quand j'étais petite,
Il faut que je m'en acquitte,
Maintenant que je grandis.
De ma première jeunesse,
Tant qu'il peut m'en souvenir,
C'est la première promesse:

Si viniese el caballero
Yo no se lo negaré:
Creceré y dárselos hé.

Madre.
Tal palabra como aquesa,
Hija, no es falta quebralla;
Aborrecella y echalla
De vos tan falsa promesa,
Pues para monja profesa
Os prometé y os mandé.
Hija.
Creceré y dárselos hé.

Maman je dois la tenir.
Sitôt que va revenir
Le monsieur qui nous visite,
Il faudra que je m'acquitte.
La mère.
On se dégage aisément,
Ma fille, de ces paroles;
A vos promesses frivoles
Ne songez aucunement.
On sait que j'ai fait serment
De vous faire carmelite.
La fille.
Mais il faut que je m'acquitte.

La Marinera de Camoens.

Irme quiero, madre,
A aquella galera,
Con el marinero,
A ser marinera.

Madre, si me fuera,
Do quiera que vo,
No lo quiero yo,
Que el amor lo quiere.
Aquel niño fiero
Hace que me muera,
Por un marinero,
A ser marinera.

Es tirana lei
Del niño señor
Que, por un amor,
Se deseche un rei:
Pues de esta manera
El quiere, irme quiero,
Por un marinero,
A ser marinera.

Decid, ondas ¿ cuando
Visteis vos doncella,
Siendo tierna i bella,
Andar navegando?
¿Mas que no se espera
De aquel niño fiero?
Vea yo a quien quiero,
Y sea marinera.

La batelière de Camoens.

Comment oublier,
Maman, la rivière,
Si d'un batelier
On est batelière?

Ma mère, à quoi bon
S'empêcher soi-même?
Que je veuille ou non,
L'Amour veut que j'aime.
Ce dieu singulier,
D'humeur humble et fière,
Pour un batelier
M'a fait batelière.

Sans règle ni loi,
L'enfant qui nous mène,
Triomphe d'un roi,
Lui donne une reine.
Il faut se plier
A cette manière.
Moi d'un batelier
Je suis batelière.

Vit-on sur cette eau,
Avant ma folie,
Voguer en bateau,
Fillette jolie?
Mais si du métier
Je suis la première,
Un beau batelier
M'a fait batelière.

Das spanische Original dieses letztern Stücks rührt wirklich von dem berühmten Verfasser der Lusiade her. Es wurde Herrn Maury nebst andern Letrillas, die man in den gewöhnlichen Sammlungen nicht findet, von Don Pablo Mendibil (einem der Herausgeber der »Biblioteca selecta de literatura española, und des »Teatro español,« das gegenwärtig

zu London erscheint) mitgetheilt [1]), der sich gegenwärtig beschäftigt, eine eigene Sammlung spanischer Volkspoesien aus den älteren Zeiten bis zum funfzehnten Jahrhundert in London herauszugeben.

Wir bedauern, daß Herr Maury sein Versprechen nicht erfüllt hat, einige von den vortrefflichen satyrischen Romanzen und Letrillas des Góngora in seine Sammlung aufzunehmen [2]); überhaupt ist dieses Fach der spanischen Nationalliteratur so reich ausgestattet, und enthält des Vorzüglichen so viel, daß troß aller bisherigen Sammlungen einem künftigen Bearbeiter hier noch eine reiche Nachlese zu halten bleibt. Unter der Aufschrift: »Compositions diverses,« erhalten wir noch in zwey Unterabtheilungen einige kleinere Gedichte und solche, die unter keine der beyden vorhergehenden Abtheilungen aufgenommen werden konnten. Die erste Unterabtheilung (division) enthält nebst sechs kleinen Gedichten von einer oder höchstens zwey Strophen, zwölf Coplas (couplets détachés) von der in der Einleitung beschriebenen Gattung, und zwölf Epigramme, von denen wir ein Paar, die sich durch größere Nationalität auszeichnen, hersetzen wollen:

No hay mal que por bien no venga:
Un robo que ha empobrecido
A un rico, y hecho infeliz
Al que cometió el delito,
Ha sacado de pobreza
A un juez y a quatro ministros,
Dos escribanos y siete
Abogados presumidos [3]).

Malheur est bon à quelque chose:
Un vol fit pendre le voleur,
Mais arrondit le rapporteur,
Et son fils, avocat sans cause.

¡Gran dedicatoria, Pablo!
Pero tu libro cruel,
Dedicado á san Miguél,
Aun se lo llevára el diablo.

Avec sa dédicace un livre pitoyable,
Offert à saint Michel, n'en va pas moins au diable.

---

1) Wir wundern uns, daß es diesen beyden verdienten Literatoren entgangen zu seyn scheint, daß sich diese Letrilla in den »Obras de Camões« (Lisboa, 1720, p. 203) schon abgedruckt finde, woraus sie auch Hr. Böhl de Faber im ersten Bande seiner »Floresta« (p. 294, Nro. 251) wieder abdrucken ließ.

2) S. die Anzeige des ersten Bandes, S. 12.

3) Dieses Epigramm (Nr. VIII), so wie Nr. I, V und XI in Hrn. Maury's Sammlung sind von dem lieblichen Dichter D. Leon de Arroyal (s. Bouterwek, Gesch. d. Poesie u. Beredſ. Bd. 3, S. 601); von den übrigen sind uns als Verfasser bekannt: von Nr. IV D. Pablo de Jérica, und von Nr. X Salvador Jacinto Polo de Medina.

Als Gegenstück zu dem letzteren mag hier noch ein Epigramm des Padre Isla (des berühmten Verfassers des Fray Gerundio) stehen:

De las Dedicatorias.

Un libro siempre es igual,
Tenga ó no dedicatoria.
Si es bueno, sube á la gloria;
Si es malo, baja al corral.
Un discurso razional,
Aunque nadie le dé abrigo,
Lleva su valor consigo;
Pero un infame papel,
Dedicado á san Miguél
Se lo lleva el Enemigo.

Die zweyte Unterabtheilung enthält die drey am Schlusse der Einleitung beschriebenen Gedichte, von welchen wir nur noch zu bemerken haben, daß das letzte derselben (las tres aficiones) von Baltasar de Alcázar ist, und sich auch in der »Biblioteca selecta de literatura español̃a« von Mendibil y Silvela (Burdeos, 1819. T. IV. p. 116; jedoch mit einigen Auslassungen, nebst noch einem Gedichte desselben Verfassers) und in der oft angepriesenen »Floresta de rimas antiguas castellanas« von Böhl de Faber (I. p. 370, Nr. 352, nebst zwey andern Gedichten desselben Verfassers; vergl. die Erläuter. a. E. S. 8, wo das oben angeführte Gedicht »ein Triumph gutmüthiger Laune« genannt wird) abgedruckt findet (s. über Alcázar: Bouterwek Gesch. d. Poesie u. Beredſ. Bd. 3, S. 423, dessen Urtheil nach dem Angeführten doch einige Aenderungen erleiden dürfte*).

(Der Schluß folgt.)

Art. VII. Lehre der deutschen Sprache, gründlich und neu gefaßt, sammt ausübender Ton- und Sylbenmaßlehre, von Dr. Jos. Müller, Direktor am königl. kathol. Gymnasium zu Conitz in Westpreußen. Selbstverlag, im Verschleiß bey A. Hirschwald. Berlin, Dezember 1826. 8. 445 Seiten, Vorstücke LVI.

»Ganz Deutschland,« so hebt die Vorrede an, »erkennt endlich durch die That das Bedürfniß an, die Muttersprache in den niedern und höhern Schulen zu einem der ersten Lehrgegenstände zu machen, und kein besonnener Verehrer des Alterthums

*) Vgl. sowohl übrr die erzählende als lyrische Volkspoesie der Spanier die an trefflichen Bemerkungen reiche Recension der Sammlungen von Grimm, Depping und Böhl de Faber im Edinb. Review, Vol. 39, p. 393 sepp.

wird ihr diesen Rang streitig machen wollen, vielmehr eifrig mit dazu hinwirken, daß ihr die zeither meist durch mißverstandene fremde Gelehrsamkeit verkümmerte Selbstständigkeit nicht nur auf alle Weise gesichert, sondern auch zu eigenthümlich schönem Seyn und Wirken gefördert werde. Damit ist zu gleicher Zeit die Nothwendigkeit einer selbstständigen Behandlung unserer Sprachlehre zugegeben worden, welcher sie sich nach meiner Einsicht zeither noch nicht erfreut hat.« Dieß soll nun aus seinem Programme vom J. 1824 über den deutschen Sprachunterricht, das hier nach der Vorrede abermal abgedruckt worden, umständlicher erhellen. Indem Herr Dr. Müller einigen möglichen Einwürfen, warum er z. B. nicht vom Altdeutschen ausgegangen, daß hier nur die hochdeutsche Schriftsprache und zwar in ihrer jetzigen Ausbildung erfaßt wurde, begegnet, stellt er zugleich einige Gesichtspunkte über die Anwendung dieses Werkes auf. Er glaubt hoffen zu dürfen, vorurtheilsfreye Prüfung seines eigenen Ganges werde ihn sowohl bey Verfassern eigner deutschen Sprachlehren, denen sich die seinige so entschieden entgegenstellt, als auch bey denjenigen Lehrern, welche an andere Lehrbücher gewöhnt, mit diesem anfänglich nicht zurechte kommen können, weil sie alles (?) darin ganz anders finden, bald rechtfertigen, da sein Forschen einzig und allein aus der Erfahrung hervorgegangen ist, und zugleich seit geraumer Zeit in zahlreichen Schulklassen erfolgreich sich bewährt hat. Die Wortbildung, Beugung, Fügung, die in andern Lehrbüchern anscheinend bequem sich neben und in einander befinden, habe er getrennt, weil man nur durch scharfe Trennung des ursprünglich Getrennten und Verschiedenen zu einer gründlichen, umfassenden, deutlichen Einsicht und Kenntniß des Gegenstandes gelangen könne. Es wird hier noch bemerkt, daß endlich auf diese Weise sowohl der Deutsche in den vollen unverkümmerten Besitz seiner herrlichen Muttersprache gesetzt werde, als auch der Ausländer dieselbe durch diesen Gang allein gründlich und umfassend kennen lernen könne. Die Tafel der Wurzeln und Stammsylben, die vollständig gesammelt in der Wortbildung aufgezählt werden, ist nach des Verfassers Meinung der gelehrten Schule zur gründlichen Kenntniß der Sprache ganz unerläßlich, da die Wortbildung sammt Beugung stets auf sie zurückweist. Sie enthält auch den allein zweckmäßigen Stoff für die Fibel, zu welcher Absicht er sie auch mit angemessenen einfachen Lesübungen herauszugeben gedenkt. In den Bemerkungen zu den Wurzel- und Stammsylben S. 24 (womit auch S. XXIX zu vergleichen) gesteht er, eine Art Anregung zu diesem Verfahren durch die mündliche Belehrung des Abbé Jos. Dobrowsky schon 1808, als dieser die ersten Korrekturbogen seines Lehrgebäudes

der böhmischen Sprache mit ihm durchging, erhalten zu haben, worauf er dann erst 1812 zu Braunsberg an die Ausführung ging. »Mein Vorbild habe ich daher,« erinnert er gegen eine Aeußerung in der allgemeiuen Schulzeitung, »nicht in Indien suchen dürfen, sondern ich fand es näher in Böhmen, dessen segensreiche romantische Gefilde von meiner Jugendzauberwelt nur durch einen Gebirgsrücken getrennt sind.« (Herr Direktor Müller, von Ostritz in der Lausitz gebürtig, bildete sich auf deutschen Universitäten in Sachsen, ward als Erzieher nach Prag berufen, privatisirte daselbst längere Zeit, wo er sich auf die slawische Sprache verlegte, das altrussische Gedicht von Igors Zuge wider die Polowzer, auch den wichtigsten Theil von Nestors Chronik übersetzte, und die Uebersetzung des ersten zu Prag, die russische Chronik zu Berlin drucken ließ. Sein Leitfaden zum Gesangunterrichte und seine Verbi latini declinatio erschienen 1825 zu Berlin.)

Seine Grundzüge zur deutschen Sprachlehre, die diesem ausführlichen Werke vorangingen, sind bereits in der hallischen Literaturzeitung beurtheilt worden. Da dem Verfasser ein Eindringen in das Eigenthümliche erwünschter gewesen wäre, als eine Beurtheilung, die billigend nur beym Allgemeinen stehen blieb, so will Rec. seinem Wunsche hier bey der Beurtheilung des vorliegenden größern Werkes entgegen kommen.

In der Einleitung (Begriffthum) werden die einzelnen Redetheile erklärt, und nach ihren Eintheilungen ausführlich dargelegt. Der Verfasser versuchte es, wie es schon Andere auf ihre Weise gethan haben, die Kunstausdrücke deutsch zu übersetzen, wobey er den lateinischen Kunstausdrücken theils nahe blieb, theils von ihnen gänzlich abwich. Den Artikel z. B. nennt er Deutewörtchen, das Substantiv Hauptnamwort, das Verbum Fügewort, das Adverbium Beyfügewort, die Präposition Verhältnißwort, den Nominativ Nennfall, den Akkusativ Gegenstandsfall, den Dativ Zweckfall, den Genitiv Zeugfall, den Vokativ Ruffall u. s. w. Soll etwa der Vortrag dadurch an Kürze oder Deutlichkeit gewinnen?

Die Wortbildung als erster Theil der Sprachlehre enthält zwölf Abschnitte, in deren erstem, Lautlehre überschrieben, die Konsonanten nach Sprechorganen, die Vokale nach ihrer Höhe zur Tiefe (i, e, a, o, u) eingetheilt werden. Doch hält es der Verfasser selbst nach S. 24 für richtiger, von dem a zu beginnen. Daß sp unter den Lippenlauten und st unter den Zungenlauten steht, ist durchaus nicht zu billigen. So leicht sich auch s an die Laute p und t anschmiegt, sind doch sp und st immer als zwey verschiedene, wenn gleich enge verbundene Laute

zu betrachten. So sollte auch j nicht zu den Kehllauten gezählt werden, weil es dem Vokal i viel näher kommt, als den Kehllauten, daher es als Gaumenlaut gleich nach den Vokalen seine Stelle verlangt. Auch darf der Vokal, wenn er die Sylbe anhebt, nicht bloß als Hülfslaut, sondern er muß dann als wirklicher Grundlaut betrachtet werden. Diesen sanften Stoß aus der Lunge bezeichnet der Hebräer mit seinem Aleph, der Grieche mit seinem spiritus lenis, und ist für sich stehend eben so gut ein Grundlaut, als der minder sanfte Hauch h den Griechen spiritus asper. Die Bildung der Grundlaute (Konsonanten) ist meist nach Radlofs Schreibungslehre gegeben worden. In den Bemerken zu den Selbstlauten (der Verfasser schreibt Selblaut, Selbliebe, aber doch Selbstmord) ist eu, §. 17, ganz übergangen worden.

In dem zweyten Abschnitte ist die Tafel der Wurzeln und Stammsylben in vier Reihen aufgestellt. Die erste begreift diejenigen Sylben, die 1) aus einem Selbst- oder Doppelselbstlaut, 2) aus einem Grundlaut und Hülfslaut bestehen. Die unter a) aufgezählten, da sie mit einem Vokal anheben und mit einem Konsonanten schließen, sollten nicht hier, sondern am Anfang der zweyten Reihe stehen, weil der selbstständige Vokal am Anfange auch als Grundlaut angesehen werden muß. Die Sylben esp, aust gehören demnach in die dritte Reihe, so wie spei, steu, stau, die unter b) vorkommen, in die zweyte.

Zweyte Reihe: Wurzeln und Stammsylben aus zwey Grundlauten, und zwar a) mit dem Selbstlaut in der Mitte: wipp bis kauz. b) mit dem Selbstlaute im Anfange: obst bis ochs. c) mit dem Selbstlaut am Ende: zwie bis frau. Da nach der angenommenen Schreibart unter ler sowohl lehr als leer, zwey dem Begriffe nach ganz verschiedene Wurzeln stecken, so sollte ler wenigstens zweymal stehen, wenn man nicht lieber lehr und leer schreiben will. Wurzeln, die sich durch die Dehnung und Schärfung des Vokals unterscheiden, werden, um sie nicht zweymal zu setzen, durch eine Trennung des doppelten Grundlautes angezeigt: man-n, fel-l, schar-r, bet-t, worunter mahn und mann, fehl und fell, schaar und scharr, beth und bett begriffen werden. — Wäre auf den Vokal in der Mitte weniger Rücksicht genommen worden, so würde die natürliche Stellung nach dem zweyten Konsonanten nicht so oft unterbrochen worden seyn. Zwischen bär und bar stehen bäs, bann, ball, wo doch bär und bar nicht getrennt werden sollten. So müßte auch alles, was zwischen bog, bug, bieg eingetragen ist, wegfallen, wenn der zweyte Konsonant mehr als der Vokal in der Mitte berücksichtigt worden

[redacted]

wäre. — Wisp, wüst und ähnliche sollten wieder nicht hier, sondern in der dritten Reihe stehen, so wie die unter b) aufgezählten, wie Obst, elst, sogar zur Reihe gehören. Da einst mittels st von ein abgeleitet ist, so sollte es unter den Wurzeln gar nicht stehen. Auch eins ist hier zu streichen.

Dritte Reihe: Wurzeln und Stammsylben aus drey Grundlauten. Die Stammsylben bind, band, bund sind auch hier unnöthiger Weise getrennt worden. Wie kommt es, daß brich, brach, bruch eingetragen wurden, nicht aber brech, da doch der Infinitiv brechen und das Präsens breche lautet. So wird auch tret vermißt, dafür steht aber tritt. Die Stammsylbe trüg (trügen, Trug) wird ganz vermißt. Mit welchem Rechte stehen die abgeleiteten stand, kund, blum, zwitt, zwist, zwisch unter den Stammsylben? Die Wurzel ernst gehört wieder nicht hieher, sondern zur vierten Reihe, wenn man eine fünfte für überflüssig hält. So müssen auch stirn, sterb, streif, streit, strauch und viele andere in die vierte Reihe verwiesen werden. Die Anordnung in dieser Reihe nach dem zweyten Grundlaut, ohne Rücksicht auf den ersten, erschwert das Aufsuchen. Es sollten die unter a) nicht mit ribs, die unter b) nicht mit quitt anfangen, sondern wie in der zweyten Reihe mit den Lippenlauten. Dann erst wäre Rücksicht auf den zweyten Grundlaut zu nehmen. So stünden denn Wams, bims u. s. w. am Anfange unter a) und wrakk, bleib und andere lange vor quitt unter b).

Vierte Reihe: Wurzeln und Stammsylben aus vier Grundlauten. Daß hier auch Sylben mit fünf Grundlauten vorkommen, ist eben nicht zu tadeln. Nur sollte die Reihe nicht mit quint anfangen, und die unter b) nicht denen unter a) nachgesetzt werden. Qualm, Freund, als abgeleitete Substantive, sollten hier nicht stehen. Sonst sind noch Zwirn, zwölf zu streichen, da jenes von zwie abgeleitet, dieses aber aus zwo und lif zusammengesetzt ist.

Von fremden Wörtern sind nur diejenigen in die Tafel aufgenommen worden, welche bereits das Bürgerrecht erhalten haben, und dabey dem Ton und Bau nach nicht undeutsch sind, als Form, Norm, Front, Tronk u. a. m. Wäre es nicht besser, sie außer der Tafel als Anhang nach jeder ähnlichen Lautverbindung folgen zu lassen, wie es in den Instit. linguae slav. geschehen ist. Wenigstens hätten sie in der Tafel selbst als fremd auf irgend eine Art bezeichnet werden sollen. Was soll man sich nun von dieser Tafel, die ungefähr 2500 Wurzelsylben enthält, Großes versprechen? Man höre darüber Herrn Müller selbst. »Diese Tafel der Wurzeln und Stammsylben der

[redacted]

deutschen Sprache,« sagt er, »ist die wahre Fundgrube aller deutschen Wortbildung, stimmt den Grundton unsers ganzen sprachlichen Verhaltens an, und weist deutsche Begriffsbildung mittels geschichtlicher Grundlage von der großen Kraft und Helle der Bedeutung bis zu den feinsten Schatten durch verständliche Laute und Sylben verkörpert nach, und ist folglich wohl das geschichtlich merkwürdigste Denkmal des deutschen Geistes.« Ob aber diese Aufstellung von Wurzeln in die Sprachlehre und nicht vielmehr ins Wörterbuch gehöre, dürfte wohl noch gefragt werden. Daß diese vollständige Aufzählung in ihrem hochdeutschen Gewande weder dem philosophischen, noch dem geschichtlichen Sprachforscher genügen werde, weil er die Wurzeln und Stammsylben nicht in ihre letzten möglichen Elemente zerlegt, und ihrem Ursprunge nicht geschichtlich bis ins Altdeutsche und Gothische nachgespürt habe, besorgt der Verfasser selbst. Allein diese schien ihm eben nicht nöthig zu seyn, da ihm dieses Verfahren nicht nur unsicher, sondern auch für seine Aufgabe ganz unfruchtbar zu seyn schien, indem er nicht Sprachforscher, sondern das wirkliche Leben und die Schule dabey vor Augen hatte. Doch will er mit Freude sichere und ausgeprägte Ableitungen anerkennen, und zur Vereinfachung dieser Tafel in der Folge dankbar benutzen. Es kann nach schärferer Prüfung nicht fehlen, daß nicht manche Veränderungen in Zukunft mit dieser Tafel vorgenommen werden sollten. Manche aufgenommene Sylben werden beym scharfsinnigen Eindringen in den Bau der Sprache gestrichen, andere wieder eingetragen oder versetzt werden müssen.

Nach der Wurzeltafel folgt §. 24 die »Uebersicht der Ableitlinge, sowohl Vor- als Endlinge, Dienstlaute und Dienstsylben zur weitern Bildung der verschiedenen Redetheile.« Hier hätten doch die Funktionen aller Dienstlaute bey der Bildung und Biegung der Wörter im Allgemeinen kurz angezeigt werden sollen, etwa auf die Art, wie es in den Institut. l. slav. geschehen ist, oder auch nur, wie es Fulda gethan hat.

Von der Bildung der Substantive handelt der dritte Abschnitt. Zuerst werden die einfachen männlichen, dann die weiblichen einsylbigen und durch das angehängte e zweysylbig gewordenen, endlich die sächlichen Substantive aufgezählt, wobey zugleich auf die Mehrheitsbildung Rücksicht genommen wird. Diejenigen aber, die ihren Plural abweichend bilden, und hier vermißt werden, kommen als Ausnahmen in der Beugung vor. Was A. α, β, B. α, β, C. α, β bedeuten, wird erst in der Beugung erklärt. Da die Verbalia mit und ohne Ablaut (Veränderung des Vokals), wie Fall, Bug, Band, Bund u. s. w., einen fast unmerklichen Uebergang von den einfachen

(primitiven) zu den abgeleiteten machen, so hätten sie nicht nur kurz und vorübergehend berührt, sondern ausführlicher dargestellt werden sollen, indem, nach eigenem Ausdruck des Verfassers, durch den Ablaut gleichsam der Kern der Sprache selbst entfaltet wird.

Unter den abgeleiteten, §. 28, nehmen die männlichen mittels m, s, die weiblichen mittels d, t, st gebildeten die erste Stelle ein. Hier kommt Qualm von quälen (wohl besser von quellen) vor, das aber auch in der Wurzeltafel steht. Unter den in der Note angeführten Beyspielen, worin das m ein Ableitling seyn könnte, sollte wieder das fremde Wort Reim (aus Rhythm zusammengezogen) nicht stehen. Auch Halm möchte man von hol nicht ableiten, sondern vor der Hand mit dem lat. culmus vergleichen. Indeß steht Halm mit Recht in der dritten Reihe der Wurzeltafel. Unter den weiblichen auf t sollten doch auch Brunft von brennen, Last von laden zu finden seyn. Brunst aber ist nicht von brummen, sondern von brennen abzuleiten. Von Kraft ist nicht krach die Wurzel, sondern krap, so wie das slawische krepky, krepkost auf krep hinweiset. Gewalt ist nicht von wallen abgeleitet, sondern von walten, gehört also gar nicht hierher, da das t zur Wurzel gehört. Frucht aber (aus fructus zusammengezogen) ist nicht mit Unrecht unter den Wurzeln gelassen worden. Unter den mittels de, te abgeleiteten vermißt man Kunde, Stunde, Blüthe. Unter den männlichen muß das Wort Arzt, da es aus artista verkürzt ist, wegbleiben.

Nun folgen die abgeleiteten mittels der Vorlinge er, be, ge, ver, als Erfolg, Beweis, Gebäu, Verhau u. s. w. Gevatter (aus compater entstanden) gehört wohl nicht hieher. Sonst sind auch bey weitem die meisten mittels dieser Vorlinge abgeleiteten bloße Verbalia, die vom Verbum diese Vorsylben entlehnen, wie Beweis von beweisen, Erguß von ergießen, Gewinn von gewinnen, Verbot von verbieten u. s. w.

§. 30. Abgeleitete Substantive mittels der Endlinge en, el, er. Unter den abgeleiteten auf en stehen Boden, Bogen einmal unter jenen, die im Plural den Umlaut haben, und S. 54 abermal unter jenen ohne Umlaut. Unter denen auf el und er kommen viele vor, die fremden Ursprungs und nicht deutscher Bildung sind, als die männlichen: Spiegel von speculum, Schemmel von scabellum, Jubel von jubilum, Engel, Fenchel, Flegel von flagellum. Die weiblichen: Fackel von facula, Tafel von tabula, Semmel, Kuppel, Insel, Kanzel, Schachtel, Klausel. Das sächliche Sie-

gel von sigillum. Der Zweifel ist nicht von Zweif (einer erdichteten Wurzel) gebildet, sondern ist aus zwey und fehl zusammengezogen. So sind auch Anker, Pilger, Butter, Zitter, Nummer, Fenster, Zentner von keiner deutschen Wurzel abgeleitet, sondern aus anchora, peregrinus, butyrum, cithara, numerus, fenestra, centenarius entstanden. Sie verdanken also den Ausgang er fremdem Ursprunge, und nicht deutscher Bildung. Unter den weiblichen auf er sollte die Maser, und unter den sächlichen das Lager nicht fehlen. Dauer und Feuer gehören gar nicht hieher, da ihr er (r) kein Bildungslaut ist, sondern zur Wurzel gehört. Vergleiche Dauer (Daur) mit dem lat. durare, und Feuer (Feur, Fur) mit dem griech. πυρ.

Kap. 3. Dem männlichen Geschlechte allein eigene Sproßsylben sind: am, isch, ich, old, icht, ling. Balsam, Pilgram und Kretscham (auch Kretschem) verdanken wieder ihre Form fremdem Ursprunge. Kretscham ist bekanntlich aus dem slawischen krczma (karczma, korczma) entstanden. Unter icht stehen einige Beyspiele, wie Kehricht, Dickicht, die nicht männlich sind. Daß die Bildungssylbe ig hier übergangen worden, und erst unter den Adjektiven auf ig die Substantive Honig, König u. s. w. stehen, ist nicht zu billigen.

Kap. 4. Dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Endsylben sind: e mit dem Umlaut der Stammsylbe: Nässe von naß, ferner ei, in, ath, uth, niß, heit, keit, ung, acht, schaft, worunter die männlichen und sächlichen mit gleichen Ausgängen als Ausnahmen gestellt werden. Obacht ist aus der Präposition ob und dem Stammworte Acht zusammengesetzt, kann also als Beyspiel für den Endling acht nicht gelten.

Kap. 5. Dem sächlichen Geschlechte eigenthümliche Endlinge sind: lein, thum, sel (sal), chen. Zwar dunkeln, aber deutschen Ursprungs erscheinen itz, od, anz: die Haubitz, der Kibitz, die Elritz, das Kleinod, der Popanz. Wobey doch bemerkt wird: in Ortsnamen scheint indeß itz ins Slawische überzugehen: Conitz, Ostritz, Radmeritz. Es scheint aber nicht nur, sondern ganz offenbar ist der Ausgang itz in diesen und jenen S. 85 angeführten Ortsnamen aus dem slawischen itza verkürzt. Selbst die Haubitz ist aus dem slaw. hubitza entstanden. Auch Kleinod mag eher unter die Gebilde fremder Natur gehören, und anz in Popanz ist aus dem slaw. anetz verkürzt.

Kap. 5. Die Worteinung, d. i. Zusammensetzung, ist §§. 35, 36, 37 schon umständlich behandelt, und dabey überall die Betonung, Länge und Kürze der Sylben durch gewählte Zeichen

15

angegeben worden. Nägelchen, woraus Nelke verkürzt ist, darf S. 72 unter den übrigen Beyspielen zusammengesetzter Wörter nicht stehen. Auch Arbeit gehört nicht unter die Einungen dunkler Art, sondern ist sehr wahrscheinlich aus dem slawischen rabota, robota durch Versetzung der ersten Sylbe entstanden.

Unter den S. 74, 75 aufgezählten Wörtern, wodurch andere bestimmt werden, stehen auch mehrere Partikeln (ab, um, an, un, er, zu, aus, bey, vor, nach, durch, gegen), woraus gar viele Zusammensetzungen entstehen: Abstand, Umstand, Anstand, Umsicht, Umweg, Unfall, Unmuth, Ersatz, Zustand, Aussicht, Beystand, Vorstand, Nachsicht, Durchgang, Gegenstand u. s. w.; übergangen sind: ob, in, auf, mit: daher nun Obhut, Inbrunst, Aufstand, Mitglied u. s. w. Hätten diese und ähnliche Zusammensetzungen nicht vielmehr im zehnten Abschnitte, der von Präpositionen handelt, aufgestellt werden können und sollen. Wie viele unnütze Wiederholungen wären dadurch nicht vermieden worden? Nach S. 75 soll Baum folgende Wörter bestimmen: Wachs, Birn, Kirsch, Frucht, Pflaum u. a. Allein nur Wachs und Frucht wird von Baum bestimmt: Baumwachs, Baumfrucht. Birn aber, Kirsch und Pflaum bestimmen das Wort Baum: Kirschbaum, Birnbaum, Pflaumenbaum. Die Erklärung der ursprünglich deutschen Eigennamen hält der Verfasser selbst nur für einen schwachen Versuch. Auch sollten sie besser geordnet seyn. Wulfilas wird wohl richtiger durch Wölfel als Wolflos erklärt, und Dorchen ist nicht aus Theodora, sondern aus Dorothea verkürzt. Agricola mag Ackermann, nicht Schnitter geheissen haben, weil Schnitter nur in Messor übersetzt werden konnte. Die Beyspiele von deutschen Zusammensetzungen aus Au sind nicht passend, weil die Endung au in den angeführten Wörtern aus dem slawischen Ausgang ow oder awa entstanden ist: Krakau aus Krakow, Glogau aus Glogow, Moldau aus Moldawa. Brod (d. i. Furt) und Kretscham sollten als slawische Wörter ganz wegbleiben. Leipzig, Danzig sind aus Lipsko, Dansko entstanden, so wie Liegnitz, Schweidnitz aus Legnica, Swidnica.

Im fünften Abschnitte werden §. 40 die einfachen Beynamwörter (Adjektive) von lau bis krank der Reihe nach aufgezählt. Das Verzeichniß ist aber bey weitem nicht ganz vollständig. Vor lau müßte noch neu stehen, und nach lau sollte scheu folgen. Man vermißt auch böse, fest, feig, lieb, leer, öde, müde, irre, naß, rege, todt, schal, hehr, hoch; ferner: echt, feucht, licht, recht, dumpf, sanft,

wund, *bunt*, *lind*, *lang*, *schnöde*, *stumm*, *stumpf*, *steif*, *starr*, *spät*, *stet*. Neben *wild* und *blaß* sollten doch auch *welk*, *blöde*, *bloß*; ferner: *blind*, *blank* stehen. Bey *gelb* dürften *falb*, *halb*, *klein*, *stolz* nicht fehlen. Unter denen, die den Grundlaut r in der Mitte haben, werden *früh*, *treu*, *morsch*, *herb*, *karg*; ferner: *ernst*, *graus*, *greis*, *kraus* vermißt. *Trüg* für *träg* mag nur ein Druckfehler seyn. Daß die Fremdlinge *falsch* von falsus, *sicher* von securus darunter nicht vorkommen, ist weniger zu tadeln; daß aber auch abgeleitete in dieß Verzeichniß aufgenommen wurden, kann nicht gebilliget werden. Dergleichen sind *teutsch* verkürzt aus *teutisch*, *jung* verkürzt aus *junig*, womit der lat. Komparativ junior, und das slaw. jun zu vergleichen ist; ferner *nackt*, *kalt*, *traut*, die mittels t gebildet sind. Vergleiche *nackt* mit dem slaw. nag, *kalt* mit *kühl*, *traut* ist von *trauen* gebildet. Unter den mit Vorlingen versehenen Adjektiven wird man *gelind* ungern vermissen. *Bequem*, *gemäß* stehen bey den Adverbien.

Die Regel: die auf t endenden verlangen (im Superlativ) vor dem st noch ein milderndes e, blieb ohne Beyspiele. Man setze also hinzu: der *älteste*, *breiteste*, so auch *mindeste*. Gegen die neue kritische Bibliothek, welche die Form *mehrere* (anstatt *mehre*) und am *mehrsten* in Schutz nimmt, und als sprachrichtig vertheidigt, erklärt sich Herr *Müller* in der Note sehr bestimmt, und will *mehrere* durchaus nicht gelten lassen. Allerdings ist *mehr* (für *meher*) schon ein Komparativ, so wie der *meiste* (für *mehrste*) ein Superlativ, dessen ungeachtet ward *mehr* wieder, indem man sich der wahren Wurzel *meh* nicht mehr bewußt war, als Wurzel betrachtet. Man hing also der Sylbe *mehr* von neuem das *er* des Komparativs und das *st e* des Superlativs an, daher nun *mehrere*, die *mehresten* üblich geworden sind. So bildet man von den Superlativen *erste*, *letzte*, wieder den Komparativ der *erstere*, *letztere*, wagt es aber nicht, auch noch einen neuen Superlativ zu bilden (wie im Griechischen), sondern setzt nur *aller* voran: der allererste, allerletzte.

Die Ableitlinge des Adjektivs nach §. 41 sind: *isch*, *ig*, *icht*, *e*, *en*, *ern*, *el*, *er*, *lich*, *bar*, *sam*, *heft*, *lei*. Nicht auch *t*? *Dicht* ist ja von *dick* gebildet. Zu den mittels *en* abgeleiteten gehören nebst *golden*, *messingen*, wohl auch *eben*, *eigen*, *trunken*; ferner *kupfern* von Kupfer, *silbern* von Silber, die nicht unter den abgeleiteten auf *ern* stehen sollten, zu denen aber *ehern*, *eisern* u. a. gehören. Da *saur* (sur) schon unter den Primitiven steht, wohin es auch

gehört, so sollte es unter den mittels *er* abgeleiteten nicht mehr vorkommen, weil e in *sauer* nur Wohllauts wegen eingeschoben wird. Wohl aber hätten *wacker*, *bieder*, *finster*, *munter*, *lauter*, *tapfer*, *sauber*, *heiter* angeführt werden können, anstatt die Sache mit der Formel u. a. abzuthun. *Der untere*, *niedere* aber gehören zu den Komparativen S. 91, wo sie fehlen. Unter den mittels *lich* gebildeten verdienten diejenigen, die von Farben abgeleitet werden, besonders bemerkt zu werden, als: *weißlich*, *bläulich*, *bräunlich*, *schwärzlich*.

Unter den bestimmenden Theilen der zusammengesetzten Adjektive sollten neben *ein* und *all* wohl auch die Zahlwörter *zwey*, *drey* u. s. w. stehen: *zweyjährig*, *viertägig* u. s. w.

Im sechsten Abschnitte werden die einfachen, abgeleiteten und zusammengesetzten Zahlwörter aufgestellt. Wie kommt es, daß *ein* (unus) nicht schon vor *zwey* steht, da doch das sächliche *eins* unter den abgeleiteten seine Stelle bekam? *Neun* und *zehn* werden für Stammwörter gehalten, die doch mittels n eben so abgeleitet sind, wie es *sieben* ist. Zu den mittels st abgeleiteten Ordnungszahlen von zwanzig bis hundert ist noch der *erste* und *tausendste* hinzuzusetzen. »Geeint sind,« heißt es S. 99, »*eilf* und *zwölf* (aus *ein lif* und *zwo lif*), und so die Grundzahlen bis auf zwanzig. Gerade so eben nicht. Deutlicher wäre, wenn es hieße: und so die Grundzahlen *dreyzehn* u. s. w. aus drey und zehn, *zwanzig* aber bis *neunzig* aus *zwey* und *zig*. Gemildert ist *dreyßig* anstatt *dreyzig*, das noch in Niedersachsen und Hamburg gehört wird. Die allgemeinen Zahlwörter stünden auch besser hier als unter den Fürwörtern. Sollte nicht auch von *halb*, *fach*, *Mal*, und den Zusammensetzungen *dritthalb*, *zweyfach*, *dreymal* u. s. w. hier Erwähnung geschehen? Wie konnten bey der Bildung des Fürworts (im siebenten Abschnitte) die abgeleiteten *mein*, *dein*, *sein*, *unser*, *euer*, *ihr* (ejus, eorum) übergangen werden? Wenn S. 101 in der Note gesagt wird: auch *selbstisch* ist hievon (von selbiger) abgeleitet, so ist doch offenbar das Sternchen *) verrückt worden. Es muß ja bey *selbst* stehen, nicht bey *selbiger*. Da *jedweder* unter den geeinten steht, sollte *jeder* auch nicht fehlen. Von *et* mittels *lich* ist nicht nur *etlich* abgeleitet, sondern mit *et* sind *etwas*, *etwelcher* auch zusammengesetzt.

Dem *Fügewort* (Verbum) ist der achte Abschnitt gewidmet. Das leere Verzeichniß von Verbis im Infinitiv §. 45 wäre lehrreicher ausgefallen, wenn sie schon hier nach den zwey Ana-

logien geordnet, und die Bildung ihrer Zeiten und Weisen (Modorum) dargestellt worden wäre, wie es erst im zweyten Theile geschehen ist. Die §. 46 aufgezählten abgeleiteten Verba sind wohl nicht alle von Substantiven gebildet worden, sondern darunter sind viele Primitive, von welchen vielmehr die abstrakten Substantive abgeleitet sind, wie Wuth von wüthen, Scham von schämen, Drang von drängen u. s. w. Hingegen ist köpfen, das hier fehlt, von Kopf abzuleiten. Unter den abgeleiteten Transitiven S. 105 wird setzen von sitzen, und unter den Factitiven ätzen von essen, und unter den mittels e gebildeten wird lernen (von Lehre) vermißt. Zeichnen hingegen ist nicht mittels n gebildet, sondern behielt nur das n vor en, weil es in dem Substantive Zeichen schon vorhanden war; so wie regnen von Regen, segnen von Segen. Auf §. 47 sollte unmittelbar §. 49 folgen, damit die Geeinten, §. 48 und 50, nicht getrennt würden. S. 112, wo die wiederholenden Verba auf ern vorkommen, lautet die erste Bemerkung: dürsten, bereits mit r versehen, verschmäht Wohllauts halber das zweyte r. Soll es etwa dürstern heißen, wofür man nur Wohllautes wegen dürsten spreche? Nicht doch. Dürsten ist ein Stammwort für sich und nicht etwa mittels ern von Durst abzuleiten. In der zweyten Anmerkung wird gesagt: ein d nimmt vorn noch an fördern von vor. Allein fördern ist zunächst von dem Komparativ der vordere abgeleitet, gehört demnach auch nicht unter die abzuleitenden Verba auf ern. In der dritten endlich wird behauptet, von dem Nachlinge n habe das Fügewort aus Liebe zum Wohllaut keinen Gebrauch gemacht. Allein S. 106 wird doch waffnen von Waffe, läugnen von Lüge, sehnen von sehen abgeleitet. Eben so ist lernen von Lehre gebildet worden. Die übrigen aber haben nur das n ihrer Primitive beybehalten, wie öffnen von offen.

Sehr ausführlich sind wieder die geeinten Verba behandelt worden. Die mittels der Partikeln er, be, ge, ver, ent geeinten sind zuerst aufgestellt, nach diesen die aus Substantiven, Adverbien und der Partikel miß zusammengesetzten (mit vortretendem ge der Vergangenheit), dann die mit den einsylbigen Bestimmungen ab, an, ob, ein, auf, aus, bey u. s. w. (mit zwischentretendem ge der Vergangenheit), wie abhalten, ich halte ab, habe abgehalten u. s. w. Aus welcher Partikel empfehlen, empfinden, empfangen zusammengesetzt seyen, ist hier nicht zu ersehen. Adelung gibt gute Auskunft darüber.

Neunter Abschnitt: Das Beyfügewort (Adverbium) nach

seinen drey Bildungen. A. Einfache von wohl bis Freund. Hier werden je, ja, un, ehe, da, hie, sehr, schel, fast vermißt. Hier, her aber stünden unter den abgeleiteten besser, als unter A. So auch hie, gern, die mittels e gebildet sind. Feind und Freund sind der Form nach Substantive. Bey Anführung der abgeleiteten steht nur gar zu oft: und andere, wo man mehr Beyspiele erwarten durfte. Es fehlen darunter besonders, stets, letztens. Unter den Geeinten C. steht wohl keinmal, aber nicht einmal, zweymal u. s. w. Wohin mögen Feuer, heute, gestern gehören? Füglicher hätte das Adverbium entweder mit oder gleich nach dem Adjektiv behandelt werden sollen, indem die mit Vorlingen er, be, je, und Nachlingen er, lich gebildeten Adverbia zugleich Adjektive sind.

Die Verhältnißwörter (Präpositionen) im zehnten Abschnitt sollten von den Adverbien genauer unterschieden werden. So kommen sammt, nächst, ungeachtet, die den Adverbien beygezählt wurden, auch hier wieder vor. Während, ungeachtet sind ihrer Form nach Mittelwörter. Unter den einfachen Präpositioneu fehlen gar viele untrennbare. Die Eintheilung in trennbare und untrennbare hätte nicht ganz verschmäht werden sollen. Von den sogenannten Vorlingen ab, er, ent, be, ver, zer, ge sind im Grunde die meisten, wo nicht alle, wahre (veraltete) Präpositionen.

Das Bindewort im eilften Abschnitte wird eben so nach den drey Bildungen in einfache, abgeleitete und geeinte abgetheilt. Es war kaum zu vermeiden, daß nicht auch hier wieder solche aufgenommen wurden, die zu den Adverbien gehören, und dort schon vorkamen, wie sonst, endlich, folglich, schließlich. Jedoch sollte unter den geeinten, und nicht unter den abgeleiteten stehen, da es aus je und doch zusammengesetzt ist, wie jemals, das unter den Adverbien vermißt wird.

Im Nachtrage zur Wortbildung (über die ursprüngliche Länge und Kürze, Höhe und Tiefe der Sylben) werden sowohl die ursprünglichen Wortfüße der deutschen Sprache als auch diejenigen, die durch die Zusammensetzung entstehen, aufgezählt. Zu den ersten gehören der Jambus ◡ —, Trochäus — ◡, Daktylus — ◡ ◡, Amphibrachys ◡ — ◡, Amphimacer — ◡ —. Den Anapästus ◡ ◡ — kennt die deutsche Sprache nicht. Er entsteht erst in ihr durch die Wortfügung: die Geduld. Durch die Einung aber entstehen noch andere Wortfüße als der Spondeus — — aus der Einung zweyer Hauptsylben: Nordlicht, und noch acht andere.

Für die Rechtschreibung wird §. 57 die einzige Regel gegeben: Schreibe die Wörter der deutschen Sprache

so, wie es ihr Ursprung mit Rücksicht auf den herrschenden Schriftgebrauch verlangt. Zur Erläuterung dieser Regel fügt der Verfasser noch hinzu: »Die einzig richtige und sichere Rechtschreibung der Worte gründet sich auf die Einsicht der deutschen Wurzelsylben, und nur wer diese genügend kennt, vermag auch mit Sicherheit richtig zu schreiben. Die Abweichungen des bisherigen Schriftgebrauchs hievon aber lassen sich unter keine feste Regel bringen. Dahin gehört besonders die Einschiebung des h vor m, n, l, r, die Dehnung des i durch e, und die Dopplung des e, a, o mit sich selbst, von denen bald die eine, bald die andere Weise gewählt, oder auch beyde zuweilen unterlassen werden. Gründliche Einsicht in die Bildungsgesetze der Sprache wird diesen offenbaren Uebelständen nach und nach abhelfen, welche nur Mangel an Sachkenntniß bisher in Schutz nehmen konnte. Auf gleiche Weise gründet sich auch die richtige Abtheilung der Sylben in einem mehrsylbigen Worte einzig und allein auf die Wortbildung, welche jeden einzelnen Theil mit sicherer Bestimmtheit nachweist, und seine Bedeutsamkeit erklärt.« (Wenn S 78 Erzmarschall getheilt wird Erz-marsch-all, so mag dieß ein Druckfehler seyn, denn es muß nach den Bestandtheilen Erz, Mar, schall eben so getheilt werden.) Er schließt endlich: »Mit diesen nachträglichen Bemerken wäre nun das, was man bisher Orthographie zu nennen beliebte, und worauf man so viele Zeit nutzlos vergeudete, ohne dadurch auf etwas sicher Leitendes zu gelangen, nach meinem Ermessen ein für alle Mal beseitigt.«

Zweyter Theil: Beugung der Wörter. Was sich von der neuen Anordnung der Deklination erwarten läßt, darüber wird in der Vorrede vielversprechend gesagt: »Durch die Zurückführung auf bestimmte Mehrheitsbildungen verschwindet alle jene unselige Willkür unserer sogenannten Deklination, welche besonders dem Fremden höchst schwierig erscheinen muß, der ohne mündlichen Umgang kaum je in den Besitz derselben gelangen dürfte. Der hier vorgezeichnete Weg führt den Ein- und Ausländer zum vollständigen sichern Gebrauch der Abbeugung.« Welcher ist nun dieser sichere Weg? Das Schema der dreyfachen Mehrheitsbildung der Substantive nach dem Geschlechte S. 131 so dargestellt:

A. Männlich.	B. Weiblich.	C. Sächlich.
α. ‿̈ e	α. — en	α ‿̈ er
β. — e	β. — n	β. — e;

Die drey Paradigmen sind Hahn, Henne, Huhn. Das Zeichen ‿̈ zeigt den Umlaut an. Die weiblichen, die den Plural

auf e bilden, gehören als Ausnahmen unter A. Die Männlichen, die im Plural er annehmen, stehen als Ausnahme unter C. Da die Substantive schon in der Wortbildung nach der Mehrheitsbildung geordnet worden sind, so durfte hier nur darauf verwiesen werden. Die Ausführung ist also nicht mangelhaft. Doch vermißt man hier die bestimmte Angabe derjenigen Männlichen, die nach en das s im Genitiv nicht annehmen. Soll dieß etwa dem Wörterbuche, wie manches andere, anheim gestellt werden? Der Vokativ hätte durchaus wegbleiben können und sollen, da er durch den Nominativ ersetzt wird. Wenn S. 131 der Ausgang en als einiges Zeichen des Dativs im Plural männlichen und sächlichen Geschlechts angegeben wird, so begreift man nicht, warum hier das weibliche Geschlecht ausgeschlossen werde. So wie im Slawischen m das allgemeine Zeichen des Dativs im Plural ist, so ist es en im Deutschen für alle drey Geschlechter.

Bey der Deklination des Adjektivs wird der Genitiv der männlichen auf en (lieben), der sächlichen aber auf es (liebes) angegeben. Ist dieser Unterschied gegründet? Gewiß nicht. Denn S. 195 kommt auch der Genitiv gerades Weges, S. 235 anderes Sinnes vor. Soll nun dem ältern Ausgange es der neuere (üblichere) vorzuziehen seyn, so müßte auch im sächlichen Geschlechte lieben anstatt liebes stehen. Bey der Beugung des Zahlwortes zween, zwo, zwey ist die Bemerkung zu lesen: »Obgleich die Formen zween, zwo, zwoen, zwoer jetzt Manchem für veraltet gelten, so sind sie doch hier der Vollständigkeit und des Schriftverständnisses wegen mit aufgezeichnet worden; theils auch, um den Reichthum der Beugung nicht zu verkümmern.« Allein zween und zwo sind doch nur Provincialismen, und mit Recht haben sich fast alle neuern Schriftsteller und Sprachlehrer für zwey in allen drey Geschlechtern entschieden. Bey der Beugung des Fürworts S. 147 ist im Genitiv des Plurals neben deren die Form derer nicht angegeben, von der doch in der Fügung S. 218 und 228 gesprochen wird.

Die Verba §. 68 sind nach zwey Analogien eingetheilt. Zur ersten gehören diejenigen, deren Mittelwort auf en ausgeht. Die vier Hauptordnungen derselben werden in einer Tabelle, worin die Charaktere der Gegenwart durch ein Versehen unter die unbestimmte Vergangenheit verrückt worden sind, dargestellt. Da aber die erste Hauptordnung in drey, die dritte wieder in zwey Nebenordnungen zerfällt, so ist es rathsamer und zur leichtern Uebersicht der Charaktere bequemer, sieben Ordnungen anzunehmen, und sie etwa so, wie folgt, darzustellen:

[redacted]

	Infinitiv.	Imperfekt.	Mittelwort.
1.	e, i, ie	a	e
	lesen	las	gelesen
	liegen	lag	gelegen
2.	e, i	a	o
	helfen	half	geholfen
	spinnen	spann	gesponnen
3.	i	a	u
	winden	wand	gewunden
4.	e, i, ie, ä, ö, au	o	o
	biegen	bog	gebogen
	saugen	sog	gesogen
5.	a, au	ie	a, au
	fallen	fiel	gefallen
	laufen	lief	gelaufen
6.	a	u	a
	waschen	wusch	gewaschen
7.	ei	ie, i	ie, i
	weisen	wies	gewiesen
	reißen	riß	gerissen.

Die Stellung der Ordnung ist hier absichtlich so gelassen worden, wie die Hauptordnungen und Nebenordnungen im Buche auf einander folgen.

Die Bemerkung S. 161, daß nur die zweyte Person der Einheit und Mehrheit eine eigentliche Personenbildung erhalten, ist nicht ganz richtig. Denn auch das e in der ersten Person der Einheit gehört eben so zur Bildung, wie das o im Lateinischen und Griechischen, wie das u im Slawischen oder ę im Polnischen. Das en in der ersten und dritten Person der Mehrheit ist nicht Sache des Wohllautes, sondern das en der ersten Person entstand aus em, und en der dritten ist bloße Verkürzung von ent. Es ist also nur zufällig, daß sich jetzt diese Personen gleichen, die ursprünglich verschieden gebildet waren. Das t (et) der dritten Person im Singular ist nicht bloße Verstärkung, sondern ein uralter Bildungslaut, der sich nicht nur in der deutschen, sondern auch in andern Sprachen (der lateinischen, slawischen) erhalten hat.

Von bin und bist ist nicht bis die Wurzel, sondern bi (englisch be, im Slawischen by, byti), daran ward der Bildungslaut n anstatt m in der ersten Person, st in der zweyten angehängt. Ist (lat. est, griech. ἐστι, slaw. jest) weiset nicht gerade auf die Wurzel seyn, sondern auf is, wovon sowohl die dritte Person ist, als der Infinitiv seyn (gleichsam für isen)

[redacted]

gebildet ward. In andern Sprachen lautet diese Wurzel es, jes, in der deutschen auch wes, daher wesen, gewesen, daher auch was für war. Ueber sind (sumus) wird S. 162 die Bemerkung gelesen: »ob dieß d zur Verstärkung sammt e beygesetzt, oder als alte Bezeichnung der ersten Person der Mehrheit angehört, wie s in andern Sprachen, dürfte wohl jetzt schwerlich ins Klare gebracht werden.« Da die oberdeutschen seyn für sind sprechen, ist das d allerdings nur zur Verstärkung hinzugekommen, das n aber ist Bildungslaut für m, das auch in andern Sprachen die erste Person bildet: griech. ἐσμεν, slaw. jesmy, jesme, lat. sumus. Durch das s allein wird in keiner Sprache die erste Person bezeichnet, wohl aber im Latein. durch mus: su-mus, ama-mus. Das sind der dritten Person ist mit dem lat. sunt, sint zu vergleichen, worin also nd zur Bildung gehört.

Den dritten Theil (Wort- und Satzfügung) beurtheilt Hr. Müller selbst in der Vorrede: »Die erste Abtheilung des dritten Theils,« sagt er bescheiden, »dürfte wohl noch großer Bereicherung, vielleicht auch noch fördernder Zusammenstellungen fähig seyn. Adelung, Heyse, Bernhardt und Michaelis, sind dabey dankbar benutzt worden. Noch weniger genügt mir dessen zweyte Abtheilung (Satzfügung) in Hinsicht auf Erschöpfung des Stoffes.« Auch Herlings, Schmithenners Sprachwerke sind hier gut benutzt worden. Die Zugabe mehrgliederiger Redesätze §. 124 ist ein Auszug aus Kreuse's Versuch eines methodischen Lehrbuchs der deutschen Sprache. Ueberhaupt ist zu diesem Theile mit großem Fleiße gesammelt, das Gesammelte gut geordnet worden. Die vorgetragenen Regeln sind mit passenden Beyspielen erörtert. Da alle Redetheile der Reihe nach in Hinsicht der Fügung zur Rede kommen mußten, so bietet dieser Theil oft auch Stoff zur Ergänzung des Unvollständigen in der Bildung und Beugung. Einiges, doch nur gar Weniges, dürfte doch darin gerügt werden. Der Artikel steht (nach S. 201) in der Regel nicht, wenn ein Genitiv vorausgeht: des Menschen Hoffnung, anstatt: die Hoffnung des Menschen. Da sich besonders Dichter, um die Häufung der Artikel zu vermeiden, dieser Umstellung bedienen, so mögen hier aus ihnen noch einige Beyspiele stehen: der heitern Sänger Ton, in des Abends letztem Scheine, schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch, des Hügels Blumenkleid; preßt der Citrone saftigen Stern, herb ist des Lebens Kern, der Ahnen gut Geschlecht, der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß. Die letzten zwey Beyspiele bestätigen zugleich die Auslassung des Ausganges es im sächlichen Geschlecht, wovon S. 204 gesprochen wird. Zu den dort ange-

führten Beyspielen kann man noch hinzusetzen: alt Gewand, leer Getön, ein göttlich Licht, göttlich heller Licht für helleres. Daß aber auch im weiblichen Geschlechte, wenn mehrere Adjektive auf einander folgen, die Endung er bey den erstern weggelassen und nur dem letzten angehängt wird, ist nicht bemerkt worden, weil es wohl nur selten geschieht. Doch singt Günther: von still und warm und weicher Luft, für stiller, warmer, weicher. S. 240 ist »und ohne daß« zu löschen, da nur ohne zu, nicht aber ohne daß, mit dem Infinitiv gebraucht wird, wie selbst aus den angeführten Beyspielen zu ersehen ist »Ich suchte seine Bekanntschaft, ohne einen Nutzen dabey zu erstreben.« Setzt man nun ohne daß, so muß es heißen: ohne daß ich einen Nutzen erstrebt hätte. S. 264 wird »seit der Zeit« für einen zwecklosen Pleonasmus erklärt, bloß aus dem Grunde, weil seit aus Zeit entstanden sey. Allein die Partikel seit ist vielmehr mit Seite (von Seite) als mit Zeit verwandt. Von Seite ist auch seit in dießseit, jenseit abzuleiten. Daher ist die Redensart »seit der Zeit« kein Pleonasmus, und nicht zu tadeln.

Unter den Beyspielen, wodurch gezeigt werden sollte, daß haben und seyn mit dem Mittelworte bisweilen bey gleicher Bedeutung in Gebrauch seyen, ist der zweyte Satz S. 247: »es hat nicht gelingen wollen,« nicht passend, weil hat zu wollen, nicht aber zu gelingen gehört. Von gelingen müßte das Mittelwort gelungen heißen, wie im ersten Satze: es ist ihm nicht gelungen. Die S. 256 vorgetragene Regel: »die Verneinung steht gewöhnlich zunächst vor dem Begriffe, den sie verneinen soll,« muß anders gefaßt und genauer bestimmt werden. Gewöhnlich steht ja die Verneinung nach dem Verbum: ich will nicht, er kann nicht, wir wissen nicht u. s. w. Selbst die an derselben und folgenden Seite angeführten Sätze widersprechen dieser Regel: Konnte Gott den Menschen nicht — auf die Welt setzen? Ich hoffe nicht. Warum besuchen Sie mich nicht? Wie vieles thun die Menschen nicht? Wie oft habe ich nicht daran gedacht? Wie groß ist nicht des Allmächtigen Güte! Schon Fulda erklärte die Nachsetzung der Verneinung nicht für eine besondere Eigenheit der deutschen Sprache. Doch in Sätzen, die mit wenn, daß, wer, was, welcher anheben, steht die Verneinung vor dem Verbum.

Nach der Lehre von den Satzzeichen (der Interpunktion) folgen noch zwey kurze Anhänge. Im ersten sind die grammatischen Figuren (Apocope bis Pleonasmus, im zweyten die Abbreviaturen (deutsche und lateinische) erklärt worden.

Der größere Anhang zur Ton- und Sylbenmaßlehre von

S. 325 bis 445 kann als ein eigenes Werk betrachtet werden. »Endlich,« heißt es in der Vorrede, »ist auch noch eine ausübende Ton- und Sylbenmaßlehre beygegeben, um auch hierin allmälig zum Richtigen zu gelangen. Ich nenne sie ausübend, weil sie nicht durch aufgestellte Regeln, sondern durch wirkliche — nach meinem Gefühle sangbare — Muster unserer volkthümlichen Dichter sich geltend macht, welche zugleich zu Vortragsübungen in Quinta und Quarta verwandt werden können. Es ist aus den aufgestellten Mustern hinlänglich ersichtlich, daß das unbewußte Sprachgefühl hiebey anfänglich nur den steigenden Ton beachtete, den sinkenden Vollton aber als Kürze behandelte, wobey die Natur der Sprache arg verkannt wurde, so daß man Kirchthür gleich Kirche maß. Aber die Unfeinheit ging früher noch weiter. Es dauerte nämlich geraume Zeit, ehe man die jambischen, trochäischen, daktylischen Maße in den Gedichtreihen oder Versen gehörig sonderte; vielmehr erlaubte man sich, sie willkürlich unter einander zu mischen, und begnügte sich, sie dann durch den Reim nothdürftig zu einem Ganzen zu verbinden, bis allmälig richtigeres Wohllautsgefühl die verschiedenen Maße zu eigenthümlichem Gebrauche sonderte. Die kunstreichen Versmaße der Minnesänger sind dabey weniger beachtet worden, wenn sie sich nicht noch später vorfanden, weil man hier nicht genau weiß, in wiefern sie nur Nachklang der Provenzalen sind. Erst mit Klopstock und Voß tritt die deutsche Sprache auch hierin in ihre angestammten Rechte. Da diese Männer indeß nur selbstständig und rühmlich begannen, nicht aber vollenden konnten, ihre Nachfolger aber weniger Einsicht in die deutsche Sprache, und mitunter wohl auch wenig Musiksinn und Kenntnisse besaßen: so begann damit zugleich eine seltene Verwirrung und Zusammenmischung deutscher und altklassischer Grundsätze, und man ging in der Verwirrung so weit, daß man wähnte, deutsche Gedichtreihen antik messen zu können; so wie Klopstock anderseits neue Versmaße für unsere Sprache willkürlich erfand.« Was vom Gesangunterrichte in Schulen weiter gesagt wird, verdient allerdings beherzigt zu werden. Dieser ganze Anhang enthält 104 aus den besten Dichtern gewählte Gedichte in zwey Abschnitten. Der erste begreift »volksthümlich singbare deutsche Sylbenmaße nach ihren verschiedenen Reimbänden,« und zwar Jamben von Nr. 1—36, Anapästen im Wechsel mit Jamben von 37—56, Trochäen von 57—76, Daktylen, desgleichen Daktylen im Wechsel mit Trochäen von 77—81, verschiedenartige Gedichtszeilen zum Gesäze (Strophe) verbunden, 82, 83; anderweite Anwendung des Jambus (das Sonnet) von 84—87. Im zweyten Abschnitte kommen vor »den Alten nachgeahmte Vers- und Ge-

säzmaße,« und zwar das sechsstufige Maß (der Hexameter) von 88—90, der Pentameter (die Elegie) 91—93, das sapphische Maß in deutscher Nachahmung 97, 98; das choriambische Gesäzmaß 99, 101; endlich freye lyrische Maße und Gesäze aus Klopstock 102—104.

Beachtungswerth sind die eingestreuten belehrenden Bemerkungen nebst zweckmäßigen Anleitungen in den Noten, z. B. über den Reim S. 325 und über die Reimlexika 412, über den Trochäus 384, über den Jambus, besonders den sechsfüßigen, 409, 411; über das deutsche Sylbenmaß überhaupt 416, über den Hexameter 420 ff. Im Schlußworte über antike Messung der Sylben in der deutschen Sprache hält der Verfasser rein antike Messung für unmöglich, und erklärt sich bestimmt gegen Bothe's mißlungene neuere Versuche. »Mag auch,« sagt er, »das ursprüngliche Gesetz der Schönheit an und für sich den Griechen und Deutschen eins und dasselbe seyn, seine wirklichen Erscheinungen in der Dichtkunst sind unlösbar an den Geist und an das Wohllautsgefühl jeder einzelnen Sprache gebunden, welche hierin Gesetzgeber und Richter zugleich sind. Antike Messung ist daher kein Naturgesetz, wie eben Bothe's antik gemessene Verse beweisen. Gesetzt aber auch, es wäre denkbar, daß ein griechisch gebildetes Ohr eines Deutschen sich überreden wollte, in solchen Mißformen Wohllaut zu finden, die Masse des gebildeten Volks gewahrt darin meist nur verunstaltete Prose, und über das, was ursprünglich deutsch ist, hat nur das gebildete deutsche Volk zu entscheiden. Demnach erscheint es mir höchst wichtig, für die Ausbildung schön gemüthlich deutscher Anlagen im Volke auf alle Weise hinzuarbeiten, und das Leben selbst, nicht bloß die Schule zum Träger einer schönen Wirklichkeit in uns zu gestalten, damit die große Masse allmälich gemüthlich schön sich erhebe, und das wahrhaft Große und Erhabene in einfacher Urschöne sinnig fühlen, und wo möglich auch erkennen lerne.«

Art. VIII. Das Trauerspiel in Tyrol. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Karl Immermann. Hamburg, bey Hoffmann und Campe. 1828. 200 S. kl. 8.

Die Frage, ob, und unter welchen Bedingungen, der tragische Dichter wohl daran thue, seinen Stoff aus der nächsten Vergangenheit zu wählen, ist nur wenig berührt, und meistens verneinend beantwortet worden. Es fand sich zu einer genaueren Erörterung derselben um so weniger Veranlassung, als es nur selten einem Dichter einfiel, den Stoff zu seinen tragischen Leistungen aus der Geschichte seiner Zeit zu nehmen. Rec. erinnert

sich nur an ein paar Stücke dieser Art, und — will er nicht Göthe's natürliche Tochter oder dessen Clavigo hierherziehen — auch nicht an ein einziges, das sich auf der Bühne oder in unserer Literatur erhalten hätte. Dieser Umstand scheint allerdings für die verneinende Beantwortung jener Frage zu sprechen; eine nähere Beleuchtung derselben aber keineswegs überflüssig, und da eben ein geachteter Dichter mit einem tragischen Werke hervortritt, dessen Stoff der Geschichte unserer Tage entnommen ist, in diesen Blättern auch an ihrer rechten Stelle zu seyn.

Daß die Bearbeitung eines solchen Stoffes große Schwierigkeiten habe, fällt in die Augen. Wie groß diese aber seyen, ergibt sich vielleicht aus nichts so deutlich, als aus der Betrachtung der Vortheile, welche eben wieder mit der Wahl eines solchen Stoffes verknüpft sind.

Gewiß ist derjenige nicht zum Priester der tragischen Muse berufen, der es sich einfallen läßt, die Wirkung seiner Dichtung von dem subjektiven Interesse abhängig zu machen, welches der Stoff derselben für seine Zeitgenossen haben kann. Solche Werke können wohl in der Zeit, für welche sie geschrieben sind, ein überraschendes Glück machen, und wenn es gut geht, in dieser auch als Meisterstücke gepriesen werden; aber was mit kleinlicher Beschränktheit für eine vorübergehende Periode und Stimmung berechnet war, wird auch selbst mit diesen zugleich bald wieder untergehen. Denn wenn jede Gattung von Poesie, ihrem inneren Wesen nach, als etwas Unbedingtes und Selbstständiges erscheinen will, unabhängig von dem Zufälligen der Zeit und Oertlichkeit, wie innig dieses sonst auch damit verschmolzen seyn mag, so gilt dieses doch gewiß von der tragischen Poesie in einem vorzüglichen Grade, indem diese durch die Bestimmtheit ihrer Aufgabe, das Walten einer höheren Macht im Untergange des Irdischen in einem entsprechenden Bilde zu verklären, in ihrem Wesen bestimmter erscheint, als irgend eine andere Dichtungsart. Daher sind auch die besten tragischen Werke der Alten den besten der Neueren weit inniger verwandt, als eine flüchtige, und von schon festgestellten Meinungen ausgehende Betrachtung es zugeben kann; das subjektive Interesse aber ist in den ersteren — die gerade durch die sichere Berechnung, mit welcher sie die tragische Wirkung dem eigenthümlichsten Wesen dieser Dichtung gemäß zu erreichen suchen, so vortrefflich sind — diesem wesentlichen Interesse überall auf das strengste untergeordnet, wenn ein solches Interesse gleich oft wirklich vorhanden ist, in seiner Unterordnung aber früherhin wenig bemerkt und beachtet, oder wohl auch ganz falsch gedeutet wurde.

Wenn aber der tragische Dichter jenes wesentliche Interesse

in den Begebnissen seiner Zeit vorfindet: so wird er, wenn er aus diesen seinen Stoff wählt, und ihn mit Kraft und Umsicht zu behandeln versteht, mit Zuversicht darauf rechnen dürfen, sich unserer entschiedensten Theilnahme zu bemeistern. Wie viel Bestimmtheit er nämlich der Darstellung längst verflossener Zeiten auch geben, wie richtig und lebhaft er dieselbe auch färben möge, nie wird sie uns mit eben so großer Gewalt ergreifen, wie, unter übrigens gleichen Umständen, die Darstellung von Ereignissen, von welchen wir selbst Zeugen waren, und deren mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß wir selbst empfunden haben, oder noch empfinden. Denn wie jede wichtigere Begebenheit nicht als das Produkt der besonderen Bestrebungen ihrer nächsten Urheber allein, sondern zugleich als Produkt der gesammten geistigen Kräfte und Bestrebungen der Zeit betrachtet werden muß, so wirkt auch jede solche Begebenheit nicht auf ihre Urheber allein und die sie zunächst umgebenden Kreise, sondern auf die Gesammtheit der Kräfte und Tendenzen der Zeit zurück, welcher sie angehört, und aus welcher sie hervorgegangen ist. Diese Rückwirkung — meistens mächtiger, wenn gleich als eine mittelbare meist weniger beachtet, als die unmittelbare Rückwirkung auf die Gestaltung der äußeren Verhältnisse — wird immer eine desto größere seyn, je größer die Masse der aufgeregten geistigen Kräfte einer Zeit überhaupt ist, je verschiedenartiger und unverträglicher die Tendenzen derselben sind, und je feindseliger sie sich bekämpfen. In einer solchen Zeit nun, in der, eben als in einer aufgeregten und vielfach mit sich selbst im Zwiespalt begriffenen, alle Vibrationen natürlich stärker und dauernder gefühlt werden, erzeugt sich bey dem Einzelnen das Bedürfniß, ihre Widersprüche zu lösen, die streitenden Ansichten zu versöhnen, und während alles schwankt und sich feindselig befehdet, für die Ansicht seiner Zeit, und durch diese, in Beziehung zu ihr, für sein Handeln selbst einen festen und sicheren Standpunkt zu gewinnen, weil jeder fühlt, wie er sein einzelnes Leben nur aus dem Gesammtleben der Zeit richtig begreifen, und nur auf solche Weise zu ihr in ein richtiges Verhältniß treten könne. Nicht also auf jene Theilnahme allein, welche jede lebendige Darstellung der Gegenwart begleitet, darf der tragische Dichter Rechnung machen, der in einer lebhaft bewegten Zeit, seinen Stoff aus dieser selbst wählt; sondern auf jene weit höhere, die er sich dadurch gewinnen wird, daß er einem von seinen Zeitgenossen gefühlten und anerkannten Bedürfnisse entgegenkommt. Daß aber die tragische Poesie geeignet sey, nach dem Maße ihrer Mittel und ihres Einflusses, zur Befriedigung eines solchen Bedürfnisses mitzuwirken, wird wohl niemand be-

zweifeln, der sich von ihrem Wesen einen richtigen und würdigen Begriff gebildet, indem ja eben sie sich die Aufgabe genommen hat, die Nichtigkeit jener Anmaßungen, an welchen eine Zeit besagter Art am meisten krankt, der Anmaßung kecker Zuversicht nämlich, frecher Willkür, ungezügelter Leidenschaftlichkeit und des übermüthigen Vergessens einer strafenden Vergeltung in einem entsprechenden Bilde zu lebendiger Anschauung zu bringen, und so auf dasjenige hinzuweisen, wovon eine solche Zeit allein die Lösung ihrer Widersprüche und die Heilung ihres Wahnsinnes hoffen mag — auf den festen Glauben an das Walten einer höheren Macht, und auf die aus diesem entspringende Scheu, die Pflichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit mit einem sich selbst Verderben bereitenden Uebermuth unter die Füße zu treten.

Hier aber zeigt sich uns sogleich die erste, und bey weitem die größte Schwierigkeit, die mit der Behandlung eines, aus einer solchen Zeit genommenen tragischen Stoffes verbunden ist, wenn sie gleich dem Dichter selbst nicht immer als die größte erscheinen möchte; diese nämlich, daß zunächst er selbst von jeder leidenschaftlichen Verworrenheit seiner Zeit frey sey. Dieses Freyseyn aber ab omni ira et studio, von jeder Leidenschaftlichkeit und Parteysucht, das von ihm eben so strenge, und noch strenger gefordert werden muß, als von dem Geschichtschreiber, da seine Irrthümer sich weit leichter verbreiten und mittheilen, ist keine so leichte Sache, als es einem vielleicht sehr aufrichtigen Willen dazu scheinen mag, und der Dichter wird sich ohne die strengste Selbstprüfung über diesen Punkt eben so wenig zuversichtlich als leichtsinnig hinaussetzen dürfen. Und dennoch ist mit solcher Unbefangenheit und Mäßigung weder Alles, noch das Meiste gewonnen. Denn wenn der Dichter das Göttliche in den Begebnissen seiner Zeit uns tragisch verklären will, so wird er die Höhe zuerst selbst erschwungen haben, und fest und sicher auf ihr stehen müssen, zu welcher wir durch ihn erhoben werden sollen; die Beziehung des Lebens zu einer sittlichen Weltordnung wird zuerst in seiner eigenen Brust ihm lebendig aufgegangen seyn, und der Glaube daran in voller Kraft und ungetrübter Klarheit in derselben herrschen müssen. Denn nur dann ist er, — dann ist er aber auch im höchsten und ältesten Sinne des Wortes Vates, Dolmetscher des Göttlichen, und als solcher berechtigt, seinen Zeitgenossen die inhaltsschwere Warnung zuzurufen:

Discite justitiam moniti et non temnere Divos.

Wenn aber der Dichter, der diese Höhe erreicht hat, allerdings darauf rechnen darf, die Besten und Besonnensten seiner Zeit,

so wie die Anerkennung der unbefangenen Nachwelt auf seiner Seite zu haben, so darf er darum keineswegs glauben, auf diese Weise aller übrigen Rücksichten quitt und ledig zu seyn. Mit Recht wird von ihm gefordert werden dürfen, daß er den Standpunkt leidenschaftsloser Mäßigung nicht allein bey Auffassung jener Ereignisse, die er zum Stoff seines Werkes wählt, sondern daß er ihn bey Berührung aller Interessen und Verhältnisse behaupte, welche mit demselben in einem näheren oder auch entfernteren, darum aber vielleicht nicht minder innigen Zusammenhange stehen. Hierüber ist nun, ohne Anwendung auf einen besondern Fall, im Allgemeinen wenig zu sagen; und es mag genug seyn, darauf hingedeutet zu haben, in welche peinliche Engen der Dichter gerathe, der seinen Stoff aus der Geschichte seiner Zeit nimmt; und wie er der höchsten Besonnenheit, Mäßigung und Selbstbeherrschung bedürfe, um, ohne sich allzuängstlich, und eben darum kläglich, durchzuwinden und hinzudrücken, fest und aufrecht seines Weges zu gehen. Denn einer schmälichen Achselträgerey und einer noch erbärmlicheren Zweydeuteley soll mit dem Gesagten keineswegs das Wort geredet werden; wie diese denn auch mit dem Begriffe der ganzen Gattung, so wie er hier aufgefaßt ist, im entschiedenen Widerspruche stehen.

Eine gleiche Mäßigung und Schonung wird man dem Dichter zur Pflicht machen dürfen, wenn er noch lebende, oder kürzlich verstorbene Personen, an welchen eine Schuld haftet, in seinem Werke aufführen muß. Rec. gesteht, daß wenn jemand als entschiedener Gegner der ganzen Gattung, von welcher hier die Rede ist, auftreten wollte, dieser ihrem Vertheidiger das Spiel schwer genug machen könnte. Ein solcher Gegner würde an die Spitze seines Angriffes die sehr richtige Behauptung stellen, daß die Ansicht eines ausgezeichneten Dichters von einem historischen Charakter leicht einen ungemessenen Einfluß auf die allgemeine Ansicht von demselben gewinne, und schon aus diesem Grunde die Berufung auf den Geschichtschreiber von vorne hinein als unstatthaft ablehnen. Er würde noch entschiedener die Trugschlüsse derjenigen zurückweisen, welche die Sache keck von einer ihrer Leidenschaftlichkeit zusagenden Seite fassend, das Richtschwert, welches selbst zu führen sie vielleicht zu feige oder zu unbehülflich sind, gerne in jeder andern Hand sehen und vertheidigen mögen. Er würde endlich fragen, mit welchem Rechte der Dichter die Schmach, welche, wenigstens in den Augen der Menschen, auf den Angehörigen, den Freunden, der Partey, dem Stande des Schuldigen haftete, erschwere, und den Feinden derselben neue Triumphe bereite; und für jeden Fall darauf bestehen, daß man es hier mit dem Dichter überall auf das Ge-

naueste nehme, und daß dieser einen Stoff, bey welchem er die angegebenen Schwierigkeiten nicht vermeiden könne, müßte es auch mit einiger Selbstüberwindung geschehen, geradezu fallen lasse.

Die Gerechtigkeit der letzteren Forderung muß eben so unbedingt anerkannt, als zugegeben werden, daß es unter den tragischen Ereignissen der Zeit immer einige geben werde, deren dramatische Behandlung aus den angegebenen Rücksichten sich als unzulässig ausweise. Inzwischen läßt sich mit Recht behaupten, daß jene Schwierigkeiten nicht immer und überall unbesiegliche sind.

Zuvörderst gibt es für die Ansicht jeder Schuld einen Gesichtspunkt, welcher jede gehässige Empfindung gegen den Schuldigen aufhebt. Unter diesem Gesichtspunkte soll aber hier keineswegs jene freche Versündigung an der sittlichen Natur des Menschen verstanden werden, welche die letztere für zu schwach erklärt, den Versuchungen der Leidenschaften Widerstand zu leisten, und sich siegreich darüber zu erheben. Leider haben auch unter uns ein paar Schriftsteller von ausgezeichnetem Range jene präsumtive Schwäche der sittlichen und die überwiegende Macht der sinnlichen Natur recht eigentlich zum Schiboleth ihrer Leistungen gemacht, und ihrer, wie den folgenden Generationen, dadurch gewiß nicht geringen Schaden gethan. Eine solche Ansicht der menschlichen Natur ist aber nicht nur an und für sich selbst eine verkehrte, sondern auch eine durchaus untragische, da eben die tragische Poesie das sittliche Gesetz schärfer, als jede andere, aufgreift, und ihre Schöpfungen auf dem Grunde der Unbedingtheit desselben aufbaut. Je lebendiger und klarer nun diese Vorstellung, und die nothwendig damit verbundene von dem Walten einer höheren sittlichen Macht dem Dichter aufgegangen: desto näher ist er jener, den Vorschriften der Humanität und Moral, wie der erhabensten aller Religionen entsprechenden Stimmung, die Rec. in Beziehung auf die dramatische Poesie nicht ungerne mit dem Namen der tragischen Milde bezeichnen möchte. Diese Stimmung kennt keine gehässige Empfindung gegen den Schuldigen, weil ihr die Schuld, im Gegensatze der im reinsten Verklärungslichte ihr vorschwebenden sittlichen Idee, als der traurigste aller Irrthümer, dem wir alle ausgesetzt, und worin wir mehr oder minder alle befangen sind, und als das größte aller Uebel erscheint. Weiß daher der Dichter zuerst sich selbst zu dieser Stimmung zu erheben, und sie auch uns mitzutheilen, so ist nicht zu besorgen, daß er bey Darstellung der Schuld entweder selbst gehässigen Empfindungen Raum geben, oder in uns dergleichen anregen werde.

Allerdings muß, wenn der Dichter Personen seiner Zeit aufführt, an welchen eine Schuld haftet, von einer solchen Behandlung der letzteren das meiste erwartet werden. Viel wird inzwischen auch auf die Gewandtheit des ausgezeichneten Dichters — und ein anderer soll die fraglichen Stoffe ja ganz unberührt lassen — gerechnet werden dürfen. Wie viele Klippen und Sandbänke es hier auch gibt, so gibt es doch — alles Schillern, Achseltragen und Zweydeuteln gänzlich bey Seite gesetzt — auch manche Künste und Vortheile, zwischen denselben durchzukommen. So wird z. B. der gewandte Dichter, je nachdem er seinen Stoff so oder anders faßt und ordnet, nicht nur manche Anstoß verursachende Person zu entbehren, sondern auch oft durch bloße Sperrung oder Vertheilung des Lichtes das Anstößige zu entfernen wissen. Er kann in dieser Hinsicht aus dem Trauerspiel in Tyrol in der That Vieles lernen. Ein Beyspiel mag genügen. Die strategischen Fehler des Marschalls Lefevre sind als solche durch das Urtheil der Sachverständigen außer Zweifel gesetzt. Immermann hat diese Fehler in einer Rede Speckbachers auf das Bestimmteste bezeichnet:

Das war mein Gram, der Marschall werde bleiben
Hier in der Ebene von Hall und Innsbruck,
Wo unsre Schützen nichts sind, und ermüden
Durch kleine Streiferey'n, die nichts entscheiden.
Allein der werthe, theure, goldne Marschall
Erzeügt die Liebe mir, und quetscht sich mit der ganzen
Gewalt'gen Heeresschlang' durch unsre Pässe.
Nun denn, ich will so heiß den Herrn umarmen,
Daß er mir Schweiß und Blut vergießen soll ꝛc.

Die Schmach einer Niederlage, bey der er selbst verkleidet vom Schlachtfelde fliehen muß, ist für den Feldherrn, der sie durch eine schlecht berechnete und allzukecke Zuversicht herbeyführt, groß genug. Schlecht berechnet aber, so wie selbst lächerlich war die Zuversicht des Marschalls gewiß, da er den Feind und den Krieg mit einem solchen Feinde so wenig kannte, daß er, seinem eigenen, nicht sehr gewählten Ausdruck zu Folge, »die Bauern auf dem Kraut fressen wollte.« Sehr glücklich hat der Dichter das Schmachvolle eines, durch den Erfolg bitter gehöhnten Selbstvertrauens, ohne dieses zu vernichten, durch den verwegenen Muth des Marschalls, durch sein Vertrauen auf das Glück seines Oberfeldherrn und die Tapferkeit seiner Truppen, am wirksamsten aber durch das Prinzip der Ehre zu entfernen gewußt:

Weil Ehre will,
Und nicht aus Eigensinn liefr' ich die Schlacht.
Es kann mich Unglück treffen; aber nie
Werd ich was thun, was unsern Ruhm beleidigt.

Zwey Stücke endlich sind dem Dichter, der lebende oder erst kürzlich verstorbene Personen einführt, besonders zu empfehlen: erstens sich überall an das historisch außer Zweifel Gesetzte und allgemein Bekannte zu halten; und dann, diesen Grundsatz noch strenger in Hinsicht der Motive, als der Fakten zu beobachten, da er bey den ersteren weit mehr in Gefahr kommt, die Pflichten der Gerechtigkeit und Humanität zu verletzen, als bey den letzteren.

Sollte es aber scheinen, als ob bey so vielen Schwierigkeiten, bey so mannigfaltigen Beschränkungen des Dichters, die Bearbeitung eines Stoffes aus der Geschichte seiner Zeit für diesen zur unmöglichen Aufgabe gemacht werde, so sey es erlaubt, statt aller Antwort, auf Shakspeare's Heinrich den Achten zu verweisen, wo diese Aufgabe auf das glücklichste gelöst ist. »Welche Geschicklichkeit,« sagt A. W. Schlegel, »gehörte nicht dazu, vor den Augen der Königin so bedenkliche, und ihre Person so nahe berührende Gegenstände öffentlich vorzustellen, ohne doch der Wahrheit zu nahe zu treten! Er hat den tyrannischen König für die Einsichtsvollen ganz so entlarvt, wie er wirklich war: hochmüthig und starrsinnig, wollüstig und gefühllos, ausschweifend in seinen Gunstbezeigungen, und rachsüchtig unter Vorwänden der Gerechtigkeit; und dennoch ist die Schilderung so gehalten, daß eine Tochter sie für vortheilhaft halten konnte.« — Gewiß ein treffendes Urtheil, dem Jeder gerne beystimmen wird. Aber nicht eben so kann Rec. dem berühmten Kunstrichter darin beystimmen, daß Heinrich der Achte, gegen die übrigen historischen Stücke Shakspeare's gehalten, denselben weit nachstehe, und ein etwas prosaisches Ansehen habe. Denn wenn Letzteres auch durch die Beschaffenheit des Stoffes im Einzelnen bedingt wäre, und jene Behauptung rücksichtlich einzelner Scenen sich rechtfertigen ließe, so scheint doch die Kunst, mit welcher Shakspeare seinem Gegenstand eine hohe poetische Färbung zu geben, und das tragische Prinzip in Wolsey's Sturz und Katharinens herbem Schicksale, vorzüglich aber in dem Ende dieser unglücklichen Königin so herrlich zu verklären wußte, der höchsten Bewunderung würdig, und hier einer besonderen Beachtung werth zu seyn, weil sie den Dichter lehrt, in welche Region er einen Stoff dieser Art erheben, und mit welchem Licht er ihn beleuchten müsse. Fehlt es diesen daher nur dazu nicht an Kraft und nebenher nicht an umsichtiger Gewandtheit und besonnener Mäßigung, so wird er nicht verzweifeln dürfen, die fragliche Aufgabe eben so sehr zur Zufriedenheit seiner Mitzeit, als der natürlich noch unbefangener urtheilenden Nachwelt zu lösen.

[redacted]

Noch einer andern Rücksicht muß Rec. erwähnen, welche für dramatische Dichtungen aus der neueren Zeit sehr zu sprechen scheint. Es ist bekannt, daß die historische Tragödie, und insbesondere die vaterländische, noch immer nicht so, wie es wohl zu wünschen wäre, unter uns gedeihen wollte. Wenn dieß gleich allerdings zum Theil dem Umstande zuzuschreiben, daß bisher noch immer kein Dichter von kräftig herrschendem Geiste und Einflusse unter uns aufgestanden, der durch eine Reihe solcher Stücke eine bestimmte Form der vaterländischen historischen Tragödie und die Liebe zu derselben begründet hatte: so glaubt Rec. doch auch noch andere Gründe der obigen Erscheinung angeben zu können. Das Interesse an der vaterländischen Geschichte nämlich — so viel lobenswerther Bestrebungen, dasselbe lebhaft anzuregen, die neuere Zeit sich auch rühmen darf — ist bisher bey weitem noch nicht so ins Volksleben übergegangen, daß es dem tragischen Dichter entgegen käme, und dieser hier seinen Weg bereitet fände. Auch wird sich darüber niemand wundern, der bedenkt, daß jenes allgemeinere Interesse an der Geschichte des Vaterlandes, jenes Uebergehen desselben ins Volksleben, nicht die schnell gereifte Frucht weniger Decennien, oder der Bestrebungen Einzelner seyn könne, sondern daß es das Produkt der ganzen Geschichte eines Volkes und des ganzen Volkslebens nach seinen wichtigsten Beziehungen sey. Die nähere Erörterung dieser Behauptung nach ihren wichtigsten, wie nach ihren minder wichtig scheinenden Beziehungen bis in die Details der Lesekabinette und des hier so einflußreichen Schulunterrichtes herab, glaubt Rec. Anderen überlassen, und sich hier damit begnügen zu müssen, zu bemerken, wie tragische Stoffe, aus der Geschichte einer nicht fernen Vergangenheit genommen, — welche Bestimmung er hier nicht ungern auch auf das verflossene Jahrhundert ausgedehnt sehen möchte — vorzüglich geeignet seyen, das Interesse an der historischen Tragödie überhaupt, wie an der vaterländischen insbesondere, mächtig zu fördern. Endlich, wenn der tragische Dichter, trotz des weiten Gebietes, aus welchem er seine Stoffe sich wählen kann, dennoch oft in die Verlegenheit kömmt, keinen seiner Eigenthümlichkeit zusagenden aufzufinden, und selbst Schiller zu Huber sagen konnte, »er wolle für einen guten tragischen Stoff gerne sein letztes Hemd geben:« so scheint es allerdings wünschenswerther, jenes Gebiet erweitert, als auf irgend eine Weise beschränkt zu sehen.

Faßt man nun das Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß tragische Stoffe, aus der nächsten Vergangenheit genommen, durch ihre enge Verknüpfung mit den Interessen der Gegenwart,

vor andern geschickt sind, eine lebhafte Theilnahme zu erregen, und eine mächtige Wirkung hervorzubringen; daß aber die Schwierigkeiten der Aufgabe außerordentlich groß sind, und deßhalb nur ein Dichter von wahrhaft schöpferischem Geiste, von großer Umsicht und Gewandtheit, von einer ihrer selbst überall sicheren Mäßigung, und von der lautersten, jeder Regung von Parteysucht und Leidenschaftlichkeit unzugänglichen Humanität hoffen darf, mit der Lösung derselben zu Stande zu kommen; jeder andere aber, wäre sein Talent auch gerade kein gemeines, erwarten muß, bey einem Versuche dieser Art unfehlbar zu scheitern.

Von allen Eigenschaften nun, welche zu einem solchen Versuche als wesentliche bezeichnet worden sind, fehlt dem Verfasser des vorliegenden keine einzige; wenn sie gleich nicht alle in gleichem Umfange sich kund geben. Tiefe und Klarheit der tragischen Anschauung des Lebens wird ihm niemand absprechen wollen; eben so wenig, als besonnene Mäßigung. Dabey besitzt er eine leichte, gewandte Erfindungsgabe; eine reiche, und — wenigstens in dieser Dichtung — sorgfältig gezügelte Phantasie; und die Kunst, seine Darstellung, mit großer Kenntniß der Mitteltinten, frisch und lebendig zu färben Man muß in der That seinem Werke ein sorgfältigeres Studium widmen, um im Einzelnen richtig würdigen zu können, wie viel, besonders in der zuletzt angegebenen Hinsicht, hier geleistet worden. Inzwischen ist, bey so vielen Vorzügen, manches zu wünschen übrig geblieben. Was aber zu wünschen übrig geblieben — darüber glaubt Rec. sich nicht zweckmäßiger aussprechen zu können, als wenn er es versucht, auseinander zu setzen, warum seiner Meinung nach hier überhaupt etwas zu wünschen übrig bleiben mußte.

»Eine besondere Schwierigkeit,« sagt der Verfasser in der Vorrede (Seite VII), »dem deutschen Theater gemäß zu dichten, liegt darin, daß das Publikum vorzugsweise nur von dem Deklamatorischen und Rhetorischen, nicht aber von dem Poetischen und Charakteristischen angesprochen wird. — — Das Deklamatorische aber und Rhetorische führt, konsequent ausgebildet, zur Zerstörung des eigentlich Dramatischen. Es bewirkt, daß den Personen Sentenzen und Schilderungen in den Mund gelegt werden, die weder aus dem Charakter, noch aus den Situationen hervorgehen. Genau damit verbunden ist die Sucht, alle Figuren und Scenen so recht in den Vordergrund zu rücken, immer mit ganzem Lichte zu beleuchten, und jeden Theil so zu behandeln, als sey er ein für sich bestehendes und unabhängiges Ganzes. Statt daß der wahre Dichter nur darnach strebt, durch die Dichtung im Ganzen einen bleibenden Eindruck hervorzubringen, sucht man jetzt so vieler einzelner, zersplitterter Effekte, als möglich, hab-

haft zu werden; daher das Atrappenartige, das Suchen nach Pointen in der Scenenbildung. Was sich zu einem sogenannten Effekte durchaus nicht verarbeiten läßt, wird mit unbeschreiblicher Nachlässigkeit behandelt; daher die gänzliche Leerheit der vermittelnden Scenen und der sogenannten Nebenfiguren. Die Kunst, poetische Mittel- und Hintergründe abzustufen, subordinirte Motive richtig zu behandeln, und die Hauptmotive in Uebereinstimmung zu setzen, scheint fast verloren gegangen zu seyn. Schlingt sich nun um alle diese Fehler und Mängel noch der Kranz der sogenannten blühenden Diktion: so ist ein Kunstwerk fertig geworden, welches den Meisten nichts zu wünschen übrig läßt« ꝛc.

Der Vorwurf, welchen Herr Immermann hier der dramatischen Kunst der Deutschen macht, ist keineswegs ein ungegründeter, wenn auch im Ganzen bald ein falsches Streben nach metaphysischer Tiefe, bald das ungemessene Vorherrschen des Lyrischen, bald endlich das Phantastische und Hyperpoetische sich als weit schlimmere und entschiednere krankhafte Seiten der neueren tragischen Leistungen sollten nachweisen lassen, als die Tendenz zum Rhetorischen und Deklamatorischen. Unbedingter stimmt man jener Rüge des Jagens nach sogenannten effektvollen Scenen und grell beleuchteten Situationen bey; so wie der Klage über Nachläßigkeit in Behandlung der sogenannten Nebenpartien. Auch stand es Herrn Immermann mehr als einem Andern zu, diese Rüge auszusprechen, da er selbst von den gerügten Fehlern sich meistens frey erhalten, und subordinirte Motive und Personen oft mit großer Geschicklichkeit zu behandeln weiß. Nur mag er dabey eine Bemerkung zu gute halten. Wie wahr es auch seyn mag, daß das Streben nach sogenannten Effekten dem Geiste der wahren tragischen Poesie zuwider sey, so wird der Dichter seinem Werke doch überall entschiedenen Schaden thun, wo er es versäumt, jene Effekte und Interessen zu benützen und hervorzuheben, welche im Stoffe selbst liegen, und dem Dichter auf eine natürliche Weise sich anbieten Unstreitig ist es höchst tadelnswerth, wenn subordinirte Motive, Personen und Ansichten nachläßig behandelt werden; aber wie der Dichter hier leicht zu wenig thun kann, so kann er eben so leicht auch zu viel thun; und wendet er zu viel Licht au Nebenpartien, um besondere, an sich selbst vielleicht nicht uninteressante Ansichten seines Gegenstandes zu beleuchten, so entzieht er dieses Licht den Hauptpartien und den Hauptinteressen, die zwar nicht grell, aber vollkommen beleuchtet seyn wollen, und kommt eben selbst in Gefahr, in jenen Nebenpartien ein

für sich bestehendes und unabhängiges Ganzes zu bilden. Solche Partien werden daher nicht nur in strenger Unterordnung zu den Hauptinteressen gehalten werden müssen; sondern es wird auch nothwendig seyn, daß die letzteren gegen die ersteren nicht schroff, aber mit hinlänglicher Bestimmtheit hervortreten. Darauf aber beruht die Kunst, poetische Mittel- und Hintergrunde abzustufen, die Herr Immermann dem dramatischen Dichter mit Recht zur strengen Pflicht macht. Kein Dichter hat unter den Neueren diese Kunst so gut verstanden, wie Shakspeare. Gerade in seinen vollendetsten Werken aber ist jene geforderte Unterordnung der Nebenpartien überall auf das strengste beobachtet; gerade in diesem stehen sie nie vereinzelt da, oder hängen nur durch schwache Fäden mit dem Ganzen zusammen; gerade in diesen treten die seinem Stoffe wesentlich angehörenden Interessen überall kräftig in voller Beleuchtung hervor, die uns nirgends als eine grelle erscheint, weil sie immer auf die wesentlichsten Bestandtheile des Stoffes fällt, und die Vertheilung des Lichtes im richtigsten Verhältniß dieser wesentlichsten Bestandtheile zu den minder wesentlichen berechnet ist.

Was Rec. hier in nächster Beziehung auf das Trauerspiel in Tyrol bemerkt hat, kann nur durch das Folgende hinreichende Bestimmtheit erhalten.

»Dasjenige,« sagt der Verfasser (Vorr. S. XII), »worauf zunächst das Interesse des Stücks bey der Darstellung« (und warum nur bey der Darstellung?) »beruht, ist der Gegensatz zwischen dem rohen Heldenthume der Tyroler, ihrer Treue, ihrem Glauben, und dem feinen Heldenthume der Franzosen, ihrem Verstande, ihrem Ehrbegriffe.« — Einer so bestimmten Aeußerung des Dichters über sein eigenes Werk zu widersprechen, ist immer eine sehr mißliche Sache; darum soll an dieser Aeußerung hier gar nicht gerührt werden. Aber das wird Herr Immermann zugeben, daß das Interesse jenes Gegensatzes — gegen dessen Richtigkeit sich gar manches einwenden ließe — wenigstens nicht das eigentliche Interesse seines Stoffes war.

Gewiß ist nichts verwerflicher, als das Philisterthum derjenigen, welche in der historischen Tragödie ein Kompendium der Staatengeschichte suchen, und aus der Poesie Geschichte lernen wollen. Aber eine eben so ausgemachte Wahrheit, die nicht oft genug wiederholt und erörtert werden kann, ist es, daß der Dichter, der einen ächttragischen historischen Stoff gefunden hat, und sich sonst desselben mit poetischer Kraft zu bemeistern weiß, die möglichst größte tragische Wirkung dann erreichen wird, wenn er jenen Stoff so faßt, wie er ihm von der Geschichte geboten wird, weil eben in dem wirklichen Gange der Ereignisse die tra-

gische Wirkung am meisten als eine nothwendig bedingte erscheint. Durch alles also, wodurch jener nothwendig bedingte Zusammenhang geschwächt, und das aus dem Historischen selbst hervorgehende und poetisch zu gestaltende Interesse geschwächt oder betheiligt wird, bringt der Dichter seinem Werke jederzeit wesentlichen Nachtheil, der durch andere, auf dramatischen oder theatralischen Effekt berechnete Vortheile nie genügend aufgewogen werden kann.

Das Erliegen Tyrols im Kampfe gegen den Andrang feindlicher Uebermacht bietet, so wie die Geschichte dieses Kampfes selbst in zwey Hauptpartien oder Hauptperioden zerfällt, eine doppelte tragische Ansicht dar. Den Eintheilungsgrund beyder Perioden gibt die den Tyrolern mit hinreichender Verläßlichkeit zugekommene Nachricht, daß Oesterreich nach wirklich abgeschlossenem Frieden nicht länger im Stande sey, sie gegen den gemeinschaftlichen Feind zu schützen. Soll dieser Eintheilungsgrund noch näher bezeichnet werden, so läßt sich das von Seiner kaiserl. Hoheit dem Erzherzog Johann aus dem Hauptquartier Kesztheiy an Hofer erlassene, und von diesem als ächt anerkannte Schreiben, als ein solcher angeben. Ohne eine solche Scheidung läßt sich dem ganzen Kampfe durchaus keine lichtvolle Seite abgewinnen. Beyde Perioden bieten, jede für sich, eine besondere tragische Ansicht. Jene der ersten konnte, wie ein Theil der Ereignisse selbst, mit Vortheil in die zweyte hinübergezogen werden — was von dem Dichter auch wirklich geschehen ist; den Stoff zu einer dramatischen Dichtung konnte aber nur der zweyte hergeben, da die erste eines befriedigenden Abschlusses durchaus entbehrt; und beyde Perioden in einem einzigen Gemälde schwerlich mit Erfolge sich behandeln ließen.

Der Tyroler ächtes Heldenthum — ächt, weil es aus einer sich ihrer selbstbewußten Begeisterung, aus der Begeisterung

Für alten Herrscher und für altes Recht

alles zu thun und zu opfern hervorging; so wie darum, weil es mit wahrer Menschlichkeit gegen den besiegten Feind verbunden war: während das feine Heldenthum der Franzosen diesen die empörendsten Grausamkeiten selbst gegen Blödsinnige, Greise, Schwangere und Kinder erlaubte — der Tyroler ächter Heldenmuth in der ersten Periode läßt keine andere tragische Ansicht zu, als welche die Geschichte Oesterreichs selbst in jenem unglücklichen, aber ewig glorreichen Kampfe darbietet. Wie glänzend in diesem Kampfe der ausdauernde Muth des Herrschers, die aufopfernde Vaterlandsliebe des Volkes sich auch verherrlichte, und wie gerechte Ansprüche auf einen glücklichen Erfolg beyde

dadurch sich auch erwarben — es lag nicht im Plane jener höhern Macht, die Alles nach ihren, nicht nach unsern Absichten lenket, daß ein solcher das Unternehmen krönen sollte. Tyrol theilt Oesterreichs Schicksal. So lange dieses den Kampf nicht aufgibt, den es bis zum letzten Augenblicke mit abwechselndem Glücke und mit wechselloser Entschlossenheit fortsetzt, darf auch Tyrol einen glücklichen Ausgang des seinigen hoffen. Dreymal zwingt es in diesem Glauben einen tapfern Feind, das Land zu räumen; zum dritten Male bey dem glänzendsten seiner Siege nur auf die eigene Kraft gestützt, und dieser allein vertrauend. Wenn nun gleich seit jenem, in Tyrols Annalen ewig unvergeßlichen 13. August keine den früheren vergleichbare Waffenthat die Tapferkeit seiner Bewohner verherrlichte; wenn die Uneinigkeit der Führer jedes kräftigere Zusammenwirken hinderte, und durch die Umtriebe feindseliger Parteyen die Glut der ersten Begeisterung sich merklich abkühlte, so blieb, da diese keineswegs erstarb, und schnell wieder in hohe Flammen aufschlagen konnte, im Fall, daß Oesterreich den Kampf erneuerte, Zweck und Hoffnung für den fortgesetzten Widerstand übrig, so wie Tyrol in diesem Falle durch die bisherigen Ereignisse an seiner strategischen Wichtigkeit nicht das geringste verloren hatte.

Aber anders ist es nach dem 29. Oktober, als die unbezweifelbare Gewißheit eintraf, Oesterreich, durch die dringendsten Rücksichten bewogen, habe den Kampf gegen den gemeinschaftlichen Feind aufgegeben, und vermöge den Tyrolern weiter keinen Beystand zu leisten. Fernerer Widerstand war jetzt in jeder Hinsicht zwecklos, wenn der Feind auch keinen Schwertschlag weiter an die Unterwerfung des dürftigen Landes wendete, sondern es als abgesonderte Festung einschloß, wie es als abgesonderte Festung sich vertheidiget hatte. Auch zeigt der jetzt noch fortgesetzte Widerstand nicht die gediegene, durch die Hoffnung eines glücklichen Erfolges gestählte Kraft des früheren. Was von der früheren Begeisterung bey dem Einzelnen übrig geblieben ist, geht unter in der eigenen Muthlosigkeit oder in den unlauteren Bestandtheilen fremder Leidenschaftlichkeit, in starrsinniger Erbitterung nämlich, in feindseliger Parteysucht oder eigennütziger Schlechtigkeit. Auch die Besseren werden in diesen Strudel hineingerissen, weil es auch ihnen schwer wird, den ausgetretenen Strom der aufgeregten Leidenschaft in der eigenen Brust zu dämmen; und hier, wie in ähnlichen Fällen sonst immer, sind zunächst sie es, welche davon in den Abgrund hinabgezogen werden.

Die hier der Geschichte gemäß entwickelte Ansicht ist wohl auch eine tragische; und man wird zugeben müssen, daß die

tragische Wirkung auch auf diesem Wege zu finden war. Uebersehen konnte Herr Immermann diese Ansicht nicht, wie er es auch wirklich nicht gethan hat; aber man muß wünschen, daß er sie schärfer und kräftiger ausgeprägt hätte. Was er auf einem anderen Wege herbeygeschafft, hat ihn wohl zu ein paar vortrefflichen Scenen veranlaßt; aber es hat auch dem Bestreben, durch die Dichtung im Ganzen einen bleibenden Eindruck hervorzubringen, wesentlichen Schaden gethan, und ihn in schlimme Engen gebracht. Hofers Abfall wird bey Herrn Immermann zunächst durch das Ausbleiben des kaiserlichen Briefes veranlaßt. Man begreift nicht, warum der Vicekönig Hofern diesen Brief nicht mitgab, oder wenn er ihm denselben nicht vertrauen wollte, warum er nicht einen zuverläßigen Offizier mit Hofern sandte. Damit nun der nach Steinach gesandte Brief dort nicht zur rechten Zeit anlange, muß Elsi — deren Liebe Rec., ohne das Verdienst des Dichters in der Behandlung dieser Episode zu verkennen, von ganzem Herzen wegwünschte — ihre Hütte anzünden, um ihren Liebhaber, den Ueberbringer jenes verhängnißvollen Briefes, zu verbrennen. Der Brief kommt inzwischen zu Anfang des fünften Aktes dem ungeachtet zum Vorschein; und mit Recht mag Graf Barraguay seine Erhaltung ein Wunder nennen, da man ihn unterm Schutt bey den Gebeinen des verbrannten La Coste fand. Herr Immermann fühlte die Nothwendigkeit, Hofers Abfall noch auf andere Weise zu motiviren, und hat zu diesem Zweck noch mehrere Federn in Bewegung gesetzt. Hierher gehört Hofers Zusammentreffen mit Elsi, und die Erscheinung des Engels. In Betreff der letzteren sagt uns Herr Immermann (S 198), »berathende Freunde hätten sich ungünstig darüber erklärt, und jene Erscheinung habe ihnen bedenklich und ungehörig geschienen; er aber habe sich von der Richtigkeit ihrer Bemerkung nicht überzeugen können; er halte sie vielmehr für vorbereitet durch den ganzen Gedanken des Trauerspiels, und für einen dichterischen Lichteffekt« Da es denn den kritischen Freunden des Herrn Immermann nicht gelang, ihn zu überzeugen, so glaubt Rec., daß es ihm auch nicht gelingen werde, und läßt es daher billig bey der Erklärung bewenden, daß er unbedenklich auf die Seite jener kritischen Freunde trete.

Ein weit wirksameres Motiv zu Hofers Abfall findet man in einer Stelle des vierten Aktes, die zu den herrlichsten der an trefflichen Stellen so reichen Komposition gehört, und die wohl darum so große Wirkung macht, weil sie so wahr und lebendig aus dem Kern des Stoffes selbst herausgegriffen ist:

— — — — — Die Zeichen meines Herrn
Sah ich abreißen — (wär't ihr Augen
Erblindet!) und die neuen Zeichen pflanzen.
Den Ausruf hört' ich — (wär' ich taub gewesen!)
Der unsern alten Ehrennamen tilgt,
Und uns nach Flüssen wiederkauft, damit
Tyrolisch Wesen, unsers Ruhms Gedächtniß,
Auf glatten, flücht'gen Wellen in das Meer
Geführet werde, und sein Grab dort finde!
Gott, Gott! wo ist dein Donner? — Wilde Menschen!
Hegt ihr nicht Scham? — Ihr stürzt uralte Mauern,
Und hoffet euern Breterwänden Dauer?
O Himmel, laß mich nicht verzweifeln! — Still!
Ein Knabe schilt und dräuet in die Wolken.
Ich will, wie Hiob und Tobias, leiden.

Mit Vergnügen erwähnt Rec. noch einiger anderen Partien dieser Dichtung, die vorzüglich ausgezeichnet zu werden verdienen. Zu diesen rechnet er zuerst die einleitenden Scenen, die mit der glücklichsten Berechnung angelegt und ausgeführt sind; wie denn überhaupt die beyden ersten Akte durchgängig ein frisches, reges Leben haben. Ferner jene Scene (1. Akt, 8. Sc.), in welcher Hofer das Volk anredet. Sie scheint einen neuen Beweis zu liefern, wie der Chor fast in jeder Gestalt, wenn ihn der Dichter nur mit Einsicht zu gebrauchen und zu behandeln weiß, die tragische Dichtung hebe. Diese Scene ist von großer Wirkung beym Lesen, und würde auf der Bühne, gut dargestellt, eine noch größere Wirkung hervorbringen. Nebenher mag bemerkt werden, daß nicht leicht ein Stoff gedacht werden mag, welcher der Anwendung des Chors, wie ihn hier Herr Immermann und sonst schon Alfieri gebraucht hat, in weiterer Ausdehnung so günstig gewesen wäre, wenn ihn der Dichter in seine Berechnung hätte aufnehmen wollen.

Als eigentlichen Stützpunkt der tragischen Anschauung des Stückes, wie dieses vorliegt, glaubt Rec. die Scene zwischen Barraguay und dem Vicekönig angeben zu dürfen. Sie beurkundet, wie der herrliche Schluß des zweyten Aktes und fast der ganze fünfte Akt, die tragische Tiefe des Dichters, sowohl der Lebensanschauung, wie des Gemüthes. Welche Masse Lichtes strömt nicht dadurch über diesen fünften Akt, daß die Begebenheiten und ihre endliche Entwicklung so nahe vor unsern Augen liegen.

Die vorzügliche Schönheit der Scene zwischen Hofer und dem Vicekönig verkennt Rec. keineswegs, so wie nicht leicht jemand sie verkennen wird. Inzwischen läßt sie sich anders denken. Der Tyroler wußte recht gut, wofür er kämpfte:

Für alten Herrscher und für altes Recht.

Er liebte den ersteren seiner selbst und des letzteren willen. Der Grund seiner Liebe ist ihm immer recht gut klar gewesen. Waren diese historisch begründeten Bestandtheile seiner Liebe hier nicht ganz an der rechten Stelle? waren sie keiner poetischen Verklärung fähig? waren sie vielleicht mit der Darstellung der schlichten Einfalt und der lauteren Treue Hofers, die in dieser Scene so glücklich und mit so großem Vortheil herausgehoben wird, unverträglich? — »Wir würden dann die ganze Scene nicht so haben, wie der Dichter sie gegeben hat.« — Der Einwurf ist so übel nicht, da ihre Schönheit leicht jeden bestechen wird. Wer aber Schönheiten dieser Art zu schaffen weiß, der weiß, wenn er sie aufgibt, sie auch durch Schönheiten von gleichem Werthe zu ersetzen.

Unstreitig ist die Charakteristik bey weitem der schwierigste Theil eines solchen Stückes. Aus leicht begreiflichen Gründen. Aber Bestimmtheit wird der Dichter den Charakteren immer geben können; theils wenn er jene Seiten des Charakters, welche größere Behutsamkeit in der Behandlung fordern, mit gesperrtem — nicht mit zweifelhaftem, täuschendem — Lichte zu beleuchten versteht; theils wenn er ihnen durch gemessenes Hervorheben weniger verfänglicher Züge hinreichende Eigenthümlichkeit zu geben weiß. Ohne Bedenken darf man diesen Mangel die schwächere Seite des Immermannischen Stückes nennen. Die ausgeprägteste Gestalt ist wohl der Vicekönig, nächst diesem Hofer, Speckbacher, Mayer ꝛc. Als Verdienst darf es dem Verfasser angerechnet werden, Hofers Individualität nicht mehr idealisirt und auch nicht niedriger gehalten zu haben, als er beydes gethan hat. Am wenigsten gelungen scheint Recn. der Marschall Lefevre, und am wenigsten Physiognomie hat vielleicht Haspinger, bey dem man sie, da er eine der Hauptpersonen, ungerne vermissen mag. Kolb hat Portraitähnlichkeit, auch Donay. Die anfängliche Unbestimmtheit des letzteren Charakters würde man mit Unrecht dem Dichter zur Last legen. Gerade in einer Zeit, wie die geschilderte, kommen Menschen dieser Art häufig zum Vorscheine, die, anfangs ohne bestimmten Plan, gleißend lauern und spähen, wo sie ihr Gewebe anhängen mögen. Verrätherey ists, wozu sie den meisten Beruf haben, und wofür sie sich gewöhnlich entscheiden.

Herrn Immermanns Sprache hat eine eigenthümliche Anmuth. Es ist ein Beweis seines richtigen Taktes, daß er sie in der vorliegenden Dichtung gerade auf der Höhe gehalten hat, welche für dieselbe die angemessenste war. Ein paar Mal inzwischen sinkt sie dennoch zu tief:

— — — — — Er ist der Affe,
Der mir die Kästen aus dem Feuer holt (S. 105);

oder:

Die Bursche würden in der guten Schule
Ganz sakrisch lügen lernen.

Der Ausruf: O mir! ist undeutsch; so auch: zu morgen geben, statt: morgen geben (S. 92). —k.

Art. IX. Partage de la Turquie, par *J. B. Marochetti. Paris*, Novembre 1827.

Der Verfasser, in der Verbannung von seinem Vaterlande lebend, setzt den, mit glühendem Haß gegen Oesterreich ausgesprochenen Wunsch und Plan, diese Macht aus Italien vertrieben zu sehn, mit jenem einer Theilung der Türkey in Verbindung. Er sieht keine andere, als eine in Wuth rasende Türkey, mit welcher keine Verhandlung möglich, deren letzte Stunde geschlagen habe, deren ohnmächtig gewordene und ekelhafte Barbarey künftighin ihren Nachbarn in keiner Weise etwas anders mehr darbieten könnte, als Anarchie und Pest. — Indem er als unfehlbar ankündiget, daß die Intervention der drey Mächte zu den äußersten Maßregeln und zur Vernichtung des türkischen Reichs in Europa fortschreiten müsse, übernimmt er zugleich die Mühe, die Provinzen desselben zu vertheilen. Ein unabhängiges Griechenland, welches seine Verfassung aus einer der bestehenden anerkannten Formen auswählen wird, soll zur Erhaltung des Gleichgewichts in Europa durch eine starke Macht von den Grenzen Rußlands getrennt werden, und darum wird, nachdem diesem letzteren Reiche die Moldau und Wallachey zugesprochen, Oesterreich mit freygebiger Hand die ganze Reihe der Provinzen vom adriatischen bis zum schwarzen Meere, Ober-Albanien, Bosnien, Servien und Bulgarien zugetheilt. Außerdem gründet dieser Italiener ein Königreich Bosphorus, welches Konstantinopel mit Mazedonien und dem Lande bis zum Berge Olympus in sich begreifen soll, — und zwar für einen Prinzen des österreichischen Hauses, den Herzog von Modena. — »Die Frage,« sagt er, »welche man für so schwierig gehalten hat, was mit Konstantinopel geschehen solle? läßt sich leicht auflösen, wenn man sich über den einfachen Grundsatz vereinbart, dort ein unabhängiges Reich für einen königlichen Prinzen zu gründen, welcher durch die in Europa vorzunehmenden Aenderungen Verluste erleidet.« Die Bedingung nämlich, welche er für diese Erwerbungen setzt, besteht in nichts anderem, als in der Erfüllung seines

[redacted]

heißen Herzenswunsches, jeder Herrschaft Oesterreichs in Italien ein Ende gemacht zu sehn. Diese Macht soll sich dazu bereit finden lassen, das lombardo-venetianische Königreich an Sardinien abzutreten, der Herzog von Modena soll seinen Staat hinzufügen, und nicht weniger Parma mit verwendet werden zur Gründung des neuen subalpinischen Königreiches. Toskana soll bleiben wie es ist. »Dieses Land ist,« meint dieser Rathgeber, »für das österreichische Haus ein hinreichend schönes Absteigequartier, wenn seine Prinzen sich dort etwa unterhalten oder die Seebäder gebrauchen wollen.«—Frankreich soll dann die Insel Sardinien erhalten, als ein näher gelegenes St. Domingo, und von der deutschen Seite wenigstens Landau und einige Gränzdistrikte, wofür der deutsche Bund die Entschädigung in Geld gegen sich selbst großmüthig übernehmen wird.— Bestände England etwa darauf, Candia zu erhalten, so würde Frankreich ebenfalls Cypern gebühren, und vielleicht wäre es Karl X. vorbehalten, den Thron Gottfrieds von Bouillion zu Jerusalem wieder herzustellen.

Wir lassen alle diese Entwürfe und die wohlwollenden Gleichgewichts-Ideen dieses erklärten Feindes der österreichischen Größe, welcher seinen Haß gegen dieselbe in den unwürdigsten und allerungerechtesten Schmähreden ergießt, auf sich beruhen. Nichts erscheint ihm als so wünschenswerth, als daß Oesterreich aus Italien, ja so viel thunlich auch aus Deutschland verdrängt, und dagegen gewissermaßen an die Stelle der Türkey gesetzt werde. Den Gefahren, welche etwa aus künftigen Vergrößerungsplanen Rußlands dem südlichen und westlichen Europa drohen könnten, hat er zugleich auf eine feine Weise durch diese Versetzung vorgebaut.— Wie sollte er nicht, bey einem so glücklichen Einfall, auf das heftigste sich mit den zahlreichen Stimmen vereinigen, welche nach einer Intervention der großen Mächte in der Sache der Griechen zum Umsturz des türkischen Reiches rufen?

Dieser Wunsch nach einer bewaffneten Intervention, deren Erfolg, oder auch deren Ziel, die Vernichtung der türkischen Herrschaft seyn könnte, ist bekanntlich weit verbreitet, wenn er gleich bey nur Wenigen von gleich abenteuerlichen Entwürfen, als die oben erwähnten, begleitet seyn mag. Es sind vielmehr die verschiedenartigsten, ja ganz entgegengesetzte Beweggründe und Vorstellungen, welche ihn bey einer noch immer bedeutend großen Zahl der Zeitgenossen zu einem so hohen Grade von Lebhaftigkeit gesteigert haben. Die sonst einander widerstrebendsten Geister und Charaktere, die Freunde religiös-historischer Idee und Rechtsordnung sowohl, als die Wortführer der absolutesten Revolution

andererseits haben einen, freylich nur scheinbaren und sehr oberflächlichen Vereinigungspunkt in dem gemeinsamen Verlangen nach kraftvoller Intervention in der griechisch-türkischen Sache. Eine solche Erscheinung, ein solches Uebereinstimmen ist schon an sich selbst der ernsthaftesten Betrachtung würdig. Und so verschieden die Motive sind, wovon bey solchem Zustammenstimmen ausgegangen wird, so ganz entgegengesetzt die Richtung und das Ziel ist, auf welche die in die Zukunft dringenden Wünsche und Absichten der verschiedenen Wortführer gehen; — eben so vielfache Seiten, eben so entgegengesetzte Beziehungen bietet auch wirklich der Gegenstand selbst, die Intervention als umfassende und folgenreiche Maßregel dar. Bloße Unbeweglichkeit oder Unthätigkeit kann offenbar nicht der bleibende oder alleinige Beruf großer Monarchien seyn; und indem durch die Bewegung, in welche die Intervention die Masse der geordneten Kraft zu setzen scheint, ein Anklang der verschiedensten Gefühle und Vorstellungen geweckt wird, begleiten die Zeitgenossen dieselbe mit innigstem Beyfall und lebendigem Antheil. Auf der andern Seite fühlen sich manche derselben durch störend dazwischen tretende Widersprüche, Zweifel, Bedenken, Möglichkeiten und nicht abzuweisende Argumente, so wie durch die mit jeder Trennung im Verfahren der großen Mächte leicht verbundenen Besorgnisse, widersprechend berührt, und sehen sich auf diese Weise in eine peinlich zweifelvolle Stimmung, in einen Zustand von Unruhe und gespannter Erwartung versetzt, oder in einer gewissen Unklarheit der Vorstellung befangen.

* * *

Es fehlt bey allem Hin- und Herreden in den Tagesblättern über das große Thema der Intervention, wozu der Traktat vom 6. Julius v. J. Anlaß gegeben, mehrentheils an einer eigentlichen, im höheren Völker- und Staatsrecht nachgewiesenen Begründung der darüber aufgestellten Ansicht. Und doch böte dieser Traktat hiezu, wie es scheint, um so mehr Gelegenheit dar, weil sich derselbe aller Aufstellung von allgemeinen Prinzipien enthalten hat, worin denn eine Art von Aufforderung an den Scharfsinn der Publizisten liegen konnte, freylich nicht dazu, diese offen gelassene Lücke durch anmaßende Voraussetzungen auszufüllen, wohl aber den Gegenstand in wissenschaftlicher Allgemeinheit in seinen verschiedenen Beziehungen zu erörtern. — Die Unbestimmtheit jenes Traktats, sowohl was das Prinzip, Grund und Ziel der Intervenirung, als auch den Gang der Verhandlung und die anzuwendenden Mittel, und selbst das Objekt, die Grenzen des zu pazifizirenden Griechenlands betrifft, ist schon vielfach

bemerkt worden. Es wird in demselben zwar als Zweck angegeben, die mit dem jetzigen Zustande der Anarchie verbundenen Störungen des Handels und die Seeräubereyen abzuwehren. Dieses aber kann nicht das eigentliche und ganze Ziel des Traktates seyn, weil ja namentlich die Seeräubereyen nur von einem der streitenden Theile verübt worden, und denselben durch verstärkte Konvois, oder durch Verfolgung der Piraten bis in ihre Raubnester und Schlupfwinkel auf einfachere Weise ein Ende gemacht werden konnte. Es ist auch wirklich im Traktat von der Anarchie im Ganzen und von tieferen, bleibenden Mittel gegen dieselbe die Rede, daß nämlich die intervenirenden Mächte dahin ihre Anstrengungen richten wollen, daß Griechenland eigene Obrigkeiten habe, welche eine Art von Oberlehensherrlichkeit der Pforte anerkennen, und jährlichen Tribut zahlen, dann auch, daß alles türkische Eigenthum in den griechischen Ländern abgekauft werde, um Berührungspunkte zwischen Türken und Griechen zu vermeiden. Hiebey aber bleibt wenigstens gänzlich im Dunkel, was vorgekehrt werden soll, um die Anarchie des Parteygeistes in Griechenland selbst zu verhüten, und wie jene griechische Central-Obrigkeit (denn von bloßen Munizipalverwaltungen, deren die Griechen auch früher nicht entbehrten, ist wohl nicht die Rede) begründet und aufrecht erhalten werden soll. Es wurde auch nicht gesagt, ob jene Herstellung eines selbstständigen und halbsouverainen Griechenlands als der wesentliche Zweck dieser Anstrengungen an sich, oder ob dafür bloß die Abstellung der Anarchie anzusehen sey; in welch letzterem Falle der Zweck auch erreicht seyn würde, wenn dieses Unheil der Anarchie, wäre es auch auf einem anderen billigen Wege, gehoben werden könnte. — Es wurde ferner zwar erwähnt, daß die Intervention sowohl der Menschlichkeit, als dem eigenen Interesse der Mächte entspreche, allein es wurde nicht ausgedrückt, in wiefern man sich aus den Forderungen der Menschlichkeit, als solchen, gleichsam in Anwendung eines idealen und außerordentlichen Staatsrechts, ein Interventionsrecht beylege, oder ob solches im letzten Grunde nur auf dem eigenen Interesse oder Abwehr eigener Nachtheile gestützt, die Menschlichkeit aber nur mehr als hinzukommendes Motiv des Handelns erwähnt werde. — Es wurde ferner gesagt, daß wenn die Pforte oder die Griechen den Waffenstillstand nicht annehmen würden, man sich an die griechische Regierung annähern wollte; es wurde aber nicht gesagt, ob man diese Annäherung etwa als eine einseitige bedingte Allianz mit dem einen Theile ansehen, und auf ein solches, nach dem privativen Staatsrecht aufzufassendes Bündniß mit den Griechen, die Vermittlung gründen wollte, — oder ob jene An-

näherung nur eine zufällige Folge, nur die Anwendung eines Mittels in der auf anderen Grundlagen beruhenden Intervention selbst sey. — Es war auch nicht mit Bestimmtheit angedeutet, nach welchen Uebergängen der Verhandlung und unter welchen näheren Bestimmungen die Intervention den Charakter des unbedingten Zwanges, einer Diktatur und des Krieges gegen den widerstrebenden Theil annehmen sollte. Es war bestimmt worden, daß den Admiralen Befehl ertheilt werden sollte, die Flotten des einen Theils von Feindseligkeiten gegen die Häfen und Festungen des andern Theiles abzuhalten. Der Erfolg hat gezeigt, daß man, in gewissen Fällen, dieses Abhalten auch durch Zerstörung der türkischen Flotte zu bewirken die Meinung hatte. Es war jedoch nicht gesagt, ob entsprechend dem Befehl an jene Admirale, auch an Landarmeen ähnliche Befehle gegeben werden sollten, um, sey es durch bloße Demonstrationen und zu bewirkende Diversion, oder sonst durch anzurichtende Niederlagen, die Streitkräfte des einen Theils, oder in gewissen Fällen auch beyder Theile unschädlich zu machen, — beyde Theile, wäre es auch durch bewirkte Vernichtung der Heere und Flotten, vom Aufeinandertreffen abzuhalten, und solcher Gestalt faktischen Waffenstillstand herbeyzuführen. In jedem Falle bietet dieses Auseinanderhalten und Unschädlichmachen nicht selbst ein Intervenirungsprinzip dar, sondern setzt vielmehr ein solches voraus, da jede große Exekutionsmaßregel auf einem rechtlichen Prinzipe beruhen muß. — Auch war ferner nicht gesagt, ob irgend ein Theil des Interventionsgeschäftes in späterer Entwicklung an die Zustimmung auch der nicht-theilnehmenden Hauptmächte von Europa gebunden seyn, oder ob und welche Versuche gemacht werden sollten, die Einstimmigkeit aller großen Regierungen Europa's in dieser Beziehung zu erhalten. Und wenn endlich gesagt wurde, daß weder eine Gebietsvergrößerung noch ausschließende Handelsfreyheiten das Ziel der gemeinsamen Maßregeln sey, so ist diese Bestimmung einmal nur eine negative; sodann scheint sie auch nicht sowohl, wenigstens nicht ausdrücklich, von den Resultaten der Intervention, im Falle kriegerischer Durchführung derselben, sondern vielmehr nur von dem eigentlichen Grunde und nächsten Zweck des Vertrages verstanden werden zu müssen.

Warum die Mächte nicht für gut gefunden haben, bey Abschluß jenes Traktats den ganzen Charakter und Umfang der Intervenirung mit größerer Bestimmtheit zu bezeichnen, kann zu untersuchen nicht unsere Aufgabe seyn. Vielen würde es erwünscht geschienen haben, wenn das volle Prinzip einer so umfassenden und folgenreichen Maßregel zugleich mit

dieser selbst der Welt angekündigt worden wäre. Eine solche vollständige Kundmachung erweiset nicht bloß die Rechenschaft, welche der Mächtige sich über die Natur der Sache, in welcher er intervenirt, selbst gegeben, sondern vermag auch besser und gewisser, als jede negative Bestimmung und Versicherung, alles Dunkel etwaiger Besorgnisse zu zerstreuen, als könnte der mit der Intervention ertheilte Schutz an einer unwürdigen oder an einer unmöglichen Sache verschwendet, oder mit derselben Intervention die Verfolgung beunruhigender Plane und Entwürfe verbunden, oder sonst von einer aus derselben hervorgehenden Machtvermehrung, in anderer Richtung Gefahr zu befürchten seyn. Auch würde die klar und bestimmt ausgesprochene Tendenz das Gute haben, daß diejenigen selbst, in deren Sache intervenirt wird, unterscheidend wüßten, wofür sie Schutz, wofür dagegen Mißbilligung zu erwarten haben, und daß nicht andere, vielleicht zerstörende und auf Vernichtung zielende Kräfte in triumphirendem Uebermuthe sich verstärken könnten, indem sie auf sich den nämlichen Schutz bezögen, welcher einer ganz anderen Sache, als der ihren zugewendet wird.

Diese vollständige Verdeutlichung des eigentlichen Charakters der Intervenirung dem Gange der Begebenheiten und der höheren politischen Verhandlungen überlassend, ist es vielleicht noch nicht zu spät, zur wissenschaftlichen Erörterung des Gegenstandes mit redlicher Bemühung, wenn auch nur weniges beyzutragen. Es ist hier überall nicht die Rede von jener freundschaftlichen Vermittlung, welche sich auf ernste Ermahnung beschränkt. Diese kann zuletzt mit der Hinweisung darauf verbunden werden, daß die Verlängerung des unversöhnten Streites wohl endlich nöthigen könnte, zur bewaffneten Intervention zu greifen. Weiter geht man, wenn zugleich mit dieser Hinweisung gewisse bestimmte Punkte und Forderungen bezeichnet werden, auf welche sich eine bewaffnete Dazwischenkunft richten könnte. Gegenstand unserer Untersuchung ist aber vornehmlich eine solche eingreifende Intervention, welche mit unmittelbarer Kriegsmacht, und so zu sagen als bewaffnete Diktatur auftritt, und welche die gemachten Forderungen im Verweigerungsfalle mit Waffenmacht zur Vollstreckung bringen will. — Das Prinzip solcher Intervenirung nun kann entweder in einer bestimmten, positiv gegebenen Rechtsgemeinschaft liegen, worin die intervenirende Autorität mit beyden streitenden Theilen steht, — oder sie kann auch als bewaffnete Idee, welche das Recht in sich selbst hat, betrachtet werden. — Hievon ist zu unterscheiden das bloße sich anhängig machen oder Partey nehmen für einen aus zweyen streitenden Theilen, nach der Voraussetzung independenter

und ganz frey bewilligter Allianz, und wiederum hievon zu sondern ist die bloße Abwehr des aus dem fremden Streite für uns selbst hervorgehenden Schadens. — Im ersteren der angegebenen Fälle ist die Intervenirung nichts, als Vollstreckung des vorher schon bestehenden positiven Gesetzes, möchte ein solches nun auf uralter monarchischer Autorität, wie im vormaligen deutschen Reiche, oder auf Verträgen beruhen, deren ursprüngliche Entstehung keinem der Theilnehmer das Recht gibt, sich dem Bundes- oder Unions-Gesetz zu entziehen, sobald dasselbe einmal vorhanden ist. — Im anderen Falle, wenn die Intervenirung sich, so zu reden, auf eine bewaffnete Idee beruft, muß sie nachgewiesen werden können als Vollstreckung des von Gott in der Menschheit begründeten Gesetzes. Hiebey müssen die Bedingungen zum Beruf für diese Vollstreckung gegeben, und dieselbe kann nur dahin gerichtet seyn, große Störungen jenes Gesetzes, große Verletzungen des darauf beruhenden Rechtes abzuhalten. Die Autorität, welche in dieser Art das durch die Schöpfung in der menschlichen Natur manifestirte Gesetz Gottes gegen große Störungen vindizirt, muß dazu die entschieden hinlängliche Macht haben, damit sie nicht durch vergebliche Anstrengungen die Unordnung noch vermehre; sie muß beym Gebrauch dieser Macht an feste Ordnung sich gebunden zeigen, und nicht gegen dieses selbe göttliche Gesetz, welches sie vindiziren will, in anderer Weise ihrerseits verstoßen; — sie wird gern unter solchen selbsterklärten Beschränkungen und Bedingungen auftreten, daß dadurch jeder Besorgniß vorgebeugt wird, als könnte unter demselben Vorwande einer Aufrechterhaltung allgemeiner menschlicher Gesetze bey andern Anlässen bloß der eigene Vortheil gesucht oder Unordnung verstärkt werden. — Die Intervenirung in der Eigenschaft einer bloßen Auxiliarmacht, oder diejenige bewaffnete Vermittlung, deren Gewicht eigentlich in der Drohung eines Offensivbündnisses mit dem einen Theil gegen den andern beruht, fällt an sich selbst unter einen einfacheren Gesichtspunkt; sie steht auf gleicher Linie mit dem Rechte des Krieges und Friedens überhaupt, und die gerechte Anwendung derselben läßt sich lediglich nach den jedesmaligen Motiven der Sache beurtheilen. Verwickelter und zweifelhafter wird diese Art der Intervenirung, wenn die Streitsache selbst nicht sowohl Forderungen oder Verletzungen unter anerkannt unabhängigen und zum Kriege berechtigten Mächten, sondern wenn sie vor allen die bewaffnete Selbsthülfe und mit Waffen auszufechtende Ansprüche auf Autonomie des einen Theils, und also nicht bloß völkerrechtliche, sondern innere Rechts- und Verfassungsfragen in einem fremden Staate zum Gegen-

stande hat. — Die bloße Abwehr des eigenen Schadens endlich, der aus dem fremden Streite hervorgeht, bietet den einfachsten, wohl zugleich auch den bestimmtesten und zuverläßigsten Gesichtspunkt für eine gewisse Einschreitung bey einem solchen Streite dar, welche dann aber auch ganz mit jenem Schaden im Verhältniß bleiben, bloß auf Beseitigung desselben gerichtet seyn müßte, wofern nicht auch zugleich nach andern Prinzipien der Intervenirung gehandelt würde.

In dem gegenwärtigen Falle kann man zuerst fragen, ob es eine positive Rechtsgemeinschaft, irgend einen gemeinschaftlichen staatsrechtlichen Organismus gibt, in dessen gleichsam gesetzlicher Entfaltung und Wirkung eine Intervenirung läge? — Allein ein staatsrechtlich geordnetes Europa, welches Türken und Griechen zugleich umfaßte, besteht nicht. Es wäre etwas ganz neues, die Türken sich als aktive Mitglieder einer großen gegliederten Staatenvereinigung Europa's denken zu wollen. Steht gleich die Pforte mit allen europäischen Staaten in geregelter diplomatischer Verbindung, so hat sich diese doch nirgends als eine eigentliche Wechselseitigkeit, als Theilnahme türkischer Seits an europäischen Verhältnissen, oder als Theilnahme europäischer Seits an eigentlich türkischen Verhältnissen bewiesen. Es hat niemals eine europäische Gesammtbestimmung über türkische Angelegenheiten gegeben (als nur etwa zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen ihre Angriffe, oder um kriegerische Plane gegen dieselben zu verfolgen), und weniger noch fiel es jemals einem Europäer ein, sich die Osmanen als Theilnehmer an großen europäischen Kongressen und politischer Gesammtgarantie des Rechts und Besitzstandes von Europa, vom Konstanzer Konzilium bis zu den neuesten Kongressen, oder als dazu berufen und berechtigt zu denken. Zu mächtig, um ein bloß zugewandter, unterwürfiger Gränzkanton eines europäischen Gemeinwesens zu seyn, zu feindselig und barbarisch, um mit christlichen Staaten in einer eigentlichen Gemeinschaft und Gegenseitigkeit gestellt zu seyn, stand das ottomanische Reich vielmehr bis jetzt allezeit dem christlichen Europa als ein Fremdartiges und Getrenntes gegenüber. — Und wenn man zugeben wollte, daß dieses frühere formlose Verhältniß, wo die türkische Macht geographisch in und dicht neben Europa gelegen, politisch aber gewissermaßen als außer Europa befindlich zu betrachten war, nach der gegenwärtigen Staatenentwicklung des Welttheils nicht in gleicher Art länger so fortbestehen könnte, so dürfte doch eine solche mehr organische Anknüpfung und Annäherung in keinem Falle auf eine gewaltsame und schon dadurch unchristliche und anti-europäische Weise bewirkt oder zu bewirken

versucht werden, sondern durchaus nur in einer gerechten und friedlichen Form und ganz im Sinne eben jener Grundsätze ächter Civilisation der christlichen Staaten; welche auch in der Gesinnung und der Ausübung als solche sich bewähren. — Würde man nun auch die geistig-politische Superiorität der vereinigten europäischen Reiche über die andern Welttheile, als eine, gleichsam die Stelle eines staatsrechtlichen Organismus vertretende Bestimmung ansehen, die Lenkung der Weltangelegenheiten überhaupt, und besonders in allen solchen Beziehungen zu führen, wobey europäische Interessen berührt werden, so könnte solches doch in wahrhaft würdiger Art nicht anders, als innerhalb solcher Schranken, und nach solchen Prinzipien und Gesetzen geschehen, welche sich in der allgemeinen menschlichen Natur nachweisen lassen. Und daher fällt diese Frage mit der Erörterung über die zweyte Art der Intervention, nach bewaffneten Ideen nämlich, zusammen.

Vielleicht aber könnte für den einen der beyden streitenden Theile, die Griechen, das Fortbestehen einer positiven Rechtsgemeinschaft mit der gesammten Christenheit gedacht werden. Man möchte sich etwa vorstellen, daß eine Solidarität des Regiments das ganze Mittelalter hindurch zwischen dem östlichen und westlichen Kaiserthume bestanden hätte, vermöge welcher auch nach dem Verschwinden christlicher Regierungen im Oriente, dem westlichen vereinigten Europa ein Dispositionsrecht über jene Länder zugefallen wäre, und Europa demnach fortwährend das Recht hätte, an die Stelle der untergegangenen griechischen Dynastien zu bestimmen, wie und von wem Griechenland regiert werden sollte? — Hiergegen könnte freylich zunächst erinnert werden, daß das schismatische Griechenland im Mittelalter selbst als ausgeschlossen aus der politischen Gemeinschaft Europa's betrachtet wurde, daß die Lateiner die Stadt Konstantins eroberten, und eine Zeitlang beherrschten, daß sie ganze Provinzen vom griechischen Reiche abrissen, und kraft eigener Souveränität regierten, wie Kreta, Rhodus, Negroponte, Morea ꝛc. — Nach der türkischen Eroberung dachte man sich allerdings ein Recht der Wiedereroberung aller christlich gewesenen Provinzen, als Reaktion im großen Kampf der bewaffneten Christenheit mit dem Islam. Man dachte sich aber nicht etwa in fortwährender Allianz mit griechischen Obrigkeiten, als unterdrückten und wieder ins Leben zu rufenden Mitgliedern des europäischen Staatenvereins, sondern man betrachtete die griechischen Provinzen eigentlich als solche, welche durch den Untergang eigener Obrigkeiten den Häuptern der europäischen Christenheit verfallen seyen, und welche den Händen der Feinde nach besten Kräften entrissen werden möchten. Nach solcher Vorstel-

lung etwa muß der eventuelle Theilungsvertrag beurtheilt werden, welchen im Jahre 1538 der Papst Paul III., der Kaiser Karl V., Venedig und König Ferdinand mit einander schlossen, unter Einladung Frankreichs zum Beytritt; — nach welchem Vertrage zuerst alles, was Venedig und was der Johanniterorden unmittelbar vor der türkischen Eroberung schon besessen, an diese zurückfallen, — das, was zuletzt noch als griechisches Kaiserthum bestanden (Konstantinopel mit Zubehör), an den Kaiser Karl V. fallen, für den Papst ein eigener Staat errichtet, und alles übrige unter den Theilnehmern so, daß die einzelnen Länder möglichst zusammenblieben, vertheilt werden sollte. Von herzustellenden griechischen Regierungen war damals, noch so kurz nach dem Untergange des orientalischen Kaiserthums, und mitten im Vertheidigungskriege wider die Türken, gar keine Rede; nicht ein Schutzrecht für Ansprüche der Griechen auf Selbstregierung und Souveränität, sondern ein Dispositionsrecht über das den Türken wieder zu entreißende Land wollte man geltend machen.

Es dürfte aber schwer behauptet werden können, daß aus diesem alten Verbande noch jetzt ein positives Recht der Christenheit sich herleiten ließe, — sey es, den griechischen Ländern in ihrem Streben nach Selbstregierung zu Hülfe zu kommen, sey es, jene Länder zur eigenen Disposition an sich zu nehmen. Der Streit mit der Pforte über den Besitz des Terrains von den Gränzen Deutschlands bis zum schwarzen Meere ist in den seitdem verflossenen drey Jahrhunderten durch viele Friedensschlüsse festgestellt worden, und es wurde in denselben nicht etwa ein Vorbehalt von Schutz- und Defensionsrechten für griechische Interessen im Allgemeinen eingeschaltet. Die Unterwerfung der griechischen Provinzen ist in den, durch jene Friedensschlüsse anerkannten Besitzstand mit einbegriffen gewesen; so lange diese Verträge von Seite der Pforte gehalten werden, können auch die christlichen Mächte nicht befugt seyn, sie etwa unter dem Schein eines, aus jenem uralten Verbande noch jetzt herzuleitenden, früher vergessenen und versäumten Schutzrechtes über die Griechen zu verletzen. Der alte Titel an jene Provinzen ist etwa in ähnlicher Art erloschen, wie das Recht des deutschen Reichs auf Elsaß es seit dem westphälischen Frieden war. — Man kann auch nicht sagen, daß etwa die einzelnen Mächte, nicht aber die Christenheit als Gesammtheit, Verzicht auf alte Rechte über Griechenland geleistet hätten; denn was die ersten Häupter der Christenheit einzeln ohne Vorbehalt versprochen, das können die nämlichen Häupter nicht im Namen ihrer Aller für unverbindlich erklären. — Auf jenes verfehlte Kapitel früherer Kasui-

stik: de fide infidelibus non servanda, wird Niemand zurückkommen wollen, es muß vielmehr heißen: pacta sunt etiam cum barbaro hoste servanda.

Wenn also kein alter positiver Titel aus einer bestimmten Rechtsgemeinschaft vorhanden ist, so muß sich die Untersuchung dahin wenden, ob und welche Idee, als allgemeine, für sich gültige Rechtsquelle ein gerechtes Intervenirungsprinzip möchte darbieten können? Eine solche Idee wäre gleichsam ein Nachhall, eine auf die Verhältnisse der Gegenwart angewendete Wiederbelebung, von jener Vorstellung des Mittelalters, nach welcher das christliche Weltreich allgemein seyn sollte, und noch heut zu Tage im Kirchengebet gesagt wird: ut subjicias romano Imperio omnes barbaras nationes. — Vor allem aber müßte diese Idee selbst verdeutlicht und möglichst bestimmt hingestellt, wie auch in der Anwendung mit der sorgfältigsten Beschränkung ausgeführt werden, damit man nicht in den, dem Mittelalter mit Recht vorgeworfenen Fehler zurückfalle, nach dunkeln Gefühlen und unbestimmten Vorstellungen das Schwert zu führen, und eine solche Verdeutlichung der Idee kann um so mehr in einem Zeitalter verlangt werden, worin philosophische Bestrebungen vorherrschen.

Eine Idee, welche den Vorstellungen des Mittelalters am verwandtesten scheint, wäre Ausbreitung der christlichen Religion durch das Schwert, Ueberwältigung von Regierungen, welche eine falsche Religion als Staatsreligion aufstellen. Diese Idee aber würde, wie es auch in früheren Jahrhunderten der Fall war, mit dem wesentlichen Charakter des Christenthums, welcher freye Gnade ist, in Widerspruch treten; — wenigstens sobald sie nicht rein als Wegräumung gewaltsamer Hindernisse der Predigt des Evangeliums aufgefaßt und angewendet wird. Durch die Religionsspaltung in der Christenheit selbst, da von den fünf mächtigsten Regierungen Europa's nur zwey das nämliche Bekenntniß in ihrer Gesetzgebung als das vorwiegende anerkennen, wird die Anwendung dieser Idee ohnehin unmöglich. Religionskriege gegen die Ungläubigen können schwerlich Mächte führen, welche unter sich selbst über das, was recht- und falschgläubig ist, nicht bloß nach einer Verschiedenheit im mehr und minder, sondern nach dem Gegensatze von Ja und Nein, wenn auch nur in einzelnen, aber wesentlichen Stücken, uneinig sind. — Abgesehen hievon wird die bloße Erwähnung dieser Idee beynahe lächerlich in einer Zeit, worin die unbedingte liberté civile et *religieuse* dans tout l'univers mit trunkenem Enthusiasmus gefeyert wird, und beynahe zwey Drittheile der Bevölkerung der christlichen Staaten die Grunddogmen der Religion fast wie

Mährchen behandeln zu können glauben. Das zwölfte Jahrhundert bewunderte die Männer, welche die strengste Asketik und kontemplative Einsamkeit mit der Führung des Schwerts für den Glauben verbanden, die Natur des Lammes mit Löwenmuth in sich vereinigend; unserer Zeit war es vorbehalten, offene Apostel des selbstgerühmten Unglaubens zu sehen, welche für die Lehre des Kreuzes die Gemüther zu blutigen Kriegen entzünden möchten.

Es fragt sich somit ferner, ob andere Ideen hier zur Anwendung kommen können, welche zwischen jener, auf das tiefste Prinzip gehenden, aber in sich selbst nicht klaren, in keinem Fall in unserer Zeit anwendbaren Idee eigentlicher *Religionskriege* für das Christenthum, — und dem ganz modernen, auf atomistischer Vereinzelung der Staaten, auf willkürlichen Allianzen oder dem materiellen Gleichgewichte gestützten Völkerrecht mitten inne liegen. — Als solche Ideen bieten sich drey dar, die Behauptung der *äußeren Würde der Religion*, — der Schutz für *Menschlichkeit und Civilisation*, — und die bloße *Pazifikation*, als solche, welche wir nach einander, in Beziehung auf den uns vorliegenden Gegenstand, näher betrachten müssen.

Vertheidigung äußerer Würde der Religion. Allerdings kann es als gewisser Grundsatz aufgestellt werden, daß in keinem Reiche der Welt, weder in *China* noch in *Konstantinopel*, weder in *Pegu* noch in *Tripolis*, eine Regierung, welches heidnischen Glaubens sie immer sey, ein Recht haben kann, *direkt feindselige* Handlungen gegen den Glauben an das Opfer *Christi* und die daraus fließende Welterlösung, oder direkt entehrende Handlungen gegen die auf jenem Glauben beruhende Kirche auszuüben. Die Bekenner *Christi* zu martern und ans Kreuz zu schlagen, das Kruzifix mit Füßen zu treten, die heiligen Schriften zu verbrennen, die Priester in ihrem geheiligten Charakter zu entehren und zu verhöhnen u. s. w. u. s. w., dazu hat eine heidnische Regierung so wenig, als ein europäischer Pöbel das Recht. — Auch daß solche Regierungen sich dabey auf Vorschriften ihrer eigenen Religion berufen, welche durch das Christenthum gefährdet werde, ändert hierin nichts. Denn der bessere und ältere, *positive* Bestandtheil ihrer Religionen berechtigt sie in keiner Weise dazu, den christlichen Glauben zu verfolgen, weil nämlich die Christen eben glauben und behaupten, in der Lehre des Erlösers die *Erfüllung* aller alten, heiligen Tradition zu besitzen, keineswegs aber dieselbe in ihren reinen Bestandtheilen auflösen. Alles, was barbarischen Völkern aus ihrer eigenen Gesetzgebung ein scheinbares politi-

sches Recht geben möchte, in ihren Reichen die Christen zu verfolgen, ist nur, zu jener reineren Quelle ursprünglicher Ueberlieferung hinzugekommene, das tiefste Gesetz der Menschheit verletzende Entweihung. — Christliche Kaiser und Könige möchten sich also wohl berufen finden können, innerhalb des Bereiches der ihnen von Gott gegebenen Macht solche feindselige und entehrende Akte gegen das Christenthum allen Regierungen zu verbieten, und sie im äußersten Falle mit den Waffen zu zwingen, daß sie von solchen Handlungen, und von allen Maximen, wodurch sie dieselben als gesetzlich erklärten, abstehn, dieselben widerrufen, und für die verübten Frevel durch Ehrenerweisungen und Gaben gegen die Religion genugthun sollten. — Hiebey wird, wie billig, vorausgesetzt, daß jene Herrscher nicht selbst Akte der Verfolgung gegen das Christenthum in irgend einem seiner positiven Dogmen ausüben, daß es ihnen rein und wahrhaft um diesen Zweck zu thun ist, und daß ihr Zwang nicht weiter reicht, als jener erfordert.

Ob nun die Osmanen solche feindselige Handlungen gegen das Christenthum verüben, und Prinzipien, kraft welcher sie dieselben etwa für erlaubt erklärten, aus den Grundlagen ihres Staatsrechts fließen; ob sie gegen Reklamationen christlicher Mächte dabey beharret sind, ob sie für einzelne feindselige Handlungen, welche man hieher rechnen könnte, der Religion Genugthuung zu leisten verweigert, oder ob sie solche Genugthuung wenigstens durch Erklärungen gegeben haben, ob sich christliche Mächte bey solchen Erklärungen beruhigt haben, das sind ins Einzelne der Thatsachen eingehende Fragen, deren Beantwortung ganz bestimmt und speziell vorangestellt werden müßte, wenn hierauf eine Intervention gegründet werden sollte. Die Osmanen haben zwar eigentlich das Staatsprinzip, Krieg gegen die Ungläubigen, d. h. die Christen, zu führen; und eine folgerechte und extreme Anwendung dieses Grundsatzes würde nur Waffenstillstände, nicht eigentlichen Frieden, zwischen ihnen und christlichen Regierungen möglich machen. Allein schon von Anfang ihrer Herrschaft an haben sie diesem Grundsatz nicht die Anwendung gegeben, daß sie den Christen in unterworfenen Ländern ihre Religionsübung untersagt hätten, vielmehr haben sie diese durch ausdrückliche Schutzbriefe verbürgt. Seit sehr langer Zeit wird in türkischen Ländern der christliche Gottesdienst vollständig begangen: in vielen Stücken genießen die Christen dort größerer kirchlicher Freyheit, als in manchen christlichen Staaten der Fall ist. Wenn unerbauliche Streitigkeiten zwischen Christen, welche den Stuhl Petri anfeinden, und denen, welche mit ihm in Verbindung stehen, plumpe Entscheidungen der Baßa's herbeyziehn,

so trifft hievon ein schwerer Theil der Schuld unstreitig die Christen selbst. — Es sey fern von uns, das, was antichristliches in der religiös-politischen Gesetzgebung der Osmanen liegt, außer Acht lassen oder gar beschönigen zu wollen. Wenn hierin aber auch in vorkommenden Fällen ein Grund zu Forderungen der nachdruckvollsten Art liegen könnte, so berechtiget doch nichts anzunehmen, daß hierauf die gegenwärtig begonnene Intervention begründet sey. — Auch daß einzelne, im Anfange des Insurrektionskrieges vorgefallene Handlungen, welche als feindselig gegen die Christenheit empfunden worden, und das religiöse Gefühl der christlichen Völker verletzt haben, z.B in solcher Weise die Hinrichtung des Patriarchen, — nach so langer Zeit, nach so vielen dazwischen getretenen Verhandlungen, nach dem Traktate von Ackjermann, worin so manche Gegenstände von einem, theilweise untergeordneten politischen Interesse, unter Androhung eines Krieges erlangt worden, — jetzt noch der eigentliche Grund einer umfassenden Intervention seyn sollten, scheint nicht angenommen werden zu können. — Wir ziehen die Hindernisse hier nicht in nähere Betrachtung, welche auch gegen umfassende Forderungen an fremde Regierungen zur Vindizirung der äußeren Würde des christlichen Glaubens, aus der innern Spaltung der christlichen Bekenntnisse und den damit verbundenen fehlerhaften Theilen in der Legislation der christlichen Staaten selbst, hergeleitet werden können. Dieß läßt aber immer die Möglichkeit zu, daß von den Osmanen Versicherung verlangt, und auf Haltung derselben mit aller Macht gehalten würde, daß nach erhaltenen Erfolgen über die Insurgenten nicht aus wüthiger Reaktion auch nur das mindeste geschehe, was feindselige Handlung gegen die christliche Religion wäre.

Wir kommen zur zweyten der oben genannten Ideen, nämlich eines der Menschlichkeit und Civilisation gewährten Schutzes. — Vor allem bedürfte diese Idee einer genaueren Bestimmung. Die Vielweiberey z. B., wie sie auch das Gesetz Mahommeds gestattet, ist unstreitig eine, gegen die Wurzel aller edlen Civilisation feindselige Unsitte; doch wird niemand sagen, daß eine Forderung auf Abstellung derselben zum Grunde bewaffneter Intervenirung gemacht werden könnte. Eben so wenig wohl jene auf Abstellung eines absoluten Despotismus über die eigenen Unterthanen, welcher in weiter, wenn auch nicht ganz unbegränzter Ausdehnung, durch keine Formen und Bedingungen, durch keine geordneten Gerichte ꝛc. gezügelt würde, und also wohl unstreitig den ächten und allgemeinen Gesetzen entgegen wäre, welche Gott in die Menschheit gelegt hat. Nicht leicht aber würde man ein solches Motiv zum be-

waffneten Einspruch in eine ganz fremde Gesetzgebung, zu einer Art von Diktatur über barbarische Regierungen, geltend machen wollen. Der Abweichungen vom allgemeinen Gesetze der Menschheit gibt es überall so viele und mannigfaltige, daß zur Besserung und Heilung derselben wohl jeder Staat in seinem eigenen Innern eine nahe liegende Aufgabe hat, welche einen großen Theil seiner edelsten Kräfte in Anspruch nimmt. — Was man aber mehrentheils in dieser Beziehung sich vorstellt, ist der Schutz für eine besondere Klasse von Menschen von gleicher Abstammung, Sprache, Charaktereigenschaften, Bildung u. s. w., wie hier der Griechen, gegen mächtige Unterdrücker, von welchen man annimmt, daß sie in ihnen das allgemeine Gesetz der Menschheit und unbestrittene Menschenrechte gröblich verletzen. In wie fern diese Idee den Urhebern des Interventionstraktats vorgeschwebt hat, ist wohl nicht leicht mit voller Sicherheit zu bestimmen. Um aber auf derselben eine bewaffnete Intervention zu gründen, welche als kriegerischer Zwang gegen die Verweigerung des Geforderten auftritt, scheint es im Allgemeinen unerlaßlich, daß die Intervenirenden mit Deutlichkeit und Bestimmtheit ausscheiden, welche Verletzung der Menschheit es namentlich sey, zu deren Abwehr sie sich berufen achten; es müssen, bestimmte Forderungen aufgestellt werden, und diese müssen sich auf das Unbestrittene und wesentlich Nothwendige beschränken, und das Gepräge objektiver Allgemeingültigkeit tragen. Da der Grund der allgemeinen Gesetze zwar in der Thatsache der ursprünglichen Erschaffung menschlicher Natur gegeben, die Deutung dieser Thatsache aber ein Gegenstand des menschlichen Suchens nach Wahrheit, der Philosophie, also einer zum Theil unsichern und subjektiven, nur annähernd und unvollkommen das Allgemeingültige erreichenden Bestrebung ist, so müßte auch eine auf Erkenntniß der allgemeinen menschlichen Gesetze begründete Intervention mit Waffenmacht, — eine bewaffnete und völkerrechtlich das Gesetz diktirende Philosophie, — sich nothwendig mit großer Bescheidenheit und Mäßigung gepaart zeigen, indem das Verwandeln bloßer philosophischer Meinungen in äußere Gesetze, wenn nicht die Gefahr des Irrthums mit möglichster Sorgfalt vermieden würde, selbst eine Quelle der allergröbsten Unordnungen werden könnte. — Und solche bestimmte, dabey einleuchtend gerechte und allgemein gültige Forderungen müßten nicht bloß an einen Theil, sondern an beyde, wenn Anlaß dazu vorhanden, gestellt, und beyden ein gemeinsames Gesetz mit der Autorität der geordneten Macht gegeben werden.

Im vorliegenden Falle häufen sich die Schwierigkeiten dadurch, daß der Zustand der Griechen, der türkischen Herrschaft gegenüber, zum Theil wenigstens, in den neuern Zeiten von der Art war, daß nicht eben leicht mit Bestimmtheit angegeben werden möchte, worin der ganz unleidliche Druck und gräuliche Unmenschlichkeit bestanden hätte. Es wird versichert, daß namentlich die Inseln sich aller Elemente der Civilisation und Kultur erfreuten. Fast die ganze Bevölkerung war griechisch; außer einer jährlichen Geldabgabe fand an manchen Orten beynahe keine Berührung mit den Türken Statt. Keine Art von Druck oder Plackerey beschränkte oder hinderte den Handel oder die Industrie dieser Inseln; sie hatten eigene Obrigkeiten und Verwaltung, eine ungehinderte kirchliche Verfassung und Religionsübung; Schulen, Lizeen, Preßfreyheit, Literatur, oder konnten doch dieses alles haben; Reichthum und ein wohlbestelltes, blühendes Land. — Es mögen einzelne Gewaltthätigkeiten vorgefallen seyn, wovon man jedoch behauptet, daß das Verfahren der griechischen Oligarchen selbst einen großen Theil der Schuld davon trage. Immer erscheint ein Krieg, den solche Länder führen, nicht als hervorgegangen aus unleidlich barbarischem Druck, er könnte vielmehr aus Uebermuth unternommen scheinen. Die wahre Kultur wird bekanntlich weit mehr durch weise Benutzung der vorhandenen Güter, durch ruhigen Fortgang und friedliche Entfaltung, als durch leidenschaftliche Gewalt und an Gräueln reiche Kriege gefördert. — Von besondern Beschwerden oder Verfolgungen der in den größeren Städten, Konstantinopel, Smirna, Alexandria rc. lebenden griechischen Bevölkerung ist nicht viel die Rede gewesen, und in den gebirgigen Distrikten des Festlandes hat sich z. B. bey den Mainotten und Sulioten eine gewisse Unabhängigkeit und ein Zustand der Dinge erhalten, demjenigen nicht unähnlich, in welchem die Klans der Bergschotten sich früher befanden u. s. w. — Daß es nicht Gegenstände begründeter Reklamationen für die Griechen gebe, z. B. auf größere Sicherstellung gegen Willkür der türkischen Befehlshaber, namentlich in den Provinzen des Festlandes; Ergänzung der Rechtsbücher der Ulemas über das Verfahren der Türken gegen Rajahs; Erneuerung und Ausdehnung der alten Freybriefe rc., wird niemand läugnen; und es würde von der nähern thatsächlichen Untersuchung abhangen, in wiefern alles dieses mehr nur den Gegenstand eines bestimmten Prozesses und partikularen Streites, oder auch den einer solchen Vindikation der allgemeinen Menschlichkeit gegen schreyende Verletzungen bilden könnte, wie wir sie hier im Auge haben. Man kann fragen, zumal nach den neuerlich bekannt gewordenen Resultaten der bisherigen friedlichen Unterhand-

[redacted]

cher Reiche eine nothwendige Einheit. Im Namen dieser geordneten Autorität könnte keine Legislation einer an inneren Gebrechen leidenden Nation gegeben, und zu diesem Behufe kein Krieg mit einer fremden Macht, welche jene Nation beherrschte, unternommen werden, ohne daß alle Hauptmächte, in welchen jene Autorität beruhet, darüber einig wären, nach welchen Grundsätzen jene Legislation gegeben, und nach welchen Gesichtspunkten dieser Krieg geführt werden sollte. — Einzelne Mächte mögen sich zur Abwehr großer Störungen der menschlich-gesetzlichen Ordnung berufen achten können; zum positiven Diktiren einer gut gefundenen Ordnung an die Stelle des thatsächlich gegebenen Zustandes aber könnte, je weiter ausgedehnt man hierin den außerordentlichen Beruf und Bestimmung der Häupter der Christenheit sich dächte, wohl um so mehr nur die Gesammtheit dieser Häupter, als vereinigte Autorität, als die oberste politische Gewalt der Erde, berufen seyn.

Es erübrigt sodann noch die Idee der bloßen Pazifikation an sich, unabhängig von den Rechten und Interessen selbst, um welche gestritten wird. So ganz ins Unbestimmte hinein kann man jedoch nicht etwa einer Verbindung von mächtigen Monarchen die Bestimmung zugetheilt denken, allen Kriegen in allen Ländern, wohin ihre Macht reichen könnte, Einhalt zu thun. Das wäre auf lange hin Krieg für Krieg, ja vermehrter, erweiterter Krieg für einen besondern und lokalen; besonders da es alte Erfahrung ist, daß aus dem Streite leicht neuer Streit erzeugt wird, daß aus dem Kampfe sich Kampf gebiert, und jede Erschütterung leicht in neuen Erschütterungen sich fortsetzt. Man müßte sich also scharf nach Beschränkungen und Bedingungen umsehen, wofern man auf diesen Grund eine bewaffnete Intervention gründen wollte. Auch ist dafür allerdings ein näherer Rechtsgrund erforderlich, indem nicht willkürlich jeder Macht oder Gemeinde verwehrt werden darf, sich Recht durch Entscheidung der Waffen nach ihrer eigenen Wahl und Meinung zu verschaffen. Ein solcher näherer Rechtsgrund könnte nun ebenfalls die Idee der Menschlichkeit seyn, jedoch hier nur in Absicht auf Art und Ausdehnung des Kampfes, oder die eigene Beschädigung durch fremden Streit. Die Pazifikation könnte darauf gerichtet werden, daß irgend ein Kampf nicht allzu unmenschlich und zerstörend werde, durch grausame Art, ihn zu führen, durch allzugroße Erbitterung, Dauer und Verbreitung. Sie könnte darauf gerichtet seyn, daß der Krieg nach gewissen Gesetzen der Ehre und Menschlichkeit geführt würde, oder selbst, daß er über ein ge-

wisses Maß hinaus nicht getrieben würde, ohne daß sich beyde Theile rechtliche Entscheidungsmittel, Austrag ꝛc. gefallen ließen. Diese wohlthätige **äußere Beschränkung** des Kampfes, oder die Verhinderung seiner zu verderblichen Ausdehnung, scheint im Berufe großer und geordneter Mächte wohl liegen zu können. Es sind vorzüglich außerordentliche, schreyende, in die Augen fallende Exzesse, auf welche eine solche äußerliche Pazifikation sich richten kann, und es zeigt sich oft im Interesse der besseren Menschheit als sehr wünschenswürdig, daß sie gegen solche mit Eintracht, Ordnung und Energie wirklich angewendet werde. Auch kann durch eine solchartige Beschränkung des Kampfes mittelbar schon viel wesentlich Gutes befördert werden, indem durch Unterdrückung zerstörender und brutaler Kräfte der besseren Vernunft immer eine größere Freyheit erkämpft wird, sich in heilsamen Anstrengungen wirksam zu erweisen. — Als solche bloße Beschränkung des Kampfes müßte aber die Intervention sich nicht nur der eingreifenden Entscheidung über die Streitsache selbst enthalten, sondern auch angeben, **worin** und aus welchem Grunde man den Streit, der keinen von beyden Theilen anerkannten Richter hat, zu beschränken sich den Beruf beylegt; und **in welche Schranken** man den Kampf zurückweise. Den Charakter bloßer willkürlicher Konvenienz dürfen die Forderungen nicht tragen, und daß man z. B. dem einen Theil ohne bestimmtere Motivirung die Wasserstraße, oder diesen und jenen bestimmten Paß, oder diese und jene Waffengattung verböte, ließe sich durch jene Idee der Pazifikation nicht hinlänglich begründen. — Die Pazifikation scheint den natürlichen Standpunkt zu haben, daß sie nicht für die Rechte des einen oder des andern Theils, sondern **für die Rechte und das Wohl Dritter, welche durch den Streit leiden** (wozu auch die ruhigen, durch Plünderung auf beyden Seiten in Armuth gesunkenen oder vertriebenen Bewohner der insurgirten Länder selbst gehören), ausgeübt wird. — Es muß auch alles vermieden werden, was die Leidenschaften reizt, und alles beobachtet werden, was den Theil, an welchen man Forderungen stellt, zu einem vernünftigen und billigen Verfahren zu bringen geeignet ist. Alles, was denselben aufbringen, seinen Stolz gewaltsam beleidigen, wüthige Leidenschaften in ihm wecken, ihn in das Dilemma setzen könnte, entweder nach der Leidenschaft feiger Angst, wider Willen, und mit heimtückischem Vorbehalte künftiger Rache sich alles gefallen zu lassen, oder nach der Leidenschaft des empörten Stolzes alle Kräfte zusammenzuraffen, um die nach seiner Meinung zugefügte Beleidigung zu rächen, müßte man auf das sorgfältigste vermeiden. Denjenigen, von

welchem man ein billiges und vernünftiges Betragen erheischt, muß man auch selbst mit Mäßigung und aller Vernunft behandeln.

Diese äußere Einschränkung des Kampfes ist nicht schon jene innere Befriedigung durch zweckmäßige Gesetze, jener Friedensstand selbst, der als bleibende Heilung des Uebels betrachtet werden kann. Eine solche innere, auf den Grund der Sache dringende Pazifikation wäre ein beyden Theilen gegebenes Verfassungsgesetz, mit Anwendung der ganzen erforderlichen Macht, um dasselbe in Vollzug zu setzen, und aufrecht zu erhalten. Die Berechtigung aber, welche große Mächte im Interesse der Menschheit, zum Schutze der wehrlosen Dritten, oder zur Abwehr eigener Beschädigung haben können, den Kampf in gewisse Schranken zu weisen, ist noch keineswegs die, die ganze Streitsache selbst nach Gutbefinden zu entscheiden. Wollte man den Beruf zur Pazifikation so weit ausdehnen, etwa durch Berufung auf unversöhnliche Feindschaft beyder Theile, welche keine Art von freywilliger Auseinandersetzung und Ausgleichung gestatte; — auf die Verbreitung eines bösen Gährungsstoffes in Europa und Nährung des Parteygeistes bey zu lange fortgesetztem Streite u. s. w., so müßte eine gründliche Erörterung doch immer davon ausgehen, daß die geordnete Macht als Einheit betrachtet, und nur das, was alle großen Hauptmächte in vollständiger Vereinigung aussprächen, eigentlich die Quelle einer solchen außerordentlichen und tief eingreifenden Friedenslegislation seyn könnte. Wenigstens würden einzelne Mächte, welche in solcher Art anderen Völkern Gesetze gegeben zu sehen wünschten, alle ihre Bemühungen darauf zu richten haben, daß solches nach dem vereinten Willen Aller zu Stande komme, und nur mit größter Mäßigung würden sie, wo es ihnen unerlaßlich schiene, die Linie dieses übereinstimmenden Ausspruchs Aller überschreiten. Eine unbedingte Diktatur würde sich aber wohl aus der Beruhigung des übrigen Europa, oder aus Wahrung eigener Rechte und Interessen der christlichen Reiche, nicht eben leichter, als aus dem Beruf, die Gesetze der Menschlichkeit im Allgemeinen zu beschirmen, herleiten lassen, — da es sich von den vorzuschreibenden Gesetzen nicht leicht würde beweisen lassen, daß gerade sie und nur sie den Zweck unfehlbar oder auch nur am wahrscheinlichsten erreichen müßten, den innern Friedensstand dauerhaft zu begründen, oder der edleren Menschheit zum Schirm gegen Gewaltthat, Korruption und Parteyung eine sichere Stütze zu bieten. — Sehr schwierig dürfte immer seyn, alle Hauptmächte zu einer Ueberzeugung sowohl über die Wünschenswürdigkeit

der vorzuschreibenden Gesetze selbst, als über den Beruf, es mit den Waffen in der Hand zu thun, zu bringen. Selbst die verschiedene Art, wie diese Mächte, theils von den aus der Glaubensspaltung hervorgegangenen oder mit ihr verschwistert gewesenen Kriegen, theils von der Revolution berührt worden sind, und die Verschiedenheit der Grundlagen ihrer Verfassungen und ihres ganzen Bestandes, vermehren nothwendig die Schwierigkeit einer solchen legislativen Vereinigung. — Ohne diese Gemeinsamkeit der Ueberzeugung und des Verfahrens aber fehlt eine wesentliche Bedingung für gedeihliche Anwendung einer solchen Idee; — wie denn auch außerdem ein getheiltes Verfahren Anlaß zu vielfachen anderen Verwicklungen, und damit selbst zu Schwächung der Grundlage des öffentlichen Friedens und der allgemeinen Ordnung werden könnte, wodurch endlich auch wieder sehr zweifelhaft würde, ob die Idee einer Pazifikation, und also auch, ob das sie begleitende Recht, Anwendung fände.

Die vorstehenden Betrachtungen dürften hinreichen, um die Natur und zugleich die großen Schwierigkeiten und zweifelhaften Punkte bey Interventions-Maßregeln aus einem gemeinsamen europäisch-christlichen Völkerrechte in dem griechischen Insurrektionskriege zu verdeutlichen. Es bliebe dann noch zu erwägen übrig, ob und in welcher Art aus dem isolirenden Staatsrechte des vorigen Jahrhunderts, in welchem die Rechte jedes Staats lediglich nach seiner getrennten souverainen Stellung beurtheilt werden, — eine Einwirkung auf jenen Streit begründet werden kann. Wie schon oben erwähnt, kann dieß nur als Abwehr eigener Rechtsverletzung oder als Allianz mit einem der streitenden Theile, und als eine hierauf beruhende Vermittlung gedacht werden. Die Abwehr haben wir zum Theil schon näher betrachtet, und zwar in Verbindung mit der Idee der Pazifikation im Ganzen; zum Theil erfordert sie keine nähere Untersuchung, sondern ergibt sich von selbst beym ersten Anblick, z. B. das Recht, die gegen die eigenen neutralen Schiffe verübte Piraterie mit allem Nachdruck abzuwehren. — Die Allianz mit den Griechen setzte voraus, daß man ihre Streitsache mit der Pforte nicht nach irgend einem idealen Staatsrechte, sondern nach dem Rechte des Kriegs und der willkürlichen Bündnisse für eine solche erklärte, wozu sie ein vollkommenes Recht hätten, und zu deren Erreichung man den Griechen im freyen Bündniß zu helfen für gut fände: zugleich erklärte man, daß letztere berechtigt gewesen, sich durch Insurrektion Recht zu verschaffen, und daß die griechischen Regierungen, wie sie aus den konstitutiven Bestrebungen

der bewegten Parteyen hervorgegangen sind, als vollkommen gesetzmäßige und souveraine Obrigkeiten in die Reihe der Mächte eingetreten seyen. Denn wenn es gleich in der Anerkennung Grade und Stufen gibt, und z. B. die Anerkennung einer de facto Regierung, um Handelsverbindungen mit ihr zu schließen, noch keine vollkommene Anerkennung ihres gesetzlichen Bestandes in allen Beziehungen enthält, — so scheint eine solche vollkommene Anerkennung doch nothwendig vorausgesetzt werden zu müssen, wenn irgend eine Macht mit jenen de facto bestehenden Regierungen ein Bündniß zum Offensivkrieg gegen eine andere Macht, welcher dieselben bisher unterworfen gewesen, schlöße. Um so mehr, wenn diese Regierungen selbst die völlige Unabhängigkeit von ihrem seitherigen Oberherrn als ersten Hauptgegenstand des Streites proklamirt haben. — Oder wenn man etwa einwenden wollte, daß die Allianz und Hülfe jener Regierungen nur als untergeordnet selbstständigen Obrigkeiten geleistet wäre, — so würde wenigstens das Recht der bewaffneten Selbsthülfe in den einzelnen Forderungsstücken ihres Prozesses, und mithin auch das Recht, im fortdauernden Streit sich die volle Unabhängigkeit zu erkämpfen, ausdrücklich anerkannt. Und diese Anerkennung käme nicht etwa bloß nach entschiedener Thatsache, nach ausgekämpftem Streite, wie in manchen andern Fällen hinzu, sondern mitten im Prozesse einwirkend, würde sie den Ausgang selbst bestimmen, und die Thatsachen selbst herbeyführen. Wenn die helfende Macht etwa als Bedingung ihrer Hülfe erklärte, daß die insurgirte Nation sich eine Art von Oberherrlichkeit auch für die Zukunft gefallen lassen sollte, — den Anspruch der letzteren aber, sich eine in allen übrigen Beziehungen ganz ausgebildete Selbstständigkeit und Staatsverfassung durch Krieg zu gewinnen, unterstützte, so wäre das der That nach und im Erfolg nichts desto weniger Hülfleistung für das Streben nach gänzlicher Independenz. Uebrigens müßte auch die Bereitwilligkeit der insurgirten Nation, jene Bedingung zu erfüllen, nachgewiesen seyn, wenn in Folge jener bedingten Allianz der Krieg unternommen werden sollte. Wohl verstanden, daß wir hier von den oben erörterten Fragen über Intervenirung nach irgend einer gemeinsamen Friedensordnung, wodurch beyden streitenden Theilen das Gesetz gegeben würde, ganz abgesehen, und nur das allgemeinste Staatsrecht im Auge haben. — Jene einseitige, positive Anerkennung eines Rechts der Griechen, sich die politisch-nationale Selbstständigkeit durch Krieg zu erobern, abgesehen von aller Verbindung ihrer Sache mit der Christenheit im Ganzen; — und überdieß die positive Anerkennung der auf sehr modernen Konstitutionsbegriffen beruhenden, unter

Kämpfen des Parteygeistes entstandenen, bis jetzt sehr schlecht konsolidirten Regierungskommittees in **Griechenland** als gesetzlicher und souverainer Obrigkeiten, — wären Akte, welche sich mit staatsrechtlichen Begriffen überhaupt, und mit den, im Gegensatz der Revolution proklamirten Prinzipien der großen europäischen Monarchien wohl nicht würden vereinigen lassen. — Es ist nämlich ein großer Unterschied, sich aller rechtlichen Entscheidung eines Streits zu enthalten, und den aus den Thatsachen hervorgegangenen Zustand der Dinge anzuerkennen; — oder das Streben nach Independenz und den Krieg dafür in Verbindung mit demokratischer Konstituirung durch eine ausdrückliche Erklärung gut zu heißen, und als ein segenreiches und durchaus gerechtes Unternehmen durch Bundesmacht zu unterstützen. — Würde aber nun solche Hülfe nicht nach inneren, in der Sache liegenden Motiven, sondern als reine **politische Konvenienz**, als Mittel zur Machtvermehrung betrachtet, — etwa so, wie die französischen Könige früherer Zeit die protestantischen Fürsten **Deutschlands** gegen die Kaiser, und kurz vor der Revolution die Nordamerikaner gegen **England**, durch offensive Allianz unterstützten, — so verlegte man jene Frage vom idealen Gebiet auf jenes des materiellen Privatnutzens und des bloßen mechanischen Gleichgewichts, und es wäre dann nicht mehr von rechtlicher Untersuchung die Rede. Die Ideen wären in einer solchen, freylich unzuläßigen und mit dem Wortlaute und Inhalt des Traktats vom 6. July und allen sonstigen Erklärungen der intervenirenden Mächte im Widerspruch befindlichen Unterstellung nur scheinbare Vorwände, und könnten nur als solche wirken.

So viel dürfte als ein Resultat angesehen werden. Die Intervenirung als einseitige Allianz mit der Sache der insurgirten Griechen hat in der höheren Politik eine sehr bedenkliche Seite, und kann nicht angenommen werden. Abgesehen von ihr bleiben nur zwey Wege übrig. Eine thatsächliche Neutralität, ohne allen Ausspruch über die Rechte des einen oder des andern der streitenden Theile, und ohne alle Theilnahme am Streite, und Benutzung dieser neutralen Stellung zu versöhnenden und friedlichen Rathschlägen. — Oder aber jene aus der Idee eines christlich-europäischen Völkerrechts abzuleitende Intervenirung zum Schutz der höchsten Güter der Menschheit oder selbst zur Begründung einer bleibenden Friedensordnung, als eines, beyden Theilen mit Waffenmacht zu gebenden Gesetzes; — welche Weise der Intervenirung wir oben nach allen ihren Beziehungen näher betrachtet, und ihre Schwierigkeiten und Bedingungen, so wie die zarten Gränzen angedeutet haben, an

der bewegten Parteyen hervorgegangen sind, als vollkommen gesetzmäßige und souveraine Obrigkeiten in die Reihe der Mächte eingetreten seyen. Denn wenn es gleich in der Anerkennung Grade und Stufen gibt, und z. B. die Anerkennung einer de facto Regierung, um Handelsverbindungen mit ihr zu schließen, noch keine vollkommene Anerkennung ihres gesetzlichen Bestandes in allen Beziehungen enthält, — so scheint eine solche vollkommene Anerkennung doch nothwendig vorausgesetzt werden zu müssen, wenn irgend eine Macht mit jenen de facto bestehenden Regierungen ein Bündniß zum Offensivkrieg gegen eine andere Macht, welcher dieselben bisher unterworfen gewesen, schlöße. Um so mehr, wenn diese Regierungen selbst die völlige Unabhängigkeit von ihrem seitherigen Oberherrn als ersten Hauptgegenstand des Streites proklamirt haben. — Oder wenn man etwa einwenden wollte, daß die Allianz und Hülfe jener Regierungen nur als untergeordnet selbstständigen Obrigkeiten geleistet wäre, — so würde wenigstens das Recht der bewaffneten Selbsthülfe in den einzelnen Forderungsstücken ihres Prozesses, und mithin auch das Recht, im fortdauernden Streit sich die volle Unabhängigkeit zu erkämpfen, ausdrücklich anerkannt. Und diese Anerkennung käme nicht etwa bloß nach entschiedener Thatsache, nach ausgekämpftem Streite, wie in manchen andern Fällen hinzu, sondern mitten im Prozesse einwirkend, würde sie den Ausgang selbst bestimmen, und die Thatsachen selbst herbeyführen. Wenn die helfende Macht etwa als Bedingung ihrer Hülfe erklärte, daß die insurgirte Nation sich eine Art von Oberherrlichkeit auch für die Zukunft gefallen lassen sollte, — den Anspruch der letzteren aber, sich eine in allen übrigen Beziehungen ganz ausgebildete Selbstständigkeit und Staatsverfassung durch Krieg zu gewinnen, unterstützte, so wäre das der That nach und im Erfolg nichts desto weniger Hülfleistung für das Streben nach gänzlicher Independenz. Uebrigens müßte auch die Bereitwilligkeit der insurgirten Nation, jene Bedingung zu erfüllen, nachgewiesen seyn, wenn in Folge jener bedingten Allianz der Krieg unternommen werden sollte. Wohl verstanden, daß wir hier von den oben erörterten Fragen über Intervenirung nach irgend einer gemeinsamen Friedensordnung, wodurch beyden streitenden Theilen das Gesetz gegeben würde, ganz abgesehen, und nur das allgemeinste Staatsrecht im Auge haben. — Jene einseitige, positive Anerkennung eines Rechts der Griechen, sich die politisch-nationale Selbstständigkeit durch Krieg zu erobern, abgesehen von aller Verbindung ihrer Sache mit der Christenheit im Ganzen; — und überdieß die positive Anerkennung der auf sehr modernen Konstitutionsbegriffen beruhenden, unter

Kämpfen des Parteygeistes entstandenen, bis jetzt sehr schlecht konsolidirten Regierungskommittees in Griechenland als gesetzlicher und souverainer Obrigkeiten, — wären Akte, welche sich mit staatsrechtlichen Begriffen überhaupt, und mit den, im Gegensatz der Revolution proklamirten Prinzipien der großen europäischen Monarchien wohl nicht würden vereinigen lassen. — Es ist nämlich ein großer Unterschied, sich aller rechtlichen Entscheidung eines Streits zu enthalten, und den aus den Thatsachen hervorgegangenen Zustand der Dinge anzuerkennen; — oder das Streben nach Independenz und den Krieg dafür in Verbindung mit demokratischer Konstituirung durch eine ausdrückliche Erklärung gut zu heißen, und als ein segenreiches und durchaus gerechtes Unternehmen durch Bundesmacht zu unterstützen. — Würde aber nun solche Hülfe nicht nach inneren, in der Sache liegenden Motiven, sondern als reine politische Konvenienz, als Mittel zur Machtvermehrung betrachtet, — etwa so, wie die französischen Könige früherer Zeit die protestantischen Fürsten Deutschlands gegen die Kaiser, und kurz vor der Revolution die Nordamerikaner gegen England, durch offensive Allianz unterstützten, — so verlegte man jene Frage vom idealen Gebiet auf jenes des materiellen Privatnutzens und des bloßen mechanischen Gleichgewichts, und es wäre dann nicht mehr von rechtlicher Untersuchung die Rede. Die Ideen wären in einer solchen, freylich unzuläßigen und mit dem Wortlaute und Inhalt des Traktats vom 6. July und allen sonstigen Erklärungen der intervenirenden Mächte im Widerspruch befindlichen Unterstellung nur scheinbare Vorwände, und könnten nur als solche wirken.

So viel dürfte als ein Resultat angesehen werden. Die Intervenirung als einseitige Allianz mit der Sache der insurgirten Griechen hat in der höheren Politik eine sehr bedenkliche Seite, und kann nicht angenommen werden. Abgesehen von ihr bleiben nur zwey Wege übrig. Eine thatsächliche Neutralität, ohne allen Ausspruch über die Rechte des einen oder des andern der streitenden Theile, und ohne alle Theilnahme am Streite, und Benutzung dieser neutralen Stellung zu versöhnenden und friedlichen Rathschlägen. — Oder aber jene aus der Idee eines christlich-europäischen Völkerrechts abzuleitende Intervenirung zum Schutz der höchsten Güter der Menschheit oder selbst zur Begründung einer bleibenden Friedensordnung, als eines, beyden Theilen mit Waffenmacht zu gebenden Gesetzes; — welche Weise der Intervenirung wir oben nach allen ihren Beziehungen näher betrachtet, und ihre Schwierigkeiten und Bedingungen, so wie die zarten Gränzen angedeutet haben, an

welche dieselbe, unter reifer Beurtheilung der Umstände, in jedem Falle gebunden zu seyn scheint.

Es war bey der vorstehenden Erörterung nicht sowohl unsere Meinung, ganz unbedingt ausgemachte, keine weitere Bestimmung oder Einschränkung zulassende Sätze aufstellen zu wollen, sondern vorzüglich nur, die Untersuchung dieses vielumfassenden Gegenstandes in einer Art einzuleiten, welche zur gründlichen Aufhellung desselben zu führen geeignet ist.

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XLI.

Die schwedische Literaturwelt 1827.

Von einem Reisenden.

Eine Literatur ist bekanntlich ein Ding, das ein Reisender nicht an den Aushängeschildern der Straße im Vorbeyfliegen mit Kourierpferden kennen lernt. Zwar in Deutschland, und noch mehr in Frankreich und England, hat man es auch schon in den Aushängeschildern zu einiger Vollkommenheit gebracht, daß so mancher Mann bereits für einen gebildeten und einen Kenner der Literatur gilt, der weiter nichts kennt, als Buchhändleranzeigen. Aber in Schweden, wo die Industrie noch manche Fortschritte zu machen hat, hat sie es auch im Buchhandel noch nicht so weit gebracht. Obgleich man die Ostentation sonst liebt, scheinen die Buchhändler von einer merkwürdigen Trägheit besessen. In Stockholm findet man keine einzige Handlung von Bedeutung, keine hat stehende Verbindungen mit dem Auslande, kein Buchhändler wagt es, ohne Bestellung Artikel zu verschreiben, und erwartet, was ihm ein gelegentlicher Korrespondent zuschickt oder einheimische Gelehrte und Liebhaber anrathen. Tritt ein Fremder in einen Buchladen, kann er nach eilf Artikeln den Buchhändler ausfragen, ehe dieser ihm den zwölften, der dazu gehört, von selbst in die Hand gibt. Im Sortiment findet man fast nur die Sachen, welche zum täglichen Gebrauche dienen. An ein Verschreiben, wie es in Deutschland Sitte, und wodurch der Buchhandel im lebendigen Verkehr bleibt, und literarisch die örtlichen Entfernungen verschwinden, ist hier nicht zu denken. Man kann zwar anführen, die Entfernung Schwedens von den Mittelpunkten des europäischen Buchhandels, den schwierigen Verkehr, die schlechte Einrichtung der Fahrposten und überhaupt der Waarenkommunikation zu Lande, so wie die Armuth desselben und den nicht ausgebreiteten Sinn für Wissenschaft und Kunst, bey geringer Bevölkerung. Alle diese Umstände können aber nur die gegenwärtigen Verhältnisse erklären, ohne daß sie beweisen, wie ein anderer Zustand unmöglich wäre. Schweden ist weit entfernt von Leipzig, Paris und London, aber das Meer ist eine bessere Kommunikation, als die deutschen Chausseen von Frankfurt bis Königsberg, der Verkehr durch Dampfböte ist zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gediehen, und der Sinn für die Literatur schlummert nicht so tief, daß er nicht geweckt werden könnte, besonders wenn er von der rechten Seite, dem Nationalstolze, angegriffen würde. Endlich ist Schweden freylich arm, aber die Tausende, wo nicht die Millionen, die für Seide, Atlas, Sammet, für Shawls, Tapeten und alle Putzwaaren Londons und der Pariser Boudoirs jährlich aus dem Lande gehen, vertrügen, wenn einmal der Sinn geweckt wäre, einen Abzug, klein für jene Summe, aber bedeutend genug, um die billigern Bedürfnisse des Geistes zu befriedigen.

welche dieselbe, unter reifer Beurtheilung der Umstände, in jedem Falle gebunden zu seyn scheint.

Es war bey der vorstehenden Erörterung nicht sowohl unsere Meinung, ganz unbedingt ausgemachte, keine weitere Bestimmung oder Einschränkung zulassende Sätze aufstellen zu wollen, sondern vorzüglich nur, die Untersuchung dieses vielumfassenden Gegenstandes in einer Art einzuleiten, welche zur gründlichen Aufhellung desselben zu führen geeignet ist.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XLI.

Die schwedische Literaturwelt 1827.

Von einem Reisenden.

Eine Literatur ist bekanntlich ein Ding, das ein Reisender nicht an den Aushängeschildern der Straße im Vorbeyfliegen mit Kourierpferden kennen lernt. Zwar in Deutschland, und noch mehr in Frankreich und England, hat man es auch schon in den Aushängeschildern zu einiger Vollkommenheit gebracht, daß so mancher Mann bereits für einen gebildeten und einen Kenner der Literatur gilt, der weiter nichts kennt, als Buchhändleranzeigen. Aber in Schweden, wo die Industrie noch manche Fortschritte zu machen hat, hat sie es auch im Buchhandel noch nicht so weit gebracht. Obgleich man die Ostentation sonst liebt, scheinen die Buchhändler von einer merkwürdigen Trägheit besessen. In Stockholm findet man keine einzige Handlung von Bedeutung, keine hat stehende Verbindungen mit dem Auslande, kein Buchhändler wagt es, ohne Bestellung Artikel zu verschreiben, und erwartet, was ihm ein gelegentlicher Korrespondent zuschickt oder einheimische Gelehrte und Liebhaber anrathen. Tritt ein Fremder in einen Buchladen, kann er nach eilf Artikeln den Buchhändler ausfragen, ehe dieser ihm den zwölften, der dazu gehört, von selbst in die Hand gibt, Im Sortiment findet man fast nur die Sachen, welche zum täglichen Gebrauche dienen. An ein Verschreiben, wie es in Deutschland Sitte, und wodurch der Buchhandel im lebendigen Verkehr bleibt, und literarisch die örtlichen Entfernungen verschwinden, ist hier nicht zu denken. Man kann zwar anführen, die Entfernung Schwedens von den Mittelpunkten des europäischen Buchhandels, den schwierigen Verkehr, die schlechte Einrichtung der Fahrposten und überhaupt der Waarenkommunikation zu Lande, so wie die Armuth desselben und den nicht ausgebreiteten Sinn für Wissenschaft und Kunst, bey geringer Bevölkerung. Alle diese Umstände können aber nur die gegenwärtigen Verhältnisse erklären, ohne daß sie beweisen, wie ein anderer Zustand unmöglich wäre. Schweden ist weit entfernt von Leipzig, Paris und London, aber das Meer ist eine bessere Kommunikation, als die deutschen Chausseen von Frankfurt bis Königsberg, der Verkehr durch Dampfbote ist zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gediehen, und der Sinn für die Literatur schlummert nicht so tief, daß er nicht geweckt werden könnte, besonders wenn er von der rechten Seite, dem Nationalstolze, angegriffen würde. Endlich ist Schweden freylich arm, aber die Tausende, wo nicht die Millionen, die für Seide, Atlas, Sammet, für Shawls, Tapeten und alle Putzwaaren Londons und der Pariser Boudoirs jährlich aus dem Lande gehen, vertrügen, wenn einmal der Sinn geweckt wäre, einen Abzug, klein für jene Summe, aber bedeutend genug, um die billigern Bedürfnisse des Geistes zu befriedigen.

Ein unternehmender Mann, mit einigen Geldmitteln, Geschmack und Kenntniß des schwedischen Nationalgeistes könnte viel wirken. Er dürfte freylich nicht mit einer demüthigen Bude, mit unterthänigen Anzeigen beginnen; er müßte ein glänzendes Lokale eröffnen, den schwedischen Namen darauf prangen lassen, elegante Diener halten, pompöse Ankündignngen in die Zeitungen rücken, die es den Schweden zur Vaterlandspflicht machen, seine Artikel zu kaufen, und die Waaren des Auslandes zu beziehen, um dem Auslande zu beweisen, wie Schweden die Bildung des ganzen Europa zu würdigen wisse. Er müßte nicht warten, bis man frägt und holt, sondern die Neuigkeiten in die Häuser der Großen senden, und anschaulich zu machen wissen, daß eine solche Zusendung eine Ehre für den sey, dem man Geschmack zutraut. Man brandmarke ein solches Verfahren nicht mit dem Namen der Marktschreyerey, denn wie vieles Klopfen und Klingeln gehört selbst in dem wärmeren Deutschland dazu, ehe unsere phlegmatische Lesewelt eine neue Erscheinung, wenn sie nicht auf den Bretern glänzt, angreift. Man verlange nicht, daß eine solche Tyranney des Geschmacks, wenn sie überhaupt erlaubt ist, von dem Gelehrten oder Kenner, und nicht von dem Kaufmann ausgehe; jeder Eifer, der für das Ganze wirken soll, hinkt zuletzt, wenn er nicht endlich eine merkantile Unterstützung findet, und das ist gewiß nicht die geringste Bedeutung des Kaufmannsstandes, daß er die von der Wissenschaft eröffneten Bahnen ebene und erweitere, wie die Parry'sche Entdeckung der neuen Straßen durch das Polareis erst begründet schien, als ihm die ersten Wallfischfänger dort begegneten.

Zwar gibt es nur zwey Städte, von denen man sagen kann, daß dort die Literatur lebt, Stockholm und Upsala, — Gothenburg nimmt, wenn überhaupt an der schwedischen, nur passiven Antheil — und die Verbindung zwischen beyden Städten durch Dampfböte ist leicht. Aber es wäre Frevel, zu sagen, daß in dem ganzen großen Schweden nur in der Residenz und Universitätsstadt ein Sinn für Kunst und Wissenschaft herrsche. Der Sinn für das Praktische ist allerdings vorherrschend. In einem Lande, wo so viel geschehen muß, der Natur das Nothdürftigste abzuzwingen, wo es gilt, den Pflug um starre Felskuppen zu lenken, wo die riesigen Schultern des nordischen Bauern dienen, die Blöcke, welche wie von einem großen Steinregen auf Schwedens Feldern liegen geblieben, fort zu wälzen, wo man Gerüste in den Himmel bauen muß, das nothdürftig gewonnene Korn zu trocknen und zu härten, in einem Lande, wo die ganze Wissenschaft und Kraft darauf verwendet wird, die Höhe und den Fall des Wassers zu berechnen, Schleusen zu bauen und Kanäle durch Granitberge zu meißeln, da ist das Auge auf das Nächste und Nothdürftigste gerichtet. Und nächst diesem übt im Gebiete des Geistes das öffentliche Leben seine gerechten Ansprüche auf die Theilnahme jedes Schweden aus. Aber ganz schlummert doch nicht die Poesie, so lebendig einst bey den Vätern. Im Volke ist noch der schönere Theil des Aberglaubens geblieben; die Naturgeister leben noch bey den Bauern in den Thälern, und selbst in den Städten hat das Geschrey der Märkte sie nicht ganz verdrängt. Wo patriotische Gesinnung lebendig ist von dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten, da schreckt wenigstens kein Stumpfsinn den Freund der edleren Künste zurück. Der Schwede weiß die schöne Natur zu schätzen, da ihm keine reiche zu Theil ward. Jene Unkultur in manchen unserer deutschen Lehnschlösser der ärmeren Gegenden, wo man außer dem

Kalender und Wirthschaftsbuche kaum eines über den Kartoffelbau antrifft, und jede geistige Beschäftigung für Thorheit gilt, wird in Schweden nicht gefunden. In der kaum vergangenen Zeit drang doch die französische Literatur bis in die entferntesten Güter; neuerdings sieht man so manches Produkt der schwedischen, was den Nationalgeist erregt hat, und Jedermann will wenigstens nicht ungebildet seyn. Ich sage nicht, daß der schwache Sinn für Kunst und Poesie beym Schweden ihn antreibt, thätig zu werden zur Befriedigung eines Bedürfnisses, das er nicht kennt, aber jetzt sind ihm in den entfernten Ländern alle Mittel abgeschnitten, mehr zu erhalten, als was die politische Journal=Lekture darbietet. Es gibt so gut als keine fahrende Posten; jedes Packet, mit ihnen versandt, wo sie gehen, kostet eben so viel, als eine Anzahl einfacher Briefe von demselben Gewichte Porto zahlen würden. Schickt man einen Koffer mit dieser Post, lachen die Beamten, da das Postgeld in der Regel weit mehr, als der Werth der Effekten beträgt. Ehe diesem Mangel nicht abgeholfen wird, ist eine größere Theilnahme der schwedischen Nation an literarischem Verkehr unmöglich, da selbst der glänzendste Eifer bey diesen Hindernissen erkalten müßte. Beym nächsten in diesem Jahre beginnenden Reichstage soll die Sache zur Sprache kommen, und es ist zu hoffen, daß der trefflich eingerichtete Verkehr durch Dampfböte auch auf dem Lande eine korrespondirende Post finden möge. Wenn Männer, wie der schwedische Generalkonsul für Preußen, von Lundblad, und Bercelius sich dafür interessiren, kann man hoffen, daß auf künftige Vorschläge werde eingegangen werden. Letzterer war bey seiner Rückkehr vom Kontinent erstaunt, in Ystadt ganze Berge von meist deutschen Journalen und Zeitungen aufgehäuft zu finden, welche die gewöhnliche Post nicht hatte befördern können. Davon trägt aber nicht Schweden die Schuld, denn wie konnte der ältere Reichstag, der das letzte Postwesen regulirte, daran denken, daß unser Journalwesen binnen Kurzem so anwachsen werde, daß es die Kräfte selbst schwedischer Rosse übersteigt.

Wir hörten wohl zuweilen Klagen, daß die schöne Literatur nicht in die Höhe kommen könne, weil ihr Unterstützung von oben fehle. Als ob dann jemals die Poesie bey uns hätte blühen können! Was geschah in den meisten deutschen Ländern dafür! Bürger mußte zu einer Zeit, wo es viel leichter war, unter der geringern Anzahl produzirender Dichter sich hervorzuthun, Bürger, der gefeyertste Lieblingsdichter der Nation, mußte fast verhungern, während es so leicht, so ehrenvoll für den Geber gewesen wäre, ihm ein kleines Auskommen zuzuwerfen. Ein Almosen würde gepriesen worden seyn, wie die Thaten der Este und Medicis. Diese allerdings gibt es auch in Schweden nicht, eben so wenig reiche Mäcenate, wie sie in England thätig werden; doch Gustav III. beförderte zu seiner Zeit das Aufblühen der schwedischen Literatur. An dieser Beförderung krankt Schweden aber noch jetzt: die französirende Richtung, die Akademie und das ganze Unwesen, was wir alle kennen, wenn wir es mit dem Namen des modernen Klassischen bezeichnen, schreibt sich von daher, wie denn Unterrichtete selbst eine völlige Umwandlung des Nationalcharakters, und nicht zu seinem Vortheile, von der Regierung dieses kräftigen und talentvollen Königs datiren. Unrecht haben die Klagenden aber auch jetzt, denn die Dichter=Akademie besteht noch immer und in voller königlicher Ehre. Wo verleiht man heut den Dichtern, weil sie dem Lande Ehre bringen, Orden? Seraphinenritter bilden die schwedische Akademie; wer sich

[redacted]

hervorthut, daß ihn die Nation auszeichnet, kann auch auf Auszeichnung vom Throne rechnen, und dieß ist, selbst wenn es nicht immer auf die zweckmäßigste, und allen übrigen Ansprüchen angemessenste Weise geschehen sollte, für die Dichtkunst eine Aufmunterung. Bahnt doch häufig der Ruf als Dichter dem Ausgezeichneten den Weg zu höhern Stufen in seinem anderweitigen Stande, wenn er auch unmittelbar wenig mit der Dichtkunst zusammenhängt. Ward doch ein junger Professor, weil er ein guter Dichter war, zum Bischof ernannt, und wiewohl er ein ganz guter Professor gewesen, und vielleicht ein noch besserer Dichter, ist man doch nicht überall der Meinung, daß er deßhalb auch ein guter Bischof seyn müsse. So wenig wir, und so wenig auch die Vernünftigern im Lande gerade diese Begünstigung empfehlenswerth halten, beweist sie doch eine Berücksichtigung des Talents, wie es auswärts nicht häufig vorkommt. In Frankreich geschah und geschieht etwas, aber die politische Faktionswuth läßt keine unparteyische Schätzung aufkommen, sondern richtet, so wie ein junger Dichter oder ein Schriftsteller in irgend einem Fache sich bemerkbar macht, sein Talent nicht nach den Beweisen, die er selbst davon gibt, sondern nach dem politisch-religiösen Parteygeiste, zu welchem sich die Salons bekennen, in denen der junge Mann am meisten gesehen wird. Auch in dem verwandten, obgleich so ganz verschiedenen Dänemark hat die Kunst sich einer ähnlichen Auszeichnung zu rühmen.

Gegründeter scheint eine andere Klage: die Theilnahme des Publikums wäre so gering, daß eine Literatur gar nicht bestehen könne. Man liest in Handbüchern von Schweden, die wenigsten Artikel im Buchhandel trügen so viel ein, die Druckkosten zu decken. Wie in Deutschland, mag das mitunter auch in Schweden der Fall seyn; da aber Papier und Arbeitslohn sehr wohlfeil sind, kann schon ein kleiner Absatz Gewinn bringen. Auf diese Weise hält sich in Skandinavien eine unverhältnißmäßig große Anzahl von politischen Journälen. Daß der Druck gut wäre, kann man dafür nicht behaupten, und wer schon in Deutschland über die geringe typographische Schönheit klagt, darf, wenn er schwedische Bücher ansieht, wieder zufrieden werden. Ein höchst widriger Geruch von Hammelfett, von der Druckerschwärze oder wahrscheinlicher vom Papier, macht die meisten überdieß auf die erste Berührung kennbar.

Aber aufmunternder, als die Gunst der Hohen und die Theilnahme der Menge ist für die Literatur jener Charakterzug, den man Eitelkeit oder Vaterlandsstolz nennen mag; und der — entspringe er aus unreiner Quelle, der Selbstsucht, oder aus dem heiligsten Gefühle dieser Erde — für das Ganze nur wohlthätig wirkt. Man will zeigen, daß man eine Literatur hat; man will zeigen, daß man daran Theil nimmt. Hier sind die Charaktere des Deutschen und Schweden polarisch getrennt. Sind wir denn eigentlich stolz auf die unsere? Wir gaben uns Mühe, es zu seyn. Niemand bemerkt es aber eher, wenn diese Anstrengungen lächerlich werden, als wir selbst; und wenn etwas besser ist bey unsern Nachbaren, wir sind die ersten, die dieß aufgefunden haben. Wir nehmen auch Theil an unserer Literatur — denn dem Deutschen ist der wahre Sinn für das Schöne, ächte poetische Empfänglichkeit nicht abzusprechen — aber wir lassen es nicht laut werden, aus Furcht, parteyisch für die eigene Sache zu erscheinen. Oft müssen uns erst Fremde auf das Ausgezeichnete bey uns aufmerksam machen, damit wir zum Glauben kommen, daß es etwas Gutes sey. Der Deutsche liest die Werke der

Deutschen, aber er kauft sie nicht. Deutsche Schriftsteller wirken lebendig durch ihre Werke fort, aber die aus ihnen gelernt und durch sie gelehrt haben, halten es nicht für nöthig, diese Werke bey sich aufzustellen.

In Schweden durchaus umgekehrt, der Dichter dichtet für die Nation und deren Ehre, nicht für den Genuß des Einzelnen; daß Jemand, vom poetischen Drange getrieben, ein Gedicht aufsetzen sollte, damit Freunde und Bekannte sich im Stillen daran erfreuten, kommt hier vielleicht weniger vor, als irgendwo. Jeder gebildete Schwede weiß die Namen seiner Dichter, die bekannt geworden sind, auswendig, wenn er auch kein Wort von ihnen gelesen hat. Er wird sie dem Fremden, der Antheil verräth, vorzählen, und lauschen, ob er nicht etwas zum Lobe hören könne. Daß dabey fabelhafte Berichte zum Vorschein kommen, wenn es nur gilt, dem Ausländer Achtung vor dem Vaterländischen einzuflößen, ist zu erwarten. So kann man gewiß seyn, daß ein großer Theil der Nation die Reisebeschreibungen der Ausländer durch Schweden liest, aber nur diejenigen wird man allgemein gerühmt hören, welche durchgängig mit Lob des Gesehenen und Erfahrenen erfüllt sind. Die Zahl der Producenten ist nicht groß, aber um den Parnaß zu füllen, ist man nicht streng in der Kritik. Mit Vergleichungen zu den Meistern des Auslandes ist man bereit. Endlich kauft man, und hat glänzende Bücherschränke. Das Ausgezeichnetste, d. h. was Aufsehn gemacht hat, befindet sich auf den Tischen jedes Gebildeten, und wenn er es auch nicht liest, so versteht es sich doch von selbst, daß er es besitzen müsse.

Jene schamlose Bücherleihwuth, in Deutschland so gäng und gäbe, habe ich daher nirgend gefunden. Jedermann würde, wie in England und Frankreich, erröthen, sollte er den Autor angehen, daß er ihm sein Buch leihe, weil der Anstand fordert, daß der Gebildete durch eine so geringe Ausgabe, wie Selbstankauf, seinen Antheil an dem Wirken seines Landsmannes bekunde. Und Schweden ist doch ein armes Land, weit ärmer wie Deutschland, und Niemand wirft, wie bey uns, an einem Abend mehr weg für ein Concert und Theaterbillet, als vielleicht die Jahresrechnung für entnommene Bücher betragen würde. Man wollte, als wir einen Fall erzählten, der täglich bey uns vorkommt, uns nicht glauben, und meinte, der Deutsche sey denn doch noch eitler, als der Schwede. Nämlich, daß der reiche Mann zum Benefiz einer Sängerin oder eines Tänzers sich verpflichtet hält, mit Gold und dem hundertfachen Betrage die Abendentrée zu lösen, während er am Morgen dem Schriftsteller in der Dachstube einen demüthig höflichen Brief schreibt, um von ihm sein Buch unentgeltlich geliehen zu bekommen, das vielleicht einige Groschen über einen Thaler kostet. Clericus clericum non decimat, ist freylich eine Regel, die, wie billig, auch in Schweden gilt.

Ich will dieß nicht als rechte Theilnahme rühmen; moralisch betrachtet, steht die deutsche, stille Verehrung der Einzelnen für ihre großen Meister ungleich höher, als solcher Isis-Klapperdienst der aus Eitelkeit selbstgeschaffenen Götzen. Aber wo wäre je das Bessere allein durch gleiche Mittel gefördert worden? Etwas mehr Nationaleitelkeit, und der deutsche Parnaß thronte höher und gebietender, als jetzt, wo die Bescheidenheit mit dem Fuße die Schaufel Erde wieder abstößt, welche Fleiß und Begeisterung im Schweiße ihres Angesichts hinaufgekarrt haben. Wie wir uns selbst richten, nicht aus Schulengeist, sondern aus kritischem Gerechtigkeitsgefühle, wie wir vor dem Fremden unsere eigenen

Werke verkleinern, wäre in Schweden etwas Unerhörtes. Man lernt erst den Werth und die Größe der deutschen Poesie im Auslande kennen, wenn man sieht, wie dort sich alles vereint, das Nationale zu heben, und dann zurückblickt auf die Heimat, wo Freund und Feind und die Elemente gewaffnet stehen, das, was sich selbst hebt, anzufechten und herabzureißen. Wenn denn doch etwas stehen bleibt, ein Berg, der aus blauer Ferne hinüberschaut in die fremden Länder, ist es wohl das Kennzeichen eines wahren Werthes.

Der Schwede weiß wenigstens ein Feld, wo Thätigkeit Ehre bringt, er weiß, daß wenn ein Gedicht zum Ruhm seines Vaterlandes über dessen Gränzen dringt, er der Theilnahme seiner Landsleute und auch wohl eines Vortheils gewiß ist. Und ist dies Feld nicht schon ein lockendes an sich, auch ohne die daran stoßenden Aussichten? Wie ein geschickter Buchhändler dem äußeren Verkehr eine gute Wendung geben könnte, läßt sich auch für den geistigeren ein mehrerer Aufschwung denken. Herrschte nur einmal in einer Richtung eine Blüthenperiode, Frucht und Samen zu neuen, schießen, wenn einmal Wärme und Leben da sind, schnell zwischen den Blüthen auf. Walter Scott wird mit allgemeiner Aufmerksamkeit gelesen; Schwedens Vorzeit ist nicht arm, und eben so wenig seine jüngere Geschichte, welche dem Enkel des Epos, dem vaterländischen Romane, reiche Nahrung gäbe. Noch habe ich nicht mehr gehört, als daß ein jüngerer Freund der Poesie in Upsala einen vaterländischen Roman unter der Feder habe. — Van der Velde's Arwed Gyllenstierna fand ich in mehreren Privatbibliotheken; man las ihn mit der Wärme der Theilnahme, wie sie über sechzig Grad nördlich sich kund thut. Gegen die Entstellung des Nationellen und Karikirung des Geschichtlichen darin hatte man wenig einzuwenden, es war doch ein Buch, was von Schwedens glänzenden Zeiten spricht.

Es kann nicht die Absicht des skizzirenden Reisebeschreibers seyn, einen Abriß der schwedischen Literaturgeschichte zu liefern. Von dem Kampfe der beyden Parteyen ist wohl Jedermann unterrichtet, ein Kampf, welcher, der Natur der Sache nach, in jedem Lande, wo die französische Bildung die eigenthümliche Entwicklung verdrängt hat, spät oder früh vertreten muß. Untergehende Geschlechter, weil sie, in sich entartet, moralischer und physischer Auflösung nahe waren, können sich selten wieder aufheben gegen die überwindende Nation, welche sie in der Reihe der Völker ersetzt hat, die Kopten werden nie in Aegypten, die alten Mexikaner nie mehr in Amerika herrschen. Aber der germanische Name hat in allen seinen Zweigen noch so viel Mark, daß er das fremdartige Aufgedrungene zuletzt zurückwirft. Seltsam freylich, daß das Verkehrte durch das Medium eines auch deutschen Stammes uns überkam. Doch die französische Klassicität war ja nur ein Mißverständniß des Alterthums, und die Franzosen selbst arbeiten sich jetzt hindurch — mit nicht genug zu achtender Selbstverläugnung — zu der Freyheit und dem eigenthümlichen Leben, welches freylich so lange verloren gegangen, daß es zweifelhaft bleibt, ob man es wiederfindet.

Deutschland, dem Mutterlande der germanischen Stämme, bleibt die Ehre, zuerst den falschen Regelzwang wieder abgeworfen zu haben, und die romantischen Schulen aller verwandten Länder erkennen mehr oder minder die Vermittlung unserer Helden von Lessing an in diesem Freyheitskriege, wiewohl der Ausdruck: romantische Schule, am wenigsten für den jetzt errungenen Zustand unserer Freyheit paßt. Er

möchte als Parteyname zur Zeit des Krieges gut seyn, jetzt aber, wo wir überwunden haben, und uns des Friedens und Besitzes freuen, erinnert er noch zu sehr an das Schellengeklingel, was dazumal bey den Streifzügen der Parteygänger sehr zweckdienlich und ergötzlich seyn mochte, heut aber nur lächerlich wird, wo es bey einem verspäteten Nachzügler zum Vorschein kommt.

Die schwedischen Romantiker verläugnen am wenigsten die deutsche Vermittlung bey ihrer literarischen Revolution. Sie gestaltete sich, wie bey uns, früher durch einen kritischen Federkrieg, als durch große Produktionen, die vermöge ihres Ansehns die alte Regel, wie Phidias Zeus, wenn er aufgestanden, das Dach des Tempels durchbrochen hätte. Eigenthümlich bleibt es aber, daß die Parteyen sich örtlich in zwey Städte getheilt haben, und daß sie allenfalls nach diesen bezeichnet werden könnten. Schon von früher her waltete eine gewisse Opposition zwischen der Haupt- und Handelsstadt und der hochberühmten, durch alte Erinnerungen geheiligten Universitätsstadt ob. Manche politische Reaktion ging von Upsala aus, wobey indessen nicht vergessen werden darf, daß ihre alte Bedeutung nicht minder in dem Sitz des einzigen Erzbischofs als in der Universität zu suchen. Zur Zeit der französischen Revolution wollte man dort den Sitz eines schwedischen Jakobinismus finden, jetzt umgekehrt will der Liberalismus die geheimen Umtriebe des Aristokratismus in der historisch-mythischen Schule zu Upsala suchen. Man benennt auch wohl alle Upsalienser mit dem Namen der Mystiker. Woher eine solche Beschuldigung zu erklären, darüber an einem anderen Orte. Beyde aber theilen darin ein Schicksal, daß Gustav Adolf IV. sie auf gleiche Weise haßte. Gegenwärtig ist Stockholm der Hauptsitz der alten klassischen, Upsala der der romantischen Schule.

Der Hof, wo sie zuerst geboren wurde, die Akademie, wo sie Unterstützung fand, und der lebendige Verkehr mit dem französischen Auslande, machen die Vorliebe fur das Glänzende, Leichte, Gewohnte in der Residenz erklärlich. Die Akademie bildet, wie die Pariser, einen natürlichen Stützpunkt der alten Meinung. Die schroffe Härte, womit die jungen Neuerer zuerst zu Felde zogen, erregte, wie häufig, den Unwillen Vieler, welche einem jüngeren Schulzwange sich nicht fügen wollten, obgleich sie die Mängel des älteren einsahen. Die Akademie hält streng zusammen, und man wirft ihr sonderbare Grundsätze — in ähnlicher Weise, wie der französischen, welche auch gern wenigstens aus ihrer Mitte die Anhänger der neuen Schule entfernt halten möchte — bey der Wahl der neuen Mitglieder vor. Gegenwärtig sind indessen schon zwey Mitglieder eingetreten, welche auch nicht aus der neuen Schule hervorgegangen, doch der neuen Richtung angehören, Geyer und Tegnér. Als Stammhalter des Alten wird der greise Dichter von Leopold angesehen, gegen den die Angriffe der Upsalienser einst am heftigsten, und wie man behaupten will, über Gebühr ausfallend, sollen gewesen seyn. In Stockholm und Schweden sehr geachtet, sind die Namen der beyden, dem geistlichen Stande angehörigen Dichter Wallin, Bischof von Stockholm, und Doktor Francén, ein sehr beliebter Oden- und Idyllendichter, auch als Mensch und Geistlicher ausgezeichnet durch liebenswürdige Humanität. Seine Ode auf den Champagner gilt als ein Meisterwerk der lyrischen Poesie. — Auch Herr von Brinkmann ist von dem deutschen ganz auf den schwedischen Parnaß hinübergezogen. Da man in Schweden einmal eine Partey erwartet, wenn auch Solons Gesetz, daß jeder eine ergreifen müsse,

nicht publicirt worden, hält man unsern ehrenwerthen Landsmann bald von dieser, bald von jener Seite für einen Anhänger der andern, wiewohl bey seinem mildfreundlichen Gemüthe sein ganzes Streben dahin geht, beyde zu versöhnen.

Nicht auf gleiche Art hat das französische Werk einer von Geburt deutschen Dame über die schwedische Literatur gewirkt. Die Frau von ....., auch außer der Literatur bekannt, hat nämlich vor einigen Jahren ein solches Werk edirt, nach welchem zu schließen, Schweden in diesem Augenblicke auf einem Punkte literarischer Vollkommenheit steht, wogegen alle südlichen Länder den Schleyer nehmen müßten. Anfangs war man in Schweden, namentlich in Stockholm, äußerst erfreut über ein solches, im blühenden Styl oratorischer Begeisterung geschriebenes Werk. Einige satyrische Kritiker haben diese indessen wieder lau gemacht, und jetzt lobt man mit schwedischer Artigkeit die Artigkeit der fremden Dame, welche so viel Mühe auf den Panegyrikus eines ihr fremden Gegenstandes verwandt. — Noch ist eine mit keiner der Hauptparteyen in Verbindung stehende dritte zu bemerken, welche ihren Repräsentanten in dem politischen Oppositionsjournale Argus haben soll, der neuerdings eingezogen worden, aber wie ein Phönix anderer Art immer wieder aus der Asche aufwächst. Er hat eine Stimme im Volk, weil er sehr dreist ist, und die Dreisten behalten überall ihr bestimmtes Recht, um so mehr, wo die Dreistigkeit mit Ignoranz gepaart ist.

Wie in Upsala mit dem Studium des Deutschen sich ein freyer Geist geregt, ist bekannt. Was anfänglich nur als Unternehmen einiger feuriger junger Köpfe galt, daran nahm bald — wenigstens in der Meinung des Publikums — die ganze Universität in ihren verschiedenen Richtungen Theil. Die Schule bekam mannigfaltige Namen, und unter dem Historischen, was vielen gleichbedeutend mit katholisch oder sehr christlich, fromm u. s. w. klingt, werden die Männer aus allen Fakultäten begriffen, und man blickt auf sie hin, wenn auch nicht ganz mit der Grobheit, wie der selige Voß auf die »Mittelaltrigen,« so doch mit einer ähnlichen Scheu und mit der heimlichen Furcht, sie könnten plötzlich ins Land etwas einschmuggeln, was die neue Aufklärung mit Mühe daraus vertrieben. Der Mysticismus gehörte ja mit zu den Parteygängern der neueren Zeit. Wir haben seine zu großen Ansprüche beseitigt mit dem Attest dessen, was er geleistet, ohne dem in unsern Gefühlen schwelgenden Trunkenbold in einer praktisch-thätigern Zeit die vorige Wirksamkeit zu lassen. In Schweden — das gesteht man selbst — hält man noch nicht gleiche Zeitrechnung mit uns, und so mag er noch mehr gelten, als in dem schon ganz frey gewordenen Deutschland. Wie viel aber, darf ein Reisender nicht verrathen. Daß ursprünglich auch in Schweden dafür eine Meinung lebt, beweist die noch blühende Sekte der Swedenborgianer.

Unstreitig hat der letzte Krieg gegen Frankreich vortheilhaft auf die Verbreitung unserer Literatur gewirkt. Die deutsche Schule bekam in den Militärs, welche in Deutschland gedient, wenn auch nicht geradezu Anhänger, doch ein größeres Publikum. Der größte Theil der Offiziere und gegenwärtig fast das ganze Upsala reden deutsch. Aber eben daß man die Schule eine deutsche nennen mußte, erweckte wieder den Nationalstolz der Schweden. Eine Nüance der neueren Schule trat auf, welche man, wiewohl nicht allgemein, die ostgothische nennt. Sie wollte dasselbe, wie die deutsche, Zerbrechung der alten Fesseln des sogenannten guten Geschmacks, aber wollte eigen-

[redacted]

thümlich schwedisch dabey bestehen. Es wird ihr nicht schwer, Anhänger zu gewinnen, und eben so wenig schwer, in dem eigenen Alterthume Anknüpfungspunkte zu finden. Ein Streit, ob man für die Poesie die eigenthümlich altskandinavische Mythologie anwenden solle, wenig ersprießlich, da die Mythologie in neuern Dichtungen etwas todtes ohne den Glauben bleibt, und, in leere Allegorie übergehend, sogar die Poesie tödtet, gehört in den minder laut gewordenen Kampf dieser Unterparteyen. Ueberhaupt sind hier die Nüancen so fein, daß kaum der Inländer, welcher die neueren literarischen Fehden verfolgte, genaue Auskunft zu geben vermag. Die ursprünglich heftige deutsche Schule war auch und ist noch unter dem Namen der Phosphoristen von ihrem ersten Journale bekannt. Mehrere andere Journale haben seitdem den alten Phosphorus, jedoch mit immer sanfterer Sprache, ersetzt. Gegenwärtig ist man mehr zur Versöhnung geneigt, von der einen Seite, weil man fühlt, daß man polemisch zu weit gegangen, von der anderen, weil das dunkle Gefühl auch die Aufgeklärten überkommt, daß ihre Aufklärung sich nicht mehr lange halten könne. Vielleicht daß auch die fromme Richtung neuerdings Mitglieder der jüngeren Schule zur Versöhnlichkeit stimmt.

Eine traurige Erfahrung hat sich als Resultat dieser Kämpfe ergeben, daß kein ästhetisches Journal sich auf die Dauer in Schweden hält. Die Namen der Upsalienser Zeitschriften wechselten mehrere Male, ihre Jahrgänge werden dem Literator als historische Beyträge interessant bleiben, dagegen hat sich keine einzige, selbst nicht die Literaturzeitung, bis jetzt gehalten. Vielleicht liegt dieß aber auch in den Bestimmungen solcher ankämpfender Journale. Es mag thöricht scheinen, daß eine Zeitschrift, die mit den Jahren und dem Siege oder Untergange ihrer Meinung nothwendig ihre Tendenz ändern muß, den frühern Namen beybehält. Erfreulicher sind andere Erscheinungen, welche ein helleres Licht für die Zukunft versprechen.

Professor Geyer hat sich in Schweden einen sehr ehrenvollen Namen erworben, und gilt als Repräsentant der schwedischen eleganten Gelehrsamkeit, auf den jeder Eingeborne, jeder Fremde gerne hinweist. Der Kronprinz Oscar hat sich bey seinem kurzen Aufenthalte auf der alten Universität seines speziellen Unterrichts zu erfreuen gehabt, und dem Lehrer des Thronerben könnte ein gewisses Ansehn auch ohne die Verdienste des Gelehrten in der Nation nicht entgehen. Studium und Sinn für die lebendige Poesie, die wir nun einmal hier nothgedrungen sind, die romantische zu nennen, rege Theilnahme für die Entwicklung unserer und der englischen Literatur zeichnen Geyern bey einem gewissen milderen und versöhnlicheren Temperamente aus, welches er bey dem Parteyenkampfe der Phosphoristen mit den Klassikern an den Tag gelegt haben soll. Seine schwedische Geschichte, ausnahmsweise ganz vorzüglich gedruckt — erregt die allgemeine Theilnahme der Nation, zumal, da man von ihm weniger herbe Urtheile und kritische Secirungen, als von dem allerdings trockenen Rühs, erwartet. Doch werden wir, da er, den Dichtern zur Freude, sehr lange um Odins Zeiten verweilt, erst sehr spät über das Aufschlüsse zu erwarten haben, was wir im engeren Sinn Geschichte nennen. Geyer besitzt ein nicht genug zu schätzendes Talent des Historikers, er weiß so zu schreiben, daß auch der Nichtgelehrte mit Vergnügen seiner Darstellung folgt. Aber besonders zu rühmen sind seine Anstrengungen um das poetische Alterthum der eigentlichen schwedischen Nation. Mit Afzelius hat er einen großen

Schatz kostbarer altschwedischer Volkslieder und Balladen gesammelt. Wer unterrichtet ist, wie schwer dem Gelehrten ein solches Unternehmen wird, zumal in Schweden, wo er in den Provinzen auf so wenige Hülfsarbeiter zählen darf, welche im Sinne des Sammlers und mit aller Achtung für die Volkspoesie an das Werk gehen, muß mit doppelter Achtung die Arbeiten beyder Gelehrten betrachten. Leider — und das erscheint unglaublich — unterstützt das schwedische Publikum so wenig dieses Unternehmen, daß die Herausgabe der Volkslieder nicht hat fortgesetzt werden können. Doch wird jetzt besonders vom Mitherausgeber, Prediger Afzelius, in der Gegend von Westeras, fortwährend an diesen Resten der alten Poesie gesammelt, und man darf wohl auf eine bessere Zeit hoffen. Schweden ist wirklich noch reich an diesen Reliquien, welche freylich einem Reisenden ganz verborgen bleiben, da selbst der einheimische Gelehrte mehr als gewöhnliche Humanität anwenden muß, die Bauern so vertraulich zu machen, daß sie die Furcht vor dem Spotte bey Seite setzen.

Elias Tegnèr hat noch als junger Mann während des Kampfes der Phosphoristen und Klassiker sich einen selbstständigen Namen als Dichter zu machen gewußt, und steht jetzt als der erste anerkannt da. Man will ihn, wiewohl er am Phosphorus auf der Universität mitgearbeitet hat, mehr zu der echt schwedisch mittelaltrigen Schule rechnen. Dieß beeinträchtigt ihn aber auch nicht am Beyfall der Klassischen. Er hat sich, wenn ich mich recht erinnere, schon früher einmal versöhnend an das Altershaupt der anderen Schule, an den Dichter Leopold gewendet, und seine sarkastischen Gedichte, welche mehr mündlich umlaufen, als daß sie durch den Druck bekannt wären, zeichnen ihn gerade nicht als Mystiker und Pietisten aus. Vielmehr bahnen viele seiner Aeußerungen ihm den Weg zu dem ungetheilten Beyfall der französischen Schule, in sofern anders diese durch ihr Wohlgefallen an Calembourgs charakterisirt werden darf. Schon durch frühere Dichtungen, besonders durch seinen Axel, ward er ein Liebling des ganzen Publikums, was auch, wie man sagt, höchsten Orts bewogen hat, ihm den Bischofsstuhl von Vexio zu übertragen. Man will indessen behaupten, daß diese Beförderung den Wünschen des Dichters nicht ganz angemessen gewesen; wenigstens fürchtet man, daß er in manchen Branchen der Dichtung vieles nunmehr unterdrücken werde, auf dessen Publikation das Publikum gehofft hatte. Seine Frithiofssaga sicherte ihm endlich einen Ehrenplatz unter den schwedischen Dichtern, welchen bisher kein anderer inne gehabt. Sie ist in viele lebende Sprachen übersetzt, in das Deutsche sogar drey Mal, durch Schley, Mohnicke und Amalie von Helwig — jedes anständige Haus besitzt durch ganz Schweden davon ein Exemplar, und viele Lieder daraus sind komponirt, und werden in den Städten und Schlössern des Landes gesungen. Vielfache Geschäfte und Rücksichten werden dem unstreitig sehr talentvollen Dichter in seiner poetischen Produktivität hinderlich werden, doch kann man von einem poetischen Sinne, wie er sich namentlich in der Frithiofsaga ausspricht, mit Gewißheit erwarten, daß er sich nicht ganz unterdrücken lasse. Man weiß, daß der Stoff jener Dichtung in einer alten schönen Sage Skandinaviens enthalten; man weiß auch, daß namentlich von dänischen Kritikern nicht mit Unrecht gerügt wird: Tegnèr habe die nordische Kraft seines Frithiof zu sehr modernisirt: doch ist dieß durchaus nicht auf Macphersonsche Weise geschehen. Eine süße Wehmuth waltet durch die Dichtung, ohne daß der Nebel den nordischen

Himmel und seine Gestalten so bedeckte, daß man die alte Kraft nicht gewahrte.

Von dem Verfasser einer kleinen aber echten Dichtung sprach man nirgend. Durch unseres Fouqué Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung ist die Pique Dame, eine Art schwedischer Wertheriade, bey uns bekannt geworden. Sie hat ein seltenes Aufsehn und das Verlangen nach mehr solchen Produkten der schwedischen Literatur erregt. Darnach sucht man vergebens, aber ich wanderte auch durch viele Provinzen, ehe ich jemand fand, der nur die Spader=Dama dem Namen nach gekannt hätte. Ein Buchhändler in Upsala holte sie verdrossen, auf die frostige Erinnerung eines Studenten, aus einem bestaubten Pack beseitigter Artikel. Der Name des Autors war lange Zeit unbekannt geblieben, jetzt wußte man ihn, ohne sich deßhalb mehr dafür zu interessiren. Und doch ist das Buch eines der geistvolleren, und die Dichtung aus einem echt poetischen Gemüthe entsprungen. Es gibt noch keinen Roman, der uns das schwedische Leben abschilderte; hier hat man wenigstens eine Novelle, die im geringen Umfange weniger hundert Blätter uns ahnen läßt, nicht wie es scheint, sondern wie es ist. Das äußere Leben, nur mit wenigen Zügen, doch charakteristisch hingestellt, aber das vollständige Gemälde einer düsteren Gemüthswelt. Ein glühendes Herz in den Schnee gedrückt, wie es verblutet, das ist ein Thema, was freylich nicht vielen gefallen mag, aber doch voll einer Wahrheit ist, die nicht wegzuläugnen geht. Verirrt sich in diese Zonen solche Glut, welches andere Schicksal kann das Herz erwarten, im Schneegestöber, unter den kalten Felswänden und dem trocknenden Ostwinde, als das des armen Schmander, der, da ihn Niemand verstehen will — selbst seine Liebe spricht nicht — im Irrenhause die wärmere Heimat findet. Man rechtfertigt aus verschiedenen Gründen, warum dieser Fremdling in der Heimat auch literarisch ein Fremdling geblieben. Man wirft dem Verfasser eine zu rauhe, einige nennen es »burschikose« Sprache vor; Fouqué habe, wenn er auch viel gegen den Wunsch und die Tendenz des Dichters geändert und ausgelassen, im Ganzen doch zu seinen Gunsten gemildert. So wahr dieß ist, bleibt aber doch noch ein solcher Fond von Wärme und Poesie zurück, daß man, einiger Härten des Originals wegen, eine so gänzliche Beseitigung der talentvollen Schrift nicht rechtfertigen kann. Der Verfasser mag auch, mehr als wir es verstehen, rechts und links ausgehauen haben, was Niemand, der einen Streich empfangen, leicht vergibt, und die Streiche fliegen gegen politische und ästhetische Ansichten. — Ich hörte auch sagen, der Verfasser sey ein großer Jakobiner in dieser Schrift, und damit entschuldigte man, daß man sie nicht gelesen. Ich habe nun nichts von dem jakobinischen Prinzip entdeckt, allenfalls eine Zuneigung zum Monarchismus; allein diese Vorwürfe schienen mir überhaupt in Schweden häufig aus der Luft gegriffen, oder die Ankläger selbst nicht recht zu wissen, was sie darunter verstehen sollen, wenn man die Modewörter Jakobiner und Aristokrat und Liberaler und Mystiker bunt durch einander werfen hört, daß ein und derselbe Mann dießseits zum Jakobiner, jenseits zum Aristokraten wird. Aber der Schwede liebt nun einmal nicht, daß ein Dichter ein unvortheilhaftes Licht von dem Vaterlande entwirft, und das des Herrn Lewin kann kaum als ein anderes gelten. So heißt der junge Verfasser, ein Mann, in dem man auf den ersten Anblick eben so wenig als bey Scott den Dichter vermuthet. Wärme, ja Feuer, verrathen sie jedoch bald in dem gedrungenen Gesichte und dem dunklen Auge. Auch der schwarze, starke

Bart erinnert an eine südlichere Natur, als sie in Schweden gewöhnlich ist. Herr Levin, ein tüchtiger Jurist und Protokollführer bey einer ständischen Kommission, lebt in Stockholm. Die Kenntniß des Deutschen erwarb er oder vervollkommte sie bey seiner militärischen Anwesenheit in Deutschland; auf der Universität in Upsala war er unter den Phosphoristen ein thätiger Mitkämpfer. Auch im neuern politischen Leben glaubt man ihn häufig als geistreichen Redner, wenn auch nur hinter den Koulissen, zu erkennen. Man hat hoffentlich von ihm nächstens eine zweyte Arbeit zu erwarten, in deren Vorrede der Verfasser als Vindikant seiner unveräußerlichen Dichterrechte gegen Fouqué, den Uebersetzer der Piquedame auftreten will.

Für den Deutschen kann das gegenwärtige Zusammenwirken der jungen Männer in Upsala nicht anders als höchst erfreulich seyn. Eine rege Theilnahme lebt für unsere Literatur, und verfolgt sie bis in die neuesten Verzweigungen der Poesie und Philosophie. Ich war erstaunt, Erscheinungen hier bekannt zu finden, die es in sonst gebildeten Zirkeln unseres eigenen Vaterlandes kaum sind. Das ist aber freylich auch nur der enge Kreis in Upsala, im Allgemeinen mag das Verhältniß eintreten, von dem man selbst in der Universitätsstadt sprach: Schweden stehe literarisch um zehn bis zwanzig Jahre hinter Deutschland zurück; nicht daß die Vorläufer nicht zeitig ankämen, sonderrn bis eine neue Erscheinung durchgedrungen ist. So ist ja, wie wir oben sahen, der neue Mysticismus in Schweden noch etwas neues. Die Namen der Männer, welche noch nicht, oder doch wenig öffentlich aufgetreten sind, zu nennen, verbietet die Rücksicht, welche jeden Privatmann vor einer unzeitigen Publicität schützt. Als gewissermaßen an der Spitze dieses geistigen Treibens stehend betrachtet man den ehemaligen Landshöfding, Baron Jerta, einen der geistreichsten Männer, und von allen Parteyen als einer der geschicktesten Staatsmänner anerkannt. Seine Thätigkeit bey Entwerfung der jetzigen Verfassung ist bekannt. Er privatisirt gegenwärtig in Upsala, wo er schon, seines Rufes als Schwedens bester Prosaist wegen, zur gelehrten Republik der Universität gezählt wird. Ich habe eine Regsamkeit und Wärme in den jüngeren Kreisen von Upsala gefunden, wie sie mich an Zeiten erinnerte, die in Deutschland nicht mehr sind, als nämlich die ersten schönen Dichter und Freundesvereine die Morgenröthe neuer Poesie verkündigten. Jetzt, im Zustande der Zerrissenheit, der Uebersättigung und raisonnirenden Kritik ist bey uns auch nur an ein verwandtes Zusammenhalten und Wirken nicht mehr zu denken. Ich rechne die in Upsala so verbrachten Stunden zu den lehrreichsten und angenehmsten in Schweden.

Man sollte meinen, wo früher unter einheimischen Königen die französische Literatur begünstigt worden, müsse sie unter einem Monarchen, der ein geborner Franzos, die herrschende werden. Im Gegentheil entwickelt sich unter Karl XIV. zum ersten Male das Eigenthümliche, und das Französische stirbt sogar am Hofe aus, indem der Kronprinz und seine Gattin dem Einheimischen durchaus den Vorzug geben, und in ihren Zirkeln nur schwedisch sprechen. Die Uebersetzerwuth hat in den letzten Jahren die Schweden ergriffen, und die neuere deutsche Literatur ist, ohne daß wir es wissen, auf diese Weise eingebürgert. Es existirt eine eigene Uebersetzersocietät, die unter der Firma Collin in Mariefred alljährig ganze Lieferungen aus Deutschland für schwedische Leser zurecht macht, was aber mit mehr Achtung und Billigkeit

geschieht, als in London und Paris. In Upsala hat der Buchhändler Brosselius indessen noch ein anderes Unternehmen zu unserer Ehre, aber nicht zu unserem Vortheile begonnen und glücklich durchgeführt. Er druckt unsere Klassiker nach, und der Schwede kann zu sehr billigen Preisen sich mit der gesammten Literatur versehen.

Ehrenvoller, in unserem Sinne, sind die Unternehmungen des Doktor Palmblad daselbst, des einzigen Buchhändlers, der in einem bleibenden und wissenschaftlichen Verkehr mit Deutschland steht. Er ist selbst Gelehrter und Schriftsteller. Der Bibliothekar Hammersköld in Stockholm ist im ähnlichen Sinne thätig, und von sehr produktiver Kraft, wie es denn überhaupt zu weit gegangen wäre, wenn man das Streben für das Gediegnere auf Upsala beschränken, und Stockholm davon ausschließen wollte, da auch in letzterer Stadt sich manches Talent regt, passiv oder aktiv an dem erwachten Geiste Theil nehmend. Kaum aber, daß ich diesen Satz niedergeschrieben, muß ich das ist in war verwandeln. Lorenzo Hammerskköld ist ein Opfer seiner außerordentlichen Thätigkeit geworden, indem der freundliche Mann, einen Monat nachdem ich ihn, freylich als kaum genesen von einer Krankheit, in Stockholm gesprochen, heftiger erkrankt, und zu seinen Vätern heimgegangen ist. Er war nicht minder, als die jungen Männer in Upsala, für die literarische Verbindung zwischen Schweden und Deutschland thätig, und arbeitete zu diesen Zwecken selbst in mehreren deutschen Journalen mit.

Literarische Notizen aus der Bücher- und Manuskripten-Sammlung des Stiftes St. Florian.

I.

Nachtrag und Berichtigung zu dem im Anzeige-Blatt der Wiener Jahrbücher (XXXVII. Band) abgedruckten Glossarium aus dem zehnten Jahrhunderte.

Der Kodex besteht aus 172 Blättern, von denen die ersten 126 Gregorius des Großen: Liber regulae pastoralis, enthalten. Die ersten vier Blätter, welche verbunden sind, enthalten die Inhaltsanzeige der Kapitel und den Titel, und zwar letztern das zweyte Blatt auf der Kehrseite: Incipit liber regulae pastoralis Gregorii Papae scriptus ad Johannem Epm.; auf der vordern Seite des zweyten Blattes ist ein Bruchstück einer Homilie, und dann in dreyzehn Zeilen einige lateinische Wörter mit den deutschen Glossen. — Dann fehlen einige Blätter, so daß von der Inhaltsanzeige und der Einleitung mehr als die Hälfte abgeht. — Es folgt nun das Werk selbst in 117 Blättern, ohne Unterbrechung, in 59 Kapiteln. Auf dem 118. Blatte heißt es: Explicit liber regule pastoralis Gregorii Papae urbis Romae. Incipiunt glosae supp. Pastorale. In prefatione. — Nun folgen die Glossen in fünf Blättern, vom Schreiber des Textes selbst geschrieben. — Im Texte selbst finden sich hier und da, namentlich auf dem 31. Blatte, einige Glossen oberhalb der lateinischen Wörter, aber von einem andern Schreiber, und zwar dem Anscheine nach von demselben, der die auf dem zweyten Blatte des Kodex befindlichen schrieb. — Von dem ersten Schreiber findet sich kein Name; der zweyte schrieb unter eine Antiphon,

die mit alten Noten in Musik gesetzt, auf dem vierten Blatte steht: Bruno cancellarius scripsit antiphonam.

Als im Sommer des abgewichenen Jahres 1827 der gelehrte Sprachforscher, Regierungsrath und Professor Graff aus Königsberg, unser Stift mit seinem erfreulichen Besuche beehrte, so hatte er die Güte, diese Glossen mit mir zu durchgehen, und ich nehme mir jetzt die Freyheit, das Ergebniß der Durchsicht dieses so geübten und grundgelehrten Forschers nachzutragen. Von den im XXXVII. Bande A. Bl. abgedruckten Glossen bedürfen mehrere einer Berichtigung, und zwar:

	Cap.	V.	Enitescere. *niskinit.*
	»	XI.	Suspensus. *ûf-urhapaner.*
	»	XIII.	Rationale. *uuizzilahan.*
	»	XIV.	Iacincto. *uueit-farauui.*
	»	»	Bis tinctus coccus. *zuuiro kameitataj-karn.*
	»	XVI.	frixuria. *harsta.*
	»	XXIII.	infestat. *muoit.*
	»	XXIIII.	consparsionibus. *kapurtim.*
	»	XXXII.	pusillanimes. *muot kaluhtige.*
	»	»	improbe. *unrehto.*
	»	XXXIII.	Excedunt. *uzniurgent.*
	»	XXXIIII.	Aurigarum ac strionum. *mitreitvn furentero. Iadero spilaro.*
	»	»	contabescunt. *fuulent.*
	»	XXXV.	suspectionibus agitantur. *klauum kagrozte uuanchont,*
	»	»	tutius. *fast likorin.*
Diese Zeile blieb das erste Mal aus	»	»	astutia. *clauui.*
	»	»	calleant. *zaarchustikni sint.*
	»	»	improbas. *unrehtiv.*
	»	»	operto. *hulith.*
	»	»	excessibus ..... *Iamissatatim.*
	»	»	inpenetrate. *un intlohane.*
	»	XXXVII.	Animadversionis. *arendiuuizzef.*
	»	»	Non caret. *niuuirdit urlosit.*
	»	XXXVIII.	censura. *surna, Rehtmez.*
	»	»	Repetit. *suohehit.*
	»	XL.	Resolutione lenitatis. *slaffi dera lihtigerni.*
	»	»	quod super est. *uparmez uuas.*
	»	»	Inordinate. *unredauuafto.*
	»	»	Inportant. *itauuizzont.*
	»	»	furoris mentis. *heizmûoti.*
	»	»	defensionem. *antracha.*
	»	»	deliberatione postponerent. *pi iro mar, chungu niurgazin.*
	»	»	Genimina. *ôuuast.*
	»	»	aculei. *stehnung.*
	»	»	Vindicant. *uruuinnant.*
	»	XL.	Ius possidendi. *mit rehtu zegahalonhe.*
	»	»	Ammittitur. *forliusit.*

(Die Anmerkung „Diese Zeile blieb das erste Mal aus“ steht mit Klammer neben den Zeilen astutia, calleant, improbas.)

Cap. XL. Argumentum. *kadanc Iauhanagin.*
» » Inconstanti. *unstatahafterû.*
» » Pervertunt. *in apuh kicherant.*
» » superioris ordinis. *furirun ant-retit.*
» » clauo. *stiurnagal.*
» » inexperta. *ungauuissiu...*
» » minutas ac tenues voces format, *luzzilo Ia ciligo lûtit.*
» » cum adhuc. *dannan io.*

Dieß sind die Berichtigungen der auf den letzten fünf Blättern enthaltenen Glossen. Von denen auf dem zweyten Blatte des Kodex befindlichen, von einem andern Schreiber herrührenden Glossen sind einige schon abgedruckt; doch müssen folgende verbessert werden:

Asentacio. *flêga.*
Examinarunt (nicht examinatur). *irteiltun.*
Infucata. *untrugilihhiu.*
conmercium. *samantvuist.*
Tenore. ordine. apice. *hertuome.*
Territorio. *gisiezido.*

Nebst diesen schon angeführten finden sich auf dem zweyten Blatte noch folgende:

Functionibus. *dionostvn.*
migravit. *uuor.*
canali. *notvuege.*
fundis- *eiginun.*
stipulacione. *festi v. giouârido.*
protervia. *tragi.*
collectio Textus. *zala. soita. panna.*
incongruum. *ungimah.*
conpendio. *churti.*
m.. cor. *lidascarta.*
naevi. *irrituomes.*
Titillamento. *quîzilungo.*
Debachandi. *toponnes.*
Spurius. *huorilin.*
conciliabulo. *dinesteli.*
thema. *reda.*

Die im Texte des Werkes selbst an mehreren Stellen zwischen den Zeilen angeführten Glossen sind aber folgende:

Aus dem prooemium: ac praecipites. *Iouh-gaha.*
Cap. I. permittendo. *gihenganto.*
» II. utcumque. *et tavuanne.*
» III. impar. *ungiristiger.*
» » supernorum quoque spirituum scientiam sensumque transcendens. *furidihanter.*
» » probrosae. *scantlihhes.*
» IV. deverberat. *vuarpot.*
» » per insolentem curam. *vuuohun.*
» » ita ut. *alsama.*
» V. enitesceret. *ni irscinte.*

Cap. XVIII. ubi pavorem quoque protinus intentae. *drolihho.*
» » religiosorum mentes a mundi consortio contestando. *gistillanto.*
» » ac potius conveniendo. *manonto.*
» » ut ei placeat cui se probavit. *nupa demo lihhan muozi.*
» » contemptibiles. *vnvuerda.*
» » non exornant. *ni gizierran.*
» » iudicatur. *pisprohhan vuart.*
» » consilium mox praebetur. *giriet.*
» » ut pro se alios. *daz in sinan stal.*
» » ad iurgia dirimenda. *zigisuonnanne.*
» » insensibiliter. *vninphindantlihho.*
» » quasi nobis non sentientibus. *vninphindanten.*
» » per lenia fomenta mollescunt. *quuicu lunga uueichit.*
» XXXVII. fictum. *trugadine.*
et ad c. I. adhuc: gloriam affectant honoris. *zi diu daz si givuinnan.*

Zu dem Werke des Gregorius ist hinzugebunden ein Werk Alcuins, unter dem Titel: Disputatio de vera philosophia Albini magistri; es ist das Werk de grammatica, welches 45 Blätter beträgt, und der Schrift nach ins eilfte Jahrhundert gehören möchte, es stimmt übrigens mit dem in der Ausgabe des Abtes Frobenius von St. Emmeran, 1777, T. II. p. 265, abgedruckten überein. Zu Ende des 45. Blattes steht, ohne daß das Ende des obigen Werkes angezeigt wäre, gleich: Incipit inventum quod fert proverbia centum. Pax heinrico charo amico. Decet regem discere legem. Audiat rex quod praecipit lex. Legem servare est regnare. Noticia literarum lux est animarum. Sepius offendit qui lumen non attendit. Qui habet scientiam ornat sententiam etc., durch das ganze 46. Blatt, ohne daß dieß früher das letzte gewesen zu seyn scheint.

II.

Ein Kodex in kl. 4. von Pergament, aus dem vierzehnten Jahrhundert, enthält erstens in 101 Blättern des *Britonis* (Guillelmi Camber.) opusculum difficilium vocabulorum Bibliae (s. *Fabricius Bibliotheca* latina m. et inf. aetatis. Hamb. 1735. T. I. p. 773; u. *Ducange Glossarium*, I. p. XLVI), und zweytens das Werk des *Alanus de Insulis*: de diversis vocabulorum scripturae significationibus secundum ordinem Alphabeti; das Fabricius unter die inedita oder deperdita rechnet (I. p. 94), in 63 Blättern. Diesem Kodex nun ist vorne beygebunden ein kleines lateinisch=deutsches Vocabular in 10 Blättern, um ein Beträchtliches älter als der Kodex selbst. Die Wörter werden größtentheils nach dem Alphabet angeführt, und haben ziemlich viel Aehnliches mit den bey Hofmann (s. dessen Althochdeutsche Glossen ic. Breslau, 1826, p. 2) angeführten Glossis Trevirensibus. Da dieses Vocabular, nach dem Urtheile des Hrn. v. Graff, manches Eigenthümliche hat, so glaube ich nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich aus meiner Abschrift, die ich vom Ganzen machte, dasjenige, was mir nicht gemein scheint, heraushebe, und hier vorführe. Auf jeder Seite sind drey Kolumnen. Die ersten neun Seiten enthalten Wörter von a — z; dann kommen 3 Seiten mit Wörtern nach verschiedenen Gegenständen gesammelt; und die letzten acht Seiten enthalten wieder Wör=

ter von a — s. Oft ist ein lateinisches Wort durch ein anderes lateinisches erklärt. Jede Kolumne enthält 30 — 36 Wörter.

ablactare. *spenen.*
abnuere. *versegen.*
abrupta. *stein-rúcke geuel.*
accidiari. *verdriszen.*
acconita. *vergest.*
albugo ovi. *wize.*
albugo oculi. *mal.*
alea. *worfzabel.*
algere. *vrisen.*
amens. *wudende.*
amenus. *wunnencliht.*
amphiteatrum. *spilehus.*
angariare. *betuingen.*
angere. *tuengen.*
aniculus. *gerich.*
ansa. *closse - hanthabe.*
antiquari. *alden.*
apex. *hohe s. bůstab.*
architectus. *husherr s. writ.*
armilla. *armbonge.*
armonia. *sanc.*
aroma. *suze rouch.*
artificialis. *behende.*
aries. *ster. s. wider.*
aulicus. *houelich man.*
aureola. *goltrenc.*
aurifrigium. *goltborte.*
acer. *mashaldere s. gundrebe.*
auspicium. *gelucke, v. bescherniz.*
aurugo. *totbleich.*
Baratrum. *tufe-slunt.*
belua. vreislich tir.
bellum. *orleuge.*
Byfidus. *encuegespellen.*
biformis. *cueiformich.*
Bylibris. *cueiwittic.*
Birrus. *ruhc. cochec.*
Benere (sic). *rutten. boken.*
Broca. *cappe.*
Bria. *masze.*
bruina. *rife.* v. pruina.
calamistrum. *radissen.*
caligo. *tunkelnisse.*
callidus. *bozelistic.*
callus. *svil.*
calumpnia. *unreht rugunge.*
camena. *flote.*
caminus. *scortein s. owen.*
cahos. *abgrunge.*
Capicium. *houbet, hol.*

Carbasa. *segele.*
capssula. *caste v. bare.*
callis. *phat.* ferarum.
cartilago. *crustele.*
casualis. *geuellich.*
caterva. *scare.*
catervatim. *scarhaft.*
Catervatim (sic). *brant v. brensen.*
cavillatio. *baracht.*
caula. *scafftal.*
celatura. *grabunge.*
cementarius. *steinmecce.*
cenolobium. *abside.*
cenepheya. *cyrchwihe.*
cenum. *slic.*
ceres. *corn.*
cerimonya. *corn. oppher.*
certatim. *strteliche.*
cervinus. *hirzin.*
cerusa. *zitvarwe* s. cerula.
cementum. *calc.*
cycer. *Ris.*
Cyminum. *comin v. cume.*
cingula. *daz in gultel.*
cincinus. *lanclouch.*
commessatio. *wirtschaft.*
culleus. *moztsahc.*
cliwus. *steinwerch.*
caparcus. i. pistor. *beccer.*
cynopedus. *teictroch.*
cytus. *slen* (sic) *ghac.*
clemēs. *suze. v. gutwillic.*
clima. *gemerke.*
collis. *hůvel.*
conparare. *shoffen. Gliken.*
collumbinus. *einveldic.*
conpit̄ (?). *dincstule.*
conpleoti. *helsen.*
conpos. *geweldec.* potens.
conciliare. *versunen.*
concionari. *anspecken.*
confederare. *zusamene sieheren.*
condimentum. *smaç.*
colon. *buman.*
confurare. *vneren.*
conopeum. *ummehanc. s. crone.*
collis. *breug.*
conterminium. *lant merke.*
contubernium. *geselle scaft.*
comercium. *kouf.*

chohors. *scare.*
copiose. *vellecliche.*
corbana. *stoc.*
corda *line. seide*
chorus. *cornmase.*
corrugare. *runcelen.*
corruptum. *wl.*
coruscare *scinen.*
coturnus. *bosscuch.*
crastinare. *uristen.*
cratis. *rost. hȯrt.*
creditor. *borgere :.*
crepare. *phiphet.*
crista. *camp.*
crimen. *bosheit.*
crocus. *saffran.*
cubicularius. *camerere.*
Cremarium. *lůch scirben.*
cudere. *smeden.*
cuspis. *erc. s. spis.*
dapsilis. *milde.*
Dapis. *werscaef.*
decerpere. *pluken.*
discriminare. *scedelen.*
dimensio. *masze.*
decrepitus. *v°ueralt.*
depositum. *beuolen dinc.*
desertor *w°stere.*
dietare. *tagewenden.*
difficilis. *svar.*
deificus. *gottelich.*
dirimere. *sceiden.*
discutere. *vnderwinden.*
disperdere *zů ẘren.*
divinare. *raten v. wizzagen.*
dos. *wedeme.*
ductilis. *leiteclich.*
dumus. *haen.*
Eatenus. *darumme.*
Eccinc. *sich hie.*
Edentulus. *canlose.*
edax. *wars* (sic, pro wras).
Efficax. *mechtic.*
egregius. *edele.*
elabi. *encliten.*
enervis. *cranc*
estus. *hizce.*
evanescere. *verwerden.*
euge, *ia.*
eulogium. *cleinote.*
exhaurire. *vzzepphen.*
Exertos. expeditos (sic). *vmbe-kummeret.*
Exsternus. *vremede.*
fabrica. *gezevwc.*
falera. *gesmide.*
far *encorn.*
fas. *orlof.*
fascia *bende.*
facinus. *meyntath.*
firmaculum. *einbant.*
flagra. *slege.*
flamen. *adem.*
flecta. *matte*
focaria. *keweswip.*
fraus. *trugene.*
framea. *stapswert.*
fremere. *grimmen.*
frigere. *rosten.*
fuscare. *brunen.*
fulwin. *goltvar.*
galbanus. *encrut.*
gravitas. *gedighen.*
gipsus. *mergel.*
garrire. *calphen.*
glis. *leime v. rate.*
grandinare. *helen.*
gummi. *cleber.*
habitus. *gewete.*
hariolus. *chokelore.*
hebere. *stumpen.*
hyare. *gewen kychem.*
heros. *addelsun.*
filaster. *stifsun.*
filastra. *stiftohter.*
Idea. *forme.*
Idoneus. *geẘge*
ignominia. *unere.*
imminere. *nehen.*
In mo. *wor war.*
Inpenetrabilis. *wast.*
inpostor. *trugenere.*
Inportune. *vm mescliche.*
Inpudens. *balt.*
Incantatio. *chowezz.*
Inclitus. *ersame.*
Incola. *wonende. lantman.*
Incolatus. *inwonunge.*
Incodomus (sic). *vmbequeme.*
indictio. *zalle.*
indigena. *lantman.*
Indolis. *einvaldic.*
Infecundus. *vntragede.*
Inquilinus. *husgenoze.*
Inserere. *proppen.*

Insellare. *satelen.*
Insons. *vnsculdic.*
Inspirare. *inblâsen.*
Integumentum. *verholheit.*
Intempestinus. *vntercitlich.*
Intime. *innicliche.*
Innudare (sic). *fluden.*
Invectio. *intragenisse. v. corn.*
Irretire. *beheften.*
Irritum. *idel.*
Italia. *lamparten.*
Iuba. *manen.*
Iurgium. *gekyuelot.*
Labefactare. *wankelen.*
Labes. *vlecke.*
Lacuna *ruse.*
Lamia. *waltminne.*
Lanugo. *juncbart.*
Lacunar. *himelize.*
Laqueare. *himmelcen.*
Lenocinium *cart.*
Lepidus. *scelmp.*
Leuigare. *scaben.*
Libertus. *geuriet.*
Libens. *willet.*
Lictor. *budel.*
Limbus. *soum.*
Lippire. *suoggen.*
Liquor. *clarheit.*
Lenticula. *elvas.*
Liricen. *herphere.*
Loculus. *budel v. bute.*
Longanimis. *gebedic.*
Loquax. *cleffere.*
Lolamentum. *gesmide.*
Lues. *zvere.*
Lumbare. *bruch.*
Luter *otter.*
Maceria *stein want.*
Magnanimus. *geherscet.*
Materna. *godele.*
malagma. *plaster.*
magnates. *grauen.*
manser. *hurensun.*
mappa. *houbet thuch.*
marcescere. *svinen.*
margo. *vwer.*
mediator. *sunnere.*
melos. *zvze sanc.*
mitigare. *semften.*
mugire. *lutten.*
multare. *pinen.*
multa. *pine.*
munctorium *sivertuch.*
muscidus. *scimelic.*
musitare. *gellen.*
Nauseare. *wllen..*
Nectere. *cnoppen*
nimirum. *sunderwuder.*
nitidum. *glizende.*
nivere. *bleiken.*
nonnulli. *semelicke.*
notabilis. *merket.*
nubilis. *tunkel.*
obicere. *verwisen.*
obex. *grindel.*
obliquare. *leffen.*
occidens. *westent.*
opifex. *wercman.*
Oriri. *hvfwallen.*
Ostentare. *verrumen.*
offerenda. *obbeley.*
palestra. *rangen.*
palliare. *dehcken.*
pastillus. *pastede.*
parasitus. *leckere.*
pectoralis. *vorbuge.*
peierare. *versveren.*
pellicea. *corssene.*
pellicere. *keuesen.*
penates. *kinder guode.*
pensio. *wevnge.*
penetrare. *dorcvaren.*
penetralia sunt secreta domorum. *corst.*
periculum. *vresse. angest.*
peremptorius. *anne vrist.*
perendie. *egesteren.*
peritus. *cunstic.*
perlustrare. *bescowen.*
pernix. *angeslich. v. snel.*
pernicies. *angest.*
perosus. *dorcart. hasich.*
perstringere. *zusameneduingen.*
pervigil. *wacker.*
pervicax. *neredich v. crighig.*
pius. *gnedich.*
pigmentum. *lactewerie.*
pyaculum. *messetat.*
pytacium. *zapphe.*
pyra. *galede.*
pisetum. *crunes uelt.*
pyceus. *behcihc.*
placabilis. *senicehc.*
placenta. *vlade.*

plaga. *slak v. gemerke.*
planicies. *ebenode.*
plectere. *pinen v. vlecten.*
plectrum. *wende.*
plecta. picta. *stric.*
pluteum. *diel.*
pollere. *wassen.*
populari. *wosten.*
posticium. *torlin.* v. postica. *stigele.*
pocius. *billicheker.*
praenosticum. *uorceken.*
praeoccupare. *worcuinen.*
praeposterum. *vercart.*
praepedire. *becumeren.*
praerupta. *Ruhcsche. gevelle.*
primatus. *wortel.*
pinus. *crisbom..*
privatim. *sunderlich.*
procerus. *hoeeh. lauch.*
proclivium. *litte v. leffe.*
rubigo erugo herbarum. *miltoy v. gesmeize.*
proclivis. *neneighet.*
prodigus. *tumpmilde*
proficere. *wourderen.*
profectus. *wðrderunge.*
profugus. *gebredet.*
proles. *gesleite.*
prostibulum. *hurhus.*
pronus. *gebhucket.*
propagare. *bredere guinnen.*
proporcio. *glike.*
proscriptio. *enlende.*
pinus (?). *plumbom.*
pseudo. *vals.*
pubes. *iunchar.*
pugîllaris. *tafele.*
pullulare. *vzsprizen. scozsen.*
pulsus. *stost.*
puluerulentus. *stobic.*
quadruplare. *virvalden.*
quantuslibet. *wigros.*
quantocius. *vilschire.*
questus. *clage. v. guen. v. gniz.*
quispiam. *einman.*
quoniam quidem. *also getane wis.*
Rabies. *dofueheit* (?).
rapax. *grific.*
raptim. *snelligke.*
Rasura. *scale.*
Ramusculus. *Risigen.*
Ramnus. *kerstesdorn. hagendorn*

Recensere. *celen.*
Rastrum. *regke*
Reprocare. *widerhellen.*
Redimiculum. *cirheit.* mitra virginalis v. *borte.*
Refellere v. confutare. *uuidertriuen.*
Reflexio. *widerbogunge.*
Reformidare. *v̄tsihccen.*
Refrigerium. *ruwe.*
Remigium. *scheffunge v. ruderunge.*
Remouere. *abtun.*
Reri. *wenen.*
Rependere. *gelden.*
Restringere. *beduingen.*
Resultare. *widersedlen.*
Resupinus. *voruuert.*
Reticulum. *necciken.*
Retinaculum. *nestelebant.*
Retor. *specchere.*
Revereri. *vntsiccen.*
Reverencia. *coct.*
Reverenter. *gechogelicke.*
Rictus. *griunge.*
Rimari. *eruazen.*
Rite. *gewnliche.*
Riualis. *elle (?).*
Roscidum. *touic. begnagen* (sic).
Rotare. *vmmekeren.*
Rubetum. *hage.*
Rudis. *line.*
Rudis. *vnwêssende.*
Rudimentum. *anegenge.*
Ruga valde. *runcele v. crocke.*
Ruminare *idtericken*(idcericken).
Rudera. *Raht terraz.*
Saturare. *wigen.*
Senatus. *senet*
Senator. *sentsceppe.*
Scntenciare. *ortele.*
Septemtrio. *westen.*
Sequax. *volgenge.*
Sequestrum. *besperet.*
Sermocinari. *p̄dien.*
Seuire. *vredere v. couen.*
Sexus. *cunne.*
Sicera. *appheltranc*
Signanter. *bececheligke.*
Simus. *crumpnesigh.*
Sincerus. *reine.*
Singularis. *cinich.*
Syrene. *merwender.*

Sirtes. *seanst.*
Syplex. *wacke.*
Socordia. *tumpheit.*
Solarium. *sulre.*
Solidare. *vast maken.*
Sophistice. *trugelicke.*
Sortiri. *loessen.* sors. *loes.*
Sortilegiis. *cruouerere.*
sortilegium. *cruouer.*
Sacrarium. *geheliget stat.*
Saltus. *drusch.*
Salutaris. *selig.*
Saltim v. saltem. *dogh.*
Sanies. *wlbloet.*
Sarire. *rodden v. hacken.*
Sarculum. *rode. houwe.*
Sartum. *rot.*
scaber. *rudihc.*
Scandulum. *sprosze.*
Scalpere. *scaben.*
Scema. *forme gestellede.*
Scilla. *sestorm.*
Scisma. *strit.*
Scintillare. *genster.*
Scopulus. *ruhcke.*
Scultile. *gegrauen.*
Secus. *bi. v. anderes.*
Secludere. *verslezen.*
Scriba. *meister.*
Secernere. *vndersceden.*
Secretarium. *hemelicheit.*
Secumbere. *biligen.*
Segnis. *trege.*
Spaciari. *spelen.*
Spaciosus. *gerumme.*
Spadomare. *luppen.*
Spatula. *suerticken.*
Species. *schoneit.*
Spiculum. *scoz.*
Specus. *hule.*
Speculari. *warten.*
Spera. *rege v. cule.*
Sperula. *ringelin.*
Spiculari. *scihien.*
Stagmen. *wag.*
Spiculator. *scusce.*
Spirare. *edemen.*
Stabularius. *marscalc.*
Stagnare. *temen (?) v. loden.*
Stemma. *mocsohap.*
Stibum v. stibium. *zichwiz varwe.*
Stertere. *niezen.*
Stimuls (?). *gart, menel.*

Stipare. *vnderseccen.*
Stipes, tis, *scunstecke.*
Stix. *helle haz.*
Stimulare. *ekelen.*
Stigius. *helle hasic.*
Statura *grosze.*
Sterquilinuim. *myste.*
Stolidus. *tump.*
Stomachari. *scornen.*
Strabo. *schilhere.*
Strages. *slaste.*
Strator. *seddelere.*
Strepere. *Ruschen.*
Strix. *hegecisse.*
Strophium. *gurtel.*
Strues. *hoeph.*
Stupidus. *eruert.*
Subrigare. *neccen.*
Substare. *duren v. wern.*
Subterfugium. *vloet.*
Subtilis. *behende.*
Subtulas. *scuhe.*
Subuehere. *ufweren.*
Succedere. *naccumen.*
Successus. *glucke.*
Succindere. *vndergorten.*
Sudes. *stecke.*
Sudarium. *getuich.*
Sufferre. *getogen.*
Sufflatorium. *blasbalc.*
Suffraganeus. *helfere.*
Suggere (sic). *raden.*
Summere. *nuccen.*
Summatim. *corclike.*
Sumptus. *cost.*
Sunamitis. *unselige.*
Superus. *de hoeste.*
Sciria. *izhacheln.*
Superuacue. *ydelicken.*
Supinus. *ouerruchke.*
Suspicari. *messeten.*
Tabes. *vlecke. croz (?).*
Tabescere. *socken.*
Teda. *cieke v. weer.*
Temerare. *ergeren.*
Tempestinus. *ghae.*
Tempestiuum. *cytlich.*
Tener. *morwe.*
Tenere. *certliohe.*
Tenus. *bestere.*
Tendere. *recken.*
Tepor. *laheit.*

Teres. *cůle.*
Teredo. *holzworm.*
Tetrarcha. *en vorste.*
Tetragonus. *virhornihc.*
Textilia. *wevegecouwe.*
Tinctura. *varwe.*
Tinctor. *verwere.*
Timus., *heide v. benefuge.*
Typus. *gelicnisse.*
Tyrannus. *vreslich.*
Tyro. *nuerirtere.*
Titillare. *cbccelen.*
Titubare. *svendelen v. zviuelen.*
Tomus. *scedunge.*
Torrens. *syfe.*
Torques. *gesmide.*
Torax. *brust.*
Tortus. *crump.*
Tortura. *quale.*
Tortipes. *crumpwoes.*
Toruus. *dewerhes*
Traha. *egele. slede.*
Tradux. *vberleidere.*
Transtrum. *scefmannestat.*
Ternarius *calwondren.*
Trifidus. *drivaldich.*
Triclinium. *camere.*
Trica. *vlecte v. copht.*
Tricare. *vlegten.*
Tropus. *gelignisse.*
Trux. *wreislich.*
Trucidare. *erslahen.*
Truncare. *verhouwen. stummeln.*
Tuicom (?) *bestermenisse.*
Tumere. *svellen.*
Tumidus. *dremende.*
Tumor. *zvolst.*
Turbidus *trube.*
Tutela. *hude. gewarheit.*
vacare. *ledic gen.*
vacillare. *scviueln.*
vadus. *vort.*
vadare. *waden.*
vafer. *valsman.*
validus. *meichtic.*
vannare. *wannen.*
vapor. *bradem.*
varie. *mislicke.*
vaticinari. *warseggen.*
vbertim. *volliclike.*
vehemens. *creftic scornic,*
vehementer. *creftiliggen.*
vegetabilis. *vodelich.*
vectigal. fiscale. *coel. gelt.*
veneficium. *chokel.*
venabulum. *ieggespies.*
vendicare. *egen machen.*
vergere. *keren.*
vernaculum *minic.*
vernuculatus. *gerodet.*
vernalis. *lencelich.*
versutus. *bhůzehlistic.*
versipellis. *arclistic.*
vertigo. *svendelunge.*
vespera. *habent.*
vespertinus. *spede.*
viator. *wellere.*
viaticum. *wechspize.*
vicinia. *geburscaft.*
vices. *stunde.*
vicissim. *vnderstunden.*
vrbanus. *burgere.*
vigilancia. *wahcerheit.*
vigies. *cuincigwerbe.*
vigenus. *cuinciggeste.*
vimen. *wide Rudigken.*
villum. *crancwin.*
violare. *scustoren.*
violentus. *gewaldic.*
virgultum. *daruderwassent.*
visere. *wizen. deckebezucen.*
viscus. *lym v. slim.*
viuide. *lebeligke.*
viuax. *lebihc.*
vibrare. *gliccen. scithen.*
vnire. *samenen.*
vnio. *samenunge.*
vnanimis. *enwillihc. gesellihc.*
vncinus. *hechelin.*
vncus. *hache. crapphe.*
volucer. *snel.*
vorago. *slunt. offenunge. thuffe.*
vorax. *vresic.*
votiuus. *godelihc.*
vrbanitas. *hofcuscheit.*
vrbane. *hoffleke.*
vsufructus. *libfrogt.*
vsuparare. *ceannemen cuun rechte.*
vter *wilihc.*
vtrimque. *bedensiden.*
vti. *nuccen.*
vtique. *sikerliche.*
vulua. *buc.*
vulgus. *wolc.*
xenia. *clenode.*

xenodochyum. *spettal.*
zelare. *minnen. wolgen.*
zelotypus. *arcwanic.*

De instrumentis musicis.

Tympanum. *bumge.*
Sambuca. *Rothte.*
pliroma. *werbel.*

De instrumentis diuinis.

Meist durch lat. Wörter erklärt.

De parentela.

Proauus. *alder. ane.*
Pellex. *gelle.*
filiaster. *stifsun.*
Gemini. *zwillinge.*
Sororinus. *swestersun.*
patruelis. *vetersun.*
amitinus. *wazensun.*
consobrini. *mumensune. v. hoemensune.*

De sanguinibus.

Exheres. *herbelos.*
Nymphus. *brudegumme.*
socer. *sweher.*
socrus. *swiger.*
Gener. *tochterman.*
Nurus. *snur.*
Diuorcium. *sunderunge.*
Friuolus. *trugene.*
Calvaria. *herneschedel.*
Cerevella v. maenia. *hernevel.*
varix. *kniadere.*
Rumen. *sluntbein.*
Gula. *kele.*
humeri (hominum) *armi.*
tori v. musculi. *mvse.*
lacertus. *arm. scenebein.*
assecla (proprie ascella) v. subhyrcus. *okefe.*
vola. *bal.*
pori v. spiramenta. *zweslocher.*
vertibula. *cuozre (?).*
spina. *ruhckeben.*
Renes. *lenden.*
Rien. *lendebrade.*
vmbus. v. umbo. *bhuceler.*
Ingues. *hegedrvze.*
Glans. tis. v. tollis (?). *drusz.*
planta. *sole.*
calx. *vus scne.*
ventriculus. *wamme.*
Omentum. *budemino.*
omasus. *buhc.*
locium. *harn.*
veteranus. *orhalt.*
Silicernus. *betterese.*
auitus. *altder.*
cenocephali. *hunthobet.*
ybix, cis *steingeiz.*
saginarius. *sǒmere.*
Tragelaphus. v. cervus emissus. *schele.* Idem dicitur hircocervus v. platoceros.
hinnulus. *hintcalb.*
Campolus v. cambolus. *reho.*
Dammula. *hamerster.*
cuniculus. *lorichin.*
verris. *ber.*
Succula. *gelce.*
aper. *eber.*
Singularis. *ebber. usdrib.*
taurus. *vare.*
cornupeta. *stozere.*
palearia. *brustlapphe.*
Juuenca v. bucula. *calbe.*
conternans. *bizsende (?).*
armentum. *vehe.*
Bubalus. *wizent.*
vrus. *vrosse.*
substrictnm. *usgescohrt.*
pardus. *part.*
linx. *lohs.*
lustus v. luter. *otter.*
camelus. *oluent.*
Martarus. *mort.*
Gebellus. *zabel.*
hyena v. puto. nis. *elesede.*
migale. *harme.*
Spiriolus. *eichorn.*
muriceps. *cazze.* idem dicitur cattus i. ingeniosus.
subrigere. *struben.*
Sorex. *spicmus.*
Grillus v. cycada. *heime.*
Eruca. *rupe.*
Bypsas. i. situla. *wassercalb.*
Leuiathan. v. *vehemoht.* maximus serpens in aquis.
hydra. *lintworm.*
cecula. *blintslingge.*
lacerta. *egedesse.*
Stellio *mol.*
larinus. *made.*

cassces. *spenneweppe.*
Bombix. *sydeworm.*
Serpedo. *scwiwaldere.*
Surigo. *zure.*
lumbricus. *regenworm v. spulworm.*
Cymex. *wantluz* corniger vermis.
Ipos. *huze.* Rumbus. *store.*
Balena. *walre.*
Cete. *waluis.*
foca. *mercalb.*
Delfinus. *merwnder.*
carabus. *carpe.*
coclea. *mer mosschele.*
hornix. *berchun.*
porfirio. *ysare.*
Grus. *cranic.*
Tantulus. *reiger.*
Alietus. *epingez.*
psytacus. *sitich.*
pellicanus. *wisegoum.*
herodius. *walcke.*
onocrotalus. *hortumel v. wasserhun.*
luscinia. *nachtegal.*
vlula. *uele.*
Buba. *huic.*
graculus. *ruhe.*
Orix. *hebere.*
Gallinacius. *cappun.*
Anas. *ant.*
Anetus v *antreche.*
fulica. *horgans.*
Mergus. *tukere.*
Capus. *stoswalke.*
lanus. *musere.*
coturnix. v. perdix. *rephun.*
Ortigometra. *urhun.*
Quamquam. *walchtele.*
ficedula. *snephe.*
Turdus. *brachuogel.*
Ydrox. *wazzerstelz.*
Turdela. *drosle.*
carduellis. *distelwecke.*
frigellus. *vinke.*
Cacadôu v. laudula. *leriche.* Cacadôu vero in india est auis tota alba
parix. *meize.*
Regulus. *kunicel.*

De vermibus volantibus.

Fugus. *trene.*

Scabro. *hurnis.*
Bastaben (oestrum). *breme.*
Cycendula. *glime.*
papilio. *zwiualder.*
Cynomia. *hundesvlige.*
Gurgulio. *engerlinc v. made.*
Sarmentum. *snydelinc.*
Labrusca. *wilde winbere. v. herlinc.*
palmes. *scuzzeling.*
praecoquae. *wruwinber.*
nemus. *worst.*
Insercio. *prucwnge.*
virgultum. *sumerlade.*
frondes. *louber,*
fomes v. yscha *cunder v. wndunge.*
Ramusculus. *risizken,*
Siccomorus v. celsa. *wide mulbom.*
Abellana. *nes. v. mispelbom.*
esculus. *idere.*
prunus. *plumbom.*
lentiscus. *milebom.*
cotanus. v. cydonia. *quidtebom.*
Olea. *vllebom.*
Oliua. *ulber.*
carpens. *haenbuke.*
picea. *worhe.*
Tremulus. *aspe.*
pinus. *chyn.*
Sangunarius. *harccvgelen.*
fusarius. *spilleboum.*
vibex. *berke.*
Sauina. *sabbebom.*
Savina. *salbeboum.*
Iuniperus. *wachardere.*
cornus. v. arnus. *arlizbom.*
myrica. *heide.*
cinus. *crichboum.*
Tirsus. *tucelcolbe.*
Cycutà. *bucholder.*
Saliunca. *salewide.*
fragum. *erthebere.*
Tormentilla v. gamandria. *sygewrz.*
lupinum. *vigbone.*
artemisia. *biboz.*
Dictaminum nigrum. *gichwrz.* haec herba ferrum expellit a corpore et sagittas excutit.
Elleborum album. *niezworz.*
Elleborum nigrum. *sunworz.*
Lapacium. *leteche.*
Ebulum. *athich.*

ybiscum, v. altea. *ybisze.*
Solopendaria. *huzworz.*
Reumatica. *kranichsnabel.*
Marubium. *andor.*
edera. *gundrebe.*
Melones. *hartvo.*

Alfcitum. bitumen. *ertlim.*
Attacus. *hehere v. humele.*
Bulla aquae. *blatere.*
Batillum. *clephel.*
Colludium. *schemp.*
coclea in turri. *umbeganc.*
cyrcus v. cyclus. *reng v. ref,*
carpentum. *hangende wagen.*
cycuta. *scerlinc.*
cadus. *vrne.*
capulus. *hilze.*
colustrum. *biest.*
citra. infra. *disehalb.*
cyrostringa. *hantwing.*
calta. *cle.*
Collarium. *halsthug.*
Consistorium. *dinchus.*
Crista galee. *cimmír.*
concionator. *rufere. speckere.*
cophyum capitis. *hudhicken.*
conflare. *smelzen. gisen.*
Dromoda v. droma. *Rauit.*
Divertium. *wegescede.*
Dentilia. *riester.*
Discoforus. *trohodseze.*
Decerniculum. *borte.*
Damma. *heinccalb.*
Diversorium. *gasthuz.*
Dissimulo, nescire me fingo. *vb-berzehen.*
Depasco is. consumo. *vresze v. verechce.*
Dehisco. *ghene.*
Depravor. *igverboze.*
Ephebya. *hurhus.*
Electrum. *engesmelze.*
Ergastulum. *werchus.*
Ebetudo. *slafheit.*
Exosus. *hasic.*
Exterus. *vremede.*
Expedicio. *herwarth.*
Eufrasca. *luchte.*
Exentero. *igscehrphe.*
excorio. *ville.*
emergo. exsurgo. *uzzwemme.*
eluo. is. *igarne.*

fistula. *wolsgalle.*
feminalia. *nederhemmede.*
femen. *dich.*
fiscella. *corbelin.*
Fas. fascis. *gebunt.*
fibula. concatenacio. *nuskel.*
fuscina, fuscinula. *crowel.*
feniseca. *medere.*
falcastrum. *sehe.*
fornyx. *sveboge.*
fumarium. *rouchus.*
flawus. *val.*
fiala, vas vini. *glaszecohp.*
fissura. *scrunde, riet.*
fascinum. *zhober.*
fartus panis. *flade.*
flabrum. *wedel.*
fex. *getros.*
fasciolus. *bendel.*
fatidyci. ydolatre. *bescerere.*
frixorium. *smalcphanne.*
flacceo. marceo. *igsuíne.*
frico. *ribe v. gníde.*
ferculum. *sidele v. mushuz.*
Gesticulacio. *gelesze. winckunge.*
hybix, cis. *stengeiz.*
hybis, dis. *stork.*
Echo v. Icheos. *galm.*
Infusorium. *schufe.*
Insignis. *chirlich.*
Lemures. lares cum corporibus morantes v. noctini demones. *wichtelen v. helbe.*
Laterculus. *schindele v. dil.*
Lena. *lilahcken.*
Lacerna. vestis fimbriata. *koz.*
Lamina. *blehc.*
Levigo. *lichte v. slichte.*
Litura. *tunchunge.*
Laganum. panis oleo frictus. *crepphelen.*
Lolium. *raden.*
Luno (sic). *hurmechere.*
Mine. *cennen.*
Mulsum. *lutertranch.*
Mappa v. mappula. *hantuele.*
Municipale congestum. *geburege-dinch.*
Matricularius. *tumherre.*
Marceo v. langueo. *zvine v. zohcke.*
Orarium. *hantphane.*
Paliurus. *hagenpoltendorn.*
Panus. *spule.*

Pepo. *errapphel.*
Pellicanus. *husegovme.*
Petigo. vredo cutis. *luckede.*
Pituita. flecma. s. morbus gallinarum. *pibez.*
Pitacium. *briſlappe. clebetuch plezec.*
Polenta. *wizmele. v. semelgrec.*
Puls. *bri.*
Pulvillus. *cussen.*
Plana. *schabe.*
Poliandrum i.cimiterium.*kichhof.*
Quisquilie purgamenta. *spru.*
Reuma. *snube.*
Rastellum. *recke.*
Regius morbus. *gelesoht v. lancsoht.*
Repagulum. *grindel v. rigel.*
Rivales. *cemminan.*
Runcina ferramentum architectorium. *nuel.*
Rumex. *rob.*
Rubricata pellis. *engeloweehut.*
Retundo. *stunphe.*
Ringor. *grine.*
Sagma. sella. *vilz.*
Sedacium. *harsib.*
Serpedo. *rude.*
Spiculum. *spiez v. schos.*
Sica. *stabeswert. stechmesser.*
Sistarcium. *coce. mustasche.*
Sylogysmus. *bestritunge.*
Silique. *trebere.*
Susurro. *runere.*

III.

In einem papiernen Codex in Folio aus dem funfzehnten Jahrhundert, der das directorium simplicium Curatorum editum per Venerabilem virum magistrum Joannem de Ambach, und einige andere tractatus theologicos enthält, findet sich vorn auf dem ersten Blatte eine nicht uninteressante kleine Flugschrift des bekannten Johann von Gmunden, der das Gerücht von einem verkündigten concursus planetarum widerlegt. Es lautet die Widerlegung wie folgt:

»Ich mayster hans von Gmund thue chund wye ain geschäft »hye in dem land vnd auch in andern landen vermert ist vnd ist »geticht von ainem der sich nennet mayster Jacobus von ertfurt *). »etc. und der selbigen geschrift ist nicht zu gelauben wenn sy »sich nicht hat mit warhayt. Von erst so schreibt er vnd ver»kundet daz in dem M°CCCC° 32 jar des manets septembris wann »dy sunn stet in der wag werden zusamchömen all planetten in »dem traken zagl vnd hat nicht gescribm an welchem tag vnd stund »daz gescheh'n schal als darzu gehort. Aber ich hab aygenleich »versucht vnd gefunden daz sich daz also nicht halten wirt wann »schalten all planetn zusam chomen in dy wag pey dem traken»zagel so müst daz geschehn dij zeyt als sunn vnd man in der wag »zu samen chömen als wirt geschehen des XXIIII tags des sep»tembris III stund vnd XIX minut nach mittentag. aber der tra»kenzagl wirt dij selb zeyt sein in dem XXVI. grad X minut des »chreussen vnd mag in manigen Jarn nicht chomn in dy wag des »Saturns wirt sein in XXIX grad vnd XLV minut des stainpokchs »vnd wirt in XX jarn nicht chomen in daz vorgenant zaichen. der »Jupiter wirt in dem XVII grad vnd LI minut des chreusn vnd in »ain virtail des hymels von dem vorgenantn zaichn, der Mars »wirt sein in VII grad vnd XXXVII minut der junkfrawn, der »mercurius in dem IX grad vnd VI minut der wag vnd nahent pey »der sunn vnd man. Der Venus in dem XXVIII grad XXXVII »minut der Jungfrawn. Da mag man aus merken daz nicht all

*) Wahrscheinlich Jakobus de Clusa, der Prior der Karthause zu Erfurt, der sich viel mit der Erklärung der Apokalypse beschäftigte. S. Jöcher Gelehrtenlexikon. II. Bd. S. 1808.

[redacted]

»planeten zusamen chomen pey dem trakenzagl in der wag vnd das »auch nicht zu gelauben ist andre geschrift dew er darnach schreibt, »wy werden geschehen wunderlichew zaichen vnd grausamleichew »ding vnd wirt werden ein sinflucht durch saturnum vnd martem »vnd wirt daz mer wachsen vber sein gebonhait vnd werdent all- »wirt mit einander wais vnd werdent all ain wint dy werdent vinster »vnd swarz machen dy luft vnd werdent machen grausam gedön, »dy herzn der menschen werdent gestreut dy pawm werdn vmbgekert »grossew gebolchn werden sich erheben auf dem mer groz verzerung »der menschn vnd vil stet werdent vndergen nämleich dy auf santigh »erdreich ligen dv geschehen auf dem lauf vnd zusamchomen der »planeten als er schreibt vnd sich daz also nicht haben wirt darnach »so schreibt er wy werd eclips der sunn von der dritten zeyt pis »auf mittentag in fewriger gestalt vnd daz wirt auch nicht geschehen »wann des gegenburtigens Jar wirt chain eclips migleich in dem »manerd noch in ettlen maneden aber auf dem chunftigen jar so »wirt ein eclipss des mans an phentag (Epiphaniae) des margens »nach mittnacht vnd ein grofs eclips der sunn des mittichn nach »sand veitstag (17. Junius) vnd wirt ain vinster vnd grossisten sein »ain halbe stund nach virn nach mittentag, vnd die selbigen eclipses »wil ich mit gotes willen aygenleichen hinfur vorberchunden mit »iren figuren davon ist ym auch nicht zu glauben was er hirnach »schreibt. Wenn er schreibt »daz der ecclips der doch nicht geschicht »»pedeut grossen vergiessung des plüts auch werden grosse chrieg »»in aufgang der sunn vnd vntergang der sunn vnd wrrden vber- »»flussig grofs chelten vnd sne vnd töndlikayt der ganzen welt »»taylung der reich vnd in den fursten wirt chain wörhayt funden »»der chayser stirbt der vngelaub regniert darumb wirt auch sölches »»verschreibn vnd zu verchunden andern leuten vmb erledigung »»ewrer seele. Wenn ir schult wissen daz vns ist vermårt daz all »»pehàim ainträchting gebesen sind mit den kriechn von arabia »»hyspania vnd von engellant.« Waz aber got wil verhenhen in den »obuerschriben dingen daz hat er im nicht chunt than er hat es auch »nicht aus der kunst es ist auch nicht versehenleich daz dv vorigen »geschrift ausge von ainem gelerten vnd weysen, sunder daz dy in »ainer narren weys oder zu ainer petriegnus des volkchs hat geticht.«

»Geschribn zu Win des andern tags des augusts anno domini 1432.«

»Von diesem Johann von Gmunden, der seine astronomischen Kenntnisse zum Besten des Volkes anwendete, haben wir in unserer Manuskriptensammlung auch ein Calendarium in 4. auf Pergament. Es besteht aus 20 Blättern. Am Schlusse heißt es: Explicit kalendarium hoc cum suis canonibus et tabulis Wienne compositum per Reverendum M. Johannem Gmünd Canonicum Eccle S. Stephani ibidem in Laa quoque plebanum Rescriptum per Mathiam Gan der Roehlicz Anno 1461. Das einzige bisher bekannte Exemplar dieses Kalendariums, welches Khautz (s. Versuch einer Geschichte der österreichischen Gelehrten, S. 30) anführt, ist geschrieben i. J. 1472. Unser Kalendarium fängt, wie das von Khautz angeführte, vom J. 1439 an, und ist auf 380 Jahre eingerichtet. Auf der Kehrseite des ersten Blattes ist der Anfang; zuerst eine Tabelle der Coniunctionum et oppositionum solis et lunae mit dem Aureus numerus nach vier Cyklen; Anno domini 1439 primus ciclus, anno 1458 2dus ciclus; anno 1477 3tius ciclus; anno 1496

4tus ciclus; diese Tabelle geht durch alle Monate; ihr gegenüber steht die Tabelle der Monatstage mit zehn Rubriken, die erste Rubrik für die Zahl des Tages; die zweyte für die Sonntagsbuchstaben, die dritte für die Benennung des Tages nach dem römischen Kalender; die vierte Rubrik enthält die ersten Sylben des Festes nach damals gangbaren Versen; die fünfte Rubrik enthält die vollständige Angabe des Festes (die vorzüglichern mit rothen Buchstaben); die sechste Rubrik führt an: die Grade des Zeichens im Thierkreise (beym ersten Jänner den zwanzigsten Grad im capricornus); die siebente Rubrik die literas signorum lune; die achte Rubrik die quantitas dierum nach horas und minuta; die neunte Rubrik die horas et minuta ortus solis, und die zehnte Rubrik die horas et Minuta occasus solis. Oben steht bey jedem Monat ein Spruch, z. B. Pocula Janus amat; Februarius algeo clamat; Martius arua fodit; Aprilis florida prodit etc. — Beym 7. Jänner steht: Clauis septuagesime; beym 28. Januar: Clauis quadragesime; beym 11. März: Clauis pasche; beym 15. April: Clauis rogationnm; beym 29. April: Clauis penthecostes. Auf dem dreyzehnten Blatte fängt nun die Erklärung des Gebrauchs dieses Calendarium an, und zwar zuerst eine Tabula signorum lune sammt Commentar. Die zweyte explicatio betrifft die praesens tempus conjunctionum et oppositionum solis et lune. Die dritte: si vis scire in quo signo zodiaci et quoto gradu ipsius sit sol quocunque die anni etc. Die vierte die quantitatem diei et noctis. Die fünfte befaßt sich mit der Bestimmung als Auf- und Untergangs der Sonne. Die sechste explicatio betrifft die Auffindung der goldenen Zahl, mit einem Zirkel, der dieselbe anschaulich macht; die siebente lehrt die Auffindung des Sonntagbuchstabens und die Zahl des Sonnenzyklus; ebenfalls in einem dreyfachen Zirkel anschaulich gemacht. Nun folgen auf der Kehrseite des sechzehnten und auf der Vorderseite des siebzehnten Blattes zwey Tabellen, welche die Angaben des Sonntagbuchstabens u. dgl. enthalten für die Sonnenzykeln bis zum Jahre 2456. — Drauf folgt die Erklärung dieser Tabellen. die Bestimmung der festorum mobilium, des intervallum etc. Auf der Vorderseite des neunzehnten Blattes schließt das Calendarium, das übrigens sehr nett geschrieben und mit mancherley Zierathen versehen ist. Auf den letzten zwey Seiten ist von einer andern Hand noch eine astrologische Bestimmung des Einflusses der zwölf Himmelszeichen dazugeschrieben.

Ich glaube mit der nähern Beschreibung der Einrichtung dieses Calendarium den Liebhabern der vaterländischen Literärgeschichte nicht ungelegen worden zu seyn. Es befindet sich aber in unserer Manuskriptensammlung ein noch älterer Kalender, der aller Wahrscheinlichkeit nach von M. Johann von Gmunden verfertigt ist; derselbe besteht in dreyzehn Oktavblättern von Pergament, und ist in deutscher Sprache geschrieben. Derselbe enthält in den ersten sechs Blättern die zwölf Monate in acht Rubriken Erste Rubrik: Aureus numerus; zweyte Rubrik: die zal des Newmonadt; hore, minuta; dritte Rubrik: dies v. nox; vierte Rubrik: litera dominicalis; fünfte Rubrik: das Fest; sechste Rubrik: die Grade des Zeichens im Thierkreise. Siebente Rubrik: litere signorum lune; achte Rubrik: die lenng der täg nach horas und minuta. Auf dem siebenten Blatte folgt die Tabula signorum, mit der Erklärung an der Seite: Willt du wissen in welichem zaichen der man sey eins yegleichen tags Im Jar etc. Dann: Wilt du wissen was die goldzal eins ygleichen Jars sei etc., mit einem Zirkel zur Verdeutlichung, und: Wilt du wissen was der suntagpuchstab eins

ygleichen Jars etc. Auf dem achten Blatte die Tabula Intervalli; und: Wilt du wissen wieuil wochn all Jar sind zwischen weinachten vnd der vaschnacht etc. Dann folgt: Wilt du wissen welichs tags vnd zu welicher stund vnd auch mynut derselben stund eins yegleichen monad sey newer man oder voller man etc.

In diesem Absatze kommt die Bestimmung des Alters dieses Kalenders vor, indem es heißt: »Auch ist zu merken das man in dem »vorgeschriben kalender vindet newenan an alles abziehen, newn»zehen Jar anzeheben In dem Jar so man zelt nach kristi geburd »M°CCCC°XVI. Jar Wenn aber vergangen sind newnczehn Jar als »man aber zelt nach Xti geburd M°CCCC°XXXV. Jar so muss man »abzichn von den stunden vnd mynnutn die geschribn sind in dem »kalender ettleich stund vnd mynnut, als es in der gegnburtiign »tafl geschriben stet, *Also das man nach newnzehn Jarn wann »man zellen wirt nachXti geburd M°CCCC°XXXV*, so zeucht man »ab VII stund XXVIII mynutn etc. vnd also mag man mit dem »kalender vnd dem klarn tauelein gewissen zu welicher stund vnd »mynut des tags in dem monedt werd newer oder voller man vncz »über fünf vnd newnczigk Jar etc.

Zuletzt folgt das Capitel von dem lassen, nach den zwölf Himmelszeichen; gegen das Ende heißt es: Du sollt wissen das an aderlassen grofs gesuntheit leit ob man sein bedörf vnd es zu rechter zeit tut, so dem menschen nöt ist zu aderlassen, das sol man also erkennen Im sind sein gelider swer vnd hat hicz in allem seinem leib, der harin ist Im rot vnd dikch der puls ist im grast vnd snell vnd Im ist we an dem gestiern Ist das sein ein mensch nicht bedorf das er mager ist, der wirt dauon gekrenkcht vnd velt in grosse sucht, wirt aber ein mensch von aderlassen storkcher der soll oft lassen, wenn es bedewtt das er des blüts zeuil hat, wirt er aber krenksher das bedewtt das er des bluts ze wenig hat, man soll auch ainem kind hinder zehn Jarn nicht lassn noch einem allten menschen wann sein natur kalt ist, hat sein aber gewanct vnd ist wol bei leib so mag man Im lassen ob man siecht das er sein bedörf, ... Es sind auch zeit, die aller gesunt ist sind zu dem aderlassen vnd ist aine zu sand Merttentag, die ander vmb sand Blasiitag, die dritt vmb sand philippstag, die vierd vmb sand bärtlmestag... Auch sind zwen besunder tag in dem Jar, welhem menschen man daran läst zu der ader an dem rechten arm der verleust das liecht seiner augen, vnd ist der erst der XIII tag in dem merczen, der ander der XVII tag in dem abrüll, Auch sind drey besunder tag in dem Jar welhem menschn oder viech man zu der ader last das mag nicht genesen, vnd ist ainer an vnser frawntag der kundung, der ander an zwayer märtrer tag Abdon et Sennes, Der dritt an sand Andrestag.

Wer Im zu der Ader last, der sol den ersten tag wenig essen, den andern fröleich sein, den dritten gancze Rwe habn den vierdn padn den fünftn singn.

Es folgen dann noch Diätsregeln für die vier Jahreszeiten und einige andere Bestimmungen, z. B. wann Quettemer sind; dann der Auffahrttag, der phingsttag, der gotsleichnamstag; der anfang des Aduendt.., und hiermit endet dieses kleine Calendarium, welches für die Literargeschichte nicht ganz uninteressant ist; indem es muß im Jahre 1416 verfertiget worden seyn.

Ich bemerke zugleich, daß wir auch ein Exemplar des berühmten Kalenders des Johann Regiomontan haben. Von diesem merkwürdigen Produkte der Xylographie sehe man nach, was Panzer (in seinen Annalen der ältern deutschen Literatur oder Anzeige und Beschreibung derjenigen Bücher, welche von Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1520 in deutscher Sprache gedruckt worden sind. Nürnberg 1788. 1. Bd. S. 76, 77) sagt: Eins Seltenheit von der ersten Größe, die nur Wenige gesehen zu haben sich werden rühmen können.« Auch in unserm Exemplar ist aber des Verfassers Name nicht genannt, wie Schwarz von dem Exemplare des Thomasius meldet (s. Documenta de arte typographica, P. III. p. 66); übrigens aber ist dasselbe durchaus vollständig, sowohl nach Panzers als nach Hellers Beschreibung; man sehe nach des Letzten Geschichte der Holzschneidekunst ꝛc. Bamberg 1823, p. 387, wo er auch sagt, daß man bisher nur drey Exemplare dieses Kalenders kenne, eines in Erlangen, eines hatte Panzer und eines ist in München.

Herausgabe besorgt durch J. G. Hülsemann.

[redacted]

Jahrbücher der Literatur.

Zwey und vierzigster Band.

1828.

April. May. Juny.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des zwey und vierzigsten Bandes.

Seite

Art. I. Oesterreich unter H. Albrecht dem Dritten. Von Franz Kurz. Erster und zweyter Theil. Linz, 1827 1

II. Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri, übersetzt und erläutert von Karl Streckfuß. Zweyter und dritter Theil. Halle, 1825, 1826 . . . 12

III. Historia *de expeditione Friderici Imperatoris*, edita a quodam Austriensi clerico, qui eidem interfuit, nomine *Ansbertus*, nunc primum e Gerlaci chronico, cujus ea partem constituit, typis expressa. Curante Josepho *Dobrowsky*. Pragae. 1827 26

IV. Fortsetzung der Recension des Siebenmeers . . . 65

V. Geschichte des Kaiserthums Oesterreich, von J. E. Arneth. Wien, 1827 93

VI. 1) Melpomene, oder über das tragische Interesse. Von M. Enk. Wien, 1827 118
2) Todtenkränze. Canzone von Jos. Christian Baron von Zedlitz. Wien, 1828. . . . 168

VII. 1) Grundzüge der Anthropologie, von H. L. W. Sigwart. Tübingen, 1827.
2) Anthropologie für Aerzte. Von Dr. K. W. Ideler. Berlin, 1827.
3) Lehrbuch der Seelenwissenschaft oder rationalen und empirischen Psychologie, von Dr. D. G. Mußmann. Berlin, 1827. 176

VIII. Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte, von C. J. H. Windischmann. — Erster Theil, die Grundlagen der Philosophie im Morgenlande. — Erste Abtheilung. Bonn, 1827 223

IX. Radices Sanscritae. Illustratas edidit Fridericus Rosen. Berolini, 1827 242

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XLII.

Ueber die ungedruckten Gedichte des Dante Alighieri . . . 1

Nachricht über einige auf der Stadtbibliothek zu Hamburg vorhandene seltene alte Drucke; mitgetheilt durch Dr. J. M. Lappenberg 17

Ueber die Memoiren des Grafen von Görtz 22

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1828.

Art. I. Oesterreich unter H. Albrecht dem Dritten. — Von Franz Kurz, regulirtem Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. — Erster und zweyter Theil. — Linz, bey Kajetan Haslinger, 1827.

Die rastlose Emsigkeit des Chorherrn Kurz für die Rettung vieler gefährdeten, für die gemeinnützige Kundmachung unbekannter Schätze, für die Sichtung eben dieser und noch weit mehrerer, bereits bekannten, bildete bey ihrer Reichhaltigkeit eine stehende Rubrik dieser Jahrbücher. — Der I., II., VII., XVI. und XLII. Band erörtern Kurzens: »Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht, dem ersten Habsburger, unter den Brüdern, Friedrich dem Schönen und Albrecht dem Lahmen, Rudolph IV. und Albrecht III., — der Band XXI und XXIX Kurzens Geschichte des österreichischen Handels im Mittelalter und seine damalige Militärverfassung. — Während Kurz uns hier die drey Jahrzehende der Herrschaft Albrechts III. bietet, hatte er in eben den Tagen, als mit wohlbegründeter, ausgezeichneter Feyer und allgemeiner Theilnahme seine treue, patriotische Brust mit einem längst verdienten Ehrenzeichen geschmückt wurde, auch schon Albrechts IV. kurze und schwer heimgesuchte Regierung in der Handschrift vollendet. — Was ihm nun allein noch erübrigt, ist, die unruhvolle und blutbefleckte Minderjährigkeit des tugendsamen Albrechts V., seine Erhebung, der Hussitenkrieg, der Uebergang der Kronen Ungerns und Böhmens vom Hause Luxemburg an Habsburg und die immer näher drohende Türkengefahr, welche zu wenden Albrecht in den ungrischen Morästen Gesundheit und Leben einbüßte. — Dann ist ein edles Werk, dann ist der Cyklus vollendet vom Erlöschen des Babenbergischen Heldenstammes mit Friedrich dem Streitbaren in der Leithaschlacht (1246) bis ans Ende des durch Unglücksfälle und Gräuel aller Art befleckten allzulangen Regiments Friedrichs IV. (1493) und den Antritt des ritterlichen Maximilian, der sogar die Burg seiner Väter erst über einen fremden, gewaltigen Feind, über das nachgelassene Kriegsvolk des großen Ungernkönigs Mathias Huniady Corvin wieder ersiegen mußte. — Eine Fülle wichtiger Urkunden, fast durchgehends aus dem geheimen Staatsarchive, gibt diesem Buche seinen vorzüglichsten Werth.

Es beginnt mit dem Kriege von Wittelsbach und Habsburg um Tyrol, auf welches eigentlich keinem von beyden ein Recht zustand, sondern nach ächten Lehens- und Erbfolgegrundsätzen weit eher den noch übrigen und sammtbelehnten Nachkommen des älteren Meinhard, als ersten Erwerbers, dem bis zum Jahre 1500 fortblühenden und durch Max I. aufgeerbten Hause Görz.

Die bereits im XVI. Theile dieser Jahrbücher bemerkte unbewußte Leidenschaftlichkeit gegen Rudolph IV. zieht auch in dieses Werk herüber, bey der Beurtheilung der Entschädigung an Freysing, der Uebereinkunft mit dem Patriarchen von Aquileja und der Waffenruhe mit Görz.

Ein treuer Urkunden-Auszug scheint wohl allenfalls wörtlich und namentlich so untrüglich, wie ein buchhalterisches Elaborat mit seinen Beylagen und Afterbeylagen, der Last vieler Kamehle! Leider aber sind diese Elaborate allzuoft, arithmetisch richtig und virtuell unwahr, und eine äußerlich plausible, aber desto unheilbarere Täuschung. So wird hier unseres Bedünkens allzustarr von dem Grundsatz ausgegangen, daß das Heil nur in den Urkunden zu suchen, und daß z. B. die wahren und eigentlichsten Ursachen einer Kriegserklärung, eines Bündnisses oder seines Bruches, unfehlbar die nämlichen seyen und seyn müßten, wie sie im Eingange solcher Staatsakten angegeben werden. — Dagegen haben nicht allein wir, sondern schon seit ein paar Jahrhunderten unsere Väter geglaubt, in solchen Staatsakten sage man sehr oft nicht, was man denke, sondern vielmehr, was man nicht denke, und nicht was man thun wolle, sondern was man müsse. — Nicht nur in seiner Zeit gelang es dem schlauen, hinterlistigen Karl IV., der lauter leoninische Verträge schloß, und immer nur sich selbst im Auge hatte, alle seine Nebenmänner zu übervortheilen. — Es gelingt ihm noch jetzt, nachdem zeither beynahe ein halbes Jahrtausend verstrichen ist, in diesem Buche. — Das muß man ihm übrigens nachsagen, daß, je gründlicher er einsah, die nur mehr ideelle Kaisermacht sinke mehr und mehr zum eitlen Schattengebilde herab, und nur reelle Hausmacht könne die entschiedene Ohnmacht jener ideellen, einst so erhabenen Würde bedecken und ersetzen, er dieses wahrhafte Hausmittel unbedenklicher ergriffen, folgerechter und meist glücklicher verfolgt habe, als selbst die größten Hohenstauffen! — Was war auch zu seiner Zeit das Böhmenreich mit Ober- und Niederschlesien, mit beyden Lausitzen, mit einem Theile Polens, mit der Mark Brandenburg, mit der Oberpfalz bis vor die Thore Nürnbergs, mit allerley listig vorbehaltenen und kräf-

tig angeregten Ansprüchen auf den Nordgau und auf Pommern? Zu dem Böhmen seit der Pragerschlacht und seit dem Prager und Breßlauer Frieden verhält sich jenes Böhmen beynahe wie Neu-Kärnten zum Carentanischen Herzogthume der Ottonen!?

Welches Bild wären nicht die Tyrannen Oberitaliens gewesen? — Der aufwallende Kommunengeist ging von Oberitalien auch nach Oberdeutschland über. Die Feudal-Aristokratie, einst eine so mächtige Triebfeder der Gründung, der Ausbreitung und Erhaltung, hatte sich selbst überlebt. Sie paßte nicht mehr in die damalige Zeit. Sie kämpfte daher einen ungleichen, wenn auch hartnäckigen Kampf wider die auf ihren Trümmern sich ausarbeitende Monarchie einerseits, andererseits gegen die im Städtewesen durch Gewerbfleiß, Handel und Geld allmächtig um sich greifende Demokratie. — Der Krieg der Fürsten und des Adels wider die Städte brach eben unter Albrecht III. aus. Er verzehrte die herrlichsten Kräfte, er verwüstete die blühendsten Gauen, und ließ doch am Ende fallen, was nicht mehr zu halten war. — Die Wohldienerey des Geßler, des Landenberg, des Wolfenschieß, hatte den Bund im Rütli erzwungen. — Die Fürsten von Habsburg galten für den Grund- und Schlußstein der Feudal-Aristokratie in Oberdeutschland, für die Verfechter der »Herren von der Pfauenfeder,« »die (wie Johannes Müller sehr treffend sagt) im Wahne, zu Allem geboren zu seyn, damals schon längst aufgehört hatten, es zu verdienen,« und zu denen schon jener wahrhaft einzige Rudolph von Habsburg, ein praktischer Kenner und Handhaber seiner Zeit, wie kaum Einer vor und nach ihm, so nachdrückliche Warnung ausgesprochen hatte. — Es gelang den Herren von der Pfauenfeder, was in Zeiten des Parteyhasses immer gelingt, es gelang ihnen, ihren großmüthigen Beschützern glauben zu machen, sie stritten nur für sich selbst, indem sie doch nur für sie stritten! Sie kosteten ihnen das schöne, helvetische Erbland, sie setzten alle Vorlande in die äußerste Gefahr, beständige Niederlagen kosteten den Ruhm der Waffen. Das Mark der inneren Lande wurde in diesen ihnen fernen und fremden Fehden verpraßt, alle Hülfsquellen über Vermögen angespannt und dadurch Mißmuth aufgenöthigt, bey Sempach wie bey Morgarten und Näfels und in den Mordnächten der Hochmuth mit schnellem Falle gebüßt, und die Erde, die K. Rudolphs geringen Anfang mit Freuden gesehen, die den großen Mann bis an sein Ende geliebt, trank, in weniger als zwanzig und in weniger als hundert Jahren nach seinem Ende, das Blut seines Sohnes und

[redacted]

seines Urenkels. Eben die nackten eidgenössischen Bauern wurden auf lange die bewaffneten Schiedsrichter der meisten mitteleuropäischen Händel, und um so leichter schlossen sie späterhin den Franzosen Italien auf.

Stand Karl IV. schon nicht mehr so fern von dem Ziele, alle Westslaven unter seinen Zepter zu vereinigen, und seinem Volke ein neuer Samo oder Swatopluk zu seyn, so war ihm, der den mächtigen Hebel der Nationalität Für und Wider gar wohl zu bewegen verstand, nicht entgangen, wie des großen Ottokar Untergang in der Marchfeldsschlacht und der Verlust des Nachlasses der Babenberger immer noch eine frische Narbe seiner Böhmen sey, und daß der ruhmwürdige Beyname: »Vater des Vaterlandes,« ihm dann am stolzesten entgegenbrausen würde, wenn der böhmische Löwe wieder, wie unter Ottokar, in den Pässen des Kanalthales und an den adriatischen Ufern fragen könnte: wie weit es noch nach Rom sey? — Daher die Beharrlichkeit seiner dießfälligen Bestrebungen, deren Gelingen er einige Mal ziemlich nahe zu stehen schien. — Wie lange hat nicht, was wir in unserm armseligen Dünkel Zufall nennen, probirt und experimentirt an einer europäischen Mittel- und Binnen-Macht? — Böhmen, Polen und Ungern schon unter dem vorletzten Przemysliden Wenzeslaw vereinigen wollen? Ungern und Polen unter Ludwig dem Großen wirklich in den Händen des, auch in Neapel herrschenden französischen Königshauses vereinigt, und Ludwigen dazu keinen Sohn gegeben! — Böhmen und Ungern und die Kaiserkrone vereinigt auf dem Haupte Sigmunds, des letzten Luxemburgers, — und dann dasselbe dreyfache Zepter und Oesterreich dazu in der Hand seines Schwiegersohnes Albrechts II., aber auf wie kurze Zeit! — Mit aller Heldenkraft gewann Mathias Corvin doch nur Mähren und Schlesien zu Ungern, und nur auf Lebensdauer, denn auch ihm ward kein Sohn — nur die schwachen Lithauischen Jagellonen haben endlich das alte ungeheure Polen und Ungern und Böhmen mit ihren Nebenreichen beysammen, aber doch nicht in einer Hand, sondern in zwey aus einander strebenden Aesten desselben marklosen Baums.

Häufige Nachwehen der Hohenstauffischen Begünstigung der Bischöfe, auf Kosten ihrer Städte. — Aufrührerische Bewegung der Paßauer unter ihrem Stadtrichter Andreas Haller, den sie zuletzt in einen Sack stecken und ertränken. — Der merkwürdige Theilungsvertrag über Oesterreich zwischen Ludwig dem Großen und dem baierischen Herzog eben so rasch wieder vergessen als beschlossen.

Der schmähliche Zug Karls IV. nach Italien. — Das Breißgauische Freyburg österreichisch. — Ein gleicher Antrag von Triest. Die Beylage 14 über Triests Unterwerfung hätte mit Nr. 38 und 39 im Archiv für Süddeutschland vervollständigt, überhaupt Rosetti's verdienstvolle Arbeiten über diese merkwürdige Stadt benützt werden können. — Das von Rudolph erworbene Tyrol durch den Schardinger Frieden gesichert. — Dieser Verlust war für die Wittelsbacher noch bey weitem nicht so empfindlich, da die Ciller fortan ihre Gränze, die altbaierischen Bezirke von Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel in ihrer Hand blieben, somit auch das westlich und nördlich von ihnen umschlossene Salzburg zu großen Rücksichten gegen sie bemüßiget war. Erst als im landshutischen Erbfolgekrieg der ritterliche Max dießmal eben nicht auf die ritterlichste Weise jene Bezirke an sich zog, ein Paar Jahre früher auch das bisher görzische Pusterthal, da erst gewann seine Stellung im rhätischen Hochgebirge jene Festigkeit und jenes Gewicht, welches Tyrol mit seinem gleichzeitigen reichen Bergsegen auf einige Zeit europäisch bedeutend, und es zur Achse aller Unternehmungen in den venetianischen, mailändischen und französischen Kriegen, für Oesterreich noch mehr machten, als es die Schweiz für Frankreich war.

Die Einkerkerung, die Beraubung, das Vertreiben, das Mißhandeln und allenfalls auch das Verbrennen der Juden war unter dem übrigens sanften und milden Albrecht, wie unter andern, an der Tagesordnung. Es ging allzusehr aus der Zeit selbst hervor. — Hatte man nun die Juden geplündert und verjagt, so fühlte man gleich wieder, man könne sie doch nicht entbehren, und suchte sie unter erniedrigenden Bedingungen wieder ins Land zu ziehen!! — Der Bund mit Meinhard von Görz, dessen Haus auch noch bis unter Max I. den Gau an der Rienz und Drau, das tyrolische Pusterthal und damit die Schlüssel Friauls, Feltres und Bellunos besaß.

Die Preußenfahrten, die in Oesterreich bereits unter dem letzten Babenberger Friedrich dem Streitbaren begonnen, auf welchen Ottokar großartige Denkmale zurückgelassen hatte, jetzt unter den Brüdern Albrecht und Leopold mit ungemeinem Rittermuth und königlicher Pracht fortgesetzt.

Die Raubritter von Schönberg bey Krems, die zu Grub, die Ehrenfels, die den Paßauer Bischof fangen und ihn jahrelang auf ihrer Burg einsperren, bis er sich mit schwerem Gelde löst, die Rohrer zu Leonstein, ohnferne Steyer.

Glückliches Streben des Verfassers, die verschiedenen Theilungsverträge zwischen Albrecht und Leopold genau zu

bestimmen. — Der österreichische Krieg wider die Carraras mit Glück, was aber bald wieder umschlägt. Elender Friede der Carrarer mit der Signoria. — Merkwürdiges Schreiben, wodurch Papst Gregor dem Herzog Albrecht verbot, die mailändische Violante Visconti zu heiraten, oder als Vermittler zwischen ihm und Galeaz Visconti aufzutreten, und kurze Zeit darauf gestattete der Papst Leopolden dieselbe Heirat, von der er Albrechten mit übermüthiger Heftigkeit abhielt, und forderte selbst die Vermittlung der Herzoge auf.

Die große Kirchenspaltung. Der heilige Stuhl von Rom nach Avignon verlegt. — Neue Verträge, Theilungen zwischen Albrecht und Leopold. Des Letzteren überaus fruchtbare Ehe machte ihn nach Ausdehnung seines Gebietes und nach Geld unersättlich strebend, um welch letzteres er von K. Wenzel, bey dem um Geld alles zu haben war, die recht inmitten anderer Habsburgischer Anwartschaften und Ansprüche gelegene Landvogtey Schwaben erhielt. — Krieg mit Venedig wegen der vom Carrara an Oesterreich verpfändeten Besitzungen, die der hohe Rath für sich begehrte, die Herzoge aber abschlugen. Die Republik behielt ihre Eroberungen, und behielt sogar die gefangenen österreichischen Kaufleute. — Sehr wahrheitsliebend bemerkt der Verfasser den Unterschied zwischen Leopolds kriegerischem Ungestüm und der Babenberger planvollem Heldenmuth.

Im Kriege um Guero sollen die Venediger, bey der Bezwingung des Raubnestes Leonstein sollen die Oesterreicher sich zuerst großen und groben Geschützes und der Mörser bedient haben?

Venedig und Genua. — Nach langem, glänzenden Siegen Genuas völliges Unterliegen.

Leopold nimmt in dem leidigen Schisma, Partey für Klemens VII. — Wechselseitige Bannflüche der Gegenpäpste und Aergerniß in der ganzen Christenheit.

Albrechts Krieg wider die Grafen von Schaumberg, deren Reichthum und Macht bey ihrem Erlöschen 1559 größtentheils an die Starhemberge gedieh, füllt ein ganzes Kapitel. — Dem Verfasser mochten dazu die zahlreichsten und besten Quellen zu Gebote stehen.

Leopolds Ehebündnisse mit Burgund, mit Anjou-Ungern, mit Görz, Albrechts mit Baiern-Holland. — Der Entsatz von Treviso, Leopold verliert es wieder, trotz seines eiligen Versprechens, es nie wieder seinem alten Feinde preiszugeben.

Die Erweiterung der Wiener Hochschule und des Stephans-

doms. Die Disciplinargesetze. Die berühmten Lehrer. — Handelsirrungen zwischen Böhmen und Oesterreich.

Wilhelm, Leopolds Sohn, verliert die schöne Hedwig, Tochter des verstorbenen Ludwigs des Großen, und mit ihr die Krone Polens. Polens Vereinigung mit Litthauen schien den Großen mit Recht die wünschenswertheste Vormauer wider Russen und Türken, vor Allem wider die deutschen Ritter in Preußen. Hedwigs Schwester, Maria, wiewohl in aller Eile Sigmunden von Böhmen-Luxemburg vermählt, verlor Ungerns heilige Krone an ihren Vetter, den kleinen Karl von Durazzo. Bald erschlugen ihn die Freunde der Königswitwe Elisabeth, Forgáts und Gara. — Die Königinnen selbst wurden von Karls Rächer, dem Ban Horvath, gefangen, die Mutter ertränkt, Maria endlich durch Venedig befreyt. — Leopold verlor (9. July 1386) Sieg und Leben an die Eidgenossen in tapferem, aber unbesonnenem und unrühmlichem Kampfe bey Sempach in noch jungen Jahren.

Albrecht mußte nun die Vormundschaft seiner Bruderssöhne und die Regierung der verwaisten Lande übernehmen. — Die streitige Bischofswahl zu Paßau und der blutige, alle Nachbarn verwirrende Zwiespalt in Böhmen. — Das wilde Ungethüm, König Wenzel, der Mörder des h. Johann von Nepomuk. Den tollen Blödsinn ist man mehrmals gezwungen einzusperren. Auch auf dem Starhembergischen Schlosse Wildberg liegt er gefangen, auch zu Wien, von wo ihn die Lichtensteine (Luxemburgs Vasallen) mit List erlösen, und nach ihrem mährischen Hauptschlosse Nikolsburg bringen. Die Ungnade Albrechts auf die Starhemberge, die aber weit eher beschwichtiget wird, als jene gegen die, in dieselben Händel verwickelten Lichtensteine, weil bey diesen ungleich mehr zu holen war. — Die Vermischung der Begriffe und der Pflichten jener Zeiten mit den unsrigen ist eine sehr gefährliche Sache. Man wird dabey vollkommen unhistorisch. Jetzt hat sich im Laufe vou vier Jahrhunderten die Landeshoheit vollkommen ausgearbeitet auf den Trümmern der Kaisermacht einerseits, der Rechte und der Stellung der Altfreyen, der Stände und der Städte andererseits, in durchgänglicher Auflösung des großen, allgemeinen Lehensbandes und Verwandlung desselben in absolute Unterthänigkeit, von welcher das Mittelalter kaum eine Ahnung hatte. — Jetzt ist unbedingte Landeshoheit durchgängige Regel, und selbst ein daneben, geschweige denn ein dagegen ist eine wunderseltsame Ausnahme. — Im alten Verbande Kaisers und Reichs hingegen waren Landeshoheit, geschlossenes Gebiet,

Machtvollkommenheit der Fürsten, Coincidiren der Lehens- und der Landeshoheit, excentrische Auswüchse, Monstruositäten, Krankheiten, an denen der Reichskörper unausbleiblich hindorren und zu Grunde gehen mußte, wie er denn auch, vor unsern Augen, wirklich daran zu Grunde ging. — Ohne spezielle neue Erwerbstitel erhielt jeder Reichsfürst genau nur denselben Umfang von Rechten, den sein Vorfahrer ihm überliefert hatte. Aber in welchem ungeheuern Widerspruche steht mit dieser unbestreitbaren publicistischen Regel der faktische Hergang? Welche Reihe offener Gewaltthaten oder listiger Untergrabung, treulosen Untereinanderhetzens und Herrschens durch Theilung zeigt er uns nicht? — Die Lichtensteine waren Vasallen von Böhmen-Luxemburg, wie von Habsburg-Oesterreich. Ihr Hauptsitz lag auf der mährischen Erde, ihr meistes Besitzthum auf der streitigen Gränze, Jahrhunderte lang der Bühne grauenvoller Verwüstung, eines wilden Nachbarhasses und einer unseligen Befehdungsweise, in der schon Friedrich der Schöne und Otto der Freudige gezeigt hatten, daß sie es eben so wenig verstanden, Frieden zu halten, als Krieg zu führen — Hätte der, beym Verfasser so tief verungnadete Rudolph IV. die Gewaltthat an dem ganzen Hause Lichtenstein (selbst Frauen und entferntere Verwandte nicht ausgenommen) verübt, das Urtheil über diese seltsame Justiz würde nicht schonend ausgefallen seyn!? So zweydeutig Albrechts Gesinnungen über Wenzels Gefangenschaft, trotz der abgedroschenen Verwahrungen und Beschönigungen, immerdar bleiben, so wenig er zu tadeln wäre wegen eifrigern Antheils an des hirnverbrannten Wenzels Absetzung, an einer neuen Kaiserwahl, allenfalls auch in dem Bestreben, das durch Albrechts I. starre Herrschaft auf lange verwirkte Diadem Rudolphs wieder an Habsburg zurückzubringen, so wenig läßt sich über jene Vergewaltigung der Lichtensteine etwas anderes sagen, als: sie ging hervor aus dem rauhen Geiste der Zeit, dem auch die persönliche Milde einzelner Fürsten eben so wenig entgehen konnte, als dem Ausrauben und Verbrennen der Juden, und gleich darauf wieder ihrem Herbeylocken unter glänzenden, aber lügnerischen Bedingungen?

Sollte dem Verfasser in den Urkunden des Mittelalters der Fall nicht häufig vorgekommen seyn, daß allzumächtige, beneidete Sassen plötzlich überfallen, eingekerkert, lange herumgezogen und vielfach gebrandschatzt wurden, daß sie endlich, ohne daß man es der Mühe werth hielt, etwas anderes, als jenes vage Wort der schnödesten Willkür auszusprechen: »vnnserer swärlichen vngnad,« oder: »gröblicher stözz vnd mißhellung!?« nicht anders entlassen

wurden, als indem sie das an ihnen verübte Unrecht billigten, indem sie ihre Verwandten bewogen, auch mit beyzustimmen, und eine Urfehde zu schwören, sich niemals für die erlittene Unbild zu rächen!?

Daß die Verwicklungen der Lichtensteine zwischen ihren beyden Herren, den Luxemburgern und den Habsburgern, der Grund jenes Gewaltstreiches gegen dieses mächtige Haus waren, haben wir längst gewußt — und nach der Natur der Begebenheiten konnte es gar nicht anders kommen, — übrigens möchte man hier, wie über die Deduktion Questenbergs in Schillers Wallenstein, fragen: »Was ist der langen Rede kurzer Sinn?«

Ein durch sein Alter und durch sein Ansehen an den ersten Höfen ehrwürdiger Mann, Hanns von Lichtenstein, durch alle Lande nur unter dem Namen »des gewaltigen Hofmeisters« bekannt, mächtiger im Land, als der Herzog selbst, wird auf einmal aufgehoben, in schweres Gefängniß geworfen, und aller seiner Güter beraubt, aber nicht er allein, auch Brüder und Vettern, Frauen und Kinder. Lange will Albrecht gar nichts hören von Loslassung oder Rückgabe der Güter. Das Lichtensteinische Archiv bewahrt mehrere vergebliche Fürsprachen hoher Fürstenpersonen, insonderheit des Burggrafen von Nürnberg und des Grafen Hermann von Cilly. Das unabläßige Andringen der letztern bewirkte denn doch die Freylassung Albrechts mit Rückerstattung einiger Güter am linken Donauufer. Alles am rechten, ob und unter der Enns, behielt der Herzog; selbst der Meubles, der fahrenden Habe hatte er sich bemächtigt, und setzte einen Werth darauf, sie zu behalten. Die auf die abgetretenen Lichtensteinischen Güter speziell hypothezirten Schulden übernahm der Herzog nicht, er wollte seine Beute frey genießen. Sie mußten diese Schulden hinübernehmen auf die wenigen Güter, die er ihnen zurückgestellt. Der Herzog war Richter in seiner eigenen Sache, er ernannte sich selbst zum ersten Schiedsrichter neben dem Nürnberger und Cilleyer Grafen. Männer, Frauen und Kinder dieses Geschlechtes mußten diesen Spruch als gerecht und gnädig anerkennen — und sogar der ferne Vetter Georg von Lichtenstein, Bischof zu Trient, mußte gleich allen übrigen geloben, nie Rache zu nehmen an den Förderern ihres tiefen Falles, und die übrigen Lichtensteine mußten sich selbst nach Tuln stellen, bis des Bischofs Beystimmungsurkunde auf dem bestimmten Tag herbeygeschafft sey, widrigens erklärten sie sich selbst schon im vorhinein aller ihrer Habe verlustig. — Dieses seynsollende Rechtsverfahren als ein tadelloses darzustellen, gehört nicht zu den alltäglichen Un-

ternehmungen. Unwillkürlich dringt sich uns hierüber eine Stelle der unvergleichlichen Essays historiques Johannes Müllers auf: »Comines sagt ganz richtig, im Kriege der rothen und weißen Rose sey Englands ganzer hoher Adel ausgerottet worden. Noch ragten einzelne Große und Parteyhäupter empor, aber Heinrich VII., wohl wissend, wie scharf Ludwig XI. getadelt worden wegen der blutigen Art, sich seiner Großen zu entledigen, ließ ihnen das Leben, nahm ihnen aber die Güter und alles Ansehen, und bestrafte immer die, welche sich an sie anschlossen. Jedermann floh sie, und da die Bestrafung der Kleinen kein Aufsehen erregt, so galt Ludwig XI. für einen Tiber, Heinrich VII. aber für einen Salomo, und wurde doch so gut Herr in seinem Lande, als jener.« — Die ganze Lage der Dinge wohl erwogen, ist auch das Bündniß zwischen König Sigmund, Markgrafen Johann von Mähren und Herzog Albrechten recht sehr dazu geeignet, ein Licht zu werfen auf die Ungnade der Starhemberge sowohl, als der Lichtensteine.

Der große Kirchenbann über Albrecht wegen der Besteuerung der Geistlichkeit. — Mit den schwäbischen Städten trat Albrecht doch in einen Bund, und sie versprechen, seine Absichten auf die Kaiserkrone zu fördern. — Albrecht hatte die bösen Folgen der Theilungen allzuschwer erfahren, um nicht noch sterbend dagegen zu eifern. — Der Babenberger alte Burgen, ihr Kahlenberger Schloß (unter Albrecht I. das Grab der Freyheiten Wiens), Leopolds des Heiligen Hof zu Neuburg, jener Leopolds des Glorreichen und seiner Tochter Margarethe zu Haimburg, der Mödlinger uralter, waldumbüschter Sitz wurden unter ihm verlassen. — Er erhob Lachsenburg. — Wiens Hochschule weihte er, zu seinem unverwelklichen Ruhme, die edelste Sorgfalt. — So sanft und schweigsam, als sein Bruder Leopold ungestüm, war er ein Freund der Einsamkeit, wie sein Bruder Rudolph, nur daß dieser in unaufhörlicher Geistesarbeit war, Albrechts Zurückgezogenheit aber, wie die Zeitgenossen sagen, die Karthäuser nachahmte. Diesem Charakter mußten vor andern Zweigen des Wissens, die Sterndeuterey und die Pflanzenkunde zusagen. — Albrechts Beyname war von keiner persönlichen Eigenschaft hergenommen, sondern von den schönen, langen Haaren seiner Gemahlin, der nürnbergischen Beatrix, die er, in zierliche Zöpfe geflochten, um den Nacken und über die Brust herabhängend trug. Davon hieß er Albrecht mit dem Zopfe (cum trica). — Sein Tod wurde beweint, wie der eines milden Vaters und gerechten Richters. — Aber um von den Fürsten jener Zeit nicht die einen unter ihrem wahren Werthe zu schätzen, die andern

aber über die Gebühr zu erheben, dürfen wir nicht vergessen, daß das Volk in den wilden Zwingherren, die von ihren unersteiglichen Felsennestern und Stromburgen alles Leben unsicher und peinlich machten, seine ewigen Feinde sah, und sehen mußte; in dem Fürsten des Landes aber, der ihren räuberischen Uebermuth niederhielt, einen Retter, und daß die Menge zu allen Zeiten denjenigen den Gerechten pries, der die Niedrigen erhöhte, vorzüglich aber denjenigen, der die Hohen erniedrigte!

Des vorliegenden Werkes schätzbarster und für alle Folgezeit fruchtbringender Theil ist das gehaltvolle, gegen neunzig Stücke in sich begreifende Urkundenbuch, meist aus dem Wiener Staatsarchive. Die Nummern 2, 5, 6, 10, 12, 26 geben die Bündnisse mit Karl IV. und dem Markgrafen von Mähren, insonderheit mit letzterem 6, 65, 70, 79, 80, jene mit Ludwig von Anjou, König von Ungern und Polen, zumal wider Venedig, 2, 3, 21, 22, 25; die Verhältnisse mit Wenzel, so lange fort wechselnd, wie dieser verrückte Fürst selbst, 45, 50, 66, 82, mit seinem Bruder Sigmund, Herrn zu Brandenburg und Ungern, 69, 75, 79; des Papstes Urban V. Aufforderung zur Hülfe für König Peter von Cypern und die Johanniter auf Rhodus, Nr. 8. Die Relationen mit den Päpsten, drohende Abmahnung von einer Heirat mit einer mailändischen Prinzessin, Klemens VII. Gunst gegen seinen treuen Anhänger Herzog Leopold; die Lossprechung Albrechts vom Kirchenbanne wegen seiner Besteuerung des Klerus, 30, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 78. Die mit Steyrer, Herrgott und dem Coroninischen Koder bey Rauch zu vergleichenden unseligen Theilungen, 24, 27, 28, 32, 33, 34, 44, 67, 68; die Sühnung mit dem Hause Wittelsbach wegen Tyrol und fernere Bündnisse, 16, 17, 18, 31, 35, 47, 81, 38; die Allianz mit Görz, 19, 20, und mit dem Patriarchen von Aquileja, 1, 29; wichtig zur Sicherheit Kärntens und gegen das, im Küstenland immer ungescheuter um sich greifende Venedig, die Unterwerfung von Triest 2369 und die Zwiesprache mit Venedig darüber, 14, 15. — In Hormayrs Archiv für Süddeutschland finden sich bedeutende Aufschlüsse über die alten, staatsrechtlichen und geographischen Verhältnisse Friauls, Istriens und des Küstenlandes und die sich feindselig begegnenden Ansprüche des römischen Reichs und Vergewaltigungen Venedigs, mit Urkunden, 37, 38, 39, 40, worunter eine Herzog Albrechts ddto. Wien 15. Sept. 1369, worin er Triest als ein altes Eigen seines Hauses erklärt, ihm »rebellionis suae errorem« verzeiht, und die: »Rectores, con-

silium et commune ciuitatis nostre tergesti, que ad hoc pleno dominio dinoscitur pertinere ab aliquibus jam retroactis temporibus inobedientie caligine obfuscatos,« zu Gnaden aufnimmt. — Der Bund mit Bamberg, Nr. 11, bezielte wohl gleichfalls die Sicherheit Kärntens, Nr. 96 der merkwürdige Friede mit der Republik Venedig. — Am reichhaltigsten als ein oberennsischer Gegenstand ist die Fehde mit den Grafen von Schaumberg bedacht, an der auch viele fremde Fürsten Theil nehmen, 22, 46, 47, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64. Die mächtigen Rosenberge, die Fabier, so wie späterhin die Mediceer Böhmens, 48, 49, 50, 51. — Den Sturz der Lichtensteine zeigen 83, 84, 85, 86, 87. Merkwürdig sind auch die Privatverhältnisse des Fürsten zu dem weltberühmten Helden Hanns von Traun, zu den unruhigen Rohrern, zu Jansen von Abensberg, des Grafen von Schaumberg Schwiegervater. — Albrechts Verantwortung gegen die ihm vom K. Wenzel gemachten Vorwürfe, Nr. 82, könnte wohl in manchen Aktenstücken neuerer Zeit ein entsprechendes Gegenbild finden. — Der Geleitsbrief für die Mailänder Kaufleute, Nr. 7. Die endliche Abhülfe wegen der gänzlichen Unsicherheit der Straßen zwischen Oesterreich und Böhmen, Nr. 66; endlich die letzte Urkunde, Nr. 89, der denkwürdige Bund mit schwäbischen Reichsstädten — Diese bloße Aufzählung reicht hin, zu zeigen, welche wichtige Vorarbeit für eine dereinstige Vaterlandsgeschichte jener Zeit neuerdings rühmlich geleistet worden sey, und auf welchem großen Reichthum echter Quellen sie beruhe.

Art. II. Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri, übersetzt und erläutert von Karl Streckfuß. Zweyter und dritter Theil. Halle, bey Hemmerle und Schwetschke. 1825, 1826. 8.

In der Vorrede, welche Herr Streckfuß dem zweyten Theile der von ihm verdeutschten Göttlichen Komödie vorausgeschickt hat, sagt er (S. IV): »Gestalten (wie sie Dante's Hölle enthält) sind leichter zu schildern, als Farben mit ihren tausendfachen Mischungen (das Fegefeuer kann man das Gebiet nennen, worin die Farben walten); Farben leichter, als Töne und farbloser Glanz (dem Paradiese, sagt Schelling, von dem auch die eben mitgetheilte Bezeichnung der Hölle und des Fegefeuers herrührt, bleibt nur die reine Musik des Lichts); das Besondere, wohin das sich absondernde Laster strebt, leichter

als das Allgemeine, als der Zustand derer, die in der Welten-Harmonie sich selbst vergessen, und in ihr unterzugehen streben. Aber mit der Schwierigkeit wächst in demjenigen, der sich von dem großen Dichter begeistert fühlt, der Drang, und mit dem Drange der Muth, sie zu überwinden. Mit diesem Drange und diesem Muthe habe ich gestrebt, das Werk wiederzugeben, wie ich es in mir aufgenommen, und dem Abbilde den Geist einzuhauchen, der vom Urbilde mir belebend entgegenwehte. Aber nur in der Sprache, die mir natürlich war, und mir vom Herzen kam, nicht in einer zu diesem Zwecke erst künstlich gemachten konnte dieß bewirkt werden.« Er beschränkt dieses Wort im Folgenden, indem er sagt: »Der siegreiche Kampf, welchen der Dichter mit einer Sprache kämpfte, deren Bildner er war, konnte mit einer Sprache nicht gekämpft werden, welche, wie die unsrige, sich willig demjenigen fügt, der sie zu behandeln weiß.« Dieß wird jeder Herrn Streckfuß zugeben; aber wir besorgen, er habe in einem weiteren Sinne sich die Erlaubniß genommen, in einer Sprache zu übersetzen, die ihm natürlich war, die ihm vom Herzen kam; er habe mit dem Beginne seiner sehr schwierigen Arbeit nicht gehörig erwogen, was nachzuahmen der Uebersetzer der Göttlichen Komödie durchaus aufgeben müsse, was zu erstreben aber ihm Pflicht und höchste Aufgabe sey, er habe den Styl Dante's, in sofern dieser unabhängig ist von der Bildungsstufe seiner Sprache, nicht gehörig ergründet. Daß er denselben im ersten Theile seines Werks nicht so wiedergegeben, wie es bey der Art und dem Stande unserer Sprache wohl möglich war, das behauptete Rec. in einer Beurtheilung dieses Theiles (Jahrb. d. Lit. Bd. XXX). Herr Streckfuß hat, wie sein Vorwort zum verdeutschten Paradiese sagt, diese Recension nicht wohl aufgenommen; ja er hat geargwohnt, sie sey aus einer unlautern Quelle geflossen. Hinsichtlich des letztern ist er im Irrthum, und der Rec. hofft, sein Wort werde in diesem Falle so viel, als das des Argwohnenden, gelten. Was aber das von ihm ausgesprochene Urtheil anbetrifft, so wird man im Verlaufe gegenwärtiger Recension mehrfach Bestätigung desselben finden; wiewohl Rec. gleich von vorn herein bekennt, daß das Fegfeuer und Paradies dem Uebersetzer im Ganzen besser gelungen seyen, als die Hölle. Möge dieß von einer größeren Anstrengung des Bearbeiters, möge es daher rühren, daß derselbe ein größeres Talent für das Lyrische hat als das Plastische — dieses herrscht mehr in der Hölle, jenes mehr in den andern beyden Theilen der Göttlichen Komödie — das wollen wir dahingestellt seyn lassen.

Die Sprache ist das Mittel, wodurch eine dichterische Konception zu einem Kunstwerke wird, also für letzteres etwas sehr Wesentliches; durch eine dem Urbilde sich möglich anschmiegende Sprache kann ein solches nur in eine fremde übertragen werden, und es ist unmöglich, daß eine ächte Uebersetzung entstehe, wenn der, der eine solche verfassen will, nur in seiner natürlichen zu reden vermag, diese aber nicht mit der des Originaldichters harmonirt. Der Verfasser jener früheren Recension bezeichnete Dante's Sprache als erhaben, aber einfach, als naiv und lakonisch; dieser Eigenthümlichkeit, sagte er, entspreche vollkommen der Periodenbau des Dichters. Daß im ersten Theil der Verdeutschung das in dieser Hinsicht geforderte und erreichbare nicht erreicht ward, wurde durch eine Reihe von Beyspielen gezeigt. Auch im zweyten und dritten Theile der Verdeutschung bleibt hier noch manches zu wünschen übrig. Oefters ist Schmuck an die Stelle jener Einfalt getreten, und dieser verträgt sich mit der wahren Erhabenheit nicht. Als bestätigende Beyspiele mögen folgende Stellen aus dem Fegfeuer dienen:

Sein Bart, mit weißem Haar vermischt, war lang
Und gleich dem Haupthaar, das in Silberwellen
Sich auf die Brust im Doppelstreifen schlang.
(1, 34 f.)

Lunga la barba e di pel bianco mista
Portava a' suoi capegli simigliante,
De' quai cadeva al petto doppia lista.

Schon jagt' Aurorens lichter Rosenschimmer
Die Frühe vor sich hin. (1, 115, 16.)

L'alba vinceva l'ora mattutina,
Che fuggia 'nnanzi.

Bald dorten, wo des Thaues Perlenzähren,
Im Kampfe mit der Sonne Strahlen zwar,
Doch sich im Schatten wenig nur verzehren — (1, 121 — 23.)

Quando noi fummo dove la rugiada
Pugna col sole, e, per essere in parte
Ove adorezza, poco si dirada —

Die mitgetheilten Verse der Verdeutschung sind an sich trefflich, sie würden sich in diesem oder jenem modernen Gedichte gewisser Art sehr gut ausnehmen. Wir fragen aber, der Antwort Einsichtsvoller getrost entgegensehend, sind sie Dantesk?

Nicht einmal so günstig können wir über folgende urtheilen:

Schon sah ich bey des Tages Anbeginn
Geschmückt den Osten sich mit Rosen zeigen,
Sah klar den Himmel und die Königin

Des Tags empor im duft'gen Schleyer steigen,
  Der meinem Blick' erlaubt', an ihrer Glut
  Sich lang zu letzen ohne sich zu neigen.
So sah ich jetzt in einer Blumenflut,
  Die, niederstürzend in und um den Wagen,
  Sich aus der Himmelsboten Hand entlud,
Ein hehres Weib in weißem Schleyer ragen,
  Olivenzweig' ihr Kranz, und um's Gewand,
  Das Feuer schien, des Mantels Grün geschlagen.
(30, 22—33.)

Es ist in diesen Versen manches zu tadeln. *Duftig* ist der Schleyer, der in der Frühe die Sonne umgibt, nicht; er ist dunstig. Eine *Blumenflut*, die sich *aus einer Hand entlädt* und *niederstürzt*, ist gewiß nicht schön. Dazu kommt, daß *die Königin des Tages* nicht Dantesk ist. Man betrachte nur die Einfalt des Originals:

Io vidi già nel cominciar del giorno
  La parte oriental tutta rosata,
  E l'altro ciel di bel sereno adorno,
E la faccia del sol nascere ombrata
  Sì che, per temperanza di vapori,
  L'occhio lo sostenea lunga fiata:
Così dentro una nuvola di fiori,
  Che dalle mani angeliche saliva,
  E ricadeva giù dentro e di fuori,
Sovra candido vel cinta d'oliva
  Donna m'apparve, sotto verde manto,
  Vestita di color di fiamma viva.

Das Wort *duftig* findet sich hier nicht; in der Uebersetzung dürfte nuvola di fiori, wegen der Worte: vidi la faccia del sol nascere ombrata, die ein *Dunstgewölk* bezeichnen, nicht durch *Blumenfluth* gegeben werden. *Dante* will auch im Kleinen scharf angesehen seyn; auf einer genauen Durcharbeitung und Vollendung auch des kleinsten Bildes in jedem Zuge beruht eine Haupteigenthümlichkeit seines großen Gedichts.

Die *Naivetät* des Originals ist ferner von dem Uebersetzer manchmal nicht erreicht. So hat er die Schönheit der Terzinen am Schlusse des zwölften Gesanges:

Allor fec' io come color che vanno
  Con cosa in capo non da lor saputa,
  Se non che i cenni altrui sospicciar fanno;
Perchè la mano ad accertar s'ajuta.
  E cerca e truova, e quell' uficio adempie,
  Che non si può fornir per la veduta.

wohl erkannt; aber wie hat er sie uns gegeben?

Da that ich jenen gleich, die, sonder Acht,
Etwas mit sich am Haupte tragend, gehen,
Bis sie bemerkt, daß man sich winkt und lacht;
Und die drum emsig mit den Fingern spähen,
Und endlich finden, was es ist, und mit
Der Hand, was nicht das Auge sehn kann, sehen.

Sie gehen, etwas mit sich am Haupte tragend — vanno con cosa in capo — ist gewiß nicht zu billigen; das emsig und endlich steht nicht im Original; über Schluß und Reim des vorletzten Verses, wie über den ganzen letzten, ist wohl nicht nöthig ein Urtheil auszusprechen.

Im 23. Gesange schilt der Dichter die schamlosen Florentinerinnen; er sagt: »Wenn sie wüßten, was der schnelle Himmel ihnen bereitet, so würden sie jetzt schon den Mund aufthun, um zu heulen.« Der Uebersetzer gibt:

Doch könnten nur die Unverschämten sehn,
Was ihnen schon der Himmel vorbereitet,
Sie würden heulend, offnen Mundes, stehn. (106—8)

Die Worte: offnen Mundes, sind ein müßiger Zusatz, da man ja nicht geschlossenen Mundes heulen kann, und somit störend.

In Hinsicht auf Vers- und Periodenbau läßt das Fegfeuer, wiewohl es die Verdeutschung der Hölle übertrifft, noch manches zu wünschen übrig. Wie schön sind folgende Verse des Originals:

Guardami ben; ben son, ben son Beatrice.
Come degnasti d'accedere al monte?
Non sapei tu che qui è l'uom felice? (30, 73—75)

Gedanke und Periode und Vers und Reim bilden eine vollkommene Harmonie; was sich von der Nachbildung nicht sagen läßt;

Schau her, Beatrix bin ich! Welch Vertrauen
Führt dich zu diesen Höh'n? Wie? weißt du nicht,
Beglückte wohnen nur in diesen Auen.

Daß die wichtigen Worte: Libertà va cercando (1, 70), die einen Schlüssel zu der ganzen Göttlichen Komödie enthalten, auf zwey Verse vertheilt sind:

O nimm ihn jetzo gütig auf — er geht
Der Freyheit nach —

wird der nicht gut heißen, der die Eigenthümlichkeit des durch das ganze Gedicht herrschenden Styls studirt hat.

Auch dem eigentlichen Wortsinne ist der Uebersetzer manchmal untreu. In den Versen:

> Si com' io dissi, fu' mandato ad esso
> Per lui campare, e non c'era altra via
> Che questa, per la quale i' mi son messo — (1, 61—63)

spricht Virgil bescheidener, als der Uebersetzer ihn sprechen läßt:

> Ich wählte diesen Weg, den ich für ihn
> Den einzigen zum wahren Heil erachte.

So scheint aus den Worten:

> Himmelskraft fühl' ich mir zugeweht,
> Um, ihn geleitend, bis zu dir zu steigen — (1, 66)

hervorzugehn, Virgil habe Dante nur bis an den Fuß des Fegfeuers, bis zu Cato, geleiten wollen. Die Verse:

> Perentro i miei disiri
> Che ti menavano ad amar lo bene,
> Di là dal qual non è a che s'aspiri — (31, 22 f.)

sind durch folgende allzu frey wiedergegeben worden:

> Als dich einst die reine Glut
> Mir nachgeführt, das Höchste dir zu retten,
> Das uns als nichtig zeigt jed' andres Gut.

So ist die schöne und einfache Schilderung des Engels, der die Seelen nach dem Fegfeuer übersetzt (2, 16 f.), wiewohl in mancher Hinsicht zu loben, doch durch Mangel an Genauigkeit im Einzelnen entstellt worden. Was soll man sich bey Folgendem denken?

> Dann auf des Lichtes beyden Seiten brach
> Ein weißer Glanz hervor, und er entbrannte,
> Wie's näher kam, von unten nach und nach.

Der weiße Glanz entbrannte von unten? — Das Original schildert sehr schön und einfach, wie Dante erst die weißen Flügel des Engels, dann dessen Gewand von gleicher Farbe wahrnimmt:

> Poi d'ogni parte ad esso m'appario
> Un non sapea che bianco, e di sotto
> A poco a poco un altro a lui uscio.

Die Worte: Bey jedes Windes Wehen (V. 33) stehn nicht im Original, und sind störend; wie der Vers (35):

> Die Luft bewegt das ewige Gefieder,

das Original:

> Trattando l'aere con l'eterne penne

unklar wiedergibt. Bewegt die Luft das Gefieder? oder bewegen diese die Luft?

Wenn Dante die sieben, dem Triumphwagen Beatrice's vorausziehenden Leuchter, die er sich mit dem ganzen heiligen Zuge dem Empyreum, dem obersten Himmel, entstiegen denkt, in Vergleichung mit dem Siebengestirne (dem großen Bären), das wir am nördlichen Himmel erblicken, Settentrion del primo cielo nennt: so ist der Ausdruck klar. Was man aber aus den Worten:

Der Empyre'n Gestirn des Norden, (30, 1)

machen soll, weiß man wahrlich nicht.

Hier müssen wir auch mehrerer ungrammatischer Konstruktionen gedenken, auf die wir gestoßen sind:

Ich sah sein Antlitz schön und klar,
Als säh' ich's von der Morgensonn' erhellen. (1,39)
Sahst du von Reizen Andrer Stirnen krönen? (31, 29)

Das absolute Participium möchte sich in Folgendem:

Er sprach's, bewegt des Bartes greises Haar — (1, 42)

schwerlich vertheidigen lassen. Härten, wie:

Nun netzt's der Regen, dorrt's der Sonnenstrahl, (3, 130)

hätten wir von einem Dichter, dessen Verse sonst so leicht fließen, nicht erwartet.

Doch es sey genug des Tadels. Wir haben oben bemerkt, daß die Uebersetzung des Fegfeuers Vorzüge vor der der Hölle habe. In der That ist es zu bewundern, wie so manche Schwierigkeit, die das Original darbot, mit großer Gewandtheit, oftmals freylich mit zu großer Leichtigkeit des Ausdrucks, überwunden ist. So war gewiß die Schilderung des Bildes, das Dante an einer Wand des Purgatoriums findet, wegen des gedrängten, fast lakonischen Ausdrucks, schwer wiederzugeben. Dem Uebersetzer ist es trefflich gelungen:

Trajan, den Imperator stellt es vor (das Bild),
Und eine Wittw', ihm in den Zügel fallend,
Die, weinend, sich in bitterm Schmerz verlor;
Rings Reiterey gedrängt, Trompeten schallend,
— So schien's dem Aug' — im goldenen Panier
Die Adler drüber hin im Winde wallend.
Die Arme schrie mit Macht, so schien es mir:
»Verweile, Herr, mir ward der Sohn erschlagen,
Du räche mich, die Rache ziemet dir.« —
»So warte, bis ich kehre!« Dieß zu sagen
Schien er; und die darauf: »Und wenn du nun«
— Und ihre Worte schien der Schmerz zu jagen —

[redacted]

»Nicht wiederkehrst?« — »So wird's mein Folger thun!« —
»Vertraust du, was dir obliegt, fremden Armen,
Mag auch indeß die Pflicht vergessen ruhn?« —
»So tröste dich,« entgegnet' er der Armen,
»Bevor ich ziehe, lös' ich meine Pflicht;
Gerechtigkeit gebeut's, mich hält Erbarmen.« (10, 76, 93.)

Nur daß die schönen Verse des Originals:

L' altrui bene
A te che fia, se 'l tuo metti in obblio?

durch die Uebersetzung verloren haben — welche kleine Pinselstriche dieselbe zugefügt, was sie verändert haben mag — das Ganze macht den Eindruck, durch den das Original uns erfreut.

War oben getadelt worden, daß Herr Streckfuß oft von der Einfalt des Urbildes abweiche, so muß, der Billigkeit gemäß, auch bemerkt werden, daß im Fegefeuer diese Einfalt an manchen Stellen erreicht ist.. Liest man z. B. folgende, die dem Verdeutscher gewiß Schwierigkeiten bot:

Wenn etwas, was uns wohlthut oder kränkt,
Uns eine Seelenkraft in Aufruhr brachte,
Und sich die Seel' in diese ganz versenkt!
Dann scheint's, als ob sie keiner andern achte;
Und dieß beweist genugsam gegen den,
Der uns belebt von mehrern Seelen dachte.
Indem wir etwas hören oder sehn,
Was stark uns anzieht, ist die Zeit verschwunden,
Bevor wir's glauben und es uns versehn.
Denn anders wird die Kraft, die hört, empfunden,
Und anders unsrer Seele ganze Kraft;
Frey ist die erste, diese scheint gebunden.
Davon erhielt ich jetzo Wissenschaft — (4, 1 — 13)

so gewinnen wir Hoffnung, der Uebersetzer werde bey einer neuen Bearbeitung der Göttlichen Komödie etwas Gediegenes, dem Originale möglichst Entsprechendes liefern. Hier arbeitete er mit Kunst, nicht in der Sprache, die ihm die natürlichere ist. Nur die Ausdrücke: »Wenn etwas eine Seelenkraft in Aufruhr brachte,« und: Anders wird die Kraft, die hört, empfunden,« sind in der mitgetheilten Stelle zu tadeln; im Uebrigen herrscht die Einfalt und Klarheit des Originals. So ist fast der ganze zehnte Gesang, aus dem wir schon eine Stelle anführten, zu loben; und in ihm sind uns nur, neben einigen kleinern Mängeln, die Verse:

Wie erfüllt von Ränken und von Listen,
(sah ich) Am Fenster des Pallasts mit schnödem Wort
Spöttisch bewundernd sich die Michal brüsten — (67 — 69)

und:

Noch unstät flirrt's vor meinem Angesicht — (114)

anstößig gewesen. Die erste dieser Stellen lautet im Original höchst einfach:

> Di contra, effigiata ad una vista
> D' un gran palazzo, Micol ammirava
> Si come donna dispettosa e trista.

Dem 27. Gesange können wir fast gleiches Lob ertheilen. Doch geräth der Uebersetzer in ihm manchmal in den modernen geschmückten Ton, wie (V. 94—96):

> Zur Stunde, glaub' ich, da vom Sternenzelt
> Cytherens erster Strahl die Höhe schmückte,
> Wie immerdar, von Liebesglut erhellt —

und der letzte Vers:

> Perch' io te sopra te corono e mitrio —

der freylich für den Uebersetzer eine äußerst schwierige Aufgabe war, ist in der Verdeutschung:

> Drum krön' ich dich zu deinem Herrn und Hort —

kaum zu erkennen.

Als eine Stelle von lyrisch-schönem Charakter führen wir zum Schlusse unserer Bemerkungen über das Fegfeuer noch folgende berühmte auf:

> Die Stunde war es, die zu stillem Weinen
> Vor Heimweh den gerührten Schiffer zwingt,
> Am Tag, da er verließ die theuren Seinen,
> Die Liebesleid dem neuen Pilger bringt,
> Wenn aus der Ferne bey des Tags Erbleichen
> Der Abendglocken Klagelied erklingt.
> Jedweder Laut schien mit dem Licht zu weichen,
> Und eine von den Seelen trat hervor
> Und heischt' Aufmerksamkeit mit einem Zeichen;
> Und naht' und hob die beyden Händ' empor,
> Als sagte sie: Du Gott nur bist mein Trachten!
> Indem ihr Blick im Osten sich verlor.
> Te lucis ante — diese Worte brachten
> Dann ihre Lippen vor, so fromm, so schön,
> Daß sie mich meiner selbst vergessen machten.

Der unvergleichliche fünfte Vers:

> Che paja 'l giorno pianger che si muore

hat freylich seine größte Schönheit eingebüßt. Etwas besser wäre der Sinn des Originals erreicht worden, wenn statt: »bey des Tags Erbleichen« — »ob des Tags Erbleichen, gesetzt wäre.

Wir fassen unser Urtheil über die Verdeutschung des Fegfeuers kurz so zusammen: die sogenannten schönen Stellen in ihm,

namentlich die lyrischen, sind zum Theil gut gelungen; minder gut die mehr plastischen. Bedeutende Schwierigkeiten wurden öfters von dem Uebersetzer mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit überwunden, und an einigen Stellen ward die Einfalt des Originals nach Möglichkeit erreicht. Doch oft ist der Ton für Dante zu leicht und modern, mehrmals überladen. Im Ganzen herrscht Ungleichheit, und bey größerer Strenge gegen sich, bey festern Grundsätzen und tieferer Erforschung des Originals nach Gehalt und Form würde der Verdeutscher mehr geleistet haben. Das Fegfeuer ist gelungener zu nennen als die Hölle.

Ein gleiches Urtheil fällen wir über den letzten Theil der Göttlichen Komödie: das Paradies; nur daß wir nicht hinzusetzen können, dieses übertreffe das Fegfeuer in dem Maße, wie das letztgenannte höheren Werth habe als die Hölle. Nur in sofern könnte dieses etwa gesagt werden, da das Paradies an lyrischen Stellen am reichsten ist, die, wie bemerkt worden, dem Uebersetzer am besten gelingen. Fürchtete Rec. nicht, durch Aufführung von längeren Stellen zu ermüden, so würde er, sein Urtheil zu belegen, hier den Anfang des Paradieses hinsetzen, dem noch gar manche andere Stelle zugefügt werden könnte. Aber das Lyrische hat bey Dante doch auch ein Gewicht, eine Würde, die der Uebersetzer zum öftern nicht erreicht. So lautet der Schluß des zwölften Gesanges im Original:

Cosi vid' io la gloriosa ruota
  Muoversi, e render voce a voce in tempra
  Ed in dolcezza, ch' esser non può nota
Se non colà, dove 'l gioir s'insempra.

Herr Streckfuß übersetzt:

So regte sich die edle Strahlenkrone
  Mit Süßigkeit im himmlischen Gesang,
  Die nur begreift, wer dort am Sternenthrone
Die ewig ungetrübte Lust errang.

Diese Verse sind an sich trefflich; vergleicht man sie aber mit der Majestät des Originals, so verlieren sie viel von ihrer Trefflichkeit.

Ein härterer Tadel trifft diejenigen Stellen des Paradieses, die dem in der Hölle herrschenden Style und Tone verwandt sind. Ihn zu begründen, soll der vortreffliche siebzehnte Gesang dienen, in welchem Dante's Ahnherr, Cacciaguida, dem Enkel das bevorstehende Exil weissagt. Rec. wird hier ausführlich seyn, um das im Obigen und in seiner früheren Kritik ausgesprochene Urtheil zu erhärten: Herr Streckfuß wende

manchmal nicht Fleiß genug an, um seiner Arbeit die mögliche Vollendung zu geben. Der Gesang beginnt:

Wie der, der Väter karg gemacht den Söhnen,
An Klymene um Kunde sich gewandt
Von dem, was man gesagt, ihn zu verhöhnen:
So ward ich jetzt in mir, und so empfand
Beatrix mich und er, deß Liebesregung
Vom Flammenkreuz ihn zu mir hergebannt.

Der sonst gut gehaltene Ton in diesen beyden Terzinen wird durch das in mir des vierten Verses gestört; es steht nicht im Originale, und ist überflüssig; und merkte der Uebersetzer nicht, wie so acht einsylbige Wörter hinter einander einen Vers entstellen? einen Vers des Dante? — Die nächste Terzine ist so gut gelungen als möglich; was sich von der folgenden nicht sagen läßt:

Er (der Wunsch) soll nicht größre Kenntniß uns verleihn;
Doch muthig sollst du deinen Durst bekennen,
Als ob ein Mensch ihn stillen sollt' in Wein.

Die letzten Worte heißen im Original: sì che l'uom ti mesca, d. i. so, daß man dir zu trinken gebe. Stillt man denn eines andern Durst in Wein? und ist gerade Wein nöthig, um ihn zu stillen? — Freylich ist das Wort mesca von Weintrinken hergenommen; aber in der Verbindung, wie es hier steht, sollte es nicht gerade an den Wein erinnern. Durch die Worte:

Als noch Virgil bestimmt war, mich zu leiten — (19)

ist das Original:

Mentre ch' i' era a Virgilio congiunto,

schief wiedergegeben. Dante spricht dann von der Kunde der Zukunft, die ihm geworden. Sie ist mir hart, sagt er:

avegna ch' io mi senta
Ben tetragono a i colpi di ventura (23)

Schwerlich hätte er in seiner Sprache gesagt:

Mag ich auch als Thurm mich fühlen,
Der trotzend steht, wenn ihn der Sturm umheult;

welche Worte nicht zu der ruhigen Haltung der übrigen Rede passen. Wenn Dante sagt: Saetta previsa vien più lenta, so ist sein Gedanke: Ein Pfeil, den man kommen sieht, gibt der Besinnung, der Fassung Raum; man kann sich mit Muth gegen ihn rüsten; er wird den Leib treffen, aber nicht den Geist bewältigen. Was aber läßt der Uebersetzer Dante'n sagen?

Vorausgeschaut,
Scheint minder tief ein Pfeil sich einzuwühlen (26, 27);

Worte, die des Kommentars von unserer Seite nicht bedürfen. Oben waren le cose contingenti durch »was da seyn wird« übersetzt (16); im 37. Verse ist la contingenza »der Zufall,« und dieser Zufall wird »Werk allein der Erdentriebe« genannt. Der einfache Sinn von Dante's: Contingenza, che fuor del quaderno della vostra materia non si stende, ist: das Zufällige, was innerhalb der Region des Irdischen sich ereignet; von ihm sagt Cacciaguida, es stehe wie ein Bild vor dem Blicke des Ewigen. Nach welcher Philosophie aber konnte das Zufällige ein Werk allein der Erdentriebe genannt werden? — Es folgt die treffliche Terzine:

Qual si partì Ippolito d'Atene
Per la spietata e perfida noverca,
Tal di Fiorenza partir ti conviene — (46 — 48)

deren Verdeutschung lautet:

Wie Hippolyt, vertrieben aus Athen,
Von der Stiefmutter treulos argen Ränken,
So mußt du aus dem Vaterlande gehn.

Es möge hingehn, daß der Uebersetzer sagt: Von den Ränken vertrieben; aber prosaischer konnte wohl der letzte Vers nicht ausgedrückt werden. So enthält auch die folgende einen falschen Ausdruck. Der schöne Vers (55):

Tu lascerai ogni cosa diletta
Più caramente —

lautet in der Verdeutschung:

Du wirst dich allem, was du liebst, entwinden;

wodurch der vom Bannspruch getroffene Dante mehr thätig erscheint, da er doch als Leidender erscheinen sollte. Denn man entwindet sich einem Gegenstande, wenn es uns schwer wird, ihn zu verlassen, aber ernster Wille uns dazu treibt. Nicht minder berühmt und herrlich ist die Terzine:

Tu proverai sì come sa di sale
Lo pane altrui, e com' è duro calle
Lo scendere e'l salir per l'altrui scale. (58 — 60)

Die Uebersetzung:

Wie fremdes Brot gar scharf versalzen schmeckt,
Wie hart es ist, zu steigen fremde Stiegen,
Wird dann durch die Erfahrung dir entdeckt —

erreicht lange nicht das Original. Der letzte Vers ist wiederum höchst prosaisch, und fällt um so mehr auf, weil er eben der letzte ist, und das Matte in den Schluß bringt. Wie schön ist die Terzine des Originals gebaut! Wenn wir ferner lesen:

Daß du für dich selbst Partey gemacht,
Wird dir erwünschte, schöne Früchte tragen — (68, 69)

so sind wir zu glauben versucht, Dante's Schicksal habe sich nach seiner Verbannung glücklicher gestaltet, weil er sich weder zu den Guelfen noch Ghibellinen gehalten. Ganz etwas anderes wollte Cacciaguida mit den Worten sagen:

A te fia bello
Averti fatto parte per te stesso.

Wir übergehen mehreres in diesem Gesange, was eine Aenderung oder Verbesserung bedürfte, und führen aus ihm nur noch zwey Beyspiele an, die recht überzeugend darthun, wie wenig sorgfältig der Uebersetzer manchmal zu Werke ging. S. 112 heißt es:

Giù per lo mondo senza fine amaro
E per lo monte, del cui bel cacume
Gli occhi della mia donna mi levaro.

Wörtlich: »Unten in der ohn' Ende bittern Welt und den Berg hinan, von dessen schönem Gipfel die Augen meiner Herrin mich emporhuben.« Dieß gibt Herr Streckfuß so:

Denn, reisend durch die Welt, wo's nimmer tagt,
Dann, hangend an der Herrin Angesichte,
Zum schönen Gipfel, der gen Himmel ragt.

Ward denn Dante zum Gipfel des Fegfeuerberges emporgeführt, »hängend an Beatrice's Angesichte?« Wir wissen aus den letzten Gesängen des Purgatoriums, daß Virgil ihn an die Gränze des irdischen Paradieses, auf den Gipfel jenes Berges, führte, daß dann erst Beatrice ihm erschien, und ihn fähig machte, durch die Himmel zu fahren. Am Schlusse des Gesanges sagt Cacciaguida seinem Enkel: Damit das Bild, das er einst in seinem Gedichte von Hölle, Fegfeuer und Himmel entwerfen werde, ein desto kräftigeres Exempel sey, deßhalb seyen ihm auf seiner Reise durch jene Behausungen nur Seelen gezeigt worden, bekannt durch ihren Ruf:

Però ti son mostrate in queste ruote,
Nel monte e nella valle dolorosa
Pur l'anime, che son di fama note.

Der Verdeutscher gibt:

Drum sind berühmte Seelen alle fast,
Die du im dunkeln, wehevollen Schlunde
Und auf dem Berg, und hier gesehen hast.

Die Begriffstellung, die überhaupt das ganze Werk hindurch wenig beachtet ist, forderte, daß der erste Vers dieser Terzine

dieselbe schlösse. Wie gehörig, wie volltönend, endet sie bey Dante! wie matt in der Verdeutschung! Das alle fast ist von der Art, daß es nur schlechtweg angeführt zu werden braucht.

So viele bedeutende Mängel und Fehler in einem einzigen Gesange, der keineswegs zu den schwierigsten der Göttlichen Komödie gehört, der wegen des Ruhms, der ihm zu Theil geworden, den Uebersetzer seine äußerste Kraft aufzubieten anspornen sollte, rechtfertigt das früher von dem Rec. ausgesprochene Urtheil. Was, namentlich aus dem zweyten Theile des angezeigten Werks, gelobt ward — auch der dritte, wiederholen wir, verdient in mancher Hinsicht Lob — bestätigt dasselbe ebenfalls, indem es darthut, daß Herr Streckfuß mehr hätte leisten können, wenn sein bedeutendes Talent von größerer Strenge gegen sich selbst und von ausdauerndem Fleiße begleitet gewesen wäre.

Noch bemerken wir, daß auch im zweyten und dritten Theile der deutschen Göttlichen Komödie durchweg gegen das Gesetz gefehlt ist, dem zufolge in einem aus Terzinen bestehenden Gesange derselbe Reim an verschiedenen Stellen nicht wiederkehren darf. Daran erinnerte die frühere Recension. Endlich ist noch der falschen Schreibweise und Accentuation mancher Eigennamen in der Verdeutschung zu gedenken. Parad. 17, 2 lesen wir Climene statt Clymene; 27, 34 Piramus statt Pyramus. Fegf. 4, 25 ist Bismantova falsch betont;
◡ — ◡ —
die vorletzte Sylbe sollte kurz seyn; 23, 26 lesen wir Erisichthon; so ist 27, 23 Geryon mit langer Penultima ein Fehler. Der Name Florenz hat Fegf. 6, 127 und 23, 102 den richtigen Accent; dagegen ist Parad. 31, 39 einer der schönsten Verse der Göttlichen Komödie durch den falschen Accent verunstaltet worden:

Von Florenz zu Gerechten und Gesunden.

Was den die beyden letzten Theile der Göttlichen Komödie begleitenden Kommentar betrifft, so hat Herr Streckfuß in dem zum Paradiese mehr für das Bedürfniß der Leser, denen es um ein genaues Verständniß des großen Gedichts zu thun ist, gesorgt, als in dem zur Hölle. Von den Anmerkungen zum Fegfeuer können wir nicht gleiches rühmen. Nicht allein zu 2, 79, wo der Verfasser es selbst eingesteht, bleibt er die Antwort auf eine sich aufdrängende Frage schuldig; dieß ist gar oft der Fall. So hätte wohl die Trauererscheinung im Anfange des neunten Gesanges eine Erklärung bedurft. Zum sechzehnten hätte Dante's Gastmahl und dessen Buch von der

Monarchie treffliche Erläuterungen geboten, dem Leser willkommen; er ist aber sehr dürftig ausgestattet. Ueber die Bedeutung der beyden Bäume (Ges. 22 und 24) suchen wir vergebens ein belehrendes Wort. Die Trauererscheinungen Lea und Rahel (Ges. 27) sind, nach den Auslegern, erklärt worden; nicht aber ist gezeigt, was doch nahe lag, wie jene auf Mathilde, diese auf Beatrice hindeutet.

Der Kritiker soll nur tadeln, um auf eine mögliche Vervollkommnung desjenigen Werks, womit seine Kritik sich beschäftigt, sey es, daß eine solche von dem Verfasser desselben oder von einem andern zu erwarten ist, hinzuweisen. Rec. hofft, in der hiermit beendigten wie in der früheren Beurtheilung des Streckfußischen Werks diese und jene Bemerkung gemacht, ein und andern Wink gegeben zu haben, der eine künftige Verdeutschung der Göttlichen Komödie, die sich anerkannten musterhaften Uebersetzungen in der vaterländischen Sprache an die Seite zu setzen trachtet, zu fördern im Stande ist. B. R. A.

Art. III. Historia *de expeditione Friderici Imperatoris*, edita a quodam Austriensi clerico, qui eidem interfuit, nomine *Ansbertus*, nunc primum e Gerlaci chronico, cujus ea partem constituit, typis expressa. Curante Josepho *Dobrowsky*. Pragae. 1827. XIV. 138 S. 8.

Vorerinnerung.

Ueber den allgemeinen Werth dieser, durch unseres verehrten Abbé Dobrowsky's Hauptbemühung vom nahen Untergange geretteten reichen Geschichtsquelle des österreichischen Augenzeugen, Klerikus Ansbert, wäre jedes Wort überflüssig: aber die Redaktiou glaubt, der gründlichen Geschichtsforschung einen Dienst zu erweisen, indem sie nachfolgenden Kommentar eines mit der Geographie dieser Gegenden im Mittelalter beschäftigten Gelehrten über diesen Zug Kaiser Friedrichs I. von Wien bis Konstantinopel mittheilt.

Reise über Bulgarien nach Thrakien.

Nachdem die reissende Drawe mit Verlust einiger Männer übersetzt war, langte man am 24. Juny (1189) »in vico ad *St. Georgium* dicto, milliare unum a *Francavilla* distante,« an. Francavilla, das alte Budalia, heißt jetzt Mangyelos, nach dem in ältern Urkunden oft vorkommenden ungrischen Nagy-Olasz, und ist an der südlichen Abdachung des Fruschka-Gebirges, 1¼ Meile nördlich von Mitrowitza ge-

legen. Budalia im Itin. Anton. und bey Eutropius, Bubalia bey Aurel. Vict., Bedulia im Itin. Hieros., Eudalia in Hieron. Chronic., auf der Straße von Mursa (hzt. Essek) nach Sirmium (hzt. Mitrowitza), als Geburtsort des Kaisers Decius bekannt, erhielt im Mittelalter, während der Herrschaft der Franken in einem Theile Pannoniens, den Namen Francavilla, wie die Provinz Sirmium den des Frankochorion, welcher letztere noch heut zu Tage in dem Worte Fruschka, Wruschka, wie das sirmische Almus-Gebirge der Römer bey den Eingebornen heißt, fortlebt. Nach Ansbertus nennen die ungrischen Urkunden Francavilla noch bis zum Jahre 1391 herab. Katona XI. 611; Engel Ungr. Nebenländ. III. 349; auch Frankochorion Φραγκοχωρίον kommt für das heutige Sirmien noch 1123 und 1154 vor: »fertilissima terra, habitatoribus frequens, inter Istrum, et Savum fluvium patens, in qua castellum Zeugminium (Zemun, Zemlin).« Niket. Chon. E. V. 10 ss. Stritter III. 636, 641. Die Ueberreste der Stadt Budalia (*πόλις* nennt sie der griechische Uebersetzer des Eutropius, der Schott'sche Victor nur *vicus*) haben Marsigli und Katancsisch beschrieben. Da S. Georg nur eine Meile davon entfernt war, so scheint es das heutige Tschalma zu seyn.

Von da reiste man gegen Sirmium, »civitatem quondam famosam.« Es ist das heutige Mitrowitz (Dmitrowitza), von der Kirche des h. Demetrios nach 1161 so benannt: »Hungari Naesi in S. Procopii martyris feretrum incidentes, manu ablata, Sirmium reversi, eam deposuere in templo Demetrii martyris, quod pridem extruxerat is, qui Illyricum praefectus regebat.« Kinnamos 1161—73, 6; Stritter III. 665. Ob aber damals, als der Kaiser hier durchzog, also im Jahre 1189, Mitrowitza bey den Eingebornen noch Sirmium (Srem) geheißen habe, ist sehr zweifelhaft, da schon seit 1200 und später herab bey inländischen Chroniken bloß der Name Mitrowitza vorkommt. Das Nähere über Sirmium ist bey Marsigli, Salagius und Katancsich zu finden.

Da des Kaisers Zug über Sirmium oder Mitrowitza nach Belgrad ging, so konnte er nicht zugleich über Slankamen (Sclankemund) gehen, wie Arnold bey Helmold p. 358 bezeichnet; sondern man muß annehmen, daß während der Kaiser mit seinem Gefolge zu Lande auf der Straße südlich dem Fruschka-Gebirge gezogen, andere Heerhaufen ihren Weg nördlich demselben Gebirge, theils zu Wasser, theils zu Lande über Karlowitz und Slankamen genommen haben.

Mit des Kaisers Uebergang über die Sawe und dem ersten Betreten des griechischen Bodens beginnt ein neuer Abschnitt in

der Geschichte dieses Kreuzzugs, eine Episode in dem großen welthistorischen Drama. Nicht nur betrat hier der Kaiser ein der deutschen Zunge und Sitte völlig fremdes Land, das von Völkern thrakisch-illyrischer, griechischer, slowenischer und tatarischer Abkunft bewohnt, seiner damaligen, durch der griechischen Beherrscher sündhafte Entartung herbeygeführten chaotischen Gestalt, nicht minder wie seiner heutigen Beschaffenheit nach, so viel auch in ältern und neuern Zeiten über beydes geschrieben und gefabelt worden seyn mag, der wahren Geschichte und Länderkunde gleich entzogen und verschlossen ist; sondern er wurde auch durch des Byzantiers Isaak II. Angelos schamlos frechen Treubruch genöthigt, das gegen die Entweiher des Grabes Christi gezogene Schwert gegen den zu kehren, der in der Verblendung seines ohnmächtigen Hochmuths sich allein den »römischen Kaiser« der gesammten Christenheit, mit Verachtung des »alemanischen Königs,« nennen wollte, und die Mystifikationen seiner überfeinen, zu sehr gespitzten und eben so sehr gebrechlichen Politik, nach altdeutscher Sitte, mit Hülfe eines Kollegiums von hunderttausend Dienstmannen Gottes in offenem Felde zu diskutiren. Von den Ufern der Donau an, wo das Kreuzheer das Gebiet des ungrischen Königs verlassen hatte, wurde es, auf geheimen Befehl des Byzantiers, auf allen Seiten von einem Heer leichter byzantinischer Truppen umschwärmt, und es blieb Friedrich, nach fruchtlosen Unterhandlungen mit den Griechen, nichts übrig, als Gewalt gegen List zu gebrauchen, und den Durchzug, so wie den nöthigen Unterhalt, mit den Waffen zu erzwingen. Das Gewebe griechisch verschlagener Politik, so wie die blutigen Gräuel, die ein solches Mißverhältniß nothwendig herbeyführen mußte, stellt unser Verfasser, mit andern Berichterstattern übereinstimmend, in leichten, für die Geschichte und ältere Länderkunde nicht unbrauchbaren Umrissen dar. Soll aber dieser Gebrauch wirklich vollständig seyn, so muß weise das, was man mit Recht das Auge der Geschichte nennt, geöffnet, und das Terrain der Begebenheiten klar übersehen werden. Und auf das Aufhellen des letztern allein beschränkt sich hier des Ref. bescheidenes Streben, der gern die historisch-kritische Prüfung der von Ansbertus erzählten Thatsachen mehr hierzu berufenen Forschern überläßt.

Am 28. Juny setzte der Kaiser über die Sawe nach Belgrad, wo er am folgenden Tage das Fest Petri Pauli feyerte: »in civitate semidiruta *Wizzenburch* (d. i. Weissenburg) dicta, quae et *Belgradum* dicitur, ex opposito *Gowin* sita.« Daß Belgrad das alte Sigindunum (denn die Schreibart der Ptolemäischen Handschriften: Σιγινδοῦνον, Σιγίνδουνον, ist wohl,

als der Aussprache der Autochthonen, Sigetin, am nächsten kommend, der spätern römischen und griechischen Singidunum vorzuziehen), und das ihm gegenüber gelegene Zemun (Zemlin) das alte Taurunum sey, ergibt sich aus dem Itin. Anton. und der Tab. Peut., ferner aus den Zeugnissen der Byzantier, die Sigindunum südlich der Donau und der Sawe stellen, und endlich aus der Anschauung des Landes unwiderleglich, und ist bereits von d'Anville, Severini, Salagius und Katancsich hinlänglich dargethan worden: so daß es uns höchst befremden muß, den alten Irrthum, Belgrad sey Taurunum, noch heut zu Tage von gefeyerten Geographen wiederholt zu sehen. Die historische Topographie beruht auf der Uebereinstimmung bewährter Zeugnisse mit der Erfahrung, dem wirklichen Vorhandenseyn; in ihr lassen sich Städte, Berge und Flüsse weder erdichten, noch Lieblingshypothesen zu Liebe von einem Orte zum andern versetzen; das Gewisse und das Wahrscheinliche, so wie das Wirkliche und Erdichtete, sind in ihr streng geschieden; daher muß es die Kritik, die sich durch ewige Wiederholung nicht abmüden und ertödten will, bisweilen unter ihrer Würde und für nutzlos halten, verjährte Vorurtheile, die keine Evidenz achten, bekämpfen zu wollen. Die Geschichte von Belgrad und Zemlin liegt nach so vielen Nachrichten aus dem Alterthume und der mittleren Zeit ganz am Tage, und kann hier nicht wiederholt werden. Wenn nun aber, wie uns die Anschauung lehrt, Belgrad gegenüber Zemlin liegt, und dieses das alte Taurunum ist; wie kann bey Ansbertus »*Belgradum* ex opposito *Gowin* situm« heißen? Gowin ist hier entweder aus dem Zemun der Eingebornen, dem Zeugmin (*Ζεύγμην*) der Byzantier, durch der Abschreiber Verballhornung entstanden; oder es hat sich aus der gleich unten folgenden Stelle, wo es heißt, daß der Graf Engelbert von Bergen während des Aufenthalts des Kaisers in Brandis zu Gowin gestorben sey: »in ea — ad *Brandiz* — mansione apud *Gowin* diem clausit extremum,« so wie an einem andern Orte: »apud *Gowin* in fine Hungariae,« hieher verirrt. Wirklich liegt dort, 2²/₇ Meilen westlich von Brandiz, eine Meile nördlich von Smederewo, im deutschbanater Regiment, am nördlichen Ufer der Donau, also in Ungern, noch heut zu Tage Kubin, ein in der Geschichte unter dem Namen Kewe, Kowin, besonders in den Jahren 1393 — 1448, aber auch sonst wegen römischer Alterthümer berühmter Ort, wo demnach ein Theil der Kreuzfahrer auf der Donaureise Rast gehalten, und der Graf Engelbert sein Leben geendet.

Am 2. July ward sowohl zu Wasser als auch zu Lande (neben der Donau »per silvestria«) Brandiz erreicht, und hier

vierzehn Tage lang ausgeruht, während welcher Zeit die Reise zu Lande durch den Bulgarenwald »silva longissima Bulgariae« vorbereitet wurde. Hier begann nun, nach Ablegung der heuchlerischen Freundschaftsmaske, das Spiel griechischer Künste. »Dux de Brandiz,« sagt Ansbertus, »quantum ad oculum, bene suscepit Imperatorem, sed quia exitus acta probat, quantum in sequentibus claruit, subdolum se et nequissimum erga ipsum et omnem exercitum exhibuit, tam ipse, quam omnes Graeci.« Auch Arnold, der den Kaiser über Slankamen, Zemlin oder Belgrad (denn er nennt nur die Sawe) nach dem Morawa-Fluß und von da nach Listriz ziehen läßt, bemerkt hierüber: »Dux de Brandis, quae est circa Hungariam et Bulgariam, festinus praecurrit ad Regem Constantinopolitanum, dixitque ei: quid hoc facere voluisti, ut hominibus tam impiis transitum per tuam terram praeberes?« Arnoldus, p. 360. Brandiz, das slowenische Branitschewo, das alte Viminacium, heut zu Tage unter dem Schutte der weitläufigen Ruinen bey Kostolatz begraben, hatte demnach jetzt einen griechischen Statthalter in seinen Mauern. Des Ortes frühere und spätere Schicksale, obschon wenig gekannt, sind in mehrfacher Hinsicht denkwürdig. Branitschewo lag, wie die ganze Gegend zwischen der Morawa und dem Timok, im IX.—X. Jahrhundert im Gebiete der Bulgaren. Dieß geht nicht nur aus den Aeußerungen und klaren Berichten der fränkischen Annalisten, welche die Bulgaren bis an die Drawe hinauf herrschen lassen, sondern auch noch daraus hervor, daß alle vom Kaiser Konstantin als Städte in Serbien genannten Oerter nicht östlich der Morawa, sondern westlich zwischen den Flüssen Morawa und Bosna lagen. Selbst die von der westlichen serbischen Mundart abweichende Sprechart der heutigen Bewohner des Landstrichs zwischen der Morawa und dem Timok läßt auf eine Verschmelzung der serbischen Sprache mit der möso-slowenischen schließen, nachdem die Serben am Ausgange des zwölften Jahrhunderts diese Gegenden den Griechen, in deren Hände sie nach Verfall des bulgarischen Reichs 1018 gerathen waren, entrissen, und sich mit den hier ansässigen Mösoslowenen amalgamirt haben. Daher wird auch in den Reiseberichten europäischer Kreuzfahrer noch im XI.—XII. Jahrhundert die ganze Strecke von Belgrad bis Nisch, in deren Mitte Branitschewo lag, und um deren Besitz damals die Griechen, Serben und Ungern rangen, mit dem Namen von Bulgarien oder des Bulgarenwaldes belegt. Die griechischen Kaiser suchten in ihrer Ohnmacht wenigstens die festen Plätze des Landes, Belgrad, Branitschewo, Chram (hzt. Ram), Nisch u. a. m., für sich zu behaupten. Die älteste Nach-

richt von Branitschewo finden wir bey Theophylaktos, Erzbischof von Achrida, der es vor 1081 nennt, und bey Anna Komnena. Die Worte der kaiserlichen Tochter sind: »Imp. Alexius Comnenus copias Romanas adversus Comanos ducens (i. J. 1114), alias Philippopolim collocavit, alias Peritzum et Triaditzam obtinere jussit, aliis thema, quod Nesi dicitur, custodiendum attribuens, usque ad Buranitzovam, contiguam Istro urbem ac regionem (Μέχρι τῆς καρίςρας Βουρανιτζόβης).« E. V. 355. Obschon hier Anna Branitschewo nicht ausdrücklich Stadt Πόλις nennt, so folgt dieß dennoch aus dem Zusammenhange der Worte und aus andern Stellen. Vom Kaiser Joannes Komnenos lesen wir, er habe im Jahre 1123 die Stadt Branitschewo »Τὴν πόλιν Βρανιτζόβαν« befestigt, und eine starke Besatzung hineingelegt. Kinnamos E. V. 5. Nicht lange darauf eroberten es zwar die Ungern, aber der Kaiser nahm es ihnen wiederum ab. Bey dieser ungrischen Eroberung soll Branitschewo, nach Niketas Choniates E. V. 10, zerstört, und die Steine nach Zemlin zum Festungsbau von den Ungern geschleppt worden seyn; aber Kinnamos berichtet dieses bey der Einnahme von Belgrad, was auch wirklich, wegen der geringen Entfernung, nur hier allein Statt finden konnte. Im Jahre 1154 belagerten die Ungern abermal Branitschewo. Da die Beweisstelle für die Lage von Branitschewo von der größten Wichtigkeit ist, so wollen wir sie in abgekürzter Form hersetzen: »Rex Hungariae (Geyza II.) contracto ex Tzechis et Saxonibus exercitu, Branitzovam urbem oppugnare contendit. (Romanorum) princeps (Michael Comnenus) versus Istrum continuo iter intendit. Quidam locus est, arduus satis, nomine Smeles (Σμήλης); hunc occupare instituit, ut esset sedes, unde excurreret in Hungaros. Ut vero civitatem sibi conservarent Branitzovitae, literas militi tradit, imperatque, ut telo alligatas in urbem conjiceret. Sed literae in manus venere Hungarorum. Continuo igitur, machinis incensis, ad Istrum transituri contenderunt. Sed exundantem invenientes fluvinm, quippe venti imbresque effusi coelo ruebant, versus Belegrada (ἐπὶ Βελέγραδα πόλιν) iter vertere.« Kinnamos. E. V. 58 — 59. Man sieht aus diesen Worten, daß die Festung Branitschewo im Süden der Donau, und, da der erste Uebergang bey Kowin versucht wurde, in einiger Entfernung östlich von Belgrad lag. In diese Zeit fällt der Zug Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen, nach Palästina. Er langte 1172 in Belgrad an, schiffte von da weiter auf der Donau, litt Schiffbruch, und ging nun zu Lande über Branitschewo nach Nisch. Arnolds Worte darüber bedürfen einer Berichtigung:

»Dux et sui,« sagt er, »prospere navigabant per aliquot dies, et inciderunt periculum, quod vulgariter Schere dicitur, quia ibi scopuli immanissimi, ad instar montium prominentes, quorum uni castellum impositum est, interceptis aquis meandi facultate subtracta, difficillimum illis navigantibus transitum fecerunt: aquae enim in arctum collectae primo quidem consurgentes intumescunt, et postea magno fragore in praeceps cadunt. Omnes tamen naves illic illaesae transierant, sed solus dux ibidem naufragium pertulit. Quod videntes ii, qui in castello erant, navicula arrepta, eum ad terram traxerunt. Restaurata ergo nave pervenerunt Brandiz, urbem regis Graecorum, ubi deficientibus aquis in sicco steterunt. Ibi enim Danubius, subterraneo meatu absorptus, in amnem parvissimum derivatur (nein, sondern der rechte Arm der getheilten Donau wird hier bey niedrigem Wasserstand schmal und seicht), et post longa terrarum spatia, turgentibus fluctibus ebulliens, in Sowam protrahitur (statt: in Sowam, lies: Irsowam, d. i. Rschawa, insgemein Orschowa, wo die Donau nach dem Engpaß Tahtali breit wird).« Arnoldus ap. Helmold. 244. Da auf der ganzen Donaustrecke zwischen Belgrad und Branitschewo wohl zur Rechten abschüssige Felsenhügel mit verfallenen Kastellen, aber kein so gefährlicher, mit Klippen besäter Engpaß, als der hier geschilderte, befindlich ist; so ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Herzog die Fahrt auf der Donau bis zu dem ersten Engpaß zwischen Dobra und Poretsch machte, hier Schiffbruch litt, und dann nach Branitschewo zurückkehrte. Bey dem ehemals allerdings sehr gefürchteten Engpaß Tahtali befanden sich in alten Zeiten viele Kastelle, die heut zu Tage in Ruinen stehen. So fallen die *Froſulae* der Tab. Peut. gerade dahin, wo der Engpaß anhebt, und Marsigli die Ruinen Jeshawa notirt; die Stadt Talia, von welcher dem Engpaß der Name bis heute geblieben, stand in der Ebene unterhalb Poretsch, wo Herr Karadschitsch die Ruinen einer ansehnlichen Stadt bemerkte; und oberhalb derselben setzt Prokopios die Kastelle Kantabazates, Smornes und Kampses, von denen das letztere aller Wahrscheinlichkeit nach die von Marsigli auf dem Vorgebirge Greben, zwey Stunden oberhalb Poretsch, ganz in der Nähe des Engpasses bemerkte Ruine und dasjenige Kastell ist, bey welchem der Herzog Schiffbruch gelitten. Auch 1172 war also Branitschewo noch in den Händen der Griechen; König Bela III. entriß es zwar 1183 denselben, gab es aber schon 1186 zurück. Engel III. 202. Gebhardi Gesch. v. Dalm. Serb. 254. Als demnach Kaiser Friedrich 1189 mit seinem Heere nach Branitschewo kam, residirte noch

immer, dießmal zwar zum letzten Male, ein griechischer Statthalter darin. Wann dasselbe von den Serben eingenommen worden, meldet uns zwar die Geschichte nicht ausdrücklich; da aber der glückliche Eroberer Nemanja I. noch vor der Ankunft Friedrichs (1189) den Griechen bereits nicht nur Sredetz, Zemljen (Земльи, nicht zu verwechseln mit Zemun, Zemlin in Sirmien), Schtip u. a. südlich gelegene Städte, sondern auch Nisch entrissen hatte; so ist kein Zweifel, daß derselbe vor seiner Mönchswerdung (1195) auch Branitschewo eroberte, wiewohl es scheint, daß letzteres um 1206 eine Zeit lang den so eben emancipirten Bulgaren gehört habe. Wirklich finden wir Branitschewo später immer unter serbischer Botmäßigkeit. Der serbische König Dragutin, nachdem er sich im Jahre 1275 der Regierung zu Gunsten seines Bruders Milutin begeben, behielt für sich die Bezirke Matschwa, Smederewo, Kutschewo und Branitschewo. Engel III. 234; Raitsch II. 420. Nachdem Duschan der Gewaltige die illyrisch-thrakische Halbinsel beynahe ganz, bloß mit Ausnahme von Byzanz und Thessalonika, seinem Zepter unterworfen, die Kaiserwürde angenommen (1340), und sein Reich kurz vor seinem Tode (1356) in acht Statthalterschaften eingetheilt hatte, erhielt Lazar Grebeljanowitsch, der nachmalige letzte serbische Kaiser („аз княз Лазар, на престол прежде мене бевших царей вознешенный и Царствія саном украшенный“, d. i. »Ich Fürst Lazar, auf den Zarenthron meiner Vorfahrer erhoben und mit Fürstenwürde geschmückt,« läßt er sich selbst in Original-Urkunden tituliren), die Provinzen Branitschewo und Kutschewo zur Verwaltung. Die serbischen Nationallieder lassen ihn zwar meist zu Kruschewatz residiren; allein bestimmten historischen Angaben zu Folge wohnte er bis 1373 in Branitschewo, und hernach als Czar zu Prizren. Engel III. 334. In Lazars Stiftungsurkunde für das Kloster Rawanitza vom Jahre 1381 wird Branitschewo dreymal genannt, zweymal als Distrikt, einmal wahrscheinlich als Stadt. Im Jahre 1427 trat ein serbischer Bojar, Namens Jeremias, wider Georg Brankowitsch, Despoten von Serbien, auf, setzte sich mit Sultan Murad in Einverständniß, und eroberte mit türkischer Hülfe Branitschewo. Engel III. 377. Im J. 1444 besetzte es Johann Hunyad für Ungern, und schenkte es bald darauf sammt Kutschewo dem Georg Marnjavich für treue Dienste. Engel III. 392, 398. Eine Urkunde des Königs Mathias vom J. 1459 nennt »Tomcus, Starosta Rasciae, Comes Cucieviensis et Branicevensis.« Engel II. 152. Von nun an verschwindet Branitschewo gänzlich aus der Geschichte. Durch so viele Belagerungen und Verheerungen halb zerstört, fand es in den türkischen Kriegen seinen Untergang, und die baumeiste-

rische Hand seiner neuen Herren war nicht bestimmt, seinen alten Glanz wieder zu erwecken. Felix Petancius erwähnt es zwar in seinem mangelhaft kurzen, dabey blind verwirrten türkischen Heerstraßen-Weiser 1490 — 1500: »Belgrado per pagum Branicerum pergitur ad Nisum,« versteht aber unter dem Worte »pagus« nicht die Stadt, sondern den Distrikt Branitschewo. Schwandtner I. 867. Branitschewo hatte schon in den ältesten Zeiten ein Bisthum, welches später zur Metropole erhoben wurde. Theophylaktos, Erzbischof von Achrida, zählt unter den bulgarischen Bisthümern auch Branitschewo auf, vor 1081. In den Verhandlungen zwischen Papst Innocenz III. und König Johann Aßan von Bulgarien 1203 erscheint Branitschewo schon als Metropole, für die der Papst den Presbyter Blasius, Pastor von Zagorje, weihte. Le Quien I. 1232, 1237; Engel I. 392. Gleichwohl soll, nach serbischen Chroniken, der h. Sawa (gest. 1237), Erzbischof von Serbien, das Branitschewer Bisthum gestiftet, Raitsch II. 345, Engel III. 219, und König Milutin (gest. 1321) es erneut haben. Raitsch II. 494, 312. Engel I. 448; II. 255. Beyde mögen daher wohl nur das alte Bisthum aufgefrischt und befestigt haben. Branitschewo wurde vor Alters als Provinz, Ducatus, Herzogthum genannt. Schon Kinnamos sagt, Manuel Komnenos habe den Andronikos zum »Dux Naesi et Branitzovae« ernannt. E. V. 55. In allen ungrischen Urkunden geschieht des Ducatus Branicsevensis ebenfalls häufig Erwähnung. Der Name Branitschewo lebt nicht nur in den Liedern des serbischen Volkes, wo es von demselben heißt, Knes Lazar habe ein Aufgebot zum Feldzug gegen die Türken in Kutschewo und Branitschewo ergehen lassen: »По Кучеву и по Браничеву;« sondern auch in der bestehenden politischen Eintheilung Serbiens, wo er heut zu Tage eine Kneshina (Кнежина) in der Posharewatzer Nahija bezeichnet. Die wahre Lage des in der Geschichte so berühmten Ortes ergibt sich nun nach Vergleichung der so eben angezogenen Stellen von selbst. Gebhardi's, Engel's, Raitsch's und ihrer Abschreiber Irrthum, die Pantschewo in der österreichischen Militärgränze, deutsch-banater Regiment, für Branitschewo hielten, so wie anderer, die dasselbe in halb Ungern herumsuchten, springt von selbst in die Augen. Branitschewo lag ja in Serbien, südlich der Donau. Die Meinung anderer, es sey keine Stadt, sondern nur ein Gau gewesen, ist gleich unstatthaft. Fast alle Schriftsteller nennen es ja ausdrücklich πόλις, civitas, Stadt. Branitschewo war, wie es aus den Aussagen der verhörten Zeugen unwiderleglich hervorgeht, eine feste Stadt, lag an der Donau bey der Mündung des Flusses Morawa, oder unweit östlich davon, und war der-

jenige Punkt, wo die von Belgrad zu Schiffe herabkommenden Reisenden zu landen, und von da ihren Weg über Nisch nach Konstantinopel zu nehmen pflegten. Gerade ein solcher Ort, dem alle diese Merkmale zukommen, war im Alterthume Viminacium, Βιμινάκιον, von welchem außer einer Reihe von Schriftstellern auch zahlreiche Münzen und Steinaufschriften zeugen. Die Vergleichung der Stellen bey Ptolemäos (44° 20′ B., 46° 30′ L., wahre Lage nach Fallon 44° 45′ B, 38″ 58′ L.), Aelius Spartianus, Tab. Peut., Itin. Anton., Itin. Hieros., Priskos, Hierokles, Cod. Justin., Prokopios, Theophylaktos Simokatta, Theophanes, Nikephoros Kallistos, Anastasius u. a, die wir hier nicht wiederholen wollen, macht es gewiß, daß Viminacium das heutige Kostolatz sey, eine ansehnliche, jetzt unbewohnte Doppelfestungs-Ruine zu beyden Seiten an der Mündung der Mlawa in die Donau, mit einem gleichnamigen Dorfe am linken Ufer des Flüßchens, wie dieß schon Mannert und Reichard richtig angenommen hatten. Von Viminacium an wandte sich ein Arm der von Sigindunum neben der Donau gezogenen römischen Hauptstraße gegen Süden in das innere Land nach Nisch und Thrakien, während der andere östliche neben der Donau nach Ratiaria (Rtscher) führte. Von der ersten, in einiger Entfernung östlich von der Morawa fortlaufenden römischen Straße fand Marsigli vor 1725 noch sehr deutliche Spuren, wie dieselben weiter südlich, bey Rashanj (Ражань), schon 1553 Verantius entdeckt hatte. Aus den römischen Itinerarien sieht man, daß die heutige Straße von Belgrad nach Nisch über Kolar, Hassan-Pascha-Palanka, Ratscha, Batotschina, Bagrdan und Jagodina zur Zeit der Römer nicht in Gebrauch war. Dieß ist die Ursache, warum noch im XI. — XII. Jahrhundert alle Berichte die Reisenden von Belgrad an ganz der alten römischen Straße folgen, und erst bey Branitschewo von der Donau südlich ins Innere nach Nisch den Weg einschlagen lassen. So wie nämlich unter den Römern Viminacium in Ober-Mösien, so war jetzt Branitschewo der Central- und Wendepunkt der Straßen in Ober-Bulgarien, was schon allein für die Identität beyder Oerter zeugt. Selbst heut zu Tage führt der Weg von Kostolatz über Posharewatz Пожаревац) neben der Morawa nach Tjuprija und Nisch, ganz der alten Straße folgend. Bedenkt man ferner, wie kühn die Verwandlungen sind, die Völker verschiedener Zungen mit sprachfremden Ortsnamen vornehmen, um sich dieselben mundrecht zu machen, so wird man sich nicht wundern, daß Ref. besonders bey der Reciprocität der Laute B und W (im Griechischen für beydes nur β) und bey der Sitte der alten Griechen, das slowenische ч (tsch) durch k wieder-

3*

zugeben, die Namen Viminakion und Branitschewo eben so nur für Blendlinge eines und desselben Uebersetzers hält, als es z. B. gleich in dieser Gegend die griechisch-römischen und slowenischen Namen Margos Morawa, Pikus (Piknus) Pek, Kupus Kutsch, Tierna Tzrna, Megyretus Medjuretsch, und umgekehrt Smederewo Monteaureo u. s. w. sind. Daß es aber mit der Ortsbestimmung nach den römischen Itinerarien, wornach Margus nach Kulitsch, einer ansehnlichen Ruine an der Mündung der Morawa (ehedem Morawa, jetzt nach dem türkischen Kula, Thurm, so benannt), und Viminacium weiter östlich von da nach Kostolatz zu stehen kommt, seine volle Richtigkeit habe, wird noch durch drey entscheidende Stellen der Alten aufs Bestimmteste bewiesen. Priskos sagt nämlich: Viminakion und das Kastell Konstantia seyen an beyden Ufern der Donau einander gegenüber gelegen; Theophylaktos bemerkt, Konstantiola liege dort, wo die große Donauinsel anfange; und Eutropius meldet endlich, Carinus sey vom Diokletian besiegt: »apud Margum, inter Viminacium et Aureum montem.« Priskos E. V. 23, 32; Theophylaktos E. V. 261; Eutropius L. IX. c. 13. Nun liegt dort, wo die große Donauinsel anhebt, an der Mündung der Morawa, heut zu Tage Kulitsch, welches demnach Margus, so wie Viminacium, weil Monteaureo oder Smederewo westlich gelegen ist, das östliche Kostolatz seyn muß. Auf gleiche Weise ist für die Lage von Branitschewo, außer Marsigli's Zeugniß, die Angabe Kinnam's entscheidend, daß Kaiser Manuel, im Begriffe, die Ungern bey Branitschewo 1154 anzugreifen, zuvörderst den festen Ort Smeles besetzt habe. Denn Smeles ist noch wirklich als Smolinatz, zwey Meilen südlich von Kostolatz am rechten Ufer der Mlawa, in einer Schlucht des Omolje-Gebirges vorhanden, wie man aus Baron Rothkirchs Karte von Serbien 1822, Obrist Fallon's Monarchie-Charte von Oesterreich, Wien 1822—25, 9 Bl., und aus Karadschitsch Danitza, II. Bd. ersehen kann. Daß aber endlich die Ruinen an der Mlawa noch vor hundert Jahren den Namen Branitschewo getragen, dafür gilt uns der vollgültige Augenzeuge Marsigli: »Tria infra Semendriam milliaria ad ripam citeriorem sita sunt duo fortalitia, *ab interfluente flumine* Mlana (lies: Mlaua) *a se invicem separata*, quorum alterum Brenincovaz (lies: Branitschewatz), alterum Costolaz nuncupatur. Hoc, ripae Mlanae posteriori (links) adjacens, est figurae irregularis, ita tamen ut interjecta medio fossa partem, quae Danubium respicit, exacte quadratam efficiat. Illud, ad ripam ulteriorem (rechts) fluminis praedicti, irregulare quoque est, et in angulo occidentali simulque Danubium respiciente

peculiarem aream quadratam includit, ad cujus latus unum tria foramina puteorum instar in terram cavata conspiciuntur. Credibile prorsus est, quod quum ea regio sit fertilitate soli beatissima, in hoc fortalitiorum bivio praesidium forte collocatum fuerit, praecipue, quum ex indiciis plane simus persuasi, quod ex Nissa per vallem fluminis Moravae via huc deduxerit.« Marsigli II. 10. Und hiermit wäre die Identität von Viminacium, Branitschewo und Kostolatz außer Zweifel gesetzt. So lebte also das berühmte Viminacium, diese πόλις λαμπρὰ, unter Hadrian ein Municipium, von Gordian 240 zur Würde einer römischen Kolonie und zur Hauptstadt von Ober-Mösien erhoben, in welcher sechzehn Jahre hindurch Münzen geprägt wurden, in dem nicht minder berühmten Branitschewo noch ein volles Jahrtausend fort. Was aber die heutige Benennung der Ruinen anbelangt, so haben wohl seit Marsigli mehrere, wie Müller, Zuccheri, Lipsky, Riedl, Fried u. a., Branitschewatz, als eine Antiquität, auf ihren Charten angesetzt; allein die gegenwärtigen Bewohner von Kostolatz, so wie die gesammten Anwohner dieser Gegend, haben seit der Spanne Zeit von einem Jahrhundert, zu unserem großen Befremden, den alten Namen der Stadt so rein vergessen, daß sie täglich auf den Ruinen derselben eben so unbekümmert um ihren alten Ruhm wandeln, als hätten sie den Schutthaufen einer gestern vom Winde umgeworfenen Hütte unter den Füßen.

Des Kreuzheers beschwerlicher Zug von Branitschewo durch die Bulgarey und die Entwicklung der blutigen Fehden mit den griechischen Auflaurern sind bey Ansbertus selbst nachzulesen. Unter großen Beschwerlichkeiten erreichte man die Stadt R a b n e l, »deserta paene civitas Rabnel dicta in praenotatae Bulgariae silvestribus.« R a b n e l, bey Arnold R a v e n e l l e, bey andern R a v a v a, ohne Zweifel dort für R a w e n e tz, hier für R a w a n a verschrieben, sonst in einheimischen Quellen auch R a w n o, R a w a n und R a w e n n a M o r a w j e, R a w a n e tz und R a w e n e tz genannt, ist das alte O r r i a, Ὀῤῥία, der Griechen, O r r e a und H o r r e a M a r g i der Römer, das heutige türkisch-serbische T j u p r i j a, d. i. Bruckstadt. Die Stiftungsurkunde des Klosters Rawanitza vom J. 1381 nennt den Ort R a w n o n a M o r a w j e. Nach der osmanischen Invasion kam der Brücke wegen, die hier über den Fluß Morawa führte, der türkische Name Tjuprija auf; verdrängte aber bis ins vorige Jahrhundert den einheimischen nicht ganz, der sich bis dahin sowohl im Munde des Volkes, als auch auf Karten erhalten hatte. Das Flüßchen, das unweit von da dem Kutschaj-Berge entrieselt, und sich dicht bey der Stadt in die Morawa

verlauft, trägt noch im Munde der serbischen Homeriden den alten Namen der Stadt, während die Hausmundart ihrer Gewohnheit gemäß das Diminutivum Rawaniza vorzieht: „Оћу градит цркву Раваницу, У Ресави крај воде Равана. Karadschitsch Pjesme II. 76. Wörterbuch s. h. v. Das vom Knes Lazar im J. 1381 erbaute (denn nur das Siegel hat das Jahr 1374, nicht aber die Unterschrift der Urkunde selbst, wonach Engel III. 336 zu berichtigen ist), mit 150 Dörfern dotirte, eine kleine Meile östlich gelegene, von den Türken oft (besonders von Murad 1435) zerstörte und von den Christen eben so oft wieder hergestellte, auch jetzt noch Christum anbetende Himmelfahrtskloster erhielt ebenfalls, als Pflanzkind der nahen Mutterstadt, den Namen Rawaniza. Die Stadt Rawan hatte das Glück, das Heer des Kreuzes öfters beherbergt zu haben. Im Jahre 1096 besuchte es der Eremit Peter, 1147 Kaiser Konrad III., 1172 der Herzog von Sachsen, Heinrich der Löwe, und endlich 1189 der Kaiser Friedrich I. Doch versteigt sich des Ortes gewisse Geschichte in ein viel höheres Alterthum, da nach den römischen Itinerarien das alte Orrea Margi hieher zu stehen kommt. Ptolemäos ist der erste Schriftsteller, der Orria, *Ὀῤῥία*, nennt, und demselben die Lage von 43° 30′ B., 46° 45′ L. anweist, während Tjuprija nach Fallon unter 44° 1′ B., 38° 56′ L. liegt. Die Handschriften stimmen in der Lesart *Ὀῤῥία*, *Ὀῤῥέα*, ohne Aspiration, überein. Die Tab. Peut. schreibt Horrea Margi, das Itin. Anton. Horreo Margi, den Cod. reg. ausgenommen, der Orreo Margi liest, das Itin. Hieros. Oromago. Die Notitia dign. imp. kennt den Ort als eine römische Waffenfabrik: »Scutaria *Horreomargensis*.« Bey Hierokles liest man den Namen entstellt: *Ὀρθέμαρχος*, was auf ein ursprüngliches *Ὀῤῥέμαργος* in demselben schließen läßt; er nennt es übrigens als die fünfte und letzte Stadt in Ober-Mösien. Wirklich endigte sich auch nach dem Itin. Hieros. hier Ober-Mösien, und alles östliche gehörte zu Dacia mediterranea. Ravennas schreibt Horreum Margi. Alle drey Itinerarien entfernen es von Viminacium auf der Straße nach Nisch LXI römische oder 12 1/5 geographische Meilen, welches Maß mit der Distanz von 12 Meilen zwischen Kostolatz und Tjuprija auf Fallons unübertroffener Monarchie-Charte von Oesterreich aufs genaueste übereinstimmt, und bey der Identität der heutigen Straße mit der alten römischen schon allein die Identität der Oerter selbst beweist, welche indeß auch durch andere Gründe außer Zweifel gesetzt wird. Die merkwürdigsten zur Geschichte der Stadt gehörigen Stellen liefern uns Marcellinus Illyricus (534) und Jornandes (552). Ersterer schreibt, Indict. XIII. Sabiniano et Theodoro Coss. 505: »Idem Sabinianus, Sabiniani Magni

filius ductorque militiae, delegatus contra Mundonem Getam arma construxit, decem millia armatorum sibimet adscitorum plaustraque armis atque commeatibus onerata secum trahens, pugnaturus accessit, commissoque juxta Margumplano (lies: Margum Plano) oppido (wie Panvinius, Schonhovius und Scaliger lesen; Sirmond gab: »ad Horreo Margo,« und am Rande »Horrea Margi« heraus) praelio, multis suorum militibus in hoc conflictu perditis et in Margo flumine enecatis, amissis praeterea plaustris, in castellum, quod Nato dicitur (hzt. Matja in der Nahija Rashanjska, also in der Nähe des Schlachtfeldes), cum paucis fugit.« Eben so der zweyte: »Qui tunc cum Mundone conflictum paraverat ad civitatem Margoplano (wo der Kritiker geographische Unkunde in einigen Ausgaben Margum eingeschwärzt hat), quae inter Danubium Margumque (nicht Martianum) flumina adjacebat.« De reb. Get. c. 58. Wesseling S. 133 bezieht beyde Stellen auf Margus an der Donau zwischen Sigindunum (Belgrad), Viminacium (Branitschewo), und fragt verwundert: »An *plani* cognomen accepit, quod in *planitie* esset?« Planum weist allerdings auf eine Ebene hin; aber mit dem Namen hat es auch noch eine andere Bewandtniß. Sowohl Marcellinus, als auch Jornandes, sagen ja ausdrücklich: »juxta Margum Plano oppido,« ad civitatem Margoplano,« woraus man sieht, daß jener unter Margum den Fluß, und unter Planum die Stadt versteht, dieser aber das ganze Wort Margoplano für den Namen der Stadt genommen. Planum oder Margoplano hieß aber die Stadt Margus an der Donau nie und nirgends; und die merkwürdige Variante Horreomargo statt Margoplano in der Stelle des Marcellinus bey Sirmond benimmt vollends jeden Zweifel, daß wir es hier mit Orria Margi zu thun haben. Bedenken wir, frey von Vorurtheilen, daß der bewährteste Geograph des gesammten Alterthums (mit Ausnahme seiner Gradbestimmungen), Ptolemäos, den nur der Uneingeweihte verkennen kann, *Ὀῤῥία*, ohne Aspiration, schrieb; daß das Itin. Anton. nach der besten Handschrift, so wie das Itiner. Hieros. und Hierokles in dieser Lesart mit ihm übereinstimmen; daß ferner der Ort, dessen Lage nach den Itinerarien keinem Zweifel unterliegt, das ganze Mittelalter hindurch und bis auf die Invasion der Türken, ja zum Theil noch lange nach derselben (selbst im J. 1738 nach dem Ref. vorliegenden Akten), Rawan, Rawno (na Morawje) hieß, wie noch heut zu Tage das denselben bespülende Flüßchen Rawan, und das später (1381) an demselben erbaute Kloster Rawaniʒa heißt; was in allen slowenischen Mundarten eine Ebene, Planum, bedeutet, und als Name von Ortschaften zu tausend Malen wiederkehrt (in dem Belgrader Paschalik allein

zwölf Mal, eben so häufig in andern slowenischen Ländern, und nicht nur Rawa in Polen gehört hieher, sondern auch Ravenna (»cujus dudum, ut tradunt majores, possessores *Veneti«* Jornand., welche letztere sogar nach Mannert slowenischen Geschlechts waren); und endlich, daß die Benennung selbst der sich hier erst aus dem Schooße unabsehbarer Gebirge auf beyden Seiten der Morawa anmuthsvoll entfaltenden Ebene Ludowopolje, noch unlängst Wahlstatt österreichischer und osmanischer Heere, vorzugsweise zukommt, und gleichsam von Natur diktirt scheint: so wird man in der römischen Schreibart Horrea nicht nur ein neues Belege für die gewöhnliche Zustutzung sprachfremder Ortsnamen, um mit denselben einen Sinn zu verbinden, wieder erkennen, sondern in des illyrischen Comes Marcellinus Plano zugleich ein merkwürdiges Beyspiel der Uebersetzung aus der ihm gewiß nicht unbekannten alten möso-slowenischen Sprache finden, desgleichen sich auch sonst in Thrakien und Illyrikum nicht selten darbieten. Nicht zu übersehen ist, daß Marcellinus wirklich nur von dem Flusse Morawa spricht, »in Margo flumine enecatis;« aber auch die Erwähnung der Donau bey Jornandes darf nicht irre machen, da ja Rawan wirklich zwischen der Donau und der Morawa liegt, obschon erstere etwas entfernter ist.

Nach Empfang des Sendschreibens des Kanzlers Johann von Byzanz, das freylich mit dem kaum ein Jahr alten Schwur desselben aufs Evangelium zu Nürnberg: »juravit super sancta Evangelia Imperatori et exercitui veram ac firmam amicitiam, et bonae viae conductum, et optimi fori apparatum ac fidelem transfretationis commeatum,« im Widerspruche, aber desto mehr im Einklange stand mit der bald darauf erfolgten Bewillkommnung des Kaisers bey Nisch durch Alexius: »corde et corde locutus est, et mentitus est, quaecumque dixit, tam ipse, quam Cancellarius Imperatoris Constantinopoleos;« und nach Anhören des Gesandten des Groß-Shupans (Жупан) von Serbien und Rassien: »Magni Comitis de Servia et Crassia,« die dem Kaiser ihres Herrn Dienste anboten, und nahe Ankunft meldeten, ward der Zug von Rawan nach Nissa fortgesetzt: ad Nissam, civitatem aliquando munitam, a rege Ungariae Bela ex parte dirutam.« Nissa, bey den slowenischen Bewohnern Nisch (Ниш), am Flusse gleiches Namens, schon von Ptolemäos und von da herab von zahlreichen Zeugen des Alterthums genannt, der Geburtsort Konstantins des Großen und eine der vier Hauptwaffenfabriken des römischen Illyrikums, geschichtlich als Schauplatz großer Begebenheiten in alter und neuer Zeit gleich denkwürdig, einst von Attila's Feuer ver-

zehrt, jetzt verödet, verdiente in mehrfacher Hinsicht näher beleuchtet zu werden, als es an diesem Orte geschehen kann. Hier, nicht in Belgrad, wie Arnold irrig meldet, erschien nun am 27. July der Groß-Shupan Nemanja: »Magnus Comes Neamana, mit seinem Bruder Crazimerus, bey dem Kaiser seine Hülfe wider Isaak II. Angelos, und zugleich seine Huldigung gegen Belehnung mit der so eben den Griechen entrissenen Landesstrecke von Nisch bis Sredetz ansuchend, und überdieß die schon früher gepflogenen Unterhandlungen wegen der Heirat seines Sohnes Tohu (Tjescha) mit der Tochter des Herzogs von Dalmatien zum Abschlusse zu bringen. Die serbische Geschichte erhält hier eine wichtige Bereicherung und Aufhellung, und manches, worüber noch Engel III. 204 nicht zu entscheiden wagte, wird nun außer Zweifel gesetzt. Freylich bleiben noch immer Schwierigkeiten und Zweifel zu lösen übrig, besonders in Hinsicht der Namen der drey fürstlichen Brüder, die bey unserm Ansbertus Neaman, Crazimerus und Mercilaus heißen, übereinstimmend mit dem von Canisius herausgegebenen Cod. Monast. Salmansveilensis: Neeman, Chrazimirus, Mechilavus, während die einheimischen Schriftsteller einem freylich sehr unverläßlichen handschriftlichen Tzarostawnik (nicht Daniels Rodoslow, Raitsch II. 299, Engel III. 198) zu Folge, viere nennen: David, Stratzimir, Prwoslaw und Stephan, so wie in Hinsicht des Namens des Erbfürsten Tohu, d. i, Tjescha, den nur die dalmatischen Chronisten als Tischomil kennen (auch der Vater Nemanja's hieß Tichomil, Tjescha), indeß ihm die einheimischen drey Söhne zuschreiben: Stephan, Wlkan und Rastko. Der Reisebeschreiber lobt der serbischen Fürsten Gastfreundschaft und Leutseligkeit: »amici nostri Comites magni de Servia,« und schreibt überall die Ueberfälle, denen die Kreuzfahrer unterwegs ausgesetzt waren, den Griechen und ihren Miethlingen, nicht den eingebornen Serben und Bulgaren, oder gar ihren Regenten zu, wogegen freylich das achtzehn Jahre früher, bey Gelegenheit des Zuges unter Heinrich von Sachsen, entworfene Bild der letztern: »Servi, filii Belial, sine jugo Dei, illecebris carnis et gulae dediti, et secundum nomen suum immundiciis omnibus servientes, et juxta locorum qualitatem bellualiter vivendo, bestiis etiam agrestiores,« Arnold, p. 245, ein wenig abstechen, und das Zeugniß eines Wunders der binnen so wenigen Jahren so weit vorgeschrittenen Entteufelung geben möchte, wenn man nicht wüßte, daß von der Welt Anbeginn bis heute an fresko-malerischen Charakter-Profilen dieser Art der Magen wenigstens eben so viel Antheil hat, als der Verstand.

Nach viertägigem Aufenthalt zu Nisch und einem Marsch von vierzehn Tagen, über welchen weiter nichts bemerkt ist, langte man im Angesichte des, ungeachtet der Vorspiegelungen des Griechen Alexius zu Nisch, auf griechische Anstiftung absichtlich entvölkerten Straliz an. Straliz, bey Wilhelm von Tyrus I. c. 7. Stralizia, bey Arnold S. 360 Listriz, bey andern Reisebeschreibern des zwölften Jahrhunderts Sterniz, ist der entstellte Name der bekannten Stadt Serdika, bey den Slowenen ehedem und zum Theil noch jetzt Sredez, bey den Griechen des Mittelalters Triadiza, *Τριάδιτζα*, heut zu Tage bey den Türken und Griechen Sophia. Der Name dieser berühmten Stadt wird auf den ältesten Marmorschriften und Münzen Serdika, nicht Sardika, gelesen: »Bessus, regione Serdica, vico Magari, Diogenes Gavis, miles, natione Thrax, civitate Serdica« (nach Smetius), »M. Aurelius M. F. Ulp. Dardanus Ser. (d. i. Ulpia Dardanus Serdica)« haben die Marmorschriften, *ΟΥΛΠΙΑΣ ΣΕΡΔΙΚΗΣ*, die griechischen Münzen von Aurel. Verus an; sonst enthalten sie gewöhnlich nur den Namen des Volkes *ΣΕΡΔΩΝ*; eine goldene Münze des Licinius liest SER., was ebenfalls hieher gehört. Die einzigen Fasti triumphales haben Sardeis. Die Tab. Peut. und mit ihr Ravennas schrieben Sertica; Ptolemäos, das Itin. Anton., Hierokles Serdika, *Σερδική*. Sonst wechselte später bey den Schriftstellern des VI. — X Jahrh der Name Serdika mit Sardika ab. Den Namen Triadiza finden wir erst bey Skylitzes 1057, Kedrenos 1057, Zonaras 1118, Theophylaktos von Achrida, Anna Komnena, Niketas Choniates, Glykas und in den kurzen geographischen Notizen der Griechen, die nicht über das eilfte Jahrhundert hinaufgehen. Der slowenische Name für Serdika war von jeher und ist zum Theil noch bey den Bulgaren Sredez, ursprünglich wahrscheinlich Срѣдецъ. Vgl. das Leben des h. Johann Rylsky im Prolog und Minej unterm 19. Oktober. Man darf sich demnach durch den griechischen Ausgang Sardike nicht verleiten lassen, den slowenischen Nominativ Sredka anzunehmen, oder von dem spätern Triaditza auf den Nominativ Sredtza schließen. Diese Divergenz in der Namengebung bey Griechen und Lateinern mag wohl in der eigenthümlichen, von der griechischen und römischen merklich verschiedenen Vokalisirung der ältern slowenischen Sprache ihren Grund haben, deren vieltöniges Spiel noch heut zu Tage durch vielfache Verstufungen und Abschattungen der Laute nicht nur bey den thrakischen und makedonischen Bulgaren, sondern auch bey andern Slowenen auffällt, und mittelst der griechisch-lateinischen Vokalzeichen allein dem Ohre nicht bemerk-

bar gemacht werden kann. Bemerkenswerth ist übrigens, daß auch der Magyar aus den slowenischen Ortsnamen Sreda überall Szerda machte. Die Bedeutung des alten einheimischen Namens (die sich übrigens aus der Lage der Stadt, in der Mitte zwischen den höchsten, sie kreisförmig umdämmenden Gebirgsketten der illyrisch-thrakischen Halbinsel, in der Mitte einer lachenden, Christen und Türken zur Poesie entflammenden Ebene, in der Mitte von drey, sie von drey Seiten rund umströmenden, und dicht bey ihr zusammenschmelzenden Flüssen, Isker, Bojana und Lipowitza, in der Mitte von vier, durch die nahen Gränzen sich hier eng berührenden alten Provinzen, Mösien, Thrakien, Makedonien und Dardanien, dem unbefangenen Sinn von selbst darbietet), zu entziffern, so wie zu bestimmen, welche unter so vielen Varianten des Namens die ursprüngliche Sprechart der Eingebornen, und welche die Umprägung späterer Eindringlinge sey, dieß überlassen wir stimmfähigeren Kennern, um nicht an diesem Orte gegen ein hartnäckig verjährtes Vorurtheil anzustoßen, welches nur die zur bessern Ansicht reifende Zukunft niederkämpfen kann. So viel ist indeß gewiß, daß der Name Triaditza nur eine griechische, sich erst aus dem zehnten Jahrhunderte datirende Veränderung des slowenischen Namens Sredetz ist, die hier wohl mehrere ihres gleichen, darunter das an funfzehnhundert Jahre ältere Triballos statt Srbalj, hat, wie leicht nachgewiesen werden könnte, wenn es hier bloß darum zu thun wäre. Denn daß im zehnten Jahrhundert und in den darauf folgenden die Stadt bey den Slowenen Sredetz geheißen habe, geht nicht nur aus dem Zeugnisse serbischer und bulgarischer schriftlicher Urkunden, sondern auch aus den Berichten der Abendländer hervor, deren Straliz, Stralizia, Sternitz und Listritz unbestreitbar eine, wiewohl sonderbare, aus Sredetz entstandene Korruption der Koncipienten oder Abschreiber ist, indem, wie mit Bestimmtheit behauptet werden kann, nicht nur keine Stadt, ja nicht einmal das kleinste Dorf des Namens auf der ganzen Strecke von Nisch bis zum Hämus vorkommt, sondern auch die dem Straliz beygefügten Lokalkennzeichen, daß es eine Stadt sey, und in einer Ebene auf der Gränze zwischen Bulgarien und Thrakien, vor dem Uebergange über den Hämus, liege, dasselbe unabänderlich in das Weichbild von Sredetz bannen. Wie hoch übrigens das Alter von Serdika hinaufreiche, kann mehr gemuthmaßt als bewiesen werden; da Strabon und Plinius ihrer nicht erwähnen, und Ptolemäos der erste ist, der sie als Hauptstadt einer Eparchie nennt. Serdika selbst, früher eine römische Freystadt, in deren Nähe der Kaiser Maximianus Galerius und der h. Joann. Rylsky des Lebens

Licht erblickten, im dritten Jahrhundert zur Hauptstadt der neugeschaffenen Provinz Dacia mediterranea erhoben, und von Kaiser Aurelian mit dem von der Hauptstadt des verlorenen trajanischen Daciens erborgten Flitternamen Ulpia, dem römischen Stolze zum Troste, beehrt, durch Verabredung der zwey Kaiser Konstantius und Konstans im Jahre 344 oder 347 Sitz des berühmten Konciliums wegen des arianischen Streites, schon damals ein altes Bisthum, später zur Würde einer Metropole erhoben, von Attila 448 versengt und zerstört, von Justinian zum neuen Daseyn geweckt, und mit dreymal drey auf ihrem Gebiete angelegten Kastellen gegen feindliche Angriffe umgeben, gleichwohl schon 809 von dem Bulgaren Krumus überwältigt, und bis 1018 von Bulgaren besessen, während der griechischen Zwischenherrschaft 1045 mit Petschenegen, zum großen Unheil für den staatsweisen Urheber, kolonisirt, von Nemanja 1180 erobert, und unter fortgesetzten Angriffen der Griechen, die es 1189 wiederum in Händen gehabt zu haben scheinen, in schwankender Botmäßigkeit gehalten, im J. 1191, also zwey Jahre nach dem Besuche Friedrichs, von den Wlachen Peter und Aßan, den Wiederherstellern des bulgarischen Reichs, überrumpelt, geplündert und in Trümmern gelassen, später zu neuen Kräften erstarkt, und den türkischen Belagerern Jahre lang trotzend, aber endlich 1382 von denselben mit List eingenommen, ist noch jetzt unter dem Namen Sophia da, zwar offen und schmucklos, aber nicht ganz menschenleer, und wegen der Moscheen und Bäder der Türken gepriesen. Hammer I. 188. Hadschi Chalfa 51. Der Grund der neuern, seit der türkischen Besitznahme herrschend gewordenen Benennung ist nicht sowohl in der von Meletios versuchten Erklärungsart, daß diese Stadt bald nach der Erbauung der h. Sophia zu Byzanz entstanden sey, oder in der bey Driesch S. 191 ff. aufbewahrten Tradition der christlichen und türkischen Bewohner, wonach Sophia, eine Tochter der Kaiserin Sophia, der Gemahlin Justins II., diese Stadt erbaut und nach sich benannt hätte, als vielmehr in einer andern, bey Verantius (1553) vorkommenden zu suchen, der zu Folge es scheint, daß der Name einer, der h. Sophia, nach dem Beyspiele der großen Basilika zu Konstantinopel, geheiligten Kirche, ohne Zweifel derselben, welche Driesch als die Hauptmoschee der Osmanen in dieser Stadt beschrieben hat, später gerade so auf die ganze Stadt übergegangen sey, wie z. B. der Name Mitrowitza von der Kirche des h. Demetrios auf das alte Sirmium. Denn daß der Name Sophia den des Sredetz nur verdrängt habe, und folglich weder das alte Sredetz, Serdika, völlig untergegangen, noch Sophia in seiner Nähe als neue

Stadt erstanden sey, kann schon daraus entnommen werden, daß im osmanischen Reiche Städte dieser Art wohl bisweilen wie Pilze verschwinden, aber nicht wie Pilze aufschießen; noch mehr aber wird dieses dadurch gegen jeden Zweifel sicher gestellt, daß, während die türkischen Geschichtschreiber die 1382 eingenommene große und feste Stadt schon Sophia nennen, einheimische Schriftsteller bis dahin an dieser Stelle nur Sredetz kennen, ja Michael Glykas noch lange nach der Zeit (1450) schreibt: »Σαρδική δὲ ἐστιν ἡ νῦν λεγομένη Τριάδιτζα.« E. V, 193, und der Augenzeuge Verantius berichtet, daß bey seiner Durchreise (1553) die bulgarischen Slowenen die Stadt Sredetz genannt haben, wie sie es zum Theil noch jetzt thun; wiewohl nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die alte Stadt eine viel größere Ausdehnung, und hiemit zum Theil auch eine andere Lage, als die heutige, gehabt habe, wie dieß die weitläufigen Ruinen an mehreren Stellen in der Nähe der Stadt beweisen, die indeß mit eben demselben Rechte den zahlreichen Kastellen ihres Weichbildes angehören können.

Von Sredetz aus ward am 20. August der Engpaß des Hämus erreicht, »clausurae *S. Basilii*,« bald darauf »clausae ultimae et firmissimae Bulgariae,« und weiter unten: »antiquae clausurae vetustate collapsae, robur et munimentum totius Bulgariae,« und ungeachtet des Widerstandes der Griechen: »succensis machinis Graecorum,« erstiegen und passirt. Da wir mehrfache interessante, ältere und neuere Schilderungen dieses in der Geschichte hochberühmten, nun hinlänglich bekannten Passes, Succi oder Trajans-Pforte, jetzt schlechthin Derbend und Klissura genannt, von Ammianus Marcellinus XXI. 10, Callimachus de pugna Varnensi und bey Bonfin. Dec. III. L. V. S. 449, Verantius, Driesch u. a. m. besitzen, so ist hier ein längeres Verweilen bey demselben überflüssig. Der neuere Name der Klissura S. Basilii findet sich übrigens später herab oft genug, *Βασιλίτζα* 1443 bey Chalkokondylas E. V. 162, Stritter III. 719, bey Verantius 1553, Felix Petancius, Ortelius u. a. m., und ist von dem auch heute noch so genannten Rücken des Hämus, Wasilitza, auf den Engpaß und das verfallene Fort desselben übergetragen.

Der Paß scheidet Bulgarien von Thrakien. Auf seiner Ostseite entfaltet sich das Thalgebiet des Hebrus, jetzt Maritza genannt, und verflacht sich, besonders auf dem linken Ufer des Flusses, in eine anmuthige üppige Ebene, deren schon Lukianos erwähnt. Sie beginnt oberhalb Tatar-Basartschik, und erstreckt sich nördlich bis Hissar und Karlowo, östlich bis an die Ufer der Raschka. Unser Verfasser nennt sie Circuiz, »terra plana, vinetis et omnibus bonis abundans,« und an einer

andern Stelle: terra plana *Circuwicz*, omnibus bonis referta.« Das Wort, dem slowenischen Tzerkwitza ähnlich, welches Namens dem Ref. mehrere Schlösser und Flecken in Serbien und Bulgarien, nicht aber hier, bekannt sind, scheint, da es bald darauf heißt: »rursus inde (aus Circuiz) proficiscentes Philippolim (so durchweg bey Ansbertus) civitatem occupavimus,« nur den obern Theil der Ebene, um Tatar-Basartschik, zu bezeichnen, und könnte von irgend einem Orte, etwa Tatar-Basartschik selbst (welcher ansehnlichen, jetzt, nach dem Priester Konstantin, gegen fünftausend Häuser zählenden Stadt früherer vortürkischer, wahrscheinlich slowenischer Name gänzlich unbekannt ist), hergenommen seyn, wenn es nicht, wie Ref. es dafür hält, eine Korruption von Maritza, Morawitza ist, und die obere Thalebene dieses Flusses bedeutet.

Am 26. August wurde das von den Einwohnern verlassene Philippopolis von den Kreuzfahrern besetzt, »ad civitatem *Philippolim* accedentes, tam natura loci quam opere artis munitissimam, ibique castra metántes vacuam eam et a Graecis derelictam invenimus.« Schon am folgenden Tage langte ein Sendschreiben von Isaak II. Angelos: »literae fastu et arrogantiae plenae,« das dem Kreuzheer den Durchzug verwehrte, zugleich mit der Kunde von der Gefangenschaft der kaiserlichen Gesandten an. »Tum vero manifesta fides Danaumque patescunt insidiae. Daher ward der Entschluß, Philippopolis und so viel Land herum, als dem Heere nöthig war, zu besetzen, und da zu überwintern, schnell gefaßt und ausgeführt.

Von Philippopolis aus, das, ein Hauptbollwerk des nördlichen Thrakiens, von ältern und neuern Geographen vielfach beschrieben, am besten erst neulich von dem eingebornen Priester Konstantin: Ἐγχειρίδιον περὶ τῆς Ἐπαρχίας Φιλιππουπόλεως, Wien, bey Dawidowitsch, 1819, 8., jede nähere Beleuchtung unnütz macht, wurden die siegreichen Waffen des Kreuzheers über Beroi, Sebention, Bandoucy, Pernis, Bacon, Gradhicz, Konstantia und eine ungleich größere Menge von Ansbertus nicht namhaft gemachter Städte und Vesten hinausgetragen. Des Kaisers Sohn, Friedrich, Herzog von Schwaben, nahm mit Waffengewalt Beroi: »civitatem opulentissimam, et a paganis et Turcis tributariis Constantinopolitanis possessam,« und in einer andern Stelle: »quae distat a Philippoli per decem milliaria terrae nostrae,« und schlug hier seine Winterquartiere auf. Beroi, bey den Griechen Βερόη, Βεῤῥόια, Βερὸν, bey den Römern Beroe und Berone, liegt noch immer in unverdientem Dunkel. Wenn gleich weder Strabon noch Ptolemäos Beroe nennen, so kann man darum doch

mit Ricklefs u. a. nicht behaupten, daß Beroe eine junge Stadt sey. Von der Mitte des zweyten Jahrhunderts an, wohin Ref. mit Katancsich und Reichard (»itinerariorum antiquissimum,« Thes. top. 42) die erste Abfassung der Tab. Peuting. versetzt, wird Beroe das ganze Mittelalter hindurch als eine ansehnliche Stadt von zahlreichen Schriftstellern genannt. Die römischen Itinerarien geben ihre Lage bereits sehr richtig an. Die Tabula Peut. setzt Berone auf der Straße von Philippopolis nach Anchialos, LIII röm. oder $10^3/_5$ geogr. Ml. von jener Stadt, von dieser aber CIV römische oder $20^4/_5$ geogr. Ml. entfernt an. Die Acta S. Alexandri, c. 2, bey Wesseling S. 231, bestimmen ihre Lage, im Osten von Philippopolis, unweit des Flusses Arzos (hzt. Raschka), sehr richtig, und geben die Entfernung derselben von Philippopolis auf LVIII röm. oder $11^3/_5$ geogr. Ml. an. Beyde diese Angaben stimmen mit der dritten unseres Chronisten, der auf der Strecke von Philippopolis nach Beroe 10 Ml. gezählt hat, sehr nahe überein. Das Itin. Anton. zieht von Adrianopolis eine Seitenstraße nach Beroe hinauf, und gibt die Entfernung beyder Städte auf LXXXVII röm. oder $17^2/_5$ geogr. Ml. an. Ammianus Marcellinus spricht Beroe in Gesellschaft von Philippopolis als beträchtliche Stadt an: inter quas (provincias) prima ex fronte, quae Illyriis est confinis, Thracia speciali nomine appellatur, quam Philippopolis, Eumolpias vetus, et Beroea, amplae civitates, exornant.« L. XXVII. c. 4. Derselbe erwähnt ihrer L. XXXI. c. 11 nochmals, zugleich mit Nikopolis. Sozomenos Hist. Ecc. L. IV. c. 11 nennt Beroe: »Βερόη τῆς Θράκης, als denjenigen Ort, wohin der römische Bischof Liberius 356 verwiesen wurde. Hierokles führt sie in der Provinz Thrakien im engern Sinne, wie schon Ammianus Marcellinus oben, als die zweyte Stadt, zunächst nach Philippopolis, nebst noch anderen drey an. Seine Schreibart, Βερὸν statt Βερόη, stimmt mit Berone der Tab. Peut. überein. Prokopius führt auf der Liste der Städte und Kastelle in Thrakien ein Βῆρος an, welches aller Wahrscheinlichkeit nach unsere Stadt ist. Es ist das 47. Kastell in der B. IV, K. 11 gelieferten Liste, in welcher, wie in der folgenden, durch der Abschreiber oder Herausgeber Unkunde, die Namen der Provinzen Thrakien, Hämimontus, Mösien und Skythien mit in die Liste der Kastelle gerathen sind, und hiedurch den übrigens recht brauchbaren Katalog sehr verwirrt haben. Jornandes R. G. c. 18 führt Philippopolis und Beroe als nicht weit von einander entfernt an. Theophylaktos berichtet, im J. 586 habe der Awaren Chan, nachdem er Apperia eingenommen, auch Beroe bedrängt. E. V. 172. Nach vergeblicher Belagerung wandte sich der Barbar gegen Dio-

[redacted]

Nicopolis und Philippopolis, und von da gegen Adrianopolis. Theophanes schreibt, im J. 783 Monat May habe die Kaiserin Irene mit ihrem Sohne Konstantin eine Reise über Beroe, Philippopolis und Anchialos unternommen, und bey dieser Gelegenheit die Stadt Beroe nicht nur hergestellt, sondern auch mit dem Ehrennamen Irenopolis, Ἐιρηνούπολις, beschenkt. E. V. 306. Der Name scheint jedoch, wie dieß oft der Fall ist, neben dem alten bald in Vergessenheit gerathen zu seyn; denn schon derselbe Theophanes nennt, unartig genug, beym J. 812, wo er bemerkt, die Einwohner hätten sie, gleich jenen von Anchialos u. a., aus Furcht vor den bulgarischen Krumus verlassen, die Stadt nicht Irenopolis, sondern Beroe. Im zehnten Jahrhundert erwähnt der Stadt Guido Ravennas, und Kaiser Konstantin führt sie in der thrakischen Präfektur neben Philippopolis an. Die Kaisertochter Anna Komnena kennt unser Beroe recht gut. Ihr Vater, der Kaiser Alexios Komnenos, floh nach der unglücklichen Schlacht mit den Petschenegen bey Vetrinum an der Donau (Βέτρινον, hzt. Weternitza) 1083—96 über Goloe (Γολόη, das alte Καλύβη, metathetisch auch Καβύλη, hzt. der bulgarische Flecken Golowitza) in einem Athem bis nach Beroe, was eine Station von 30 Ml mitten über den Hämus ist. E. V. 155. Beroe mußte also damals gute Mauern haben. Damals kam auch das Sprichwort auf: »Ἀπὸ τὴν Δίσραν ἐις Γολόην καλὸν ἄπληκτον Κομνηνὲ« (A Distra ad Goloen bella castra Comnene), was Anna in ihrer Alexias vorzumerken vergaß. Kinnamos läßt den Kaiser Joannes Komnenos, der ums Jahr 1123 gegen die Petschenegen ausgezogen war, die Winterquartiere in Beroe nehmen. E. V. 3. Den Ausgang der Schlacht bey Beroe im Jahre 1123, in welcher die Petschenegen eine Hauptniederlage erlitten, berichtet uns Niketas Choniates, welcher Schriftsteller der Stadt Beroe auch sonst gar oft erwähnt. E. V. 8, 208, 109, 341. Kurz vor des Kaisers Friedrich Ankunft und bald nach seinem Abzuge war Beroe der Wahlplatz griechisch-wlachischer Taktik. Des Kaisers Isaak II. Angelos Heer, im J. 1187 gegen die Bulgaro-Wlachen ausgesendet, rückte von Basternae gegen Beroe vor, stieß vier Parasangen vor Basternae auf den Feind, und ward allda sammt dem nachrückenden Kaiser aufs Haupt geschlagen. Der Kaiser zog sich nach Adrianopolis zurück, sammelte neue Kräfte, und versuchte sich aufs neue in Beroe zu halten. Drey Jahre später, im J. 1190, also bald nach Abzug des Kreuzheers, wurde derselbe abermal von den Bulgaren geschlagen, durch die Engpässe des Hämus zurückgedrängt, und fand in Beroe eine Zufluchtsstätte. Kaiser Heinrich zog 1206 gegen dieselben Bulgaren von Adrianopel aus, verfolgte sie bis

Krenus und Beroe (die Ausgaben haben hier unrichtig Βορέαν, Boream, statt Βερόιαν oder Βερόην), und wandte sich von da nach Anchialos und Agathopolis. Georg Akropolita berichtet den letzten Kampf, den der Kaiser Theodor Laskaris II. 1256 um Beroe mit den Bulgaren führte: Imp. Theodorus Lascaris Beroen profectus, primo appulsu oppidum cepit; nam murus undique lacer corruebat, multisque patebat hiatibus, quum et hoc quoque cum reliquis Romanorum oppidis a Bulgaro solo aequatum fuisset, licet perticis et lignis ex plaustris accolae illud muniisse videntur.« E. V. 9. Nach der Einnahme ließ der Kaiser die Stadt zerstören, so daß den Osmanen nichts mehr zu thun übrig blieb. Nach den griechischen Episkopats-Notizen bestand in Beroe schon in den frühesten Zeiten ein Erzbisthum: »Berrhoea, Βεῤῥόια, in provincia Thraciae.« Kodinos, p. 285. Le Quien führt nur den einzigen Karpos, dessen Paulus 2 Tim. IV. 13 erwähnt, als Bischof von Beroe an. Or. christ. I. 1165. Man kennt ihrer aber mehrere. Auf dem Chalkedoner Koncilium 451 befand sich Sebastianos, Bischof von Berrhöa, Βεῤῥόια, in einer andern Stelle »Βερόν τῆς Θράκης.« Wesseling, 635. Ueber die Lage der Stadt Beroe hatte schon Wesseling S. 231 sehr richtig geurtheilt. Allein Mannert VII. 276—278 verwarf Wesselings Bestimmung, ließ Philippi für Philippopolis nicht gelten (sehr mit Unrecht, denn nicht nur die Acta S. Alexandri, sondern auch andere Lateiner geben das griechische Philippopolis, Φιλιππούπολις, mit urbs, civitas, oppidum Philippi, und mitunter schlechthin mit Philippi wieder), unterschied Beroe von Berone der Tab. Peut., vermengte den Arzos Fl. (Ariskos bey Herodotos, hzt. Raschka) mit der Arda, und versetzte Beroe südwestlich von Philippopolis gegen die Rhodope zu, wo man es freylich vergeblich suchen wird. Mannerts Meinung folgte Ricklefs. Reichard hat zwar auf der Charte von Thrakien und Illyrikum Beroe der Hauptsache nach gut angesetzt, aber in dem Thes. topogr. S. 63 bemerkt er: »ne quaesitus quidem alias locus, nedum detectus,« welche Bemerkung im Drucke durch eine uneingeweihte leicht verwirrende Verwechslung neben der makedonischen Stadt Berrhoea zu stehen kam. Gleichwohl enthält schon Palmas und Riedls Charte von der europäischen Türkey 1812 den Ort Beria, Veria, östlich von Philippopolis, und Konrad, Noel und Vivien (Türkey, Paris 1825, 12 Bl.) und Lapie (Türkey, ebend. 1822—1825, 16 Bl.) haben es ebenfalls, obschon bey allen, wie es bey dem gänzlichen Mangel an authentischen Aufnahmen nicht anders seyn kann, die Lage desselben

nicht ganz genau angegeben, und besonders der Lauf des Flusses Raschka durchaus unrichtig gezeichnet ist *).

Bald nach der glücklichen Einnahme und Plünderung von Beroe unternahm Heinrich »de Challintin« einen Streifzug nach Sebention, »castellum munitissimum ac famosum super

---

*) Von Beroe ist außer dem makedonischen Berrhoea, Βέῤῥοια, heut zu Tage Karaferia, besonders Bera, Βῆρα, heut zu Tage Feredschik, am rechten Ufer der Maritza, nördlich von Aenos, wohl zu unterscheiden. Nach Stephanos Byzantinos, der unter dem thrakischen Beres, Βέρης, diesen Ort zu verstehen scheint, und Prokopios, der ihn in der Liste der von Justinian befestigten Kastelle aufführt, erwähnt seiner unter den Byzantinern zuerst Niketas Choniates, indem er vom Kaiser Andronikos I. Komnenos 1183—85 meldet, er habe sich von Konstantinopel nach Kypsella, und von da in das väterliche Kloster in Bera, ἐν τῇ Βῆρα, begeben. E. V. 148. Bald darauf (S. 237) berichtet er, daß der fliehende Kaiser Isaak II Angelos von Alexios III. Angelos bey Makra gefangen, 1195, und im Kloster von Bera, das des Kaisers Andronikos Vater, Isaak, erbaut habe, geblendet worden sey. Georg Akropolita nennt es bey Beschreibung eines Zuges des Kaisers Joannes Dukas Vatacius im J 1245, und bestimmt die Lage näher, indem er sagt: »ad fluvium Hebrum, prope Beris Monasterium defluentem (πλησίον τῆς τοῦ Βηρὸς), et ab indigenis Maritzam vocatum. E V. 31. Chron comp. 102. Kantakuzen spricht sieben Mal von diesem Orte, E. P. I. 111, 113, 238. II. 404, 454, 542. III. 879. Im Staatsconseil 1322 klagte er als Magnus Domestikus, daß der Bulgaren König Mich. Stratimir Thrakien bis Trajanopolis und Bera, Βῆρα, ungestraft verheert habe. Im J. 1351 setzten siebzig türkische Schiffe über den Hellespont, und verheerten die Gegend von Trajanopolis und Bera. Hammers O. G. I. 127 steht dafür aus Versehen: »Beroea, Karaferia.« Später kerkerte hier Kantakuzen seine Schwäger Johann und Manuel Asan ein. Bey der Beschreibung eines Zuges von Didymotichos nach Peritherium lobt er Bera: »qui locus equis latum pabulum affatim suppeditavit.« Daß Bera am Hebros lag, und großen Schiffen von der Meerseite zugänglich war, berichtet er zwey Mal, und nennt es »oppidum munitissimum, propter Hebrum aedificatum, quod aliquando monasterium virorum fuit; tunc ob crebra bella et barbarorum irruptiones a quibusdam agricolis habitatum oppidum parvum evaserat.« Eine Zeit lang besaß es des Kaisers Sohn Matthäus, aber Joannes Paläologus nahm es ihm ab. Daß Bera kein anderer Ort, als das heutige Feredtschik sey, ergibt sich aus den angeführten Stellen von selbst. Dieses Feredtschik meint Meletios, indem er sagt, jenseits der Maritza liege Berrhoea, Βέῤῥοια (soll heißen Βῆρα), jetzt insgemein Phere, Φερέ, genannt. Der neugriechische Wegweiser durch die Türkey (Δρομοδείχτης τῆς Ἑλλάδος) nennt es Pheria, Φερία. Die Eroberung von Feredschik durch die Türken fällt ins Jahr 1372. Hammers O. G. I. 178.

quod et claustrum monachorum erat situm,« und bekam es durch einen raschen Ueberfall in seine Gewalt. Sebention, das Sebastopolis des Hierokles, des Kaisers Konstantinos und der griechischen Episkopats-Notizen, wo aber der Name aus Sebantopolis gräcisirt zu seyn scheint, ist noch heut zu Tage als Sopot, türkisch Aktschekklise, 7½ Meile gerade nördlich von Philippopolis, in einem von den Zweigen des Hämus gebildeten Thale, am Flusse Raschka, vorhanden, obschon es unsere Charten, selbst die von Lapie, nicht kennen, welches vielleicht dadurch erklärbar, daß der Ort bulgarisch ist. Der Flecken zählt noch heut zu Tage 500 Häuser, und hat lauter christliche Bulgaro-Slowenen zu Einwohnern; außer den Ruinen des alten Schlosses ist daselbst eine berühmte Glasfabrik, deren Produkte aber der Priester Konstantin wegen der grauen Farbe des Glases eben nicht sehr preist. Das gleichbenamte bulgarische Kloster, in welchem noch jetzt, wie wahrscheinlich zu Methods und Ansbertens Zeiten (ungeachtet des Abtes aus Hibernien), auf gut slowenisch liturgirt wird, liegt eine Viertelstunde Weges nördlich über dem Städtchen am Abhange des Hämus.

Zu gleicher Zeit griff der Paßauer Bischof die Stadt Bandoucy an, nahm sie nach hartnäckigem Widerstande der Bürger ein, und schenkte, nachdem er sie rein ausgeplündert, den Einwohnern großmüthig das Leben, »vita tantum donati.« Bandoucy ist der verschriebene Name der Stadt Boden, bey Kantakuzen Beadnos, Μπέαδνος. Diese bulgarische Stadt theilte das Schicksal der übrigen Schwestern im nördlichen Thrakien; sie war mit ihnen allen der Gegenstand beständiger Streitigkeiten zwischen den griechischen und bulgarischen Herrschern, und wanderte aus der Botmäßigkeit des einen in die des andern. Im J. 1344 erhandelte sie der Bulgaren-König Michael Stratimir (von neuern Schriftstellern Straschimir genannt!) mit noch acht andern (Philippopolis, Tschepina, Kritschim, Prischtiza, S Justina, Stenimachos, Aetus und Kosnik) von der Kaiserin Anna, Mutter Johanns I. Paläologos. Kantakuzen E. P. II. 516. Stritter II. 866; Engel I. 455. Heut zu Tage ist Woden, bey den Neu-Griechen τὰ Βοδηνά in der Mehrzahl, ein Doppeldorf, ein altes, von christlichen Bulgaren, und ein neues, von Türken bewohnt, 2 Meilen südlich von Philippopolis, eine halbe Stunde weit vom linken Ufer des Flusses Stanimak (Stenimachos), am Abhange der von der Rhodope bis hieher vorspringenden Hügel belegen. Keine Ringmauer, kein Prachtgebäude bezeugt heute, wie der Priester Konstantin versichert, den ehemaligen blühenden Zustand des Ortes, ja nicht einmal Spuren alter Befestigungen sieht man mehr, obschon in dem

Typikon des benachbarten Klosters Watzkowo des Ortes Woden als einer Stadt und Festung oft Erwähnung geschieht. Das ganz nahe oberhalb Woden ehemals gelegene Kloster zur h. Paraskeva ist in neuern Zeiten durch türkische Räuber ausgeplündert und ganz verbrannt worden. Dieser Ort, den man auf unsern Charten vergeblich suchen wird, ist nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen, in der byzantischen und bulgarischen Geschichte sehr merkwürdigen Stadt in Makedonien, um so mehr, da derselben auch in der Geschichte der Kreuzzüge erwähnt wird, und Bohemund sie 1082 eroberte.

Die dritte Stadt, welche sich die Kreuzfahrer mit Gewalt der Waffen geöffnet haben, war Pernis »urbs firma admodum.« Jetzt kann man noch hinzufügen: fuit! Pernis, verschrieben statt Petritsch, wie der Ort noch jetzt heißt, liegt $2^1/_3$ Meilen südlich von Philippopolis und eine Meile südlich von Stanimak (dem alten Stenimachos) am schon genannten Flusse Stanimak, ganz nahe bey Woden. Die Byzantis nennt ihn zwar nicht, eben so wenig unsere neuern Geographen; aber der Priester Konstantin sah die ansehnlichen Ruinen der ehemaligen, jetzt zu einem elenden Dorfe herabgesunkenen Stadt, so wie die noch stehenden Mauern des verwüsteten Klosters *Παναγία τῦ Καλὲ* und der Kirche darin. Daher hieß auch das zwey Stunden von da entfernte Kloster Watzkowo ehemals *Παναγία τῆς Πετριτζονιτίσσης*, wie es das Typikon desselben Klosters bezeugt. Man tauft diese Veste von einer andern, von den Byzantinern *Πέρνικος* und *Πετριτζὸς*, von den bulgarischen Slowenen aber ebenfalls Petritsch genannten, ehedem als beynahe unbezwingbar hochberüchtigten, noch jetzt festen Stadt Petritsch an der Strumenschitza in Makedonien, und beyde von einem dritten Schloß Petritsch im Süden von Kosowopolje unweit der Residenz Nerodimlj, in welchem letztern der König Stephan Detschansky von seinem Sohne Duschan gewaltsam gefangen wurde, so wie noch von einigen andern in Bulgarien wohl zu unterscheiden.

Außer diesen drey festen Städten eroberten die Kreuzfahrer noch zehn andere Kastelle, deren Namen uns aber der Berichterstatter nicht aufbewahrt hat.

Nach zehnwöchentlichem Aufenthalt zu Philippopolis, während dessen neue Gesandten nach Konstantinopel abgeschickt wurden, um die frühern, dort verhafteten, zu befreyen, und Frieden und ungestörten Durchzug zu bewirken, und nach fruchtlosen Verhandlungen mit dem inzwischen am 28. Okt. mit der doppelten Gesandtschaft angelangten Kanzler von Konstantinopel, der dem »alemanischen König« die »gratia« seines Herrn, des »römischen Kaisers« zu Byzanz, überbrachte, entschloß sich endlich

Kaiser Friedrich in den ersten Tagen Novembers weiter zu reisen. Dem zu Folge übergab er die Stadt Philippopolis mit dem zurückbleibenden Theil des Heeres fünf Bischöfen zum Schutz. Er selbst brach mit seinem Gefolge am 5. Nov. auf, und gelangte am dritten Tage nach Blisimos, »oppidum *Blisimos*, wo er sein Gefolge sieben Tage lang Halt machen ließ, indeß er Geschäfte halber nach Philippopolis zurückkehrte. Anna Komnena erwähnt den Ort, indem sie erzählt, der Feldherr Tatitius, vom Kaiser Alexios Komnenos gegen den Rebellen Balbus zu Beljatowa ausgeschickt, sey von Adrianopel gegen Philippopolis aufgebrochen, und habe in der Nähe des letztern sein Lager am Ufer des gegen Blisnos zu fließenden Baches aufgeschlagen: »eoque itinere circa Philippopolim perlatus castra sumit prope ripas fluminis fluentis Blisnon versus.« Anna Komnena ed. Hoeschel. In der Pariser und Venediger Ausgabe (S. 146) steht: »Salinum versus« (»κατὰ τὸν Σαλίνου«), welche Lesart aber du Cange in den Noten mit Recht verwirft. Da der Uebergang auf die rechte Seite des Hebrus, auf welcher Beljatowa liegt, erst später erfolgte, so ist hier der Bach Jadina gemeint, der von Hissar durch die Philippopoler Ebene herabströmt, und sich vier Meilen unterhalb Philippopolis, dem Dorfe Bahadere gegenüber, in die Maritza mündet. Hier ist demnach Blisnos oder Blisimus, das Ref. nicht näher bestimmen kann, künftig zu suchen.

Am 15. Nov. wurde die Reise, nach der Rückkunft des Kaisers, weiter gegen Adrianopolis fortgesetzt, und diese Stadt endlich, nach langsamem Zuge, indem man in acht Tagen kaum sechzehn Meilen zurücklegte, am 22. Nov. erreicht.

Nach friedlicher Besitznahme von der Stadt, denn die Einwohner hatten sie leer gelassen, wurde man benöthigt, während des Winters die benachbarten Städte in Requisition zu setzen, um die Armee mit Lebensmitteln zu versehen. Der Bischof von Regensburg war der erste, der Perbaton mit einem unerwarteten Besuch überraschte. Der Name der 24 Ml. nördlich von Adrianopel, am Flusse Titschina, dem alten Potamos, im Lande der Kriwitschen des Herodotos und Ptolemäos (*Κρόβιζοι*, *Κρύβιζοι*) gelegenen Stadt heißt bey Theophanes und Kantakuzen Prowaton, *Προβάτον*, bey Anastasius Prebatum, was dem Perbaton unseres Chronisten nahe kommt, bey den Bulgaro-Slowenen heut zu Tage Prowad und (in der Kollektivform) Prowadia: »Провадiом яше пака.« Gundulitj Osman. E. R. I. 92. Die älteste Nachricht von Prowadia hat uns Theophanes aufbewahrt, der beym J. 791 meldet, daß Kaiser Konstantin V. auf seinem Zuge gegen die Bulgaren bis zu dem am Bache des

heil. Georgius gelegenen Kastell Prowaton vorgedrungen sey. E. V. 313. Stritter II. 532. Nach demselben Schriftsteller war Prowadia im J. 812 noch in den Händen der Griechen, um welche Zeit die Christen daraus vor dem bulgarischen Fürsten Krumus entflohen. Stritter II. 542. Engel I. 326. Nach der Bezwingung der Bulgarey durch Kaiser Basilius II., den Bulgarenwürger (Bulgaroktonos), im J. 1018 wurde Prowadia den Griechen tributär, und konnte jetzt wohl von den Kreuzfahrern als griechisches Eigenthum taxirt werden. Zu gleicher Zeit strebten die seit 1186 im Kriege mit den Griechen begriffenen wlachischen Emporkömmlinge, die Gebrüder Peter und Aßan (»Kalopetrus Flachus et frater ejus Crassianus,« d. i. Aßan, bey unserm Ansbertus), nach dem Besitz von Prowadia. Der unerwartete Besuch der Kreuzfahrer im Norden des Hämus hätte wohl, falls er wirklich Statt gefunden, die zweymalige Gesandtschaft Peters, der bey dieser Gelegenheit Kalopetrus Blachorum dominus itemque a suis dictus Imperator Graeciae heißt, an Kaiser Friedrich mit veranlassen können, deren Absicht und Erfolg wir bey Ansbertus S. 63 ꝛc. lesen. Peter gelangte auch bald darauf, vor 1195, zum wirklichen Besitz von Prowadia, und die Umgegend hieß noch lange nach seinem Tode Petersland. Georg Akropolita, E. V. 9. Stritter II. 689. Später wurden jedoch die Griechen abermal Herren der Stadt, und erst 1328 nahm sie Michael Stratimir aufs neue ein. Kantakuzen bey Stritter II. 834 (τὸ Προβάτυ πόλισμα). Die Türken eroberten Prowadia, welches sie Parawadi nennen, im J. 1388. Hammer O. G. I. 204. Hadschi Chalfa 31. Noch wird Prowadia in dem unglücklichen Feldzug von Warna genannt. Auch Georg Martin Ragusius erwähnt ihrer in seiner kurzen Beschreibung von Bulgarien 1598. Die Beschreibung der Lage und einiger Merkwürdigkeiten ist bey Hadschi Chalfa und Stürmer S. 159 zu lesen. In den griechischen Episkopats-Notizen wird Prowaton als ein Bisthum der Provinz Hemimontus aufgeführt, und sein erster bekannter Bischof ist Manuel auf der Photiusschen Synode 879. Alles dieses hat seine Richtigkeit, wenn man annimmt, daß einerseits die kleine Schaar der Kreuzfahrer unter dem Bischof von Regensburg, um ein Städtchen zu plündern, diesen Spazierritt von 24 Meilen mitten durch die labyrinthischen, mit zahlreichen Kastellen verrammelten Bergschluchten des Hämus, in ein dem, gegen den Kaiser Friedrich freundlich und friedlich gesinnten, und damals mit sechzigtausend Mann die Neutralität am Hämus beobachtenden Fürsten Peter zugehöriges Land wirklich gewagt habe; andererseits aber die Gränzen der Provinz Hämimontus sich je über Mesembria und Bukelon

hinaus erstreckt, und das nördlich dem Hämus gelegene Bisthum Prowaton mit umfaßt haben. Da indeß Ref. so wenig das eine als das andere zugeben kann, so ist er überzeugt, daß Ansberts und der griechischen Episkopatslisten Perbaton, Prowaton, von jener bulgarischen Stadt verschieden ist, und viel näher nördlich von Adrianopel, zwischen Kirkilissa und Skopelos, gelegen habe, und auch gegenwärtig noch liege, obschon unsere Blicke bis jetzt zu ihm nicht dringen konnten.

Der Herzog von Schwaben, Friedrich, stets besorgt, der Armee der Kreuzfahrer den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, unternahm den Winter über mehrere Streifzüge von Adrianopel in die benachbarte Gegend. Von den durch ihn eingenommenen Städten nennt uns Ansbertus viere, Timotikon, an einer andern Stelle Tymotikon, Culos, Menas und Arkadiopolis; denn die Namen von fünf andern sind ihm entfallen. Die erste: »urbs munitissima, a fortioribus et animosioribus Cumanis et Graecis possessa,« konnte nur nach dem hartnäckigsten Widerstande mit Sturm genommen werden, und alle Einwohner, über funfzehnhundert an der Zahl, bloß mit Ausnahme der Säuglinge und Weiber, wurden mit dem Schwerte hingewürgt. Timotikon, bey Ptolemäos Dyme, Δύμη, der es unter 41° 45′ B., 52° 50′ L. ansetzt, in der Tab. Peut., im Itin. Anton. und bey Ravennas Dymae, im Itin. Hieros. Demae, bey den meisten Byzantiern Didymotichos, Διδυμότειχος, bey Niketas Choniates auch Didymotoechos, Διδυμότοιχος, und Didymotoechon, Διδυμότοιχον, bey Akropolita Didymotichon, τὸ Διδυμότειχον, jetzt Dimotika, 5½ Ml. nördlich von Adrianopel, am Einflusse des Baches Kizilnehr (Kizilderesu) in die Maritza, ist in der Geschichte vorzüglich als der Aufenthaltsort der verschiedenen Herrscher, des Griechen Johann Kantakuzen, des Türken Murad und des Normanns Karl XII. wohl bekannt. Der Ort galt von jeher für einen der festesten Plätze Thrakiens. Als der Feldherr Priskos vom Awarenchan bey Perinthos 591 geschlagen ward, flüchtete er sich mit dem Fußvolke nach Didymotichos. Theophylaktos E. V. 241. In den Kriegen der Bulgaren mit den Griechen ward Didymotichos von dem bulgarischen König Johann erobert, 1206, und geschleift: »castris positis, quum oppidum videret in loco edito situm difficulter expugnari posse, fluvium Eurum (Hebrus, jetzt Maritza), qui id ambiebat, et per meatus paucis cognitos civibus aquam suppeditabat, alio divertere instituit, et machinis in circuitu collocatis murum ferit, qua parte labefactari posse, nec gravium saxorum impetum intervalli magnitudine lassatum iri putabat. Niket. Chon. E.

V. 334. Stritter II. 707, 717. Engel I. 406. Theodor Angelus Komnenus gewann es ihm zwar 1222 ab, aber Johann wußte sich seiner schon 1226 aufs neue zu bemächtigen. Georg Akrop. E. V. 18. Spittler II. 725. Engel I. 409. Später kam es an die Griechen zurück, und Kaiser Theodor Dukas Laskaris befestigte es 1257, und legte eine Besatzung hinein. Georg Akrop. 6. Stritter II. 748. Im folgenden Jahre wurden die Griechen unter seinen Mauern von den Petschenegen geschlagen. Ebend. Kaiser Andronikos der Jüngere wohnte während seines Zwistes mit seinem Vater Andronikos dem Aeltern zu Didymotichos, und verabredete hier 1327 mit dem bulgarischen König Michael Stratimir einen Krieg wider seinen Vater. Nikeph. Gregor. ap. Stritter II. 826. Kantakuzen I. Engel III. 261. Bald darauf ließ er seinen in Thessalonika gefangen genommenen Vetter Konstantios nach Didymotichos in grausame Haft bringen: »promontorium enim, in quo Didymotichus' oppidulum situm est, una rupes est, in qua, quod ad excidendos lapides apta esset, incolae subterraneas cellas et puteos, quae pluvialium aquarum receptacula essent, excavarunt; eorum puteorum unum aquis penitus exhauriunt, ac per scalas despotam eo demittunt, nec non puerum unum parvulum ex ejus ministris.« Nikephor. Gregor. E. P 220. Im Jahre 1341 erklärte sich hier Johann Kantakuzen zum Imperator, und von da an war Didymotichos in den vielen Kriegen, in die er verwickelt wurde, sein Hauptbollwerk, dessen sicheren Mauern er in eigener Abwesenheit Frau und Kinder anvertraute. Dukas, Kantakuzen II. Stritter II. Aber des Kaisers Kantakuzen Walten war von kurzer Dauer. Schon 1361 ward die letzte Residenz Kantakuzens die erste des Sultan Murad, der es durch seinen Befehlshaber Hadschi Ilbeki eroberte, und zu seinem Sitze erkor. Hammer I. 163, 166. Durch eine tragische Fügung des Schicksals wurde Didymotichos 1712 — 1714 der Aufenthaltsort Karls XII. Die Beschreibung des Ortes liefern Hadschi Chalfa S. 65, Pococke B. III. c. 4; La Motraye II. 153; Hassel S. 733. La Motraye hielt Didymotichos irrig für eins mit Plotinopolis, während letzteres, nach dem Zeugnisse der Itinerarien und der Geschichte von ersterem durchaus verschieden, und jetzt als Plowdin oberhalb Demotika am rechten Ufer der Maritza vorhanden ist. Mannert VII. 225, Reichard S. 67 und Katancsich Orb. Ant. I. 716 unterscheiden Dymae von Didymotichos, und die zwey letztern versetzen Dymae nach Feredtschik (welches, wie wir oben gesehen haben, die Byzantier unter dem Namen Wera, Βήρα, kennen), ohne Zweifel durch die in den römischen Itinerarien, die hier durch Wiederholungen und Dreyecke scheinbar verwirrt

sind, herrschende Verwicklung und dadurch irregeführt, daß sie, einem althergebrachten Mährchen folgend, Orahowo für das alte Trajanopolis nahmen, während doch das Wahre, daß es die Ruinen von Therma, türkisch Lidscha, seyen, schon Meletios gezeigt hatte.

Die zweyte Stadt, die der Herzog »ab Adrianopoli profectus per Macedoniam« einnahm, war Culos. An das eigentliche Makedonien ist hier eben so wenig, wie oben, wo die Gegend um Philippopolis so genannt wird, zu denken. Der Zug ging von Adrianopel aus gerade südlich längs der Maritza über Didymotichos bis ans Meer. Culos ist mit Colla identisch, welcher Ort die Tabula Peut. XX röm. oder 4 geogr. Ml. nordöstlich von Aenos auf der Straße nach Byzantium ansetzt. Gerade dort, in derselben Entfernung und Richtung, liegt heut zu Tage das Dorf Tschelebi-Köi, Edeldorf, welche türkische Benennung nur eine gewöhnliche Umstaltung und Anpassung des ursprünglichen Kolla, Koela zu seyn scheint, um mit derselben einen Sinn zu verbinden.

Daß auf diesem Zuge nur die thrakische, keineswegs aber die makedonische Küste erreicht ward, erhellt zur Genüge aus der nachfolgenden Bemerkung, daß der Herzog nach Einnahme von Kulos, das seine Einwohner aus Furcht verlassen hatten, »inde progressus ad mare usque intrepidus accessit, et opulentam civitatem *Menas* dictam, quae quondam Menelai et Helenae adulterae inhabitatione celebris praedicabatur, quae undique mari praeter unum aditum ambiebatur, potenter invasit, civibus ex ea navibus elapsis, praedam famosam exinde abduxit.« Denn daß hier keine andere Stadt, als das berühmte, alte, noch jetzt bekannte Aenos (Enos) gemeint sey, und in des Ansbertus »civitatem Menas« das M sich entweder aus dem vorigen Worte, wie so oft, an das folgende angeschlungen, oder unter der Hand unkundiger Abschreiber aus A entwickelt habe, bedarf wohl keines Beweises. Da sich schon der spätere Grieche in dem selbsterfundenen Mährchen, Aeneas habe beym Anfange seiner Wanderungen diese Stadt gestiftet, ungemein gefallen hat, ungeachtet sein Homer Hülfstruppen von daher zum Kriege bey Troja ziehen läßt; so muß man sich nicht wundern, daß unser Verfasser sie gar zu Menelaos und Helenas Aufenthaltsort macht. Die Geschichte der Stadt und ihr gegenwärtiger Zustand sind bekannt genug, um es hier beym bloßen Nennen derselben bewenden zu lassen.

Zu einer andern Zeit wandte sich der Herzog südöstlich auf der Straße nach Konstantinopolis, erreichte nach viertägigem Marsch Arkadiopolis, civitatem *Archadinopolim*, ab Ar-

chadio Imperatore constructam, quae vulgariter *Argionopolis* dicitur,« und fand sie von den Einwohnern verlassen. Arkadiopolis, von ihrem Wiederhersteller so genannt, ehedem Bergule, Βεργούλη, jetzt Tschatal-Borgas, Lüle-Borgas, auch Borgas schlechthin genannt, auf der Straße von Adrianopolis nach Konstantinopel gelegen, ist aus den alten Geographen, den Byzantiern und den neuern Reisebeschreibungen hinlänglich bekannt.

Außer den bereits genannten Städten ward von dem kaiserlichen Truchseß und Mundschenk der Ort Nikiz erobert, »Castellum, quod cum omni circumjacente regione in toxici vel veneni confectione Constantinopolitano Imperatori (hört!) servire dignoscitur.« Zahlreiche Schriftsteller des Alterthums erwähnen dieses festen, in der Geschichte als vermeinte Heimat geistigen und physischen Giftes nicht unwichtigen Fleckens. Nice, Νίκη, nennt es Basilius M., Sokrates, Sozomenos, Theodoretos, Prokopios, Kaiser Konstantinos, Kedrenos, Nikeph. Kallistos, Nicae das Itin. Hieros., Nicaea, Νίκαια, S. Hilarius, Ammianus Marcellinus, Stephanos Byzantios, Theophanes, Nicaea parva, ἡ μικρὰ Νίκαια, Anna Komnena E. P., Nicea Ravennas, Nikitza der Bulgare, Anna Komnena, E. Hoeschel und unser Verfasser. An diesem Orte hielten die arianischen Bischöfe 359 eine Kirchenversammlung, um dem Glaubensbekenntniß von Nikäa in Bithynien ein gleichbenamtes entgegenzusetzen, und den Gläubigen eine Nase zu drehen. S. Hilarius p. 1346, Basilius M. ep. 244, Sokrat. II. 36, Sozom. IV. 19, Nikeph. Kallistos E. P. I. 779. Neunzehn Jahre später, 378, lieferten die Gothen zwischen Nicaea und Adrianopel dem Kaiser Valens eine mörderisch blutige Schlacht, in welcher der letztere aufs Haupt geschlagen wurde, und des Lebens Athem auf dem Wahlplatze aushauchte. Der Kaiser Justinian befestigte die Stadt aufs neue. Prokop. de Aed. IV. 11. Im J. 812 vertrieb der, dem bulgarischen Krumus vorausfliegende Schrecken die Einwohner aus derselben, wie aus mehreren andern in der Umgegend. Theophanes E. V. 334. Stritter II. 542. Früher hatte der Kaiser Leo I. (457—474) eine Anzahl armenischer Familien hieher verpflanzt; aber Heraklios versetzte sie von da nach Adrianopolis und Philippopolis. Kaiser Konstantinos E. V. 99, Kedrenos E. V. 437 (wo Nike irrig eine makedonische Stadt genannt wird, wiewohl es auch in Makedonien Oerter dieses Namens gab). Auch unser Ansbertus erwähnt der Armenier in den Gefilden der Maritza. In den Kriegen des Kaisers Alexios Komnenos mit den Petschenegen wird Nikäa von Anna Komnena mehrmal genannt. Hier war es, wo die petschenegi-

schen Gesandten, 150 Mann an der Zahl, die der Kaiser Alexios zu Soloe treuloser Weise gefangen nahm, und nach Byzanz sendete, ihre Führer und Wächter überfielen, unbarmherzig niederhieben, und glücklich zurückkehrten zu den Ihrigen. Anna Komnena E. V. 153, Stritter III. 858. Ueber den jetzigen Zustand des Ortes mangelt uns alle Kunde; die Lage aber kann nach dem Itin. Hieros., S. Hilarius, Ammianus Marcellinus und der Anna Komnena genau bestimmt werden. In dem Itin. Hieros. ist nicht nur die Stadt Adrianopolis sammt dem Meilenmaße ausgelassen, sondern auch die folgenden Stationen bis Bergule unrichtig angesetzt, was schon daraus erhellt, daß während die zwey andern Itinerarieu auf der Strecke von Burdipta nach Bergule LXXIV bis LXXV röm. oder 15 geogr. Meilen zählen, was mit der wirklichen Entfernung der entsprechenden Oerter Dschisr-Mustafa und Borgas genau übereinstimmt, das Itin. Hieros. hier bloß XLV röm. oder 9 geogr. Ml. enthält. Ersetzt mau also das fehlende Adrianopel, so fällt Nikäa XX röm. Ml., nach Ammianus Marcellinus nur XV, nach Anna Komnena eine kleine Tagreise südöstlich von demselben. Nach S. Hilarius hieß Nike ehedem Ostudiza, welchem Orte die Tab. Peut. und das Itin. Anton. XVIII röm. Ml. ebenfalls südöstlich von Adrianopolis ansetzen. Da jedoch das Itin. Anton. in seiner letzten Redaktion bestimmt jünger ist, als das Itin. Hieros., so ist zuverläßig anzunehmen, daß diese zwey Oerter verschiedenen Straßen angehören, und Nikitza in dem heutigen Chaß-Köi (Kammerdorf), Ostudiza aber in dem heutigen Chaffa oder ganz nahe dabey zu suchen sey, wo sich noch jetzt eine Strecke weit ein Doppelweg auf der Straße von Adrianopel nach Borgas befindet.

Während auf diese Weise der Kaiser und seine Vasallen zu Adrianopel in beständigen Fehden mit den Griechen den Winter zubrachten, hatten die zu Philippopolis zurückgelassenen Bischöfe neue Anfälle der Griechen zu bekämpfen, und es liegt uns ob, nun zu ihnen zurückzukehren. Der Herzog von Dalmatien, Berthold, vom Kaiser Friedrich nach Philippopolis gesendet, um den Nachzug der Kreuzfahrer von da nach Adrianopolis zu geleiten, fand den Bischof von Paßau vor Bacon mit griechischen Guerillas raufend, und schon beynahe besiegt, ungeachtet er anfangs Sieger war; deßwegen warf er sich ungesäumt über die Feinde, und hieb ihrer im ersten Anflug über dreyhundert nieder, »et in congressione plus quam trecentos ex eis jugulaverunt.« Des Ortes wahrer Name ist Batkun, bey den Byzantiern Baktunion, Βακτούνιον, und Batkunion, Βατκούνιον. Auch über ihn schien einst eine freundlichere Sonne. Der bul-

garische Rebell Alexius Iwanko wählte sich ihn zum Hort, und nahm bey demselben 1199 den vom Kaiser Alexios III. Komnenos gegen ihn abgesendeten Protostrator Kamyzes mit der ganzen Armee lebendig gefangen. Niket. Chon. E. V. 273. Stritter II. 701. Als der Kaiser Theodor Dukas Laskaris im J. 1257 einen Kriegszug unternahm, um das unzugängliche, wolkenhohe Felsenschloß T z e p á n a auf den Rippen der Rhodope (hzt. T s c h e p i n a, von bulgarischen Slowenen bewohnt, die mit sieben andern Dörfern erst vor einigen Jahrzehnden Christum abschwuren, und sich beschneiden ließen), zu berennen, richtete er von Stenimachos aus instinktartig, den Zugheuschrecken gleich, seinen Weg zuerst nach Batkun, durch dessen fette Gefilde angezogen: »in oppidum Batanium, quod per plures dies maximo exercitui abunde effuseque posset alimenta suppeditare;« aber auf dem schimpflich unmännlichen Rückzuge von der schmachvollen Belagerung verheerte und verbrannte er es, zum Lohne genossener Gastfreundschaft, dergestalt, daß es sich seitdem nie wieder erholt hat. Georg. Akrop. ap. Stritter II. 747 — 748. Batkun, ehemals die Hauptstadt eines eigenen Bezirks, jetzt ein elendes Dorf, liegt nahe am rechten Ufer der Mariza, 1½ Ml. westlich von Tatar-Bazartschik, und über 5 Ml. von Philippopolis ebenfalls westlich entfernt, in dem anmuthigen Thale, welches hier die zurückweichenden Vorgebirge der Rhodope und des Hämus bilden, und hat ein gleichnamiges Kloster ganz nahe nördlich. Unsere Charten kennen es nicht.

Bey derselben Gelegenheit erzählt uns Ansbertus ein anderes denkwürdiges Abenteuer des Kreuzheers. »In regione *Gradhicz* dicta,« sagt er, »in manu forti visitantes invenerunt in picturis ecclesiarum et aliarum aedium Graecos cervicibus peregrinorum insidentes et more inimicorum eos infraenantes; quapropter nostri efferati tam ecclesias quam aedes incenderunt, et perplures in ore gladii, percusserunt, omnem etiam terram ipsam ingenti praeda vastaverunt.« Der unglückselige Maler, welche Sündenlast muthwillig verschuldeten Unheils auf ihm! Daß G r a d h i c z, slowenisch G r a d i t s c h, das heutige H i s s a r (Schloß, Grad), wegen der warmen Quellen auch L i d s c h a - H i s s a r genannt, sey, kann nur gemuthmaßt, nicht bewiesen werden. Hissar, 5 Ml. nördlich von Philippopolis, 6½ nordwestlich von Batkun, am Fuße der S r e d - g o r a, d. i. des Mittenberges, *Μέσον ὄρος*, eines Astes des Hämus, und an der Quelle der Judina, jetzt ganz von Türken bewohnt, zeigt noch ansehnliche Ruinen ehemaliger Befestigungen. Da jedoch Friedrich von Bergen, unserem Verfasser zu Folge, nach dem Treffen bey Batkun (Bacon) und der Plünde-

rung von Graditsch über hohe Berge einen Einfall in Wlachien unweit Thessalonich that, »per ascensum cujusdam alpis — invasit regionem opulentam Flachiam dictam, non multum a Thessalonica distantem;« so könnte Graditsch eben so gut Sitau-Grad seyn, das Setäna der Byzantier (jetzt in herrlichen Ruinen am Flusse Mesta, dem alten Nestos, 13 Ml. westlich von Philippopolis, nahe nördlich bey der Stadt Banjska, in einer Gegend, die unsern Geographen noch eben so eine Terra incognita ist, wie die Gegend um Tombuktu), wenn man sich überzeugen könnte, daß Friedrich wirklich in dieser Richtung nach Wlachien bey Thessalonich, über 30 Ml., vorgedrungen, und die Rhodope (jetzt Ruptza) und den Bertiskos (jetzt Perin) überstiegen, ein Hannibalisch-Napoleonisches Werk, wovon hier die gesammte Geschichte kein Beyspiel liefert. Aber diese Wlachia ist viel wahrscheinlicher nur in den südlichen Niederungen der Rhodope zu suchen.

Als dieses vollbracht war, verließen die zurückgebliebenen Bischöfe mit ihren Schaaren Philippopolis, nachdem sie zuvor sowohl diese Stadt, als auch Beroe rein ausgeplündert und den heiligen Flammen übergeben haben, »civitatem ipsam (Philippopolim) in odium Graecorum incendio penitus deleverunt,« »post praedae sufficientis collectionem (Beroen) flammis ultricibus dederunt,« und begaben sich von da hinauf nordwärts nach Constantia, um dort des Herzogs von Dalmatien, der auf Befehl des Kaisers zu einer Konferenz mit dem serbischen Groß-Shupan Nemanja in die Engpässe des Hämus, »in introitu clusarum Bulgariae,« abgegangen war, zu harren. Nach seiner Rückkunft zogen sie dann gegen Adrianopolis, wo sie sich am 5. Februar (1190) »in festo b. Virginis Agathae, mit dem Hauptheer vereinigten. Die illyrisch-thrakische Topographie kennt drey Oerter Constantia: einen am nördlichen Ufer der Donau, Margus gegenüber, einen am Gestade des schwarzen Meers, nordwärts von Tomi (Tomea und Mea bey den spätern Byzantiern, hzt. Man-Kale, d. i. Man-Schloß, Tomi-Schloß; so machten die spätern Griechen aus Tomoschios Moschios, aus Topiros Piros u. s. w.), und einen an einem Nebenbach des obern Hebrus. Der letztere ist der hier genannte. Priskos und Theophanes sind die ersten, welche seiner erwähnen. Nach ihnen streifte Attila im J. 448 in Mösien und Thrakien herum, und zerstörte Ratiaria, Nisch, Philippopolis, Arkadiopolis und Constantia, *Κωνσταντία*. Stritter I. 527. Theophanes E. V. 71. Daß hier die Rhodopäische Konstantia gemeint sey, geht aus der Richtung des Verheerungszuges hervor. Konstantia erholte sich zwar wieder, ward aber 1200 von dem bulgarischen König

Johann hart mitgenommen, der sie »Constantiam insignem urbem Rhodopaei territorii« ohne große Schwierigkeit eroberte, und ihre Mauern schleifte. Niket. Chon. E. V. 282, Stritter II. 704. Die Stadt, von bulgarischen Slowenen Kostanitza und Kostenetz, von Türken Kostendsche genannt, erhielt sich aber noch immer, in Trauer über ehemalige Blüthe.

Endlich reiften die von Adrianopel aus den Winter über mit verdoppelter Kraft, der des Schwertes und der Feder, betriebenen Unterhandlungen mit dem byzantischen Hofe zum erwünschten Abschluß. Nicht ein Kanzler, wie zu Nürnberg, sondern fünfhundert auserwählte Staatsbürger zu Konstantinopel und eben so viele auserwählte Kreuzfahrer zu Adrianopel, beschworen in Gegenwart dort des gesammten Volks, hier des gesammten Kreuzheers aufs h. Evangelium den neuen Friedens- und Freundschafts-Traktat. So groß war des Verstandes und des Herzens offenkundiger Widerstreit, und so groß das Bestreben, den christlichen Treusinn, den Gottes allbelebender Geist andachtsfrommen Seelen einhaucht, und schamlos frevelnder Sündendienst unersetzbar verflüchtigt, mit Eidesgewalt ins Herz zu bannen und zu binden. Darum haben auch die Griechen den Kreuzfahrern schon am Hellespont nachsetzen können, »Graeci repentinis incursibus in dies incautiores lacessebant, inermes quosdam occidebant, occisorum bona diripiebant,« und darum sind auch die Märkte in den meisten Städten des griechisch-asiatischen Romaniens leer geblieben.

Der Kaiser verließ demnach, nach vierzehnwöchentlichem Aufenthalt, am 2. März 1190 Adrianopolis, und erreichte den 18. März, am Palmsonntag, die Stadt Rossa. Diese Stadt, vom Mönch Robert Rusa genannt, heißt bey den Byzantiern Rhußion, *Ρούσιον*. Sie wurde 1083 von den Petschenegen, 1206 aber von den Bulgaren belagert. Anna Komnena E. V. 166. Stritter III. 878. Niket. Chon. ap. Stritt. II. 714—715. Von den Türken Rus-Köi genannt, ist sie noch heut zu Tage als Hauptort der Gerichtsbarkeit Keschan (von dem alten Kissos, Kissopolis), von Adrianopel 13 Ml. südlich, von Aenos $5^1/_2$ Ml. nördlich entfernt, vorhanden und bekannt. Lucas trois. voy. 47. Hadschi Chalfa 67.

Von Rhusium ging der Zug über Brachol, »oppidum Brachol,« welches verschrieben zu seyn scheint, und worüber nur die Vermuthung aufgestellt werden kann, daß es etwa in dem Dorfe Bulai-Köi, 3 Ml. nördlich von Kallipolis, auf der Landenge des Chersonnesos, fortlebt, nach Kallipolis, welches am 21. März erreicht, und hierauf der Hellespont am 22.—29. März, d. i. vom Gründonnerstag bis Mitwoch nach

Ostern 1190 übersetzt wurde. »Igitur,« schließt hier der gute Ansbertus, »transitu Savi, i. e. Sowe fluvii, quo terram ditionis Graecorum intravimus, usque ad transitum Callipolis, h. e. de Europa in Asiam, computantur XXXIX hebdomadae, quas in Bulgaria et Graecia *magna prosperitate* transegimus.«

Noch ist zu bemerken übrig, daß die Stelle in des Kaisers Brief an seinen Sohn Heinrich: »usque Constantinopolim a Philippoli usque Vinipopolim non invenitur civitatis vel castri habitator,« S. 46, durch die Abschreiber verdorben ist, und die Worte: usque Vinipopolim, als gleichbedeutendes Glossem von Philippopolis, gestrichen werden müssen.

Hiermit nimmt Ref., an den Ufern des Hellespont von dem ritterlichen Kaiser und seinen geheiligten Schaaren ehrerbietig Abschied, froh, wenn er bis jetzt durch eine vielleicht zu umständliche Auseinandersetzung geographischer Daten des Lesers Geduld nicht ermüdet hat. Möge diese Umständlichkeit in der Betrachtung einige Entschuldigung finden, daß es hier der Aufhellung einer Straße galt, auf der nicht nur Friedrichs Kreuzheer gezogen, sondern welche das ganze Mittelalter hindurch ein Hauptweg europäischer Kreuz-, Wall- und Reisefahrer gewesen, und es für letztere zum Theil bis heute geblieben, und daß wir uns überdieß in einem Lande befanden, welches seiner ältern, mittlern und neuesten Geographie nach noch immer viel weniger bekannt ist, als es bekannt zu werden verdiente. So oft Ref. über den Mangel an genügender Ortsbeschreibung der innern Theile der thrakisch-illyrischen Halbinsel unter dem osmanischen Halbmond nachsann, so oft drängte sich ihm in dem türkischen Harem ein Gegenbild auf. Denn gleich wie dieser dem männlichen Manne nur von außen und in der Ferne, nicht ohne Aengstlichkeit, beschaubar, und nur dem Entmannten in seinen innern Gemächern erschlossen ist: eben so ist der große großherrliche Länderharem seiner äußern Gestaltung und Umzäunung, und mitunter auch einigen Vorgemächern nach, von den Augen messender und zählender Europäer zwar vielfach durchspäht und durchwühlt, dennoch seiner innern Einrichtung und Beschaffenheit nach noch immer das große, alte Hyperboreer-Land, worüber nur flatternde Schwalben sehend und zwitschernd ziehen dürfen, aber der Adler am Tage mit verschlossenen Augen fliegen muß, und nur des Nachts schauen darf. Niemand zeihe hier den Ref. eines unbescheidenen Absprechens; denn niemand ist mehr, als er, bereit, fremdes Verdienst zu ehren, wo ihm ein solches gezeigt wird. Aber die vorhandenen Beschreibungen und Reiseberichte über die europäische Mitteltürkey vor Augen habend, kann er sich des Geständnisses nicht erwehren, daß, um die auf diesem Feenlande

lastende kimmerische Nacht zu verscheuchen, der Reisende erstens wohl etwas mehr zu verstehen brauchte, als etwa Deutsch und Neugriechisch, oder auch Französisch und Englisch, wofern er nicht, gleich Vialla's Ortsliste von Montenegro, der Nachkommenschaft unentzifferbare Papyrusrollen zurücklassen will; zweytens aber auch, selbst bey Mezzofantischer Sprachkenntniß, noch etwas mehr Freyheit besitzen müßte, als die Erlaubniß, um gute Guineen oder Thaler Tschauschen, Pferde und Hane wechseln zu dürfen. Diesem doppelten Uebelstande, dessen gänzliche Beseitigung, allem Anscheine nach, stets ein frommer Wunsch bleiben wird, ist es zuzuschreiben, daß auf allen Charten der europäischen Türkey, mit denen seit Vater Münster und Ortelius bis auf Arrowsmith und Lapie herab der geschäftige Gewerbsinn unsere Beutel reichlich versorgt hat, das Innere von Bosnien, Serbien, Bulgarien, Albanien, Makedonien und Thrakien noch immer einem Mondeslande gleicht, wo ein rasender Chamsin alle menschliche Wohnungen verzehrt hat, und wo die wenigen Ueberreste derselben so dargestellt sind, daß sie selbst von ihren heutigen Bewohnern, der Lage und der Sprache nach, eher für Theile des innern Afrika, als für ihre eigene Heimat angesehen werden. Wo aber die Kultur der neuern Topographie dergestalt im Argen liegt, da kann das Studium der alten und der mittlern noch viel weniger emporblühen: denn wenn ja irgend sonst nur das Durchdringen aller Theile der Wissenschaft zur Vollendung führt, und jede Zerbröcklung ein mangelhaftes, wo nicht werthloses Stückwerk bleibt, so ist es hier der Fall. Darum wird, um bey älteren nicht zu verweilen, auch nach Mannerts fleißiger geschichtlicher Zusammenstellung, Reichards kühn und meist glücklich erörterter Topographie, und Katanchichs gründlicher historisch-geographischer Forschung über Thrakien und Illyrikum, welcher letztere insbesondere in seinem Orbis antiquus, seiner Geographia epigraphica und seiner leider noch ungedruckten Geographia vetus gethan zu haben scheint, was menschliche Kraft bey dieser Sprödigkeit des Stoffes und unter solchen Umständen leisten konnte, dennoch nur derjenige den Wunsch nach etwas Vollkommenerm unterdrücken, der überzeugt ist, daß künftige Untersuchungen an Ort und Stelle in diesen Gegenden zwar manche, aber keine wichtigen Entdeckungen hervorbringen können. Mannert VII. 108. Da Ref. diese Ueberzeugung nicht theilt, so bleibt ihm nur zu wünschen übrig, daß diese Untersuchungen Statt finden mögen, bevor unter den eisernen Fersen der Barbaren die letzten schwachen Spuren alterthümlichen Lebens unwiederbringlich für Geschichte und ältere Länderkunde, auf immer erloschen sind. Pf. Sch.

Art. IV. Fortsetzung der Recension des Siebenmeers.

Zwey und dreyßigster Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück Irsâd, oder auf der Lauer stehn. »Dieses ist, wenn man innerhalb des Verses ein Wort anbringt, »das man dann am Ende desselben wiederholt, und als Reim gebraucht.« Dieses Wort deutet gleichsam zum voraus oder lauert auf den Reim. Eine sehr gewöhnliche Wendung der einfachsten persischen Poesie. — Ein Beyspiel von Selmân Sâweg'i (Trochäen):

bâghi ruchsârí turâ imrôz' 'âdê dîgec est
der kemendí t'urre et pêc'ê u tâbê dîger est
sâjebân ber ruch c'i mî bendî bedafí âfitâb
zânki zêrí sâjebânet 'âfitâbê dîger est.

d. i.:

Der Garten deiner Wangen hat heute wieder ein frisches Wasser,
In den Fangschnüren deiner Locken ist eine frische Krümmung und Kräuslung.
Den Schattenhut über die Wange was bindest du zur Abhaltung der Sonne?
Da unter deinem Schattenhut eine neue Sonn' ist!

A'fitâb, die Sonne, in der dritten Zeile lauert hier auf den Reim in der vierten âfitâbê, eine Sonne.

Hieher gehört auch folgendes Kunststück, bergeshť, Umkehr, genannt, S. 104:

—◡——|—◡——|—◡——|—◡—

1. der berem hergiz nejâjed 'ei derêghâ dilberem
   râ neng mî âjed ki gerded
2. berterem 'ez nuh felak ger gâj' iâbem ber deresh
   ger rô nihem bî shek zigumle
3. mî berem*) sad 'ârezô herdem zi behrí rô'i ô
   râ ger bûbînem dâghi h'asret
4. mî derem ender firâkesh her shebê sad pîrahen
   bî ô zi dâmen tâ giribân
5. ez serem hergiz nech'âhed reft' jârân 'ishkí ô
   wakté remed ânkí remed maghz

So stehn die Verse, nur sind zwey zur Vollständigkeit des Ghazels überflüssige Beits hier weggeblieben; der Leser lasse sich nun aus Neugier gefallen, mit dem mäßigen Büchlein, das er vor sich hat, das zu thun, was ich mir vor ihm und für ihn mit dem unmäßig großen Sultansbuche auch zu thun mußte gefallen lassen, nämlich es bey jeder Zeile umzukehren, um das Umkehr-

*) mî berem ist Emendation für mî bezem, das einen guten Sinn, aber keinen Reim gibt.

räthsel Bergesht zu enträthseln. Doch hier ist die Auflösung des Räthsels in der Uebersetzung:

1. In meinen Schóoß wird niemals kommen, o wehe mir, mein Geliebter;
Mein Geliebter hält es für Schande, wenn er käme in meinen Schooß.
2. Erhaben bin ich über die neun Himmel, find' ich Platz an seiner Thür;
An seiner Thür mein Gesicht legend, ohne Zweifel über alles erhaben bin ich.
3. Trag' ich gleich tausend Verlangen jeden Augenblick zu seinem Anblick;
Zu seinem Anblick doch wenn ich nun gelange, ein Brandmal des Schmerzens trag' ich gleich.
4. Zerreißen muß ichs, in der Trennung von ihm, jede Nacht hundert Mal mein Hemde;
Hundert Mal mein Hemde, ohne ihn, vom Saum bis zum Kragen zerreißen muß ichs.
5. Aus meinem Haupte wird niemals gehn, o Freunde, die Liebe zu ihm;
Die Liebe zu ihm wird dann vergehn, wann das Hirn geht aus meinem Haupte.

Das Gedicht ist wirklich schön, und besonders leicht und natürlich, trotz seiner Künstlichkeit, die, wie die Uebersetzung schon verrathen hat, darin besteht, daß jede zweyte Zeile ihren Anfang vom Ende jeder ersten, und ihr Ende vom Anfang jeder ersten Zeile nimmt. So steht also statt der zweyten Zeile des ersten Beits im Persischen bloß:

Hätte Schande davon, wenn er käme.

und zwar umgekehrt gedruckt, so daß der Anfang davon an das: mein Geliebter, in der ersten Zeile, und das Ende davon an das: in meinen Schooß, anstößt. Eigentlich sollte also jedes Beit im Kreis herumgeschrieben seyn, und alle einzelne Beits guirlandenförmig verbunden, nämlich so, daß jeder folgende Kreis in den vorhergehenden (jeder untere in den obern) zu beyden Seiten der umgekehrt geschriebenen Halbzeile eingriffe.

Hieher gehört nun auch das Kunststück, das der Autor im sechs und zwanzigsten Anker (XLI. 68) mittheilt, von dem wir dort gesagt, daß wir es für diesen zwey und dreyßigsten Anker aufsparen müßten. Es ist nämlich ganz eins in der Einrichtung mit den eben erklärten, nur dadurch weniger kunstreich *), daß die umgekehrt geschriebenen Mittelstücke von zweyten Zeilen, die ihren Anfang und ihr Ende von den ersten Zeilen borgen sollen,

*) (oder auch, wenn man will: kunstreicher).

hier nicht eigene Redeglieder enthalten, sondern eine Wiederholung der mittelsten Partie aus jenen ersten Zeilen sind; jede zweyte Verszeile besteht also im Grunde aus der in drey Abtheilungen rückwärts gelesenen ersten Verszeile, wodurch eben das Kunststück zugleich als ein 'Aks (Anker 26) betrachtet werden kann. Hier wird es wie das vorhergehende als Irsâd betrachtet, weil das am Anfang der Beite stehende Wort auf den Reim zielt, d. i. ihn vorbereitet, und selbst als dieser am Ende des Beits wieder erscheint. Das so verfaßte Gedicht hat 21 Beits, wovon uns die zwey ersten und besten genügen (Trochäen):

1. bôsitân | ber serw' dâred | 'ân nigâri' dilsitân
 ân nigâri' dilsitân | ber serw' dâred | bôsitân
2. gulsitân | bâshed shugufte' | ber sanôber 'ci 'ag'eb
 ber sanôber 'ei 'ageb | bâshed shugufte' | gulsitân.

d. i.:

1. Einen Düftegarten [1]) | auf einer Zypresse [2]) trägt's, | jenes herzraubende Bildniß;
 Jenes herzraubende Bildniß, | auf einer Zypresse trägt's | einen Düftegarten.
2. Ein Rosengarten | ist erblüht | auf einer Pinie, o Wunder!
 Auf einer Pinie, o Wunder! | ist erblüht | ein Rosengarten.

Das im Buch umgekehrt geschriebene Mittelstück der zweyten Verszeile des ersten Beits: ber serw' dared, holt, wie man sieht, seinen Anfang vom Ende der ersten Verszeile, und sein Ende vom Anfang eben derselben, es selbst ist aber nichts, als das Mittelstück eben dieser ersten Verszeile. Im zweyten Beit hat das Buch als das umgekehrt geschriebene Mittelstück die ganze Partie: bâshed shug'ufte ber sanôber, wobey der Vers zwar eben so richtig geht, die Wörtergruppen aber unverhältnißmäßig [3]) vertheilt sind.

S. 104. Unser Autor rechnet endlich noch ein Kunststück hieher, das er Irsâd ma'a-lg'em'i we-l'tefrîk nennt, d. i. Irsâd mit Zusammenfassung und Sonderung. »Man liest es, indem man die Wörter der Sonderung wieder zusammenfaßt. Es ist auch das Kunststück sijâkat ela'dâd (Durchführung der Zahlen).« Deutlicher weiß er sich nicht zu machen; wir müssen sehen, ob seine meistens guten Beyspiele

---

1) Die Locken.

2) Der schlanken Gestalt.

3) Oder vielmehr: nach anderm Verhältniß, als im ersten und in den übrigen Beits, nämlich so:

 gulsitân | bâshed shugufte' ber sanôber | 'ei 'ag'eb
 ei 'ageb | bâshed shugufte' ber sanôber—gulsitân.

welches Verhältniß an sich schöner ist, als das der übrigen Beits.

auch hier die Mängel seiner Difinitionen ersetzen. Es gibt der Beyspiele drey; das mittelste ist:

leb u' dehân u du c'eshmi' tu ei buti' gulfâm
1) nebât u 2) peste u 3) bâdâm
pêshi ân si nefîs
1) esîr u 2) bîdil u 3) gumnâm
der zemâni tu end
1) kobâd' 2) kaisar u 3) behrâm'
mî firestendet
1) resûl u 2) nâme u 3) peighâm'
ez tu mich'âhend
1) herât u 2) mesh'hed u 3) bôst'âm'
der zemâni tu end
1) rewâg'i 2) zîneti 3) Islâm'.

d. i.:

Dein Lippenbart ¹), dein Mund und deine Augen sind, o rosenfarbiger Götze,
1) Junges Gras, 2) Rosenknospe ²) und 3) Mandeln ³) =
Sind vor jenen drey Reizen von dir
1) Gefangen, 2) herzberaubt und 3) namenlos =
Sind zu deiner Zeit (die Fürsten)
1) K'obâd, 2) Cäsar und 3) Behrâm =
Schicke dir zu
1) Gesandte, 2) Briefe und 3) Grüße =
Begehren von dir (die Städte ⁴)
1) Herât, 2) Mesch'hed 'Ali und 3) Bost'âm =
Sind zu deiner Zeit, durch dich,
1) der Flor und 2) die Zierde 3) des Islâms.

---

¹) So habe ich leb, Lippe, nach dem Sinne des Gedichts übersetzen müssen. Es soll aber statt leb, Lippe, vielleicht ch a t', Bart, stehen.

²) Ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, daß peste, Knospe, ein sehr gewöhnliches Wort sey, da ich, zufällig nachschlagend, es weder im Richardson, noch im Burhân finde. An puste, Pistazie, ist natürlich beym Munde nicht zu denken.

³) Warum die Augen so häufig Mandeln heißen, habe ich noch nicht recht eingesehn. Schwerlich sind bloß die Augäpfel mit Mandelkernen verglichen. Im Hebräischen hat der Mandelbaum seinen Namen shaked von shakad, wachen, was man erklärt von der Frühzeitigkeit seiner Blüthen, gleichsam Frühwach, Frühauf. Vielleicht liegt beyden, der hebräischen Benennung des Baums und dem Bilde der persischen Dichtersprache, Mandel für Auge, ein gemeinschaftlicher mythischer Bezug zu Grunde. Schon sagt man im Persischen: bâdâmi shugûfe fishân, die blütenverstreuende Mandel, für: das thränenvergießende Auge. Woraus deutlich ist, das nicht der Augapfel als Mandelkern gemeint seyn kann *).

*) Das Bild ist von der schönen Form der Spaltung der Schale hergenommen. Mandelaugen heißen schöngespaltene.
Note des Korrektors.

⁴) Die Städte ist der Nominativus. Es ist eine Schande für die deutsche Sprache, daß man dazu eine Note braucht.

Das Kunststück ist in der deutschen Uebersetzung zum Theil schon verrathen durch die den fünf Zeilen, welche die Zahlen enthalten, nachgesetzten Doppelstriche =, welche andeuten sollen, daß jede dieser Zeilen doppelt gilt, einmal ein Nachsatz zum Vorhergehenden, und einmal als Vordersatz zum Folgenden. Also:

1. Dein Lippenbart, dein Mund und deine Augen
Sind, o rosenfarbiger Götze,
Junges Gras, Rosenknospe und Mandeln.
2. Junges Gras, Rosenknospe und Mandeln
Sind vor jenen drey Reizen von dir
Gefangen, herzberaubt und namenlos [1]).
3. Gefangen u. s. w.

Man sieht auch, wie durch diese Doppelgeltung eines Versgliedes dieses Kunststück an die beyden nächst vorhergehenden sich anschließt. Aber nur, wodurch es Irsâd ist, und in diesen Anker gehört, sieht man nicht, oder sehe ich nicht, und muß das einem schärfer Sehenden zu sehn überlassen. Auch über die metrische Anlage des Gedichts kann ich nur zweifelhaft sprechen. Es ist zwar in dem gewöhnlichen Versmaße:

◡—◡—|◡◡——|◡—◡—|⏓⏓—,

das in der obersten langen Zeile leb u' dehân u. s. w vollständig enthalten ist. Alle folgenden Zeilen mit den drey Zahlen in sich, sind dann davon die vordere Hälfte ◡—◡—|◡◡——|◡ und die dazwischenfallenden andern Zeilen, die hintere Hälfte —◡—|⏓⏓—; der Grundreim aber liegt nicht in diesen hintern Hälften, die sich also dadurch als die Ausgänge von ersten Misrâ's geben; statt der zweyten den Grundreim enthaltenden Misra's dazu, erscheinen aber nur die vordern Hälften davon, eben in jenen die drey Zahlen enthaltenden doppelgültigen Zeilen, die auch den Grundreim auf âm haben, vâdâm', gumnâm' u. s. w. Es entstehn also lauter Beits, denen die zweyte Hälfte des zweyten Misra's fehlt:

◡—◡—|◡◡——|◡—◡—|⏓⏓—
◡—◡—|◡◡——|◡

und die den Reim an der ersten Hälfte des zweyten Misrâ's haben [2]), ohne daß man zur Füllung der andern Hälfte irgend ein Refrain (was allein nach schon gesetztem Reime den Vers füllen dürfte) herbeyschaffen kann. Es scheint also die Konstruktion des Gedichts aus den Schranken der Ghazelform ganz hinaus zu treten; gleichwohl ist das erste von unserem Autor gegebene Bey-

[1]) Man kann aber auch von unten hinauf lesen, Zeile um Zeile.

[2]) Nur die oberste Zeile hat ihn am Ende: gulfâm.

spiel Ghazel überschrieben. Dieses hat übrigens, wie auch das dritte, die ganze äußere Anlage, ja selbst den Inhalt und die Ausführung mit unserm Gedichte gemein; für Lippenbart, Mund und Augen, setzt das erste nur Locken, Maal und Bart, das letzte aber Wimper, Maal und Bart. In jenen nennt sich Sa'di, in diesem D'hamiri als Verfasser. Jenes hat einen Vers mehr am Ende, und zwar ein volles Beit, dem nicht die zweyte Hälfte des zweyten Misra's fehlt. Das Versmaß ist in beyden Gedichten wie in unserm, nur theilen sich die beyden Halbzeilen anders darein, nämlich: ⏑—⏑—⏑⏑—— | ⏑—⏑ —⏑⏑—.

Immer macht die doppelgültige oder Bindezeile den eigentlichen Charakter dieses Gedichts, und hierin findet es dann sein Gegenbild an mehreren deutschen Volksweisen, die auf solche Art, nur mit mehr Freyheit, sich kettenweise fortschlingen, ja vielleicht auch sein Vorbild schon in den Stufenpsalmen, denen eine ähnliche Konstruktion nachgewiesen worden ist.

Vier und dreyßigster Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück Mushâkile oder Aehnlichkeits-Ausdruck. »Dieses besteht darin, daß man eine Sache mit einem »Ausdruck, welcher logisch einer andern Sache zukommt, be»zeichnet, aus Rücksicht auf die Verbindung, in welcher diese »Sache mit jener andern vorkommt.« — Wirklich einmal ziemlich scharf bestimmt. — Z. B.:

guned ger ber tu t'holm ez kîn bed-endêsh
tu hem 'ân t'holm' gun ber wei mejendêsh.

d. i.:

Wenn dir Unbill anthut aus Haß ein Feind,
So thu' ihm gleiche Unbill an, und bedenke dich nicht.

»Was der Unbill entgegengesetzt wird, ist wirklich keine Un»bill (sondern Recht); aber in der Weise von Mushâkile ist »es hier Unbill genannt. — Es ist, als wenn man sagte: Vergilt, wie man dir vergilt, statt: wie man dir thut; oder umgekehrt: Wie du vergiltst, wird dir vergolten werden, statt: wie du thust; arabisch: kemâ dudînu dudân *). Diese orientalische Sprachweise gibt wohl die richtige Erklärung von Psalm 18, 26 und 27. Uebrigens ist dieser Idiotismus ganz zur Ungebühr hier zwischen die Wortkünste geworfen, schicklicher hätte er etwa im folgenden Fahrzeug unter den Sinnkünsten einen Platz gefunden. Ein Gleiches gilt von mehreren folgenden Nummern.

*) Streng genommen, gehört selbst die uns so geläufig gewordene Redensart hieher: Gleiches mit Gleichem vergelten, für: Etwas mit Gleichem vergelten.

Fünf und dreyßigster Anker d. e. F. Das Kunststück **Mudewwer**, in einen Kreis gebrachtes. Eine oder zwey Verszeilen, Wörterweise oder in Wortpartien in die verschiedenen Ausschnitte eines Kreises vertheilt, so, daß man von welchem Ausschnitt man will zu lesen anfangen kann.

S. 105 gibt drey dergleichen Kreise, zwey mit je vier Wörtergrüppchen, der dritte mit folgenden acht Wörtern, die ein Beit bilden, das von jedem der Wörter zu lesen angefangen werden kann, so daß der Sinn der gleiche bleibt, und auch immer ein Reim vorhanden ist:

⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ — —
nedîdem | derêgbâ | gʼihânra | bakâʼê | nedîdem | deregbâ | butânrâ | wefâʼê.

Nicht fandʼ ich | o weh mir | auf Erden | Beständiges | nicht fandʼ ich | o weh mir | an Schönen | Verständʼges.

Sechs und dreyßigster Anker d. e. F. Das Kunststück **Mulemmaʿ**, Buntes oder Gemischtes. »Abwechselnd ein »Misrâʿ arabisch und ein Misrâʿ persisch, oder ein Beit arabisch »und eines persisch auch in größerer Anzahl von Versen, bis zu »zehn Beits arabisch und zehn persisch, ist abzuwechseln erlaubt. »Wenn die Abwechslung Misrâʿweise geschieht, so heißt das »**Mulemmaʿi mekshûf**, aufgedecktes Buntes, wenn anders, **Mulemmaʿi mahʼgʼûb**, verschleyertes Buntes. Z. B. (hier geht aber das Persische dem Arabischen voran):

— — ⏑ — | ⏑ — — || — — ⏑ — | ⏑ — —
pursîdem ez tabîbê ez hʼâli dôstʼ guftâ
fî kʼorbihiʼ ʻidhâbon min boʼdihiʼ selâmeh
guftem zi ʻishki rôjet ʼinder melâmetem guft
wa-llâhi mâ reʼeinâ hʼobban bilâ melâmeh.

d. i.:

Ich fragte den Arzt um Rath über meinen Liebsten; er sprach:
Eum adire supplicium est, eumque fugere salus.
Ich sprach zum Liebsten: Um die Liebe zu dir werdʼ ich geschmäht; er sprach:
Mehercle, numquam vidi amorem vituperio exemtum.

Sieben und dreyßigster Anker d. e. F. Das Kunststück **Taʼshʼif**, wird hier falsch definirt als »Anbringung eines »solchen Wortes, wodurch, wenn man seine Form bestehn läßt, »aber Aussprache und Vokalbewegung daran ändert, das Lob »oder die Schmeicheley Tadel und Schmähung wird.« Dieses gehört zum nächstfolgenden Anker; **Taʼshʼif** aber ist bekanntlich Verfälschung der diakritischen Punkte, nicht der Vokalbewegungen, eines Wortes. Doch das vom Autor angeführte Beyspiel enthält, wenn ich es anders recht verstehe, wirklich ein **Taʼshʼif**:

bekôjet nâgehân gebrê derâmed
zedî tirê ki bishkest ân ser' gebr.

d. i.:

In deine Straße kam unversehns ein Gebr;
Du zücktest einen Pfeil, der den Kopf jenes Gebren zerbrach.

Das Taß'hîf oder die Punkteverfälschung von Gebr, k-b-r, ist doch wohl k-i-r (membrum virile):

Vicum tuum intravit mentula subito,
Strinxisti telum, quod caput ejus mentulae frangeret.

Acht und dreyßigster Anker d. e. F. Das Kunststück Tebdîl, Verwechslung. Anwendung eines Wortes, in welchem man nur die Vokalbewegung eines Buchstaben ändern darf, damit Lob zu Tadel und Satyre werde. Z. B. (Trochäen):

rôz u sheb ch'ahem hemi ez kerdegâr
tâ seret bâshed hemîshe tâg'dâr.

d. i.:

Tag und Nacht erbitte ich nur dieses vom Schöpfer,
Daß dein Haupt auf immer seyn möge Kronetragend!

lies:

tâ seret bâshed hemîshe tâgi dâr,
Daß dein Haupt auf immer seyn möge Krone des Galgens!

Rubâ'î:

guftem 'ei sheich' zerk' bunjâd' megun
mei nôsh' bezuhdi choshk' *) irshâd' megun
ferjâd' ber âwerd' ki mesti guftem
châmôsh âchir nare u ferjâd' megun.

d. i.:

Ich sprach: O Scheich, treibe nicht Gleißnerey!
Trinke Wein, und mache nicht von trockner Ascetik Profession!
Da fing er ein Geschrey an: du bist betrunken. Ich sprach:
Sey stille doch, mache nicht Lärmen und Geschrey!

---

*) Hier steht im Text ein störendes u (und) eingeschoben. Mit diesem u gehen die persischen Versabschreiber sehr liederlich um, setzen es bald, und lassen es bald aus, und eins so falsch als das andere; eben weil es für sie nichts als eine Vokalbewegung des letzten Buchstaben ist. Wirklich ist es sehr oft für Sinn wie Metrum gleichgültig, ob man ein u dazwischen schiebt oder nicht. Z. B. in eben dieser Zeile nach nôsh', das an sich schon — ◡ ist, und mit dem u, nôsh u, eben auch nicht mehr als das. Man kann auch vermuthen, daß der nach einer vollen Sylbe (wie nô) ruhende Konsonant (sh), der metrisch eine kurze Sylbe bildet, wirklich in der rhythmischen Recitation, auf eine dem u nahekommende Art, flüchtig vokalisirt werde, nôsh' fast wie nôshu; woraus sich das bald Weglassen bald Einschieben des geschriebeneu u am besten erklären möchte (in den serbischen Volksliedern ists eben so).

lies:

chàmôsh â châr; sey still, komm Esel!

oder bündiger:

châmôshâ char, sey still, o Esel!

S. 106. Neun und dreyßigster Anker d. e. F. Das Kunststück Istidrâk oder Tedâruk, Wiedereinholung oder Verbesserung eines Versehns. »Dieses Kunststück besteht darin, daß »der Dichter ein Beit vorbringt, in dessen erstem Mis'râ' ein Tadel »oder etwas nicht zur Ehre [1]) Gereichendes enthalten zu seyn »scheint, was dann das zweyte Mis'râ' wieder aufhebt. Z. B.:

— — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — —
mad'h'î' tu buguftem 'u ne ch'âhem ki bugôjem
zân rôj' ki mad'h'î' tu zi endâze birun est.

d. i.:

Dein Lob hab' ich gesungen, und mag es nicht mehr singen —
Weil dein Lob über alles Maß hinaus ist.

Vierzigster Anker d. e. F. Das Kunststück Tad'h'mîn, Einfügung oder Einverleibung; »wenn man einen frem»den Vers in sein Gedicht aufnimmt, auf dem Wege des Borgs, »nicht des Diebstahls. Das Geborgte muß etwas schon Be»kanntes seyn, oder man muß den Borg ausdrücklich anzeigen, »damit kein Verdacht des Diebstahls entstehe. Ein Mis'râ' oder »weniger als ein Mis'râ' geborgt, heißt I'dâ', Aufbewahrung, »oder refw, Flickung; ein ganzes Beit aber Isti'ânet, Zur»hülfnahme. Emir shahi von Sebz'wârî hat im folgenden »Bruchstück ein bekanntes Mis'râ' von Sa'dî zum Schluß ange»bracht:

◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ —
shebê ba sorâh'î hemîguft' shem'
ki ei her shebê meg'lis-ârâ'i dôst
turâ bâ c'unîn kadr' pêshi' kadah'
sug'ûdi' demâdem bugô ez c'i rôst
sorâhî bedô guft' neshuîde'i
tewâd'hu' zi gerden-firâzan nigô st.

d. i.:

In einer Nacht sprach zur geschliffnen Flasche die Kerze:
O du, allnächtig das Gelage des schönen Freundes schmückend!
Daß du bey diesem deinen Werthe dich vor dem Becher
Wie anbetend neigest [2]) jeden Augenblick, sage, wie kommt das?

---

[1]) Nämlich des Gelobten, mamdûh'; alles bezieht sich hier, wie billig, auf das Hauptgedicht, die Kasîde, deren so einförmiger Gegenstand, Lob und immer Lob einer Person, mit allen Wort- und Sinnkünstelungen gewürzt werden muß.

[2]) Nämlich beym Eingießen in den Becher.

Die Flasche sprach zu ihr: Hast du nicht gehört (was Sa'di sagt):
Demuth von erhabenen Nacken [1]) ist gut.

Wirklich die allerfeinste Eleganz.

Ein Beyspiel von ausdrücklicher Anführung des Eigenthumes des Geborgten; von H'âfit'h:

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —

ger bâweret nemi shewed ez bende in h'adith
ez gufte'i kemâl' delilê bijâwerem
ger ber gunem [2]) dil ez tu u berdârem ez tu mihr
ân mihr' ber ki efkenem ân dil kug'â berem.

d. i.:

Wenn du aber Glauben nicht beymissest diesen Reden deines Dieners,
So will ich aus den Gedichten des Kemâl Ismaʿil einen Beweis beybringen:
Wenn ich losmachte das Herz von dir, und wegnähme von dir die Liebe;
Diese Liebe, auf wen sollt' ich sie werfen? jenes Herz, wohin sollt' ich es tragen?

Ein und vierzigster Anker d. e. F. Das Kunststück serakâti shi'rijje, oder poetische Diebstähle. »Dieses »Kunststück ist dreyfach: 1) intih'âl (das Ausgeben von Etwas »Fremdem für Eigenes); wenn man eine fremde Rede ohne [3]) »Veränderung der Worte aufnimmt, und mit dem Wissen, daß »es fremdes Gut ist. 2) mes'ch (Verwandlung), wenn man »den Sinn nimmt und den Ausdruck verändert. 3) selch (Aus»ziehn oder Schinden), wenn man den Sinn nimmt, und sich »gar nicht an den Ausdruck kehrt, auch wohl im Sinne selbst »eine schöne Veränderung anbringt, so daß der ganze Gedanke »für einen neuen gelten kann. Dieß gehört dann nicht mehr zu »den poetischen Diebstählen, und man nennt es in der Kunst»sprache Ibdâ', Neuhervorbringung, was für etwas Schönes »gilt. Beyspiele: 1) Firdewsi hat gesagt:

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —

ei dâgh' ber dil ez ghami châli' tu tâle râ
shermende sâcht' âhuwi c'eshmet ghazâle râ.

d. i.:

O du! aus Kummer um dessen schwarzes Schönheitsmal ein Brandmal am Herzen trägt die Tulpe;
Beschämt gemacht hat das Reh deines Auges [4]) die himmlische Gazelle (die Sonne).

---

[1]) S'orâh'i ist eine Flasche mit langem Halse.

[2]) ber gunem, ich mache los, scheint gefälliger, als ber kenem, ich reiße los.

[3]) Setze zu: bedeutende.

[4]) Das Reh des Auges ist grammatisch so viel als das reh-

[redacted]

Davon dieses Intih'âl des Efferi:

> ei bâgh' ber dil ez guli rô'i' tu lâle râ
> ser geshte sâcht' âhuwi c'eshmet ghazâle râ.

d. i.:

> O du! vor der Rose von dessen Antlitz ein Brandmal am Herzen trägt die Tulpe;
> Schwindeln gemacht hat das Reh deines Auges die himmlische Gazelle (die Sonne).

Hier kann wohl die letzte Zeile für ein wahres intih'âl gelten, da die Veränderung von beschämt in schwindelnd unerheblich ist. Aber die erste Zeile, die das Bild des Originals fein anders wendet, könnte wohl ein Ibdâ' heißen, wenn diese Distinktionen nicht überhaupt sehr unbestimmt und — sehr unnütz wären.

2) Von diesem Beit des Senâ'i:

— — ◡ — ◡ — — | — — ◡ — ◡ — —

> nûri' chodâ 'st' lâmi' 'ez c'ihre'i' tu mârâ
> burka' fiken tu ez ruch tâ bingerem chodârâ.

d. i.:

> Das Licht Gottes strahlet uns aus deinem Antlitz;
> Wirf den Schleyer von der Wange, daß ich Gott schaue!

wird dieses des Hilâli als ein Mes'ch angeführt:

— — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — —

> ei nûri chodâ der nek'her ez rô'i tu mârâ
> bugdhâr' ki der rô'i tu binîm' chodârâ.

d. i.:

> O du, von dessen Angesicht das Licht Gottes in unserem Blick ist,
> Erlaube, daß wir in deinem Angesicht Gott schauen;

wobey dann zugleich das Versmaß verändert ist.

3) Folgendes Beit eines Ungenannten:

◡̲ ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡̄ ◡̄ —

> tab'i men bâdi let'âfet besuchan bâd' c'unân
> ki guher gharki 'arak' gesht u beder jâ uftâd.

d. i.:

> Mein Genie hat solche Kraft der Anmuth dem Worte gegeben,
> Daß die Perle in Schamschweiß ertrank und ins Meer fiel;

---

gleiche Auge, vermöge des Id'hâfeti teshbîhî, oder Genitivsverhältnisses der Vergleichung; siehe oben Auszüge von S. 37. Aber das rehgleiche Auge ist nun nicht etwa auch so viel, als das rehaugengleiche Auge, so wenig als im hohen Lied: deine Augen sind Tauben, so viel als: deine Augen sind wie Augen der Tauben. Das Auge selbst wird mit dem Reh verglichen, etwa wegen seiner schnellen Bewegungen.

[redacted]

hat der Dichter ʿOrfî, dem es ganz besonders gefallen mochte, so geschunden (selch ferd):

◡—◡—|◡◡——|◡—◡—◡◡—
zi zâdeï dil u tabʿem ʾeger shewed âgâh
be asli chʾeshʾ bitâzed zi sherm' durri jetîm.

d. i.:

Von den Sprossen meines Herzens und Genies wenn sie Kundschaft erlanget,
Wird zu ihrem Mutterschooß zurückeilen vor Schaam die Einzel-Perle.

Wie ernsthaft diese, wie uns wohl scheinen mögen, Kindereyen von den arabischen wie von den persischen Poetikern behandelt werden, kann man auch aus den Anmerkungen zu der neunzehnten Makame des deutschen Hʾarirî ersehen, in welcher Makame selbst diese volksmäßige Pedanterey dann zu einem anmuthigen Schwanke benutzt ist. Es ist übrigens leicht zu sehn, wie bey der Stillständigkeit orientalischer Poesie, wo das Thema aller früheren Dichter von allen späteren nur immer variirt werden kann, dergleichen Grenzlinien, so scharf wie nur möglich gezogen, zwischen erlaubtem und unerlaubtem, wohl oder übel stehendem Nachtreten in die vorgefundenen Fußtapfen der Vorgänger auf dem einzigen Pfad, sich viel natürlicher, ja nothwendiger machen mußte, als bey uns, wo jeder seine eigene Bahn rennt, geht, kriecht oder fliegt.

Der Autor bemerkt noch: »Da dieses Kunststück das Wort »und den Sinn gemeinschaftlich angeht, so wird es im zweyten »Fahrzeug unter den Kunststücken des Sinnes noch besonders ab»gehandelt werden.«

S. 107. Zwey und vierzigster Anker d. e. F. Das Kunststück itʾhʾhâri mâ fî-lʾdʾhamir, das Errathen von etwas Gemerkten, oder das Kundthun dessen, was ein anderer sich denkt.

Ich lasse die allgemeine Erklärung weg, die unser Autor von dieser Spielerey gibt, weil sie eben so unverständlich ausgefallen ist, wie wenn einer, der ein Kartenspiel wohl kennt, sich aber nicht auszudrücken weiß, dieses Spiel einem andern, der es noch nicht kennt, erklären will. Wir wollen lieber dem Spieler in die Karte sehn, und uns die Regeln des Spiels selbst abstrahiren, d. h. wir wollen uns an die Beyspiele halten.

Zuerst folgender Einzelvers, der: Misraʿi gʾâmiʿ, vereinigendes Misrâʿ, genannt wird:

—◡——|◡—◡—|◡◡—
sachuni ʾishkʾ gʾuz bejâr megô.

Liebesworte sage keinem als dem Liebsten.

Dieser Vers besteht aus funfzehn Buchstaben, von welchen keiner zwey Mal vorkommt: s-ch-n-ʿ-sh-k-g-z-b-j-â-r-m-k-w. Dazu nun dieses Rubâʿi:

> ân shâhi butân nemûd' bâ h'usn u g'emâl
> gewkâni chat' u gûj' ki ân nokt'a'i châl
> shud hôshi dilem c'u g'ilwe-ger shud ma'shûk'
> jâreb ki mebâd' hergizet bîmi zuwâl.

d. i.:

> Der Schah der Liebesgötzen zeigt in Schönheit und Glanz
> Den Bart, der dem Ballschlägel glich, und als den Ball dazu das Tüpfchen auf der Wange.
> Mir verging die Besinnung, da prangend herging der Liebste;
> O Gott! nie drohe deiner Schönheit Gefahr des Untergangs!

In die vier Zeilen dieses Rubâʿi's nun sind die funfzehn einzelnen Buchstaben, die den obigen Vereinvers oder misrâ'i g'âmiʿ bilden, nach einer solchen Einrichtung vertheilt, daß, wenn man zuerst Jemand aus dem Vereinvers sich irgend einen Buchstaben merken, dann aber sagen läßt, in welcher Zeile des Rubâʿi der gemerkte Buchstab vorkomme, man dadurch diesen Buchstaben erräth. Zu diesem Behufe ist nämlich für jede der vier Zeilen des Rubâʿi und für jede mögliche Verbindung einiger oder aller dieser Zeilen eine Zahlengeltung angenommen, wodurch funfzehn Zahlen entstehen, nach welchen die funfzehn Buchstaben des Vereinverses in den vier Zeilen angebracht sind. Zeile 1 gilt 1, darin steht also der erste Buchstab des Vereinverses, das sîn; Zeile 2 gilt 2, darin steht der zweyte Buchstab, châ; Zeile 1 und 2 zählen 3, darin der dritte Buchstab, nûn; Zeile 3 gilt 4, darin stehe der vierte Buchstabe, ʿain; Zeile 1 und 3 zählen 5, Zeile 2 und 3 zählen 6, Zeile 1, 2, 3 zählen 7, Zeile 4 zählt 8, und so weiter, bis 1, 2, 3, 4, was 15 zählt; der funfzehnte Buchstabe also, wâw, kommt in allen vier Zeilen zugleich vor Wer nun sagt, daß sein gemerkter Buchstab in allen vier Zeilen vorkommt, verräth dadurch dem, der den Zahlenschlüssel hat, diesen Buchstaben; und eben so ists mit allen übrigen. Das Kunststück ist an sich geringfügig, und bey uns, nur in anderer Wendung, bekannt genug, aber die Fassung in Verse gibt ihm eine Zierlichkeit und Anmuth, die ihm bey uns abgeht.

Zu dem obigen Vereinverse nun könnten noch mehrere andere Rubâʿi's, in denen die funfzehn Buchstaben eben so angebracht wären, ohne sonderliche Schwierigkeit erfunden, und zu einer Art von Gesellschaftsspiel unter mehrere Personen vertheilt werden, deren jede für einen aus dem Vereinvers von ihr gemerkten Buchstaben, aus ihrem Rubâʿi die Zeilen, worin sich dieser Buch-

stab fände, angeben müßte. Aber es lassen sich für andere Rubâ'i's auch andere Vereinverse ersinnen, die aber immer nur funfzehn Buchstaben haben dürfen. Und so gibt der Autor noch zwey dergleichen Vereinverse, jeden mit einem dazu gehörigen Rubâ'i nach obiger Einrichtung [1]).

S. 108. Eine Variation des vorhergehenden Kunststücks. Die Sûret El'ichlas', die 112te des Korans, welche lautet: kol huwa-llâhu 'ah'ad: allâhu-l's'amad: lem jalid welem jûlad: welem jekun lehu kufu'an 'ah'ad: d.i.: Sage: Er ist Gott allein; Gott, der ewige; er hat nicht gezeugt und ist nicht erzeugt; und es ist ihm keiner gleich. Diese Sûre, wie ein fleißiger Koranforscher, der auch die Buchstaben zählt, leicht bemerken mochte, enthält vierzehn verschiedene Buchstaben, wobey das Hamze oder bewegliche Elif (in 'ahad) als ein vom Wasl und ruhenden Elif (in allâh) verschiedener Buchstab mitgezählt ist [2]). Aus diesen vierzehn Buchstaben hat man folgenden Vereinvers gebildet, 'ehli s'afâ mukûdi h'akîm, der zur Noth etwa heißen könnte: Ehrliche Leute sind bares Geld des Doktors. Und dazu das geschwänzte Rubâ'i, rubâ'iji dheil, vermuthlich so genannt, weil es nicht das herkömmliche eigene Rubâ'i-Versmaß, sondern eines der gewöhnlichen Ghazelversmaße hat:

---

[1]) Jeder von beyden Vereinversen enthält aber einen Nachlässigkeitsfehler, wie denn in dieser ganzen Partie die Druckfehler so häufig und so bedeutend sind, daß manche Stelle dadurch, in Verbindung mit der Unbehülfligkeit des Ausdrucks, völlig unverständlich wird. So ist z. B. einige Male misrâ'i ewwel, ersten Zeile (des Rubâ'i) statt mis'râi g'âmi', Vereinvers, gedruckt. — Der erste nun von jenen beyden andern Vereinversen ist: ⏑̲ ⏑ — — | ⏑ ⏑ — — | ⏑̄ ⏑̄ —, sifeti sunbuli shâhid gôjem, die Eigenschaft der Locken des Liebsten besinge ich; darin ist nach sunbul ein auch sinnstörendes u eingeschoben, wodurch der Buchstaben 16 statt 15 werden, und nun einer zwey Mal vorkommt. Eben so im zweyten Vereinvers, von gleichem Maße: h'ad'hreti' pâdishehi' mulki sachun, d. i. die Majestät des Herrschers im Reiche des Wortes; ist gegen das Versmaß und gegen die Buchstabenzahl, pâdishâhi, mit der Verlängerung, für pâdishehi geschrieben.

[2]) Diese Stelle mag zu einem Belege dienen von der unbehülflichen und verworrenen Art unseres Autors, sich auszudrücken. Er sagt: der sûrej kerîme c'ehâr deh h'arfi ghairi mukerrer est ma hamze u elif; wörtlich: In dieser Sûre sind vierzehn unwiederholte Buchstaben, mit der Hamze und dem Elif. Und das soll heißen: vierzehn verschiedene Buchstaben, die, verschiedentlich wiederholt, die ganze Sûre bilden, und Elif und Hamze nicht als Ein Buchstab, sondern als zwey verschiedene Buchstaben unter jenen vierzehn mitgezählt.

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —
beḱatli' men eger gufte-st' dilber
nithâri' wei dil u' g'ân bâd' hem ser
begufti' nâsih'ân ser mi netâbem
beh'aḱḱi h'aḱ beḱôjesh mîḱushed ger.

d. i.:

Wenn auf meine Ermordung es angelegt hat der Liebste,
So sey zum Opfer ihm hingestreut Herz und Seele, zusammt dem Haupte.
Auf die Reden der Abrather werd' ich das Haupt nicht wenden,
Wenn nach Gottesrecht er in seiner Straße es abschlagen will (?).

In diesem Rubâ'i sind die vierzehn Buchstaben des Vereinverses (und somit die der Sûre) nach demselben oben angegebenen Schema vertheilt, nur weil es vierzehn statt funfzehn Buchstaben sind, hat ein Zahlenplatz von den funfzehn Zahlenplätzen der vier Zeilen überhüpft werden müssen. Dieser überhüpfte ist der neunte, denn der im Vereinvers neunte Buchstab û (wâw) ist als zehnter gerechnet, und als solcher in den zehnten Zahlenplatz des Rubâ'i, nämlich Zeile 2 und 4, gesetzt; und dadurch ist denn auch jeder der fünf nach dem û kommenden übrigen Buchstaben des Vereinverses, im Rubâ'i um einen Zahlenplatz weiter gerückt, so daß der vierzehnte oder letzte Buchstab, als funfzehnter gerechnet, der ist, der in allen vier Zeilen zugleich steht *).

Dieses Kunststück ist deßwegen sinnreicher als das vorige, weil man hier den Vereinvers als Schlüssel für sich behält, indem man Jemandem aufgibt, sich einen Buchstaben aus der sûret El'ichlâs' zu merken, und dann zu sagen, in welcher Zeile oder welchen Zeilen des Rubâ'i der gemerkte Buchstabe vorkomme. Die Sûret El'ichlâs', die zu mancherley Aberglauben, z. B. Amuleten, sich muß brauchen lassen, hat auf solche Weise denn auch ein angenehmes Gesellschafts-Kunststückchen, das nach orientalischer Ansicht in die Poetik gehört, abgeben müssen,

S. 108—111. Wenn es im obigen galt, einen gemerkten Buchstaben zu errathen, so im Folgenden eine gemerkte Sache.

Auf einem Quadrat von 64 Feldern sind 64 Namen von verschiedenen Dingen geschrieben. Dieselben Namen sind auf

*) Falsch sagt der Text: die Zeile 4 des Rubâ'i gelte hier 7 statt 8. Dadurch würde ja diese Zeile als Zahlenplatz mit den verbundenen Zeilen 1, 2, 3 (welche 7 gelten) zusammenfallen; und das ḱ (ḱâf), der achte Buchstabe des Vereinverses, steht wirklich in Zeile 4.

einem zweyten Quadrat von eben so viel Feldern, in einer andern Folge geschrieben, die mit der auf der ersten Tafel kein in die Augen fallendes Verhältniß hat. Vorn an den acht Reihen der Felder herab stehn auf beyden Quadraten in gleicher Ordnung die Namen der acht Himmel: 1) Zu oberst feleki a'tham, der größte Himmel oder die höchste Sphäre; 2) feleki mushteri, die Sphäre des Jupiter; 3) feleki sohre, die Sphäre der Venus; 4) des Merkur; 5) des Saturn; 6) des Mars; 7) der Sonne; 8) des Mondes. Man kann nun Jemandem beyde Himmelstafeln geben; daß er sich eine Sache daraus merke; er muß dann sagen, in welchem Himmel auf beyden Tafeln die Sache stehe, und daraus erräth man diese: denn die 64 Sachen sind, nach einem leicht begreiflichen Kunstgriff, so geordnet, daß je acht davon, die auf der ersten Tafel in Einem Himmel beysammen stehen, auf der andern Tafel durch alle acht Himmel einzeln vertheilt sind, so daß jeder Himmel der einen Tafel mit jedem der andern nur Eine Sache gemeinschaftlich hat. Es wäre nun doch gar zu naiv, wenn der eine Sache sich Merkende nicht merken sollte, daß er selbst diese Sache dem Rathenden durch die Angabe ihrer beyden Himmel verrathe. Es ist deßhalb anzunehmen, daß der Rathende nicht in die Himmelstafeln des Merkenden blicken dürfe; er hat aber zum Ersatz dafür einen astronomischen Schlüssel zur Hand, auf geheimnißvolle Art in Verse versteckt, wodurch eben dieses wohlfeile Kunststück hieher in die Poetik gehört. Es sind 64 Beits, nach den 64 Gegenständen der beyden Himmelstafeln, und in je einem Beit ist je einer der Gegenstände mit mehr oder minder gefälliger Wendung genannt, und ihm eine Seite oder Beziehung abzugewinnen gesucht. Jedes Beit trägt an seiner Spitze das Doppelzeichen der beyden Himmel seines Gegenstandes, nämlich die Endbuchstaben der arabisch-persischen Himmelsnamen: m bedeutet feleki a'tham, höchster Himmel; î, feleki mushterî, Jupiters-Himmel; h, feleki sohreh, Venus-Himmel; d, feleki 'utârid, Merkurs-Himmel; l, feleki zuh'al, Saturns-Himmel; ch, feleki merrich, Mars-Himmel; s, feleki shems, Sonnen-Himmel; r, feleki kamer, Mond-Himmel: mi bedeutet also, daß der Gegenstand des Beits im höchsten Himmel der ersten Himmelstafel und im Jupiters-Himmel der andere stehe u. s. w. Sagt nun der Merkende: mein gemerkter Gegenstand steht auf der einen Himmelstafel in diesem, und auf der andern in jenem Himmel; so blickt der Rathende mit großem Bedacht

*) Diese Ordnung der Planeten ist zwar falsch, doch kommt darauf hier nichts an, wo es nur gilt, Zeichen für Zahlen zu haben.

in seine Beits, und sucht dasjenige, das das verbundene Zeichen von diesem und jenem Himmel trägt, liest das Beit her, und macht den Merker staunen, seine gemerkte Sache in einem tönenden Verse zu vernehmen. Die Beits selbst nun könnten viel geistreicher und witziger seyn, als sie sind; wir übersetzen zur Probe folgende:

m m O der du an allen Enden Tugenden hast,
Im Innern deiner Hand trägst du Gold.
m l O du, von dem ein Schimpfwort mir zu einer Ehre gereicht,
Im Innern deiner Hand ist Silber verborgen.
m i O der du der Seele und dem Auge werth bist,
Verborgen in deiner Hand ist Zinn [1]).
m ch O der du bist der Genosse der Herrschaft und der Lust,
Was soll dir das Kupfer (mis)? wirf es von dir!
m s O der du nichts zum Augenmerk hast als Freygebigkeit,
Im Innern deiner Hand was hältst du Erz (rôj)?
m h O du, dem Raum und Zeit zu Gebote stehn,
In deiner Hand ist Messing (buring) verborgen.
m d [2]) O du, dessen Herz die Kibla des Raums und der Zeit ist,
Im Innern deiner Hand ist Eisen verborgen.
m r O der du die Welt ergriffen hast durch Verstand,
Im Innern deiner Hand hast du Bley [3]).

---

[1]) erzîz, oder wohl richtiger erzêz, erklärt der Burhân durch das Arabische rasâs.

[2]) Es steht m w, was gar nichts heißt; daß es m d (mushteri 'ufârid) seyn soll, ergibt sich aus der Vergleichung der Himmelstafeln. Ueberhaupt sind eine Anzahl Fehler, bald in den Tafeln, bald in den Rubriken der Beits, die sich aber alle durch gegenseitige Vergleichung berichtigen lassen. In Tafel I. z. B., in der zweyten Reihe von oben, soll statt sêr, Knoblauch, per, Feder, stehn, und in der untersten Reihe statt shîr, Milch, sirr, Heimliches. In der zweyten Tafel der vierten Reihe muß für chosh bôj, Wohlduft, auch per, Feder, gesetzt werden, und in der fünften Reihe für shîr, Milch, abermals sirr, Heimliches, wie sich aus dem dazu gehörenden Beit ergibt.

[3]) Diese ersten acht Beits habe ich vollständig übersetzen wollen, so leicht sie auch an Gehalt sind, trotz der acht verschiedenen Metalle, die sie führen. Man sieht doch daraus, wie die Sachen behandelt sind, und wie sie hätten behandelt seyn können. Diese acht Beits beobachten übrigens nicht bloß eine natürliche Sachordnung, sondern auch eine eben so natürliche Ordnung der Himmelsbezeichnungen, indem sie die acht Gegenstände nach einander behandeln, die auf der einen Himmelstafel zusammen im obersten Himmel, und auf der andern durch die acht Himmel vertheilt stehn. Und zwar folgen diese Himmel selbst richtig auf einander nach dem astronomischen System, von dem des Saturns bis auf den des Mondes herab, nicht in der willkürlichen Ordnung, in welcher sie den beyden Tafeln, wie oben bemerkt, vorgezeichnet sind. Aber in den folgenden Beits verschwindet diese gute Einrichtung wieder, und

s i O der du auf dem Haupte vom Mond eine Haube trägst,
Warum hältst du Sand in der Hand verwahrt?
s l O du, dessen Stirne den Rosen Farbe gibt,
Im Innern deiner Hand was hältst du den Stein?
h l O Himmelsadler des Zeltes der Luft,
Es ist ein Knochen, wirf ihn den Hunden hin!
d ch O du, zu dessen Befehl die Welt von Ende zu End' ist,
In deiner Hand ist der Ring (der Herrschaft) verborgen.
d m O du, von dessen Freygebigkeitsgarten ich die Nachtigall bin,
Was hältst du vor der Nachtigall die Rose verborgen?
s h O du, über dessen jedes Räthsel zweyhundert Bravo's!
Am Barte deines Feindes sey Mist!

S. 112 — 114. Eine Tafel von 27 Feldern in drey Reihen, mit 27 Parfüms besetzt. Hernach eine zweyte dergleichen Tafel, worauf dieselben Dinge so vertheilt sind, daß 3 von den 9 auf der ersten Reihe der ersten Tafel stehenden hier gleichfalls auf der ersten Reihe, 3 davon aber auf der andern, und endlich 3 auf der dritten Reihe stehen. Und eben so sind die 9 Parfüms der zweyten und die 9 der dritten Reihe der ersten Tafel, hier auf der zweyten Tafel je 3 zu 3 durch die 3 Reihen vertheilt. Läßt man sich nun angeben, in welcher Reihe auf beyden Tafeln ein gemerkter Gegenstand sich befinde, so weiß man, daß es einer der drey Gegenstände ist, die den beyden Reihen auf beyden Tafeln gemeinschaftlich sind. Um nun aber auch zu wissen, welcher von diesen dreyen es sey? läßt man sich auf einer dritten, eben so besetzten Tafel angeben, in welcher Reihe hier der Gegenstand stehe. Hier sind nämlich die je drey Gegenstände, die jeden zwey Reihen der beyden ersten Tafeln gemeinschaftlich sind, einzeln durch die drey Reihen vertheilt, es kann also kein Zweifel bleiben. Z. B. Räuchwerk, Musk und Rosenwasser stehn auf Tafel I. in Reihe 1, und auf Tafel II. in Reihe 2. Wer angibt, sein Gegenstand stehe auf Tafel I. Reihe 1, und Tafel II. Reihe 2, hat einen von jenen drey Gegenständen im Sinne. Nun steht aber auf Tafel III. Räuchwerk in Reihe 1, Rosenwasser in Reihe 2, und Musk in Reihe 3; wer also auch hier die Reihe angibt, hat dadurch dem Rathenden den gemerkten Gegenstand verrathen, und zwar ohne daß er so leicht merkt, wie das zugeht. Um nun aber die Antwort des Rathenden stattlich einzurichten, sind den 3 Tafeln 28 Rubâ'i's beygegeben, eins zur Einleitung für die übrigen, und die übrigen 27 für die 27 Parfüms.

---

die Himmelsbezeichnungen stehn, ohne fortlaufenden Zusammenhang, mehr oder minder bunt durch einander; so daß, um das Zeit für irgend eine Himmelsvereinigung aufzusuchen, man alle Rubriken der Zeits durchlaufen muß. Diese größere Mühe ist vielleicht beabsichtigt.

So haben wir uns das leichte Kunststück enträthselt; der Autor aber stellt es als Räthsel, nicht bloß für den Merkenden, sondern auch für den Rathenden selbst hin, welchem letzteren er nur einen geheimnißvollen, ihm unerklärlich bleiben sollenden Schlüssel, zum Errathen oder vielmehr zum Antwort geben, an die Hand gibt. Nämlich die drey Reihen von Tafel I. sind bezeichnet mit den Buchstaben h́, k, d, und die drey Reihen von Tafel II. mit den Buchstaben r, d, j [1]); die drey Reihen der dritten Tafel sind ohne Bezeichnung. Dazu wird nun die Anweisung [2]) gegeben: Wenn Jemand sich einen der 27 Gegenstände gemerkt hat, so liest man die drey Reihen der ersten Tafel her, und fragt, in welcher Reihe er stehe? Welche Reihe nun jener angibt, derselben Reihe vorgezeichneten Buchstaben merkt man an; liest dann die drey Reihen der zweyten Tafel, fragt eben so, und setzt den vorgezeichneten Buchstaben der hier angegebenen Reihe zu jenen ersten Buchstaben hinzu. Dann liest man die dritte Tafel, und fragt wieder nach der Reihe; welche Reihe nun angegeben wird, in dieser ist der von jenem gemerkte Gegenstand der sovielste, als die beyden aus den ersten Tafeln gezogenen Buchstaben nach demjenigen Zahlenwerth bezeichnen, welchen ihnen folgender Gedächtnißvers beylegt. Rubâ'î:

dar 'ewwel u dad [3]) thânî u dej [4]) thâlith dâr
kar râbi' u kad châmish u kaj sitte shimâr
h́ar sâbi' u h́ad thâmin u h́aj tâsi' dân
în nukte' 'ez râwiji chod jâd' bidâr.

d. i.:

Fülle [5]) nimm für das erste, Thier für das zweyte, Winter für das dritte;
Ruhe [6]) zähle als das vierte, Wuchs für das fünfte, Brandzeichen für das sechste;
Hitze [7]) betrachte als das siebente, Grenze als das achte, und Lebendig als das neunte.
Dieses Räthsel von deinem Lehrer behalte wohl!

Wirklich der vollkommenste und schönste Gedächtnißvers, den man sich wünschen kann. Sein Zahlengehalt ist:

---

[1]) Statt des ersten und des zweyten d steht im Text û.

[2]) Seite 111, hart nach den zum vorigen Kunststück gehörigen 64 Beits, ganz ohne Andeutung, daß hier etwas Neues angeht,

[3]) Statt dad steht dû.

[4]) Statt dej steht wej.

[5]) dar, darr; oder Perle, dor, dorr.

[6]) kar, karr; oder Kälte, kor, korr.

[7]) h́ar, h́arr; oder Frey, h́or, h́orr.

d=r bedeutet eins, d=d bedeutet zwey, d=j bedeutet drey; k=r bedeutet vier, k=d bedeutet fünf, k=j bedeutet sechs; h'=r bedeutet sieben, h'=d bedeutet acht, und h'=j bedeutet neun. D. i. der Gegenstand, der in der ersten Tafel auf der Reihe d, und in der zweyten auf der Reihe r steht, ist in der dritten Tafel der erste auf der Reihe, auf welcher er steht. Der Schlüssel ist richtig [1]) und schließt vollkommen; und daß der den Schlüssel Gebrauchende selbst nicht einsieht, wodurch er schließt, das ist eben die Kunst von diesem Kunststück.

Die 27 Rubâ'i's nun über die 27 Parfüms, aus denen der das gemerkte Parfüm errathen Habende dasjenige, das mit dem Namen dieses Parfüms bezeichnet ist, als Antwort herliest, diese 27 Rubâ'i's haben alle die Wendung eines verliebten Kompliments, und sind im Durchschnitt anmuthig und für den einförmigen Gegenstand mannigfaltig genug. Als Auswahl übersetze ich folgende, zum Theil ihrer Wendung wegen, zum Theil wegen des selteneren darin genannten Parfüms.

Rosenwasser.

O schöner Türke von Chatâj! in dein Ohr aus guter Meinung
Sag' ich ein Wort, besser als eine Perle von schönstem Wasser:
Mit schweißbenetztem Gesichte geh nicht in den Garten,
Damit nicht die Rose aus Erstaunen über dein Antlitz zu Wasser wird.

Muskus.

O du, Neid der Götzen von C'în, Tâtâr und C'igil!
Von dem Dufte deiner Locken ist der Muskus beschämt.
Hast du nicht gehört, daß Geruch des Weins und Geruch des Muskus
Auf der Räucherpfanne schwer ist zu verbergen.

Amber.

O du, dessen Gemüth reines Wasser ist, und dessen Antlitz glänzendes Feuer;
Wasser und Feuer sind deiner Gemüthsart Söldlinge.
Wenn dein Angesicht nicht ein Meer der Schönheit wäre, wie wäre denn
So gefallen an seinen Rand von jeder Seite Amber? [2])

Sandelholz.

O du, dessen Herz in der Brust ist wie ein Stein (g'andel);
Deine Locke wie eine Schlange, und dein Zypressenwuchs wie Sandel.

---

[1]) Doch entstellt und unbrauchbar in unserm Buch durch die Fehler, die in den drey Noten, welche den drey letztvorhergehenden vorhergehn, angegeben sind.

[2]) Den nur das Meer auswirft.

Indem du die Stirne gerieben hast mit dem Sandel,
Hast du bereitet zur Zauberey auf deinen Wangen das Mandel [1]).

Ghâlije.

O du, für dessen Liebe Nâhid zum Mushterî wird [2]),
Der Getödtete deines Grams ist ein Lebender auf ewig.
Das Schönheitsfleckchen aus Ghâlije, das du auf deine Wange gelegt hast,
Hat dem Mond und der Sonne eine Ausforderung zum Wettstreit über den Vorrang zugesandt [3]).

H'asan Labbe [4]).

O du, dessen Angesichte die helle Sonne zum Spiegelhalter dient;
Nie wird sich finden ein Götze wie du in Ferchâr [5]).
Seit du den Namen H'asan Labbe über die Zunge gebracht hast,
Möchte man sagen, es habe dem tatarischen Muskus den Rang abgelaufen.

'Araki behâr (Frühlings-Schweiß) [6]).

O du, dessen Antlitz der rothen Rose den Rang abgewonnen,
Durch dessen Haar das Herz der Muskusblase von C'în Blut geworden ist.
Du bist der Neid des Frühlings der Schönheit, und durch dich kommt
Die Anmuth des 'Araki beh'âr der Schönheit aus deiner Gemüthsart.

---

[1]) Mandel ist 1) Aloeholz, 2) Flaum- oder auch Backenbart, 3) der Kreis, den ein Zauberer oder Beschwörer zieht. Das Rubâ'î lautet im Original:

ei 'ânki buwed befine' dil c'ûn g'andel
zulfet mâr est u ferwi' k'addet f'andel
tâ pêshânî t'elâ'i f'andel kerdi
âraste'i zi behri effûn mandel;

wobey ich in der dritten Zeile ein das Metrum störendes, und dem Sinn überflüssiges chod (eigen) ausgeworfen habe.

[2]) Nâhid, der Planet Venus, wird zu Mushterî, Planet Jupiter, d. i. wird zu einem Käufer deiner Liebe.

[3]) dâdê zi sheref be mâh u chorshêd' newîd.

[4]) Ein mir unbekanntes Parfüm. Daß es nicht etwa H'usni labbe oder H'usni labe auszusprechen, zeigt das Metrum des Verses:

— — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ —
tâ nâmi h'asan labbe berândi bezubân.

daß es aber ein geringeres Parfüm ist, kann man aus dieser Wendung schließen; es wird nur dadurch, daß sein Name über die Lippen des Liebsten gegangen, würdig, mit dem Muskus verglichen zu werden.

[5]) Eine Stadt in C'în (China), berühmt durch ihre Schönen.

[6]) Das Versmaß verträgt auch 'irki behâr, Frühlingswurzel, vielleicht: Wurzel der Blume behâr, die man für eine Anthemis oder etwas ähnliches hält. Doch Veilchenwurzel heißt unten im vorletzten dieser Rubâ'î's: bêchi binefshe, nicht 'irki binefshe. Vergleiche auch die nächste Note.

Zebât (Zibeth) [1]).

O du, dessen Rubin (Mund) für die Seele, ach! Lebenswasser hat,
Rings um dessen Zucker (Lippen) in Frischheit gewachsen ist junges Schilf (Bart);
Aus deiner reinen Brust ist klar, daß gewiß
Dein zärtliches Herz eine Neigung zu Zibeth [2]) hat.

C'uwe [3]).

O du, dessen Gesicht wie ein Vollmond ist, und deine Augenbraune ein Neumond;
Mein Herz ist von deiner Liebe geschüttelt und gerüttelt voll.
Dein rohem Silber gleiches C'ûwe-Büchschen [4]) ist.
Wie die Nacht der Trennung, schwanger mit dem Tage des Liebesgenusses.

'Araki fitne (Schweiß der Aergerniß) [5]).

O du, dessen Gestalt verklärt ist von Sonn' und Mond;
Dein Gäßlein ist besser als hundert Rosenbeete.
Du bist die Liebesärgerniß der Welt, und der Schweiß deiner Wange
Ist Schweiß der Aergerniß in schönerem Sinn.

Selâres.

O Brustbeeren-Lippiger! die Knospe hat geschlossen sittig
Vor deinem engen Munde aus Erstaunen ihre Lippe.
Wenn du befiehlst dem Abendstern, wird er demüthig
Reiben an deine Fußsohle Selâres [6]) die ganze Nacht durch.

---

1) Zebât kann nicht wohl etwas anders, als Zibeth seyn. Burhân Kâṭi' schreibt Zebâd, das er so erklärt: »Ein Schweiß und »Schmutz ('arakê u c'irkê), den man zwischen den Beinen eines »Thieres hervornimmt, welches der Katze gleicht, aber einen klei»nern Kopf hat. Dieser Schweiß ist sehr wohlriechend, und »unter den Parfüms berühmt.« — Daß der Zibeth hier Schweiß genannt wird, läßt schließen, daß auch die vorhergehende Nummer: Frühlingsschweiß, eine ähnliche Substanz seyn dürfte. Dieses wird völlig bestätigt durch die folgende Nummer: Schweiß der Aergerniß.

2) Wohl als ein Aphrodisiakum.

3) C'ûwe mit g'im, wâw, wâw, hê; dieses Wort ist mir unbekannt.

4) c'ûwe' bizi' c'u simi châmet. C'ûwe biz, d. i. C'ûwe schwingend oder streuend

5) Siehe die Note zur vorletzten Nummer: Zebât. — Hier kann 'arak, Schweiß, durchaus nicht 'irk', Wurzel, seyn, wegen der Anspielung: chej'i ruch, Schweiß der Wange.

6) Dergleichen mag man sich also wohl Nachts im Bette von einem Sklaven an die Fußsohlen reiben lassen.

ʿArakî Cîn (Schweiß oder Gehüft von China).

O du! der Neid des Neumonds des Beiramfestes der Seele ist deine
Augenbraue;
Eine Volksmenge schaut sehnsüchtig [1]) aus nach deinem Anblick.
Beym chinesischen Schweiß deiner Augenbraue wird das Herz,
Wenn es etwas zu bitten hat, das Schweißtüchlein (ʿarak ʿîn)
deiner Laune seyn.

Erkgʿe.

O Erkgʿe-reibender Herznehmer, süßantlitziger,
Lege nicht dieses Fleckchen [2]) an den Winkel dieses Auges, ich bitte!
Von Eins zu Tausend wächst mein Liebesschmerz;
Ja wohl, wenn du aufs Auge [3]) ein Tüpfelchen setzest, wirds tausend.

Kishte.

O du, auf dessen Backe geschrieben hat Gott
Den kaiserlichen Handbefehl in grünem Haarstrich [4]), und ihn zierlich
geschnörkelt:
Daß nämlich jeder im Drang der Furcht und Hoffnung
Am Rande seines eigenen Kishte sitzen soll [5]).

Pân [6]).

O du, dessen Wuchs im Garten der Seele die wandelnde Zypresse ist;
Deine Perlen(zähne) sind durch die Farbe des Pân wie die Perlen.
Ein Märtyrer des Schwertes deiner Augenbrauen ist geworden das
Herz,
Bis es empfangen hat in deinen Dienst einen [7]) Bissen von Pân.

---

1) Sehnsüchtig nach dem Anblick des Neulichts, mit dessen Eintritt die Fasten endigen, und das Fest beginnt.

2) Aus Erkgʿe wird also hier, wie oben aus Ghâlije, ein Schönheitsfleckchen (Maal, châl), und zwar nahe ans Auge aufgetragen.

3) Das Auge, ʿain, der Buchstab dieses Namens, der durch ein darüber gesetztes Tüpfelchen ghain wird, welcher Buchstab 1000 bedeutet.

4) Des jungem Gras ähnlichen Bartflaumes.

5) bâshed beserʾ kishteʾi chod binsheste. Ich kann den Bezug der doch wohl sprichwörtlichen Redensart nicht finden. Kishte ist Saat, Samen, insonderheit (nach Burhân): die getrockneten Kerne von Pflaumen, Birnen, Pfirsichen u. dgl. Hier etwa ein wohlriechendes Oehl daraus? — Auch ist der Vers seltsam; er soll auf binwishte, geschrieben, und hishte, geschmücket, reimen; dazu wäre kishte der Reim, an dessen Stelle steht aber das binsheste, gesessen,

6) Pân ist nach Richardson »eine Pflanze mit aromatischen Blättern, »die man mit der Areka oder Betelnuß kaut; ihr indischer Name »ist Tambul. Pân wird für die ganze zum Kauen eingerich»tete Komposition gebraucht.«

7) aus deinem Munde mitgetheilten,

Melâ gir [1]).

O zypreßwuchsiger, jasminbufiger, hyacinthlockiger,
Du hast gesagt: »was hab' ich im Sinn'? sag an!«
Vernimm, vernimm: Der Düftegarten des Herzens und der Seele
Wird durch das Melâ gir deines Sinnes wohlduftreich.

Bêchi bineffhe (Veilchenwurzel).

O du, dessen Lippenfläche den Preis davon getragen hat vor Ros' und Wein;
Mit deinem Antlitz ist die Tulpe und dein Haar die Hyacinthe,
Damit dein Wuchs sey wie die Zypresse von Merwi shahgân [2]),
Wasche mit Veilchenwurzel beständig deine Locken.

Rosenöhl.

O schöner Freund, beseligten Gemüths und guter Sitte,
Auf deine Schönheit haben Sonn' und Mond das Glaubensbekenntniß abgelegt.
Da die Neigung deines Herzens auf Rosenöhl ist,
Wird in deinen Schooß die Rose zu Fuß aus dem Garten kommen.

S. 114—117. Dasselbe Kunststück, etwas anders gewendet, in der Anlage ganz wie das oben mit den funfzehn Buchstaben (S. 107). Es ist eine Resâle von 31 Früchten von 'Abd Elrahmân Gâmi. Die 31 Früchte sind in 5 Räume vertheilt, jeder Raum ist ein Quadrat von 16 Feldern. Der erste Raum gilt 1, der zweyte 2, der dritte 4, der vierte 8, der fünfte 16. Der Name Einer Frucht erscheint also auf allen 4 Ränmen, und ist 31 (1 + 2 + 4 + 8 + 16); der Name einer andern Frucht erscheint auf den Räumen 2, 3, 4, 5, und ist also 30. Der Name einer andern auf 1, 3, 4, 5 ist 29; und so immer weiter in abnehmenden Zahlen, bis der Name einer Frucht 4 auf dem dritten Raum allein steht, der einer Frucht 3 auf den beyden Räumen 1 und 2, und endlich der Name der ersten Frucht bloß auf dem ersten Raum. Hat man sich nun angeben lassen, auf welchem Raum, oder auf welchen Räumen zugleich. die gemerkte Frucht steht, so weiß man ihre Zahl aus der Zahl des einen Raums, in welchem sie steht, oder aus der Addition der Zahlen der mehreren Räume, in welchen sie steht,

---

[1]) Oder Melâ kir? findet sich nicht. Vielleicht türkisch, wenigstens dem letzten Theil nach: kir, d. i. Schmutz; in demselben Sinne, wie oben der Zibeth vom Burhân ein Schmutz, d. i. klebrige Substanz, genannt wird. — Ein folgendes Rubâ'i hat noch das unbekannte Wort lûbân, vielleicht so viel als lubân, λίβανος; aus dem Gedichtchen ergibt sich kein Bezug, daher ich es weggelassen. Noch ein Rubâ'i hat Mushkek, Diminutiv von Mushk, nach Burhân ein wohlriechendes Gras.

[2]) Shahgân (Schah-Seele), ein Ehrenname der Stadt Merw.

und diese Zahl sucht man in den beygegebenen nummerirten 31 Doppelbeits auf, deren jedes dann die Frucht seiner Zahl in zierlichen Reimen darbietet. Die Verse sind von Sâmî, und folglich schön; doch kann das Ganze an Gehalt vielleicht kaum sich mit dem vorhergehenden messen, die 31 Früchte haben uns weniger saftreich, als die 27 Parfüms duftreich erschienen [1]). Am auffallendsten ist es, daß mitten unter diesen 31 Früchten, als hätte die Zahl nicht voll werden wollen, auch das Brot vorkommt, ja am Ende sogar Muskus und Aloeholz auf der Räucherpfanne, doch dieses vielleicht als nothwendiges Zubehör eines wirklichen Nachtisches, zur Durchräucheruug des Bartes der satt entlassenen Gäste. Nur sollten, wenn dieses der Sinn war, nicht hinter den beyden her, wie doch der Fall ist, noch Rosinen, indische Melonen, und schon einmal da gewesene Trauben herkommen. Wir heben nun die schmackhaftesten der Früchte, oder die in den schönsten Schalen aufgesetzten, oder in der zierlichsten Wendung dargebotenen, der Reihe nach aus:

2. Wer, wie du, für andere eine Herzruh ist,
Hat keinen Kummer vom Unfug der Tage.
Ich sah dir nur in die Augen und sprach:
Du hast in deiner Hand Mandeln [2]).

5. Bis zum Monde stieg mein kalter Seufzer,
Du achtest nicht auf meinen Brand und Schmerz.
Seit du die Zitrone in die Hand genommen,
Ist meine Farbe strohbleich geworden.

7. Wie lange soll ich von deinem Genusse fern seyn,
In deinem Schmerze ruhlos und siech?
Vom Becher deiner Lippen bin ich rauschbetäubt;
Du hast in deiner Hand Trauben verborgen.

9. Wie dein Gesicht ist keine Ros' im Garten,
Wie dein Wuchs ist keine Zypress' im Park. —
Doch in ihrer Jahrszeit ist süß die Frucht;
Wie gäb's Melonen im Winter!

18. Der Jâkût deiner Lippe ist die Heilkraft des Kranken,
Deine Zähne sind Königsperlen.
Im Feuer deiner Liebe ist meine Seel' verbrannt;
Du hast wohl in deiner Hand Granaten [3]) verborgen.

20. Beständig aus Verlangen nach der hohen Gegenwart des Freundes,
Geh' ich aus mir selbst heraus, wie aus ihrer Hülle die Knospe.

---

1) Wohl eine Selbsttäuschung. Die Früchte konnten ohne Umstände und ohne viel Nachdenken verkostet werden; an den Parfüms war aber erst viel herumzuschnoppern, um hinter sie zu kommen, und manche blieben doch räthselhaft und darum reizend.

2) In welchem Bezug die Mandel auf das Auge steht, ist in einer früheren Note berührt.

3) Die Granaten sind für uns ein ganz ähnliches Wortspiel, wie im Original nâr, das Granatapfel und Feuer heißt.

[redacted]

Du sprachest: Was ist in meiner Hand verborgen?
Wie gut in deiner Hand ist die Quitte [1])!
23. Mein Türke, sprich, weß Glaubens bist du?
Daß du mit nichts als lauter Frevel umgehst.
Aus Scham vor deinem Zucker(mund) wird Wasser
Der Kandis, den du in der Hand hast.
24. Mein Seelchen, du hast zwey trunkne Augen,
Zwey ungläubige Götzendiener.
Deine Lippe gab von Zuckergenuß ein Zeichen;
Du hast wohl (feurigen) Koriander in dec Hand?
29. Mein hoher Fürst! wenn du Urtheil hast,
Mußt du deinen Werth in Ehren halten.
Die Seelen fliegen dir zu wie Mücken,
Du hast wohl in deiner Hand Rosinen.
31. Wenn deine Liebe nicht in meinem Haupte wäre,
So wäre keine Seele in meinem Leib, in meinem Busen.
Jeder andere hat irgend eine Tugend zur Hand,
Du aber hast in der Hand nichts als Milde (Trauben) [2]).

Von uns unbekannten Früchten haben wir nichts auf dieser Tafel gefunden, als Beit 15 eine Holzbeere, c'ûb dâne, und Beit 25 eine Zuckerwicke, nuchûdi kândî, über die sich aus den Versen nicht näheres ergibt. Was Beit 22 kursi sandil ist, weiß ich gar nicht; es kann, da es auf dil, Herz, reimt, nicht k'ursi sandal, Sandelpaste, seyn; und wie paßte auch eine Sandelpaste, eine Sandelholzpastete, hieher? Noch mehr hat uns in Beit 8 ein schon früher berührtes Wort gemacht, das wir damals, als puste ausgesprochen für Pistazie, als peste aber für Knospe nahmen. Hier steht es nun, durch den Reim bedingt, als peste, und muß doch wohl Pistazie heißen. In Beit 14 kehrt es bey Gelegenheit der Nüsse, von denen dieses Beit handelt, doch außer dem Reime, wieder; welcher Vers überhaupt räthselhaft ist:

— — ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — —
shud peste zi fendak'i' tu bâdâm
der dest' nihufte g'ewz' dârî.

d. i.:

Pistazie ward durch deine Haselnuß (d. i. durch deine Fingerspitze) Mandel;
In der Hand trägst du Nüsse verborgen.

S. 117 — 122. Eine dergleichen Resâle von 100 »indischen und persischen Früchten, die Einrichtung ist wie oben bey

[1]) Die Quitte, bihî, bedeutet zugleich die Güte. Die herbe Quitte wird ihrer Herbheit quitt in deiner Hand.

[2]) Kerem, Milde rc., muß hier zugleich für kerm, Trauben, gelten. Gleichsam das Abschiedskompliment an den gabmilden Wirth der Früchtetafel, der aber doch der Dichter selber ist.

den 64 Sachen von S. 108. Zwey Quadrate, jedes von 100 Feldern, vorn an den 10 Reihen herab die 10 ersten Zahlbuchstaben des Alphabets. Was auf einer Reihe des einen Quadrats und auf einer andern des andern zugleich erscheint, ist das zu Rathende. Beygegeben sind 104 Beits, drey zum Eingang und eins zum Schluß, die übrigen 100 für die 100 Früchte, bezeichnet mit den Doppelbuchstaben der beyden Reihen der Quadrate, in welchen die Früchte stehn.

Alle hundert Beits heben an mit ei oder ei ki, o du oder o der du! der uns nun schon hinlänglich bekannten, für diese Dinge herkömmlichen Anrede an den Geliebten. Aber es ist nirgends gelungen, etwas eigenthümlich Schönes dem schönen Freunde nachzusagen; und die Enge der Form (nur ein Beit für jede Frucht) schließt auch vollends jede geistreiche Wendung oder witzige Beziehung auf die Frucht aus. Das Ganze ist eine nichtswerthe Nachahmung, vielleicht von unsern Verfassern selbst, worauf die indischen neben den persischen Früchten deuten, und für uns haben nur eben die Namen der Früchte selbst ein Interesse. Wir bemerken der Reihe nach alle weniger oder gar nicht bekannten:

nâshbâtî; shurbet âlû (Sorbet-Pflaume); gerd âlû (Staub-Pflaume, oder gird âlû, Ringel-Pflaume?); âlûbâlû (Amarelle, hier skandirt als stände âlubâlû ohne wâw nach dem ersten l); shelîl; kilâs; seng'îd; peste Pistazie, reimt beste gebunden); emlûk; tureng' und nâreng' (unmittelbar in zwey Versen nach einander, also doch wohl zwey verschiedene Orangen, im Vers vorher lîmû, Limone; tureng' reimt auf reng', ist also nicht turung', nâreng' reimt eben so); âbg'ôsh (Wasser-Sud); kaisî; terbuz (Wassermelone, unterschieden von charbûze, das unmittelbar vorhergeht; in den beyden Tafeln terbuze); wen; zerdek (gelbe Rübe); leblebû (vermuthlich eine rothe Rübe, zwischen dieser und der vorhergehenden gelben steht bloß ein Rettig, turb; und ausnahmsweise hat der Vers einen witzigen Bezug: leblebû hat die Röthe von deiner Lippe empfangen); kermeki kâbul (Träubchen von Kâbul? oder kirmak, bey Richardson eine Hülsenfrucht); îme; tâtrenk; enbe; ennâs (seltsamer Weise an den drey Stellen, wo es steht, im Vers und auf den beyden Tafeln mit doppelt geschriebenen nûn, nicht mit Teshdîd); emret pehl (reimt auf 'azze we g'el, ohne daß das Metrum erlaubt, pehel zu sprechen *); kîle; kem-

*) Ist also phel zu schreiben, wie die beyden unten folgenden Beyspiele zeigen.

[redacted]

ref; ket'hel; berhel (reimt 'azze we g'el); nâri jel; emli; c'erüng'i; kelkel; nârengil (reimt der g'engî, du bist in Kampf); pâlese; mehwe; senkâre; kûler (reimt bâwer, Glauben); mûleserî; g'âmen (reimt bà men, mit mir); kherni (nicht keherni, ist ausdrücklich indische Frucht genannt. kâf und hê drückt also das indische aspirirte k, kh aus); kesîrû; kerheli; lesûre; kec'âlû (krumme Pflaume); bir; kûndi; kendûri; kerûnde (nach dem Vers nicht kerwende); phût (nicht pehût); ârû; lûde; pendâlewânge; âmele; ârî; keikul (reimt gul u mul); meng'ul (reimt ghul, Joch); sitâphel (mit indischem ph, reimt 'amel); herpârjûri (skandirt wie herpe'arjûri oder herreparjûri); c'ebûne (in der einen Tafel c'enbûne, gegen das Metrum, in der andern Tafel c'ejûne); tîndû; dîle (reimt hîle, List); kewîte (in der einen Tafel kewje oder kewijje); benc'hû (c'h, der aspirirte indische Palatal); kewel dûde; mekhâne (kh, kêf, hê geschrieben ist, der aspirirte indische Guttural, kein Doppelbuchstab, der eine Position machte); kec'rî; nâpe; pend khegûr (kh der indische Aspirat); kenkêri (steht bloß kenkri, ist aber — — —, und reimt auf sêri, Sättigung).

S. 122 — 125. Eine dergleichen Resâle von 64 Blumen. Die Einrichtung ist dieselbe, wie bey dem vorhergehenden Stück, und also wie oben bey den 64 Sachen, Seite 108. Und zwar sind wie dort auch hier die 8 Reihen der beyden Tafeln als 8 Himmel bezeichnet, nur folgen hier diese Himmel in einer andern, nämlich in der rechten Ordnung auf einander: höchster Himmel, Saturnshimmel, Jupiters-, Mars-, Sonnen-, Venus-, Merkurs- und Mondshimmel. Zugegeben sind wieder 67 Beits, zwey zum Eingang und eins zum Schluß, die übrigen 64 zur Behandlung der 64 Blumen, die man nach den Doppelzeichen der Himmel, worin sie stehn, in den Beits aufsuchen muß. Natürlich erwartet man, den Reigen der Blumen mit der Königin Rose eröffnet zu sehen; diese Hoffnung wird aber auf eine eigene Art zu Wasser, denn das erste Beit nennt statt der Rose das Rosenwasser. Uebrigens sind alle diese Beits an Gehalt denen des vorigen Stückes gleich; die Blumen haben hier so wenig Geruch, als dort die Früchte Geschmack hatten. Uns interessiren also wieder nur die Namen. Es werden hier viele Blumen gul genannt, welches, wie bekannt, sowohl Blume überhaupt, als Blume vorzugsweise, d. i. Rose, bedeutet. So hier unmittelbar nach einander: guli, nesrîn, guli ra'nâ, guli sadberg, werdi sîsenber (wobey nur des Metrums wegen der arabische Name für Rose, werd, statt des

persischen gesetzt scheint), guli hemîshe behâr (die Rose Immerfrühling), dann eine Blume kalghâ, mit ruhendem Elif, hier im Reime stehend, wofür Richardson kalgha mit stummem Hi am Ende hat. Eine Blume nâfermân, Ungehorsam, eine Blume tâg'ichurôs, Hahnenkamm Guli mushkî, Moschusrose; guli t'urre, Lockenrose; guli dâwûd, Davidsrose oder Blume; rûhi t'ût'ijâ (hier mit zwey t'â statt tâ geschrieben), Tûtiâ-Geist; guli tukme, Knopfblume; guli bâbûne; guli shebû; âfitâb perest, Sonnenpriester; guli chat'mî; kûl; guli âteshî, Feuerblume oder Feuerrose; 'ishki pêc'ân, birgende Liebe; 'abbâsî; guli talche, die Gallrose; guli ebrî, die Wolkenrose (?); guli zerd, gelbe Rose; guli gengî, kriegerische Rose; guli penbe, Baumwollenrose oder Blume; guli kewer (nicht kûr, denn es reimt meisheker; steht hier zwischen lauter Baumblüthen, die alle auch gul genannt sind); mulserî (in den Tafeln mûlserî als scriptio plena); kijjûre (dem Metrum nach nicht gîwere; es reimt, vermuthlich ein Ortsname, dijjûre: —◡—— | ◡—◡— | ◡◡—: ei mut'k'i tu ânki dijjûre 'st: ânc'î der desti tust' kijjûre 'st; d. i.: O du, welchem Dijjûre gebracht, was du in deiner Hand hast, ist kijjûre); e'enbe, die Blume c'ampaka des Sanskrit; guli châr, Dornrose; guli sershef (siehe Burhân).

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. V. Geschichte des Kaiserthums Oesterreich, von J. C. Arneth, erstem Kustos im k. k. Münz- und Antikenkabinette, suppl. Professor der Welt- und österreichischen Staatengeschichte an der Wiener Hochschule. 8. Wien, im Verlage der Geistinger'schen Buchhandlung, 1827.

Wir freuen uns, die Freunde der Geschichte überhaupt, und die der vaterländischen insbesondere, auf ein Werk aufmerksam machen zu können, welches einem längst und dringend gefühlten Bedürfnisse entgegenkommt. An den höheren Lehranstalten des österreichischen Kaiserthums wurden von jeher, wie über allgemeine Weltgeschichte, so auch über vaterländische, Vorlesungen gehalten. Ohne den glänzenden Verdiensten, die sich viele Männer um die österreichische Geschichte im Allgemeinen oder im Besondern erwarben, auch nur Einiges von ihrem Schimmer zu benehmen, darf man doch, ohne unbescheiden zu seyn, behaupten, daß es noch immer an einem Handbuche der Geschichte des österreichischen Kaiserthums fehlte. Lebhaft fühlte der Verfasser, dem im Jahre 1825 die Vorlesungen über Welt-

geschichte, österreichische Staatengeschichte, Diplomatik und Heraldik an der Wiener Universität übertragen wurden, die Nothwendigkeit eines Handbuches der vaterländischen Geschichte, das in lichter und einfacher Darstellung die mannigfaltigen Schicksale unseres Gesammtvaterlandes mit Anreihung der Geschichte der Erbländer bis zu jenem Zeitpunkte enthielte, von wo an sie, als früher getrennte, selbstständige oder andern Reichen einverleibte Provinzen durch Kauf, Tausch, Verträge oder freywillige Unterwerfung mit dem ältesten Stammlande vereinigt, die trüben und heitern Tage des Gesammtreiches theilten. »Begeistert von der Idee,« sagt der Verfasser S. III, »der vaterländischen Jugend auch nur einen Entwurf der wichtigsten Ereignisse der Geschichte eines Staates vorzulegen, der seit vielen Jahrhunderten der welthistorische im ganzen Sinne des Wortes ist,« unternahm er es, ungeachtet der angestrengten Arbeiten seines eigentlichen Amtes und der doppelten seines neuen, von den Studienbehörden aufgefordert, die Hefte, die er für die Vorlesungen ausarbeitete, dem Drucke zu übergeben, um den Vortrag zu erleichtern, um das durch neue Vorschriften wiederholt untersagte Nachschreiben zu hindern, und um eine Uebersicht der ganzen Geschichte des Kaiserthums der Jugend in die Hände zu geben. — »Uns lag vorzüglich daran,« fährt er S. V fort, »das Wesentlichste zu geben, die Ansichten zu leiten und zu führen, und die Liebe zu erhalten und zu vergrößern, die seit dem dreyzehnten Jahrhunderte bis zum neunzehnten immer in ganz Oesterreich jene großen Thaten hervorrief, von denen wir in unsern Tagen selbst Zeuge waren.«

Die politischen Schicksale des österreichischen Kaiserthumes knüpfen sich, wie es auch der Verfasser durch die angenommene Eintheilung andeutet, an fünf Hauptmomente. Die älteste Geschichte Oesterreichs, so wie aller Völker, stützt sich auf Sagen; erst mit der Römerzeit gewinnt man festern Grund, doch auch jetzt noch wie schwankend? Die Völkerwanderung riß auch hier Alles aus seinen Fugen, und lange dauerten die durch sie hervorgerufenen Schwingungen. Von Karl dem Großen zur östlichen Vormauer ausersehen, blieb die Ostmark, Avarien, auch jetzt noch den Raub- und Plünderungszügen der Mährer und Magyaren preis gegeben. Mit dem Stamme der Babenberger (984) beginnt der zweyte Hauptabschnitt. Durch heldenmüthige Tapferkeit im Kriege, durch unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit an Kaiser und Reich gewinnt das kleine Ländchen von der Enns bis gegen Mölk allmälich größere Ausdehnung; blühende Provinzen schließen sich freywillig an,

und Vorrechte, wie sie keinem Lande geworden, zeigen von der Biederkeit der Fürsten und Bewohner Oesterreichs. Schade, daß jene herrenlose Zeit so viele Blüthen zerknickte. Doch mit dem großen Kaiser, dem Befreyer vom langen Elend, ging (1273) dem verwaiseten, von gierigen Nachbarn zerrissenen, von uneinigen, habsüchtigen Großen zerfleischten Lande ein neues, glänzendes Gestirn auf, das milde und wohlthätig strahlend, von trüben Wolken bisweilen verdunkelt, nur wo Recht und Gerechtigkeit als sicheres Wahrzeichen vorleuchtete. Erst mit Ferdinand I., der (1526) Ungern und Böhmen durch freye Wahl erhielt, stieg Oesterreich zum Range einer europäischen Monarchie empor, den es mitten unter Religionsstürmen und wiederholten Barbaren-Anfällen, die wie Heuschrecken-wolken verheerend wiederkehrten, als Hort und Schutz des Christenthums, europäischer Kultur und Bildung unerschüttert bewahrt hat. Auch der lothringische Stamm, der, mit dem habsburgischen sich des nämlichen Stammvaters rühmend, durch den Gemahl der großen Maria Theresia (1740) zum Throne gelangte, bewahrte diesen Rang im Erbfolgekriege und im zwanzigjährigen Kampfe der neuesten Zeit so männlich und heldenmüthig, daß es fortwährend der Beruf von Oesterreich zu seyn scheint, den Mittelpunkt des europäischen Staatensystems zu bilden, und im Geiste des Rechts und der Billigkeit die alte Ordnung der Dinge gegen innere und äußere Angriffe zu schützen. — Nach der Bestimmung des Begriffes der österreichischen Geschichte, der uns, im Vorbeygehn gesagt, unbestimmt und mangelhaft erscheint, berührt der Verfasser kurz Jasons fabelhaften Zug in unsere Gegenden, welcher Sage doch so viel zum Grunde liegen soll, daß der herrliche Danubius in den frühesten Zeiten befahren wurde, und Stoff zu kühnen Abenteuern bot. Woher unser Vaterland seine altceltischen Einwohner erhielt, ist ungewiß, nicht einmal die Gränzen des altceltischen Norikums vor der Römerherrschaft lassen sich mit Zuverläßigkeit angeben. Sehr ungern vermissen wir im vorliegenden Handbuche nähere geographische Bestimmungen und Angaben über die Völker, von denen die übrigen Länder der heutigen österreichischen Monarchie, als die Römer schon festen Fuß an der Süddonau gefaßt hatten, bewohnt wurden; gewiß würde dieß zum Verständniß der folgenden Kriege und Ereignisse ungemein viel beygetragen haben. Auf Norikum, das erst später, um die zweyte Hälfte des dritten Jahrhunderts, seine politische Eintheilung in das Ufer- und binnenländische Norikum erhielt, war, so wie auf Pannonien, immer das Hauptaugenmerk der römischen Kaiser gerichtet. Cäsar hatte den Gedanken, der Rhein und die Do-

nau müßten die äußersten Wälle des römischen Staates gegen Norden seyn. Cäsars Plane nahm Augustus auf. Darum bewahrte er das rechte Ufer der Donau, über welche die nördlicher wohnenden Völker vorzubrechen drohten, mit einer Menge von Thürmen, Burgen und Kastellen, und supercilia Histri, und Germaniae magnae frons, bezeichneten allbekannt das rechte und linke Ufer der Donau. Augusts väterliche Sorgfalt in Bewahrung der nördlichen Gränze ahmten die folgenden Kaiser nach, und schon unter Claudius halfen Flotillen — später an vier Hauptpunkten der Donau aufgestellt — die Nordgränze decken. Was nun Claudius Nachfolger, vorzüglich Trajan und Marc-Aurel zum Schutze Norikums und Pannoniens weise und kräftig angeordnet, ward durch die Anstalten des Al. Severus weit übertroffen. Der den Quaden entrissene Strich Landes nordwärts der Donau ward verdienten Kriegern unter der Bedingung der beständigen Gränzhut als Eigenthum überlassen; eine Anstalt, deren wohlthätiger Einfluß auf Ruhe und Sicherheit sich in neuerer Zeit in ganz ähnlicher Weise, nämlich bey unserer Militärgränze, bewährt hat. Nicht mindere Sorgfalt verwendete der große Konstantin auf die Vertheidigung der norisch-pannonischen Provinzen. Pons per dannubium ductus, sagt Aurelius Viktor von Konstantin, castra, castellaque plurimis in locis commode posita; auch in seinen letzten Regierungsjahren erließ er noch zwey strenge Verordnungen an die Vertheidiger der Gränze; daher wir des Verfassers Vorwurf, als hätte Konstantin in seinen alternden Tagen die Donaugränze zu sehr vernachläßigt, nicht ganz gegründet finden können. »Unter Julian,« fährt der Verfasser S. 15 treffend wahr fort, »war es Valentinian, der die Donaugegenden am besten vertheidigte. Uebrigens war alle Kriegszucht verfallen, der in Rom erstorbene militärische Geist erlosch auch bey dem Heere. Die Schätze der Welt wurden Sold für die Barbaren, welche den Kern der Legionen ausmachten, Feldherren wurden und konsularische Würden bekamen.« Auch Theodosius umfassender Geist konnte den in Trümmern gehenden Koloß nicht retten, er vermochte die schreckliche Katastrophe nur in etwas zu verzögern.

Die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums in unsern Gegenden wird nur kurz berührt; und vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, jeder Periode einen Anhang, etwa unter dem Titel »Kulturgeschichte« beyzufügen, der uns die allmäliche Volksentwicklung und Bildung vors Auge führte. Was übrigens der Verfasser S. 18 von dem Predigtamte der Evangelisten Lukas und Markus in unsern Gegenden, zumal in Lorch,

erwähnt, beruht auf zu schwachem Grunde, als daß eine nähere Angabe nothwendig schiene; denn daß jene alte Steinschrift zu Enns:

— — — — — his Marcus in oris
Cum Luca Christi dogma professus erat

alles beweisenden Ansehens ermangle, hat schon Hieronymus Petz und neuerlich noch Albert Muchar in seinen Beyträgen zur Geschichte des österreichischen Kaiserthums auf die überzeugendste Weise dargethan. Ein Gleiches gilt von des heiligen Maximilians bischöflicher Würde zu Lorch und Martyrtode [1]).

Nach dieser Abschweifung kehren wir mit dem Verfasser zur politischen Geschichte zurück. Die Westgothen, seit Valentinian in die Gränzen aufgenommen, gaben die Losung zum allgemeinen Sturm und Einbruch in das Innerste des Römerreiches. Die meisten Provinzen unseres Vaterlandes wurden von Westgothen, Markomannen und Hunnen durchstürmt und verheert. Nur möchten wir mit dem Verfasser S. 20 und 430 nicht behaupten, Attila habe auf dem Marchfelde gelagert, und durch Oesterreich und Steyermark seinen Zug nach Gallien genommen. Die Donaugegenden zeigen keine beweisende Spur eines Durchzuges des Attila, und die Unternehmung ging vielmehr von Oberungern aus durch Mähren, Böhmen und Thüringen, welchen Weg später die Raub- und Plünderungszüge der Ungern nach Gallien häufig wählten [2]). Rugier, der rauhe Heruler Odoaker, Ostgothen und Longobarden lösten schnell im Besitze Norikums einander ab. Fast gleichzeitig mit den Avaren, denen vertragsmäßig von den abziehenden Longobarden Norikum östlich von der Enns und ein großer Theil Pannoniens überlassen war, waren Slavenstämme in viele Bestandtheile der heutigen österreichischen Monarchie vorgedrungen, während den Franken Rhätien und Norikum westlich von der Enns von den mit den griechischen Kaisern ringenden Ostgothen überlassen worden war. Zwey Völker, an Abstammung, Sprache, Sitten, Kultur und Religion so gänzlich verschieden, konnten unmöglich lange neben einander bestehen. Die fortgesetzten Raubzüge der Avaren und ihr Bündniß mit dem nach Unabhängigkeit trachtenden Thas-

---

[1]) Beyträge zur Geschichte des österr. Kaiserstaates, von Alb. Muchar. II. Band.

[2]) Beyträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns, von Franz Kurz, regul. Chorherrn zu St. Florian. III. Theil. S. 19.

silo bewogen Karl den Großen, dem Avarenreiche ein Ende zu machen. Aus dem eroberten Lande schuf er, wie ers früher mit Friaul und dem Lande am Ebro gethan, eine Mark gegen die Barbaren. Der erste Markgraf in der Ostmark, zugleich Bavariae praefectus, war, dünkt uns, nicht Guntram, sondern Gerold I, Karls Schwager. Harten Druck erlitt die Ostmark in der Folgezeit von den Mährern, und als Arnulph ihre Macht gebrochen, von den Magyaren. Schon Ludwig das Kind konnte nur durch einen jährlichen Tribut den Frieden erkaufen. Erst der in seinen Anstalten so durchgreifende Heinrich und sein eben so thätiger Sohn Otto schwächten durch zwey Schlachten die ungrische Macht dergestalt, daß Deutschlands Gränzen auf lange Zeit gesichert waren.

Bis zum Jahre 983 hatten Markgrafen aus verschiedenen Familien die Ostmark verwaltet; von jetzt an blieb diese Würde zum größten Wohle Deutschlands und Oesterreichs bey einem und demselben Geschlechte, nicht vermöge des Erbrechts, sonder aus Gnade und dankbarer Erinnerung der Kaiser an die Verdienste der Vorfahren. — Vertraut von Jugend auf mit den Verhältnissen des Landes und im Besitze vieler, oft großer Allodien in demselben, waren die nachfolgenden Babenberger gewisser Maßen einheimisch im Lande, und besaßen die Macht, in all ihre Anstalten, Plane und Unternehmungen eine Einheit und Konsequenz zu bringen, ohne die auch die besten Entwürfe, selbst bey der größten Macht, scheitern müssen. Daher zeigt sich bey fast allen Babenbergern bis auf Friedrich den Streitbaren herab ein und derselbe Grundton ihres Charakters, Treue und ausdauernde Ergebenheit gegen den Kaiser; wo alles wich und sich trennte, standen sie doch unerschütterlich auf des Reiches und des Kaisers Seite. Kein Wunder, daß sie daher im Verlaufe von zwey Jahrhunderten Vorrechte und Auszeichnungen erhielten, wie sie keinem andern Reichsstande zu Theil wurden. Ihrem Amte gemäß — die Mark gegen unruhige, wilde Nachbarn zu wahren — erschienen sie, wie auch ihre Beynamen zeigen, fast alle als jederzeit rüstige Kämpfer, in allen Künsten des Krieges geübt. Schon unter den drey ersten Babenbergern gewann die Mark die östliche Ausdehnung bis an die Leitha, und schon die folgenden übten großen Einfluß auf die Regenten von Ungern. Doch vergaßen sie auch, mit den Waffen beschäftigt, ihres Landes nicht. Reiche Stiftungen an Klöster und Kirchen war ein hervorstechender Zug der Babenberger. Der Beförderung des Handelsverkehrs, zumal seit dem Beginnen der Kreuzzüge, der Gesetzgebung und Unterstützung der schönen

Künste weihte der vorletzte Babenberger eine so warme Liebe und Sorge, daß die Dichter seiner Zeit nur in der alles belebenden und erwärmenden Sonne ein würdiges Bild seines wohlthätigen Wirkens und Waltens finden zu können glaubten. Darum genossen aber die Regenten Oesterreichs der ungetheiltesten Achtung; man trug Leopold IV. die deutsche Kaiserkrone an, die Landesedlen Steyermarks wählten Leopold VI. einstimmig zu ihrem Herrscher, und 1229 wurde Leopold VII. zu den wichtigen Unterhandlungen nach S. Germano berufen, welche die Zwistigkeiten zwischen Kaiser und Papst beendigen, und der christlichen Welt den Frieden geben sollten. »Doch sehr verschieden,« sagt der Verfasser S. 53, »ist Friedrich, der letzte Babenberger, beurtheilt worden, wie jeder gewaltige, in harten Zeiten zum Handeln zwingender und gezwungener Charakter.« Schon der Beyname, womit ihn Mit- und Nachwelt treffend bezeichnete, läßt uns ahnen, daß unter ihm seine Lande sich selten der Früchte des Friedens erfreuen konnten. Anfangs im Streite mit seinen eigenen räuberischen, abtrünnigen und verrätherischen Großen, zerfiel er auch mit seinen habsüchtigen Nachbarn, den Königen von Böhmen und Ungern, zuletzt auch mit seinem Verwandten, K. Friedrich II., der theils aus persönlicher Abneigung, theils durch die Klagen der durch immerwährende Kriege erschöpften Unterthanen bewogen, den Herzog in die Reichsacht erklärte, und mit einer aufgebotenen Reichsarmee dessen Länder in Besitz nahm. Bis auf wenige feste Plätze — darunter die getreue Neustadt — war alles verloren. Doch plötzlich änderte sich Friedrichs verzweifelte Lage; auf dem Steinfelde erfocht er (1237) einen glänzenden Sieg über den kaiserlichen Statthalter, Konrad Burggrafen von Nürnberg, und nahm die beyden Bischöfe von Paßau und Freysingen gefangen; — sie blieben also nicht auf dem Platze, wie der Verfasser anführt. Friedrich gab sie vielmehr schnell wieder los, und Rüdiger, Bischof von Paßau, fühlte sich durch die unerwartete Großmuth des gereizten Herzogs so gerührt und verpflichtet, daß er nachher des Herzogs warmer Vertheidiger und Anwalt bey dem Kaiser wurde. In kurzer Zeit waren alle Länder bis auf Weniges in Steyermark und bis Wien erkämpft. Welches Unheil Friedrich auch früher durch fast zwölfjährige Kriege über seine Lande gebracht haben mochte, er hat es durch den heldenmüthigen Sieg (1242) über die wilden Mongolen hinlänglich gesühnt. Doppelt schwer fühlte man daher seinen Verlust, als er, ohne in der Nachfolge etwas bestimmt zu haben, in einem bald nachher ausgebrochenen Kriege mit

Ungern von einem Kumanen erstochen, den Stamm der Babenberger schloß.

Welche gegenseitige Befehdung und Verrätherey, welche gräuelvolle Verwirrung bald hierauf nicht bloß in Oesterreich, sondern nach Friedrich II. Tode (1250) auch in Deutschland um sich gegriffen, Recht und Gerechtigkeit der Willkür und Macht bloßgestellt, und die innerste Grundlage der Nationalwohlfahrt erschüttert, wie sich alles voll Sehnsucht nach einem würdigen Haupte, auf das man die uralte Krone der Deutschen setzen könnte, umgesehen habe, hat der Verfasser von S 61—65 im genauen Zusammenhange lichtvoll entwickelt. — Es bedurfte jetzt eines Mannes, der den gewaltigen, aus seinen Ufern getretenen und in gräßlichem Ungestüm alles verheerenden Strom mit mächtiger und fester Hand wieder zurückzwingen und eindämmen möchte. Dieser Mann war Rudolph von Habsburg, an Treue und Wahrheit fest und ganz, der Spiegel und die Krone jeder Mannestugend, wie ihn seine Zeitgenossen nennen. Am Hofe des nur Großes und Hohes schaffenden Friedrich II. aufgewachsen, in dem natur- und kunstreichen Italien herangebildet, focht er nach Konrad IV. Tode an der Seite des mächtigen Ottokar von Böhmen. Durch den Mainzer Erzbischof, Werner von Falkenstein, der auf einer Reise nach Italien des Grafen herrlichen Sinn kennen gelernt, mächtig empfohlen, ward er am 30. September 1273 einstimmig zum Kaiser gewählt. »Sitz fest, großer Gott!« rief der Baseler Bischof, als er die Wahl erfahren, »oder Rudolph nimmt deinen Platz ein.« Was Deutschland, was Europa, was alle Edlen von ihm zu hoffen hatten, sprach er, als einige Große, die Wahl bereuend, in dem mangelnden Zepter einen Vorwand, die Belehnung zu verschieben, finden wollten, das Kruzifix vom Altare hebend, mit kräftigen Worten aus: »Seht hier das Zeichen dessen, der sein Blut für uns alle gab, den Urquell alles Friedens und Rechtes. Es sey mir das trefflichste Zepter gegen alle mir und dem Reiche Widerspenstigen.« Unterwerfung und Belehnung fand augenblicklich Statt. Mit ruhiger, fester Zuversicht ergriff er des Reiches Zügel, handhabte kräftig Recht und Gerechtigkeit, war der Schrecken der Bösen, brach der Räuber Burgen und Schlösser, und verband mit dem Reiche wieder, was treulos sich trennend oder gewaltsam getrennt losgerissen war; auch Oesterreich und Steyermark, die unter dem Drucke des tyrannisch waltenden Ottokar seufzten. Mit welcher Mäßigung, die nach erfochtenen Siegen um so seltener, weil schwerer ist, sich Rudolph nach Ottokars Tode gegen den verwaiseten Wenzeslaus benommen, wie wohl-

thätig er fast vier Jahre in Oesterreich gewaltet, und wie er bey seinem Abgange nach Deutschland durch Albrechts Belehnung für unser Vaterland wahrhaft väterlich gesorgt, stellt der Verfasser von S. 68 bis 77 mit wenigen aber kräftigen Zügen dar; so wie er überhaupt diese ganze Periode mit einer Lebendigkeit, Frische und Wärme behandelt hat, die wir in den beyden vorhergehenden Perioden nicht im gleichen Grade bemerkten.

Mit besonderer Vorliebe, wie billig, finden wir die Schicksale des edlen, eines besseren Loses würdigen Friedrich des Schönen dargestellt. Unwillkürlich ergreift uns ein wehmüthiges Gefühl, daß der edle Fürst, nachdem er so viele seiner Wünsche und seinen liebsten Bruder begraben, auch noch die letzten Jahre seines Lebens durch eine Empörung eines andern Bruders verbittert sehen mußte. — »Ein viel geprüfter Fürst,« setzt der Verfasser S. 96 hinzu, »sehnte er sich aus dem Kampfe dieser Welt nach jenem innern Frieden, welchen die Welt nicht geben kann. Eine der edelsten Gestalten der Geschichte.« — Ein gütiges Gestirn leuchtete Oesterreich in Albrecht II., der, ungeachtet fortdauernder Vermittlungsversuche zwischen dem Hause Wittelsbach und Luxemburg, das Wohl Oesterreichs durch weise Gesetze und zweckmäßige Anordnungen kräftig förderte, und in jeder Beziehung eine Klugheit und Festigkeit in Regierungsgrundsätzen entwickelte, die in dem Beynamen des Weisen die dankbarste Anerkennung fand. — So verschieden in Sinn und Gemüthsart auch die beyden Brüder Rudolph IV. und Albrecht III. waren, sie vereinten sich doch in Einem Zuge, in der Liebe und Begeisterung für Kunst und Wissenschaft. Was der nur Großes und Hohes anstrebende jugendlich rasche Rudolph für sein theuerstes Pflegekind, die Wiener Hochschule, muthig begonnen und weise geordnet, führte Albrecht, ein ruhiges, den schönern Freuden, welche Kunst, Wissenschaft und Natur gewähren, gewidmetes Leben vorziehend, während seiner länger dauernden Regierung als ein theures Vermächtniß seines Bruders mit liebender Sorgfalt aus. Leider fing unter seiner Regierung jenes verderbliche Theilungssystem an, das schon nach seinem und noch mehr nach seines Sohnes Tode die unseligsten Vormundschaftszwiste erzeugend, Oesterreich an den Rand des Abgrundes brachte. In der That bedurfte das durch lange Zwietracht und Verwirrung zu einer Räuberhöhle umgestaltete Land eines solchen Fürsten, wie Albrecht V. Er war für Recht und Sittlichkeit, Handel und Gewerbe thätig besorgt, und Oesterreich fing unter ihm so zu blühen an, daß Nachbarn und fern herkommende Kaufleute »Oesterreich

ihren Rosengarten nannten, wo sie Gold und Silber in offener Hand durch Wald und Feld tragen könnten.« Wie schön harmonirt mit diesem Urtheile die von dem edlen Fürsten oft gemachte Aeußerung: »Seiner Unterthanen Liebe sey sein höchster Schatz.« — Großes leistete er im Kriege gegen die mit barbarischer Grausamkeit alles verheerenden und vernichtenden Hußiten, noch Größeres würde er nach Annahme der Dekrete des Basler Konciliums bey längerem Leben für den Frieden und die Wohlfahrt der Kirche geleistet, und vielleicht jenen unseligen Sturm abgewendet haben, der fast neunzig Jahre nachher über Deutschland so viel Leiden und Unglück gebracht, und die Trennung der einzelnen Länder immer weiter geführt hat. — Im kräftigen Entgegentreten gegen Unrecht und Mißbrauch in Staat und Kirche, Herstellung der gesunkenen Kriegszucht, in Raschheit seiner Entschlüsse, Huld und Fürsorge für seine Unterthanen und eifrigen Förderung seiner wohlgemeinten Absichten, möchten wir ihn füglich mit einem seiner späteren Nachfolger vergleichen, der, wie er, im Kriege mit dem nämlichen Volke sich gleichfalls den Tod geholt. — Was Albrechts persönliche Vorzüge und Tüchtigkeit kräftig zusammenhielt und einte, trennte sich bey seinem Tode, und schon jetzt, aber noch mehr nach Ladislaus unvermuthetem Hinscheiden, rissen Verwirrung, Treulosigkeit und Verrath in dem Maße ein, daß man die Zeit von 1439 bis 1463 am füglichsten mit dem Alles verwirrenden Interregnum vergleichen darf. »Mit Wehmuth erfüllen jeden die Scenen des Bruder- und Bürgerkrieges, der Oesterreich verwüstete.« Die Vormundschaft über Sigmund von Tyrol, über Ladislaus von Oesterreich und später über sein Erbe war die Quelle eines Krieges zwischen den höchst ungleichen Brüdern, der fünf und zwanzig Jahre hindurch mit kurzem Stillstande in Oesterreich wüthete. Die Grundquelle lag freylich, wie der Verfasser bemerkt, in der äußersten Verschiedenheit beyder Brüder und in der Schlangenlist feiler Parteygänger, die bey fortdauernder Anarchie im Trüben fischten. — Doch Friedrichs Unglücksstern wollte, daß er auch nach des bösen Bruders Hinscheiden die Ruhe nicht fand, die er doch so sehr liebte. In seinen politischen Verbindungen unentschlossen, reichte er bald dem schlauen Podiebrad, bald dem löwenkühnen Mathias Korvinus die Hand, anstatt die widerstrebenden großen Kräfte gegen einen allgemein drohenden Feind zu vereinen. Fürwahr, nie war die Gelegenheit günstiger, einen engen Bund aller christlichen Fürsten wider die, Ost- und Südeuropa zugleich bedrohenden Türken zusammenzubringen. Doch endlos überlegend, seinen Einsichten stets mißtrauend, versäumte er häufig die unwieder-

bringliche Gelegenheit; selbst die kräftigen und zugleich herzlichen Mahnungen seines Freundes, Pius II., die uns der gelehrte Quellenforscher vaterländischer Geschichte, Franz Kurz, in seinem: Oesterreich unter Kaiser Friedrich IV., dargeboten, verhallten fruchtlos in den Lüften. Sanftmüthig aus innerster Seele, war er, was einem Fürsten nicht immer ziemt, gütig bis zur Schwäche, und vergaß augenblicklich jahrelangen Verrath und schnöde Untreue seiner Unterthanen. Entrüstet hierüber, sprach einst die hochsinnige Gattin Friedrichs, Eleonora von Portugal, den kleinen Max unter Thränen umarmend: »Portugals Königsblut neigt sich zwar gnädig den Demüthigen und Ueberwundenen, aber den Stolzen und Hartnäckigen schmeichelt es nicht. So ziemt es Königen, und vorzüglich einem römischen Kaiser, gegen seine Unterthanen. Wüßte ich, mein Sohn, du würdest thun wie dein Vater, so müßte ichs bedauern, dich für einen Thron geboren zu haben*).« Noch gegen das Ende seiner Tage mußte er, aus Wien flüchtig, einen großen Theil seiner Länder unter ungrischem Drucke seufzen sehen, sich in seinem angebornen Gleichmuthe mit der Aeußerung tröstend: »Bey verlornen Dingen sey Vergessen das beste.«

Der schneidendste Gegensatz von diesem Vater war sein Sohn Maximilian, »der seinem Lande ein Retter werden, sein Geschlecht verjüngen, die kaiserliche Macht mit neuer Glorie umgeben, und die Länder Oesterreichs glücklich machen sollte.« — Obgleich in seiner Jugend etwas verwahrlost — im zehnten Jahre noch nicht der Zunge mächtig, daher von vielen für blödsinnig gehalten — steht er doch bald als Mensch und Herrscher in jeder Lage seines wechselnden, thatenreichen Lebens, als eine der schönsten und herrlichsten Erscheinungen da, die uns noch jetzt mit Liebe und Bewunderung erfüllt. — Was Maximilian durch Beschwörung des ewigen Landfriedens, Begründung des Reichskammergerichtes und Verbesserung des gesammten Kriegswesens für Deutschland geworden, hat der Verfasser ausführlicher und mit Angabe aller Hindernisse, die der edle Kaiser fand, dargestellt. Von noch wohlthätigeren Folgen für sonst und jetzt blieb seine Verbindung mit den italienischen Staaten gegen Karl des VIII. Vergrößerungsplane, in sofern durch sie der Grund zu dem Systeme des politischen Gleichgewichts unter den europäischen Mächten gelegt ward; eine Idee, die von Maximilian in ihrer Reinheit aufgefaßt, und mit

*) Oesterreich unter K. Friedrich IV., von Franz Kurz. II. S. 41.

Wahrheit ohne Schein und Trug gehandhabt, für Europa und für Oesterreich bis auf den heutigen Tag sehr viele wohlthätige Folgen gehabt hat. Bey aller Sorgfalt für das deutsche Reich, das nicht immer seinen Wünschen und Erwartungen entgegenkam, verlor er die Wohlfahrt seines Hauses und seiner Erbländer nicht aus dem Auge. Außer dem Anfalle von Görz mit Gradiska und dem Pusterthale nach Leonhards Tode, den Erwerbungen im baierischen Erbfolgekriege und im Frieden zu Noyon mit den Venetianern, deren Angabe wir im vorliegenden Buche vermißten, ist er mit dem großen Ahnherrn Rudolph der eigentliche Gründer des politischen Gewichtes Oesterreichs im europäischen Staatenverbande. Durch seine Familienverbindungen und andere günstige Verhältnisse, wozu man das Aussterben der Seitenlinien zählen muß, gewann der österreichische Staat allmälich eine Kraft und Festigkeit im Innern, einen Glanz und eine Würde im Aeußern, daß Oesterreichs Stimme fortan für die höchsten Interessen von Europa entscheidend wurde. So vieles auch dem wahrhaft großen Kaiser gelungen, ein Wunsch, den er mit den ersten Tagen der Jugend gehegt, die Türken, die damaligen gefährlichsten Feinde des Friedens und der Ordnung aus Europa zu verjagen, gelang ihm nicht. Umsonst hatte Leo X. die deutschen Reichsfürsten zur Theilnahme an einem Kreuzzuge aufgemuntert, umsonst den zum Oberbefehlshaber ernannten Kaiser mit geweihtem Hut und Degen ausgezeichnet, »die Deutschen eilten unaufhaltsam der Auflösung ihrer Nationaleinheit zu. Mit düsterer Ahnung sah Max die Spaltung Deutschlands auch in religiöser Hinsicht vorher, die in politischer jede große Unternehmung unmöglich machte.«

Mit Maximilians Tode war der Genius des Friedens für einige Zeit von Oesterreich gewichen. Gegen die von dem sterbenden Fürsten ernannten Regenten erhob sich eine aus mißvergnügten Großen und aus dem Abschaume der Wiener Bürgerschaft gebildete Partey, die binnen Kurzem alle Rechte der Regierung frevlerisch an sich riß. Erst als Ferdinand I. in unser Vaterland kam, legten sich die Unruhen im Innern. Viel ärger als Oesterreich, war Deutschland entzweyt, und konnte daher keine Macht aufbieten, um den furchtbar drohenden Türken Widerstand zu leisten. Der große Solyman gedachte, nach seinen Eroberungen in Asien und Afrika, von Konstantinopel aus das Abendland zu beherrschen. »Wie nur ein Gott im Himmel, nur eine Sonne am Himmel, so sollte auch auf Erden nur ein Kaiser und Herr seyn.« — Schon war — 1521 — Ungerns Vormauer, Belgrad, ge-

fallen; der größte Theil des ungrischen Heeres sammt dem jungen Könige auf der Ebene von Mohacz — 1526 — vernichtet, und Ungern durch Verrath des Grafen von der Zips in Partheyen gespalten, und dem Feinde der Christenheit, um durch ihn den Thron von Ungern zu besteigen, preis gegeben. Am 23. September 1529 schloß Solyman Wien ein. Doch hier, an dieser Vormauer des gesammten Abendlandes, ward die furchtbare Macht gebrochen. Nach einem verheerenden Rückzuge, dem sich nichts an die Seite stellen läßt, wollte er mit noch größerer Macht wiederkehren, um »dem Reiche der Christenheit auf immer ein Ende zu machen.« Des Barbaren Drohung wurde durch Karls Anrücken zu Schanden. Wäre Karl mit seinem mächtigen Heere rasch nachgedrungen, hätte er den Schrecken und die Verwirrung des Feindes, den Muth und die Begeisterung der Seinigen benützt, so war Ungern wahrscheinlich gerettet, und lang dauernde Kriege, die Oesterreichs Kraft fortwährend lähmten und verzehrten, vermieden. Aber die Bewegungen in Italien, und noch mehr die in Deutschland, zogen des Kaisers ganze Aufmerksamkeit auf sich.

Mit Worten voll der innigsten Wehmuth leitet uns der Verfasser zu diesen, so vieles verheerenden Bewegungen hin, und stellt dann den Charakter Luthers und den Gang der Reformation auf eine Weise dar, die großentheils zu billigen ist. Doch möchten wir als Ergänzung und Berichtigung hinzusetzen, daß sich Luthers Charakter erst im Verlaufe der Reformation in dieser rauhen, heftigen, abschreckenden Weise entwickelt habe. Er selbst legt das Zeugniß ab, »daß er, so lange er noch Katholik war, sein Leben mit abtödtender Strenge, mit Nachtwachen, mit Fasten, Gebet, Armuth, Keuschheit und Gehorsam zubrachte.« Auch Kochläus, kein Freund des Reformators, legt das offene Zeugniß ab: »Luther'n sey von den meisten angesehenen Männern wahrer Tugendeifer und Gottesgeist zugedacht worden.« — Bey seinem ersten Schritte nahm er noch den päpstlichen Stuhl gegen die mißbräuchliche Anwendung des Ablasses in Schutz, und als der Streit schon eine ganz andere Richtung genommen, schien Luther im Jahre 1518 noch voll Reue, Demuth und Unterwürfigkeit gegen den römischen Stuhl. »Gib mir das Leben oder den Tod,« schrieb er am heiligen Dreyfaltigkeits-Sonntage (1518) an den Papst *), »billige oder verwirf, ich werde deine Stimme, wie die Stimme Jesu Christi, anhören.» Am 3. März 1519 schrieb er wieder an Papst Leo X.: »Er wolle weder wider seine noch der römischen Kirche Gewalt

*) Bossuet's Veränderungen der protest. Kirchen. I. Theil.

[redacted]

etwas wagen.« — Fast zwey Jahre hindurch waren — ob aus Heucheley oder innerm Drang, ist schwer zu entscheiden — seine Reden und Briefe voll von ähnlichen Versicherungen. — Wäre Luther bey der Rüge der kirchlichen Mißbräuche, oder nach Bossuets Aeußerung bey seinem ersten Schritte stehen geblieben, dann würde ihm jeder Freund der Wahrheit beygestimmt haben. — Doch kaum war den 18ten des Heumonats (1520) die Bannbulle erschienen, so brach Luthers an Wahnsinn gränzende Leidenschaft los. All seine Reden und Schriften flossen über von den niedrigsten, schmutzigsten Bildern und den ungebührlichsten Schimpfreden; mit der empörendsten Kühnheit griff er jetzt nicht mehr bloß Mißbräuche, sondern Fundamentallehren der Kirche an. »Lasset uns,« rief er seinen Anhängern zu, »die Bande der Kirche zerreißen, und ihr Joch von uns hinwegwerfen.« — Vielen seiner Freunde waren jetzt die Augen geöffnet. »Luther verliert nach und nach die Liebe seiner Schüler,« schrieb Erasmus an Kardinal Sadolet (1528), »so zwar, daß sie schon anfangen, ihn für einen Ketzer zu halten, und behaupten, daß er nun des evangelischen Geistes beraubt, den wahnwitzigen Verirrungen eines menschlichen Geistes preis gegeben sey.«

Die weise Gränzlinie war überschritten, und Leidenschaft an die Stelle der Umsicht und Besonnenheit getreten. Statt einer Reform der Kirche, wornach sich alle redlich Gesinnten jener und der unmittelbar vorhergehenden Zeit sehnten, trat eine durchgreifende Revolution ein, die, weil sie den kühnsten Hoffnungen, den geheimsten Wünschen und Trieben Befriedigung verhieß, in Fürsten, Geistlichen und im Volke eifrige Anhänger und Beförderer fand. — Das in einem kleinen Städtchen Deutschlands entzündete unreine Feuer wälzte sich, durch die Leidenschaften aller Stände genährt, und zu einem ungeheuren Brande anwachsend, auch in das benachbarte Böhmen, wo seit Hussens Zeiten das Feuer des Aufruhrs — in politischer und kirchlicher Beziehung, oft gedämpft, nie verlöscht — noch immer unter der Asche glimmte. Es bedurfte nur eines leisen Hauches, und die wilde Flamme loderte auch hier auf. Schon im Schmalkaldischen Kriege weigerten sich, ungeachtet Ferdinand I. Aufforderung, die utraquistischen Stände gegen den Churfürsten von Sachsen zu ziehen, »weil sie,« sagten sie, »in den meisten Religionspunkten mit ihm übereinstimmten.« Auf Ferdinands Erklärung, der Churfürst werde seiner Empörung, nicht der Religion wegen, bekriegt, schlossen sie sogar — 15. Febr. 1547 — einen besondern Sicherheitsbund, »um als rechte Liebhaber der Freyheit mit Leib und Gut für einander zu stehen, und einander nicht zu verlassen.« — Wenn auch nach

Ferdinand I. siegreicher Rückkehr der Bund gesprengt, die Haupturheber des tollkühnen Aufruhrs hingerichtet, und die Thronfolge, die schon so viel Unheil über Böhmen gebracht, aufgehoben war, so waren es doch nur Ferdinands persönliche Vorzüge, die den Sturm für jetzt beschworen.

Eine unheilsvolle Zukunft ließ sich unter Maximilian II. schon zum Voraus dunkel ahnen. Sein in Bezug auf Religionsübung oft ausgesprochener Grundsatz: »Gott allein stehe die Herrschaft über die Gewissen zu« — so wahr und richtig er auch an sich war — stellte doch, wegen der Art und Weise, wie er ausgeübt wurde, die Sache des Katholicismus und seines eigenen Hauses auf die gefährlichste Spitze. Seine übergroße Nachgiebigkeit, deren unselige Wirkungen ihn später zu Gegenmaßregeln zwangen, ermuthigten, bey günstigen Auspicien in größerer Ausdehnung zu verlangen, was man jetzt im kargen Maße erbitten mußte. — Durch Rudolphs II. argwöhnsvolle Unthätigkeit, dauernde Familien- und Bruderzwiste, abgezwungene Vorrechte für die neue Lehre; durch Mathias unüberlegte Raschheit und nachmalige ängstliche Bedächtigkeit, thürmten sich von allen Seiten die dunkelsten Wolken auf, die beym leisesten Anstoße das verheerendste, zerstörendste Ungewitter besorgen ließen. Durch Thurns frevlerische Gewaltthat zu Prag (23. März 1618) ward der erste Impuls gegeben, dieser Schritt zog die andern nach sich: Vertreibung der Jesuiten, Aufgebot an alle waffenfähige Mannschaft und Konföderationsakte mit den mährischen und schlesischen Ständen. Zur Vollendung der Verwirrung des Kaisers Tod (20. März 1619). Oesterreich schien ohne Rettung verloren. Seine Heere fast aufgerieben, Thurns und Bethlen-Gabors Truppen bey Wien, die Türken gegen Steyermark, und im Innern Aufruhr und Verrath. Doch die göttliche Vorsehung, die Oesterreich zum Schutz und Hort gegen Barbarey und Verwilderung hingestellt, wählte Ferdinand II., um das lecke Schiff auf sturmbewegtem Meere durch verderbendrohende Klippen hindurch in den Hafen zu lenken. — Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit die Gegenreformation in Innerösterreich durchgesetzt, und den mit Abfall und Konföderation drohenden protestantischen Ständen mit hohem Unmuthe erwiedert: »Wenn sein Werk nicht aus Gott sey, werde ers auch nicht vollbringen; er wolle einmal seine irdische Hoheit und Leben daran setzen *). — Nach Thurns Attentat, als der alternde Mathias

*) Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten, von Freyh. v. Hormayr. 4 Bd.

[redacted]

für Nachgiebigkeit stimmte, hatte er mit gerechter Entrüstung auf strenge Bestrafung des ungeheuren Frevels gedrungen. Nun in Wien selbst von den Feinden eingeschlossen, von seinen treuesten Räthen zu Versöhnungsvorschlägen aufgefordert und von nahen Verräthern bedroht, wich er nicht, voll Vertrauen auf den, der auch den Sternen gebietet. An dem unerschütterlichen Felsen hatten sich die Wogen gebrochen und allmälich der Sturm ausgetobt. Unerwartete Rettung hatte Gott zwey Mal gesendet, die Feinde zerstreut und die glänzende Kaiserkrone auf Ferdinands Haupt befestigt. — Durch die Schlacht auf dem weißen Berge ward Böhmen beruhigt, und mit Bethlen Gabor der Friede zu Nikolsburg geschlossen — 1621. Noch glänzender stand das Ansehen des Kaisers da nach der entscheidenden Schlacht bey Lutter am Barenberge. Nach dem Lübecker Frieden — 1629 — schien alles bezwungen, als das Restitutions-Edikt plötzlich die verborgenen Flammen wieder hell anfachte. — Nicht bloß Eroberungssucht, wie der Verfasser meint, auch Rache an dem Kaiser, der Sigmund von Polen zum Kriege gegen Schweden ermuntert, und Mecklenburg, ohne auf die schwedische Intercession Rücksicht zu nehmen, in fremde Hände gegeben zu haben schien, rief den König von Schweden auf den Kriegsschauplatz, den er schon nach zwey Jahren mit dem Leben verließ.

Dem hart und viel geprüften Kaiser, dem in standhafter, Gott ergebener Ausdauer nur Einer seines Hauses vergleichbar, war es nicht beschieden, ruhig die Augen zu schließen. Eine Macht, die bisher gleich dem Raubthiere Verderben brütend im Hintergrunde gelauert, und schadenfroh Oesterreichs Kräfte im langen Kampfe sich verzehren gesehen hatte, brach plötzlich los, als Ferdinand eben die Hand zum Frieden dargeboten. Nicht lange überlebte er diesen Schmerz, nur darin großen Trost findend, daß er die Krone eines römischen Königs auf dem Haupte des Siegers bey Nördlingen glänzen sah. — Erst nach eilf Jahren und wechselnden Kriegsvorfällen gelang es dem Sohne, durch den westphälischen Frieden (14. Okt. 1648) der Welt die lang und heiß ersehnte Ruhe zu geben. — »Am Ende des dreyßigjährigen blutigen Krieges,« sagt der Verfasser mit vollstem Rechte, »war Deutschlands Unabhängigkeit von auswärtigen Mächten, es waren die Gedanken der sächsischen, der fränkischen Kaiser, die Ideen Rudolphs, Maximilians, Karls über die Größe des deutschen Reiches zu Grabe getragen. Die vormaligen Stände Deutschlands wurden unabhängige Fürsten, sie konnten mit Auswärtigen Bündnisse schließen, die daher im Herzen Deutschlands stets bereite Anhänger fanden.«

Das Traurigste, möchten wir beyfügen, war noch die feyerliche Garantie seiner Unabhängigkeit durch auswärtige Mächte, deren Hauptstärke auf einer Trennung und Theilung der Kräfte Deutschlands beruhte. Zugleich hatte vorzüglich im dreyßigjährigen Kriege jener, mehr als hundertjährige Kampf Frankreichs gegen das Haus Habsburg begonnen, der mit einer Konsequenz und Beharrlichkeit durchgeführt wurde, wie wir sie selten in der Geschichte finden.

Schon Richelieu hatte den Plan aufgenommen, die beyden mächtigen Häuser Habsburg, welche Frankreich rings umklammerten, mehr und mehr zu trennen. Schon war es dem französischen Hofe im westphälischen Frieden gelungen, die natürliche Verbindung der Besitzungen beyder Häuser zu zerreißen, und Oesterreich durch die, von Ferdinand Karl von Tyrol gebrachten Opfer zu schwächen. Was Richelieu nicht ohne Erfolg begonnen, setzte sein Zögling Mazarin mit großer Gewandtheit fort. Durch Marschall Gramont suchte er 1657 Leopold von der Kaiserwahl zu verdrängen, und Ludwig XIV. oder einen von Frankreichs Golde abhängigen Prinzen auf den deutschen Thron zu heben. Als diese Mine den Dienst versagte, mußte der Kaiser, dessen Krone durch den westphälischen Frieden ohnehin zu einer lästigen Bürde herabgesunken war, in der durch französischen Einfluß entworfenen Wahlkapitulation den gegen Spanien gerichteten Punkt beschwören: »Die gegenwärtigen oder zukünftigen Feinde Frankreichs unter was immer für einem Schein und Vorwand mit keinen Waffen, Geld, Volk, Proviant oder andern Vorschub zu unterstützen, und insonderheit sich in die Kriege, welche in Italien und im burgundischen Kreise anjetzo geführt würden, in keinerley Weg, weder vor sich als römischer Kaiser noch seines Hauses wegen einzumischen, und wider die Krone Frankreich und dero Bundesverwandte in Italien und burgundischem Kreise unter einiger Streits- und Kriegsursache keine Hülfe mit Volk, Geld, Waffen oder andern Thun und Senden, noch sonst uff einige Weiß und weg Vorschub und beystand zu leisten.« — Die Folge davon war, daß sich Spanien und Oesterreich mehr und mehr entfremdet, entfernet, dadurch geschwächt und das Ansehen eines deutschen Kaisers herabgewürdiget wurde. Doch damit nicht zufrieden, griff Frankreich Oesterreich im Innern an. — Durch den französischen Botschafter Grantoville wurde den ungrischen Mißvergnügten Frankreichs und Venedigs Schutz zugesichert, Ludwig der XIV. als Ungerns Befreyer begrüßt, und die Pforte durch französischen Einfluß — ungeachtet des eben abgeschlossenen Nimweger Frie-

[redacted]

dens — zum Kriege gegen das geschwächte, entkräftete Oesterreich aufgereizt. Kaum war jedoch die Vormauer der Christenheit durch den begeisterten Muth seiner Vertheidiger und Befreyer gerettet, die Türken in schrecklicher Flucht nach Ungern zurückgejagt und viele ihrer Festungen überwunden, als plötzlich die alte Eifersucht und Gehässigkeit Frankreichs, bisher im Stillen wirkend, die Maske wegwarf, und am Ende des Jahres 1688 wilde Heere nach Deutschland jagte, um Oesterreichs Kräfte zu theilen, seine Heere im Siegeslaufe zu hemmen, und die Ufer des Rheins zu verwüsten. — So war Leopolds Leben ein fortwährender Kampf und Krieg — wie es der Verfasser im vorliegenden Buche hie und da in sehr interessantem Detail dargestellt hat — und nach einer sieben und vierzigjährigen mühevollen Regierung mußte er, der die Künste des Friedens mit so warmer Liebe umfangend, den Krieg haßte, bey seinem Tode ganz Westeuropa in einem gräßlichen Kampfe entbrannt, und Ungern durch französische Intriguen neuerdings in Aufruhr sehen. Nicht einmal seinem trefflichen Sohne, Joseph I., gelang es, den Streit um die spanische Erbschaft zu schließen, obgleich durch Eugens und Marlboroughs Siege die Lage Frankreichs so gefährlich drohend wurde, daß Ludwig, gedemüthigt, zu wiederholten Malen Frieden suchte. Nur die überspannten, den greisen König in den Augen der Franzosen zu tief erniedrigenden Bedingnisse entrissen Ludwig das verzweiflungsvolle Wort: »Muß ich Krieg führen, so will ichs lieber mit meinen Feinden als mit meinen Kindern« — und der verderbensvolle Kampf rasete wieder fort. Erst, als nach Joseph I. vorzeitigem Tode die Idee des politischen Gleichgewichts neuerdings angeregt, und die Vereinigung der deutschen Kaiserkrone mit der Herrschaft über Spanien und Indien gefürchtet wurde, schlossen Oesterreichs Bundesgenossen Separatfrieden, die bald auch auf Oesterreich, das nun allein auf dem Kampfplatze stand, ausgedehnt wurden. Doch was Karln von der großen Erbschaft auch zufiel, er mußte es fortdauernden Angriffen von Seite der Bourbonischen Höfe ausgesetzt sehen, bis er, um seinen Freund Friedrich August auf den polnischen Thron zu heben, und die Garantie für die pragmatische Sanktion zu erlangen, einen großen Theil derselben zum Opfer brachte. Aber was dem Vater, was dem Bruder nicht gelungen, das gelang Karl; er schloß endlich durch den Szathmarer Vergleich den Schlund der verheerenden Rakocyschen Unruhen mit einer Mäßigung gegen die Protestanten, die ihm aller Ungern Herz zuwendete. Der kleinen Anzahl, denen eine solche Mäßigung zur Unzeit dünkte, erwiederte der Fürst mit

würdevoller Entschlossenheit: »Ich bin zwar bereit, auch mit Gefahr meines Lebens die römische Kirche zu beschirmen; aber Gerechtigkeit und das öffentliche Wohl heischen, daß ich von meinen protestantischen Unterthanen nicht scheide, ohne ihnen Trost und Beruhigung zu hinterlassen.« Der edle, wahrhaft väterlich gesinnte Kaiser, der in seinen Schöpfungen so lange leben wird, als Liebe zu den Künsten und Wissenschaften blüht, hatte bey dem mannigfaltigsten Wechsel des Schicksals doch überall eine Anhänglichkeit und Liebe, eine Theilnahme und Begeisterung für sich erfahren, die weder durch traurige Kriegsvorfälle vermindert, noch durch Siege und gewonnene Schlachten erhöht werden konnte. Was ist aber auch begeisternder, hinreißender, als der muthvolle Entschluß eines Fürsten, mit seinen Untergebenen Sicherheit und Gefahr, Tod und Leben zu theilen? »Ich soll,« erwiederte Karl mit hohem Unwillen jenen, die ihm aus dem eingeschlossenen, fast ausgehungerten Barcellona zu fliehen riethen, »diejenigen verlassen, die Gut und Blut für mich eingesetzt haben, und aus der Ferne die Rauchsäulen ihrer Wohnungen sehen, und ihr Wehgeschrey hören, das um Rache wider mich in die Wolken dringen würde? Kein solches Wort mehr, mit ihnen will ich leben und sterben [1]).« — Bey seiner unermüdeten Sorgfalt für das innere Wohl seiner Länder beging er in den äußeren Verhältnissen den die Aufrichtigkeit seines Charakters beweisenden Fehler, daß er der Heiligkeit der Verträge, denen er seine schönsten Wünsche zum Opfer gebracht, zu viel vertraute. Zum Theil mochte er wohl in seinen letzten Tagen schon eine dunkle Vorahnung der trüben Zukunft haben, und sein Wehruf: »Ist denn mit Eugen alles Glück von meinen Adlern gewichen? habe ich denn gar keinen General mehr?« galt wohl nicht bloß dem gefallenen Belgrad.

Gleich nach Karls VI. Hinscheiden erwies sichs, was Eugen, als Feldherr und Staatsmann gleich ausgezeichnet, mit prophetischem Geiste vorausgesagt: »Ein gefüllter Schatz und ein zahlreiches, im Kriege erzogenes, durch Kriegszucht starkes Heer wären die einzigen sicheren Garantieen der pragmatischen Sanktion.« — Nach Karls Beerdigung erklärte sich Graf Törring, baierischer Gesandter in Wien, als Bevollmächtigten des nunmehrigen Landesfürsten in Oesterreich [2]); Sachsen und Spanien erhoben Erbansprüche, und Preußen begann aus den sonderbarsten Gründen den Krieg. Frankreich, wo Belleisles Ungestüm über Fleury's anschei-

[1]) Oesterr. Plutarch, 10. Bändchen.

[2]) Ebendas., 11. Bändchen.

nende Gewissenhaftigkeit siegte, schickte Baiern funfzigtausend Mann Hülfstruppen, »nicht als ob es nicht bereit sey, die geleistete Garantie zu halten, sondern als alter Alliirter von Baiern, unbekümmert, zu welchem Zwecke es seine Hülfstruppen brauchen wolle.« Theresiens verzweiflungsvolle Lage hatte unseres Bedünkens große Aehnlichkeit mit der Ferdinands II., nur mit dem Unterschiede, daß damals die Hülfe zum Theil von Außen, jetzt von Innen kam. In gerechter Entrüstung über den Bruch heiliger, durch die größten Opfer erkaufter Verträge, glühend vor Liebe und Anhänglichkeit an die angestammte Herrscherin erhob sich Oesterreich und Ungern mit einer Hingebung und feurigen Begeisterung, die wir in unsern Tagen, wo Oesterreich allein gegen die alles erdrückende und zermalmende Riesenmacht da stand, sich wiederholen gesehen. — Wie es die große Frau verstanden, alles mit Liebe zum Vaterlande zu erfüllen, schildert uns der Verfasser S. 354 mit warmen und lebendigen Worten. Das von Belleisle nur kurze Zeit besetzte Prag wurde durch Hunger bezwungen, Baiern erobert und der neue Winterkönig genöthigt, zu Frankfurt ohne Land und Leute vom französischen Solde kümmerlich sein Leben zu fristen. — Diesen mächtigen Umschwung hatte jener freudige Enthusiasmus hervorgebracht, den nur das Gefühl für unterdrücktes Recht, nur die Liebe zu Fürst und Vaterland einzuhauchen, zu beleben und zu erhalten im Stande ist. — Treu dem gegebenen Worte und der alten natürlichen und nothwendigen Allianz hielt auch der Sieger bey Dettingen auf Oesterreichs Seite aus, und nach den Friedensschlüssen von Breslau, Füssen und Aachen stand Oesterreich bey verringertem Areale, nach einem fast achtjährigen Kampfe mit einer moralischen Kraft und Stärke da, daß Friedrich im Besitze Schlesiens sich fortwährend beunruhigt fühlte. Wie sehr mußte sich diese Unruhe mehren, als es Kaunitz nach vielen Hindernissen und Einflüsterungen jeder Art gelungen, die fast hundertjährige Eifersucht Frankreichs durch einen engen Bund zu verbannen, und Rußland, bisher mit England verbunden, auf die Seite Oesterreichs zu ziehen? »Maria Theresia,« sagt der Verfasser mit bezeichnenden Worten, »stand nun an der Spitze eines so furchtbaren Bündnisses, wie sich gegen sie, als sie ihre Staaten antrat, gebildet hatte. Jedoch der belebende Geist, der von ihr ausging, war ein anderer; die hohe Frau wünschte nichts zu erobern, nur sich gegen feindselige Angriffe zu vertheidigen; das, was den Geist ihres Hauses vor allen Regentenhäusern so mächtig emporhebt, hatte Maria Theresia im hohen Grade, das zu erhalten, »was die Vor-

sehung ihrer Leitung, ihrem Schutze anvertraute.« — Wie sehr das Prinzip der Mäßigung, der weisen Erhaltung des Ererbten der Kaiserin Sinn und Gemüth durchdrungen, bezeugen, um nur Einiges anzuführen, die Friedensschlüsse zu Hubertsburg und Teschen; bezeuget die edelmüthige Weigerung, an der ersten Theilung Polens Antheil zu nehmen; selbst nach Friedrichs Erklärung *): »Der Kaiserin Entschluß werde den Stab brechen über Krieg und Frieden,« widerstand sie noch lange, und gab erst nach, als die Entfernung Englands von den Kontinental-Angelegenheiten, und die Unthätigkeit des französischen Hofes die Unmöglichkeit eines andern Ausganges unwiderleglich zu beweisen schien. — Was die große Kaiserin für die Emporbringung der Künste und Wissenschaften, Belebung des Handels, Gesetzgebung, überhaupt für jeden Zweig der Verwaltung mit liebender Muttersorge gethan, hat der Verfasser mit Ausführlichkeit und Pünktlichkeit der Zeitangabe ganz in der Weise dargestellt, wie es dem Zwecke dieses Handbuches angemessen war.

Dem Sohne der großen Mutter kamen die Wünsche aller freudig entgegen. Als Mitregent und Kaiser hatte er in allen Zweigen eine Schnelligkeit des Blickes, eine Größe und Tiefe der Ansicht entwickelt, die Staunen, Bewunderung und Verehrung erzeugte. Was konnte er als Alleinherrscher wirken und schaffen? — Der große Czar und Friedrich II. hatten durch allseitige Anregung der innern Staatskräfte ihren Reichen eine Kraft und Stärke im Innern, eine Haltung und Würde im Aeußern angewiesen, daß sie als Mächte vom ersten Range, Ehrfurcht gebietend, auf die gesammte Kontinentalpolitik einen mächtigen Einfluß ausübten. Oesterreich sollte auf dem nämlichen, oder einem ganz ähnlichen Wege fortschreiten, und dieser Umstand, daß Kaiser Joseph bey seinen Maßregeln mehr von allgemeinen Ideen und von der Nachahmung anderer Monarchen, als von den eigenthümlichen Grundlagen und nothwendigen individuellen Grundsätzen der österreichischen Monarchie ausging, ist ohne Zweifel eine hauptsächliche Ursache des Mißlingens seiner Plane. Dieses zu verherrlichen, durch Eröffnung bisher unbenützter Quellen zu heben und zu kräftigen — das war die Aufgabe, das die leitende Idee, welche allen Anordnungen und Maßregeln des Kaisers unverkennbar zur Basis diente. Zu diesem sollte, nach der Ansicht des Kaisers Joseph, führen: 1) Eine größere Gleichförmigkeit in der Verwaltung, daher allgemeine Verbreitung der deutschen Sprache, Gleichheit der Abgaben und Freyheit der

*) Oesterr. Plutarch von Frh. v. Hormayr, 11. Bändch. S. 78.

Religionsübung. 2) Begünstigung des Handels und der inländischen Industrie durch Einfuhrverbote, Eröffnung der Schelde, Handelsverträge mit der Pforte und Rußland, Anlegung von Straßen, Häfen und Kanälen. 3) Größere Arrondirung der Besitzungen durch den Eintausch von Baiern und die engern Bündnisse mit Frankreich und Rußland. Leider wurden in dem Verhältnisse mit andern Staaten nicht immer die traktatenmäßigen Rechtsgrundsätze und eben so wenig die alten Prinzipien der österreichischen Politik hinsichtlich der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts und der Vertheidigung des Bedrängten gegen den Uebermächtigen beobachtet. Dieß waren die Entwürfe, deren Verwirklichung und Ausführung der rastlos thätige, das Gute wollende und kräftig fördernde Kaiser seine Ruhe, seinen Frieden und sein Leben opferte. Doch wie wenig ist ihm gelungen! — Mit jugendlicher Raschheit die Reformen in Kirche nnd Staat beginnend, altes Herkommen und mit dem innersten Leben verzweigte Ueberzeugungen, Vorurtheile und Gebräuche zu wenig schonend, Völker und Reiche nach Familien und Individuen messend, und oft in der Wahl seiner Willensvollstrecker nichts weniger als glücklich, stieß der großherzige Monarch allenthalben an, reizte auf und erbitterte, fand Hemmung und Hinderniß, wo er in der Güte seines Herzens freudiges Entgegenkommen und Dank erwartet hatte. Am Ende einer zehnjährigen Regierung sah er von den Ideen, die bey der Thronbesteigung das trunkene Herz geschwellt, fast keine verwirklicht, die Interessen vieler verletzt, Ungern in Unruhe, die Niederlande im bewaffneten Aufstande, die Monarchie in einen bedenklichen Krieg verflochten und von einem eifersüchtigen Nachbarn mit einem neuen bedroht. — Innige Wehmuth ergreift das Herz, wenn man den nur Gutes und Edles wollenden Kaiser auf dem Krankenlager seine eigenen Schöpfungen, an denen er mit so vieler Liebe und Sorgfalt Jahre lang gebaut, wieder vernichten sieht. Wer könnte dem, der bey der höchsten Reinheit des Willens so vielfach irrte, die Thräne der Rührung und des Mitleids über die menschliche Schwäche versagen? selbst die Gekränkten, tief Verletzten schienen über dem Grabe versöhnt.

Leopold hatte in Toskana viele wohlthätige Einrichtungen gemacht, und zugleich in einem beschränktern Kreise manche Erfahrungen über die Gefahr, Mißgriffe zu begehen, gemacht, eine Gefahr, der sich alle Regierungen aussetzen, die bey ihren Reformen nicht von dem unmittelbaren und individuellen Bedürfnisse ihres Landes, sondern von allgemeinen theoretischen, und eben deßhalb oft ganz falschen Ideen ausgehen. In dem Zeitraume von zwey Jahren befreyte er seine Staaten von einem

auswärtigen, dem Interesse Oesterreichs fremden Kriege, er stellte die innere Ruhe her, er lösete einen Bund, der seine Staaten bedrohte, auf, er machte einen Feind zum Freunde, befestigte den Thron seiner Väter durch Standhaftigkeit und Mäßigung, und sorgte für Wissenschaften und Künste, wie in Florenz (S. 406). Vieles ging dem milden, umsichtigen, klugen Kaiser nach Wunsch; Liebe und Vertrauen der Untergebenen kehrte wieder, und selbst die Niederlande würden allmälich ganz beruhigt worden seyn, wenn nicht aus einem benachbarten Lande die Feuerbrände des Aufruhrs fortan hieher geschleudert worden wären.

Die schwerste Aufgabe blieb dem Sohne des aufrichtig beweinten Vaters zu lösen. Bald nach seiner Thronbesteigung sollte durch ein Gewebe der schändlichsten Treulosigkeit und gräßlichsten Wuth ein gekröntes edles Haupt von seinem eigenen Volke geopfert fallen; eine sonst durch Civilisation ausgezeichnete Nation sollte im wilden, zügellosen Freyheitstaumel die Umwälzung alles Bestehenden in fremde Staaten tragen, Throne stürzen, die Menschen zu Millionen schlachten, und aus Raub und Blut, aus Fluch und Verwünschung ein neues Europa gebären. — Zur Bekämpfung dieser Hydra hatte die göttliche Vorsehung Oesterreichs Fürsten und Volk berufen, um wie ehmals in den schrecklichen Tagen Ferdinands und Leopolds zur Rettung des göttlichen Wortes, so auch jetzt unerschütterlich, unermüdet dazustehen im Kampfe gegen Unterdrückung, für Recht und Gerechtigkeit, um der Menschheit nach zwanzigjährigen Kriegen, beyspiellosen Leiden und unsäglichen Qualen alle Segnungen eines dauernden Friedens wieder zu bringen. — Wie schön, wie herrlich der Fürst und sein treues Volk diesen schweren, großartigen Kampf gegen die stürmische Republik — bald mehr bald weniger von andern Mächten unterstützt — bestanden, welche Opfer im Kriege und in den Friedensschlüssen zu Campo Formio und Lüneville gebracht wurden, hat der Verfasser, ohne die Gränzen eines Handbuchs zu überschreiten, von S. 407—417 im Zusammenhange dargestellt. Noch härtere Wunden schlug Oesterreich der Krieg des Jahres 1805, der durch die Trennung und leider sogar offene Feindseligkeiten deutscher Staaten, durch zu wenig beschleunigtes, zu wenig koncentrirtes Mitwirken der Verbündeten, durch die, von den Franzosen begangene Verletzung neutralen Gebiets eine höchst unglückliche Wendung nahm. Große, schmerzliche Opfer wurden dem Frieden gebracht. »Schwer rissen sie sich von Meinem Herzen los,« rief der Kaiser, wie ein zärtlich liebender Vater, sei-

des Handels und zur Verbreitung wahrer Nationalbildung getroffen worden sind.

Dieß ist eine gedrängte Uebersicht dessen, was im vorliegenden Handbuche mehr oder minder ausführlich, mehr oder minder lichtvoll entwickelt und dargestellt sich findet. Wir verweilten bey der Angabe dieser Uebersicht absichtlich etwas länger, bezeichneten Vorzüge und Mängel, billigten und mißbilligten, was uns als lobens- oder tadelswürdig erschien, um die vaterländische Jugend und wohl auch reifere Freunde der Geschichte unseres Landes auf ein Handbuch derselben aufmerksam zu machen, welches durch größtentheils naturgemäße Anordnung des Stoffes, Lebendigkeit und Wärme der Behandlung, würdevolle Mäßigung und Besonnenheit in politischen und religiösen Ansichten jenen wesentlichen Bedingungen entspricht, die bey einem Handbuche der vaterländischen Geschichte insbesondere unerläßlich sind. — Für die Hinweisung auf die Literatur der österreichischen Geschichte, Anreihung der kurzen Geschichte der Erbländer bis zu ihrer Vereinigung mit Oesterreich, die Mittheilung von sechs für Oesterreichs Geschichte wichtigen Beylagen, und zumal für die Zugabe von drey genealogischen Tabellen, die einen schnellen Ueberblick der merkwürdigsten Schicksale Oesterreichs gewähren, wird jeder dem Verfasser Dank wissen, und mit uns wünschen, daß bey einer zweyten Auflage dieses Handbuches der Verfasser das Mangelnde ergänzen, das Dunkle näher bestimmen, das Schwankende und Zweifelhafte fester begründen, bloße Sagen aus dem Gebiete der Geschichte verbannen, und mit gleicher Liebe für die Vervollkommnung dieses, allen Freunden der vaterländischen Geschichte so erwünschten Werkes fortwährend thätig seyn möge.

Art. VI. 1) Melpomene, oder über das tragische Interesse. Von M. Enk. Wien, bey Gerold, 1827. gr. 8. 425 S.

(Schluß.)

Im dritten Abschnitte: Interesse der tragischen Fabel. — Weltanschauung — umfassend, S. 51 — 154, versucht der Verfasser zuvörderst die Meinung Aug. W. Schlegels, in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur *) ausgesprochen, zu prüfen: die Poesie solle, von den Dissonanzen unsers Innern, durch die tragische Stimmung, welche bey tieferm Gefühle unvermeidlich vorkommt, erzeugt, welche sie nicht wegräumen kann, wenigstens eine idealische Auflösung darzubieten versuchen.

---

*) Des ersten Bandes zweyte Vorlesung.

»Die tragische Poesie,« sagt er S. 52, »greift tiefer in die Brust des Menschen, als jede andere. Sie regt einen weit tiefern Schmerz darin auf, als jenen, der mit jeder lebhaften Empfindung des Mitleids verbunden ist. Wenn sie uns nämlich die auffallendsten Beyspiele von raschem Wechsel blühender Glückseligkeit mit endlosem Jammer darstellt; vom Untergange des Höchsten und Edelsten, was menschliche Kraft erschaffen konnte, von strenger Nothwendigkeit, die theuersten und natürlichsten Neigungen des Herzens zu verläugnen, von der furchtbaren Gewalt der Leidenschaften und vom fruchtlosen Kampfe des Tugendhaften gegen die vereinigte Macht gewaltthätiger Bosheit und tückischer Arglist, so finden wir uns durch eine solche lebendige Anschauung zurückgewiesen auf die Nichtigkeit alles menschlichen Strebens und Treibens im Allgemeinen, und auf die Unsicherheit und Wandelbarkeit alles dessen, was wir Glück nennen.« — Diese Bilder zeigen uns die Ohnmacht unseres Strebens und Wirkens wenigstens in der That, da selten nur das erfolgt, was wir zu erreichen uns festsetzen, und führen uns zur Ueberzeugung, daß wir von der Stunde der Geburt an Leibeigene des Schmerzes seyen.« Darauf gründet der Verfasser unser Mitgefühl mit den Schicksalen der tragischen Helden, weil seine Leiden immer in unserer Brust eine verwandte Saite treffen, da ähnliche Leiden uns entweder selbst schon getroffen haben, oder wir wenigstens durch den Anblick derer des Helden an die Möglichkeit derselben erinnert werden. Je tiefer und leidenschaftlicher aber das Gemüth unter diesen Umständen durch die sinnlich lebendige Darstellung eines auffallenden Beyspiels der Nichtigkeit des menschlichen Strebens und der Wandelbarkeit alles menschlichen Glücks erschüttert wird, und je schwerer bey Betrachtung derselben der Schmerz auch deßwegen darauf lasten muß, weil er nicht, wie bey dem Ringen gegen das einzelne Unglück, durch das lebhafte Gefühl der dabey angestrengten Kraft zum Theil wieder aufgehoben und gemildert wird, um so weniger, glaubt der Verfasser, scheint demselben eine bloße ideale Auflösung der Dissonanzen des Lebens genügen zu können; und wie die tragische Erschütterung unmittelbar aus der Anschauung des wirklichen Lebens hervorgeht, scheint ihm eben daraus auch ihre Versöhnung hervorgehen zu müssen, wenn sie für das schmerzlich aufgeregte Gemüth hinreichend befriedigend seyn soll.

Die Betrachtung, daß uns nur Eines mit dem Schmerze versöhnen könne, die Ueberzeugung nämlich, daß er nothwendige Bedingung eines bessern Zustandes sey, welche der Verfasser nach allen Seiten tief und scharfsinnig erläutert, führt ihn zur Bemerkung, daß wie das Bewußtseyn eines über das Irdische

hinausgehenden Berufes bey dem tragischen Helden sich auch immer aussprechen möge: für die Erhebung und Besänftigung des erschütterten Gemüths wenig gewonnen sey, wenn nicht in der Beschaffenheit und der Durchführung der tragischen Fabel selbst der Grund jenes Bewußtseyns zur klaren Anschauung gebracht wird. Diesen Grund aber findet er im Walten einer höheren Intelligenz oder in einer sittlichen Weltregierung, wobey er bemerkt, daß wir bey dem Bestreben, auf diesem Wege die Versöhnung des Schmerzes zu finden, des Glaubens nicht entbehren können, für dessen Bestätigung er in unserm beschränkten Gesichtskreise Gründe darin entdeckt, daß, wie alles um uns her schwanke und im rastlosen Wechsel sich verändere, wir dennoch etwas Festes und Haltbares, wenn gleich nicht durch sich selbst Bestehendes in den ewigen Gesetzen unserer sittlichen Natur erkennen. »Die Versöhnung mit der Nichtigkeit unseres Daseyns,« äußert er sich S. 57, »kann nur von diesem Punkte allein ausgehen, und mag auf ihn allein mit Sicherheit zurückgeführt werden.«

Eben so vorzüglich, als diese Auseinandersetzungen, sind die Lösungen der zwey Widersprüche, welche, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, die Anschauungen des Lebens leicht beirren, und von welchen er den einen der Erscheinung nach einen wirklichen, den andern einen scheinbaren nennt. Der erste ist der Widerspruch zwischen Verdienst und Glückseligkeit, zwischen Absicht und Erfolg, der zweyte besteht in der räthselhaften Verbindung von Gut und Bös, nach welcher das Gute oft aus dem Bösen und das Böse aus dem Guten zu entstehen scheint. In Rücksicht des ersten Widerspruches, bemerkt der Verfasser, finde der Schmerz, welcher uns über diese unläugbare Erscheinung im Leben ergreifen könnte, eine vollkommene Versöhnung in der Ueberzeugung einer sittlichen Weltregierung, in welcher Ueberzeugung jener Widerspruch sich vollkommen auflöst, da sie den Begriff der höchsten Gerechtigkeit, dieser aber den Begriff einer vollkommenen Ausgleichung zwischen Verdienst und Glückseligkeit nothwendig in sich schließt. Der zweyte Widerspruch wird durch die Rücksicht auf den Unterschied der scheinbaren und der eigenthümlichen und nothwendigen Wirkung gehoben. Der Verfasser zeigt, wie das Gute nie Böses, sondern immer nur Gutes erzeuge, das Böse dagegen aber nur wieder Böses hervorbringen könne, wozu er sich mit vielem Glücke des anschaulich machenden Vergleichs einer Giftpflanze, der nie heilsame Früchte entwachsen können, bedient. Dennoch läßt er uns nicht in dem bloß scheinbaren Zusammenhange zwischen dem Guten und Bösen: sondern in der nothwendigen Verkettung zwischen Gut und Gut,

zwischen Böse und Böse, in dem ewigen, unversöhnlichen und nothwendigen Streit zwischen beyden, die Bürgschaft einer sittlichen Weltregierung finden, und damit die Verklärung, welche die nächtliche Seite des Lebens aufhellen und den Schmerz darüber versöhnen soll. Von den Beyspielen, in welchen der Verfasser seine Ansicht veranschaulicht, finden wir Makbeth und Lear am besten gewählt und entwickelt. Vortrefflich ist das, was er beym letztern in Rücksicht der ziemlich allgemein geäußerten Bemerkung: die Masse des Jammers, welche über den unglücklichen Lear hereinbrach, sey zu groß, um mit seiner Schuld im Verhältniß zu stehen, S. 65 sagt: »Es gibt eine Selbstsucht der Liebe, die, wenn gleich nicht immer, doch sehr oft, die Wahrheit der Empfindung, aber jederzeit das lebendige Gefühl der Pflicht ausschließt. Die Härte liegt dieser Art von Selbstsucht so nahe, als die Neigung zur verschwenderischen Austheilung ihrer Gunstbezeugungen. Diese Selbstsucht ist Lears Schuld. Verbunden mit Zornmuth und herrischen Stolze erzeugt sie das Verbrechen gegen die Natur, daß der Vater eine schuldlose, ihn zärtlich liebende Tochter von sich stößt.«

Die folgenden Bemerkungen über den Grund des Vergnügens am Tragischen und das Verhältniß des Tragischen zum Erhabenen befriedigen minder. Wenn auch die Vermengung des Wohlgefallens an Ereignissen, welche wir gewöhnlich tragisch nennen, mit der dramatischen Behandlung tragischer Gegenstände ein zuweilen vorkommender Fehler genannt werden muß, verdient diese Bezeichnung doch keineswegs so ganz die Bemühung, das Wohlgefallen am Tragischen und an der dramatischen Behandlung desselben auf einen einzigen Grund zurückzuführen. Wir beziehen uns deßhalb auf unsere Bemerkungen bey Gelegenheit des Anfanges der Recension des vorliegenden Werkes im XL. Bande dieser Jahrbücher. Wenn der Verfasser S. 77 bemerkt, wir empfänden beym Tragischen bald Mitleid und Bedauern, bald Furcht und Schrecken, so müssen wir entgegnen, daß wir uns kein Tragisches denken können, in welchem das Mitleid ohne Furcht, und keines, in welchem die Furcht ohne Mitleid gefunden werden könnte. Ferner steht das Tragische, unserer Ansicht nach, mit dem Erhabenen nicht bloß in entfernterer Verwandtschaft, es ist ein Theil desselben. Der Verfasser erklärt die Eintheilung des Erhabenen in das mathematisch und dynamisch Erhabene für völlig grundlos, ohne einen befriedigenden Grund dafür anzugeben. Das Element des Erhabenen ist Größe. Jede Größe erscheint als solche aber entweder in der Ausdehnung oder in der Kraftäußerung, anschaulich oder empfindbar, beyde Theile sind wesentlich von einander ver-

schieden, gehen zuletzt aber doch natürlich und nothwendig aus dem Erhabenen als Theile desselben hervor. Daß der Verfasser durch den Anblick des Großen in der Ausdehnung nicht zu erhabenen Gefühlen gebracht werden kann, hat seinen Grund wahrscheinlich in einer individuellen Gefühlsrichtung; daß die gedachte Anregung aber möglich ist, lehrt uns die Erfahrung Tausender. Die Art und Weise der Anregung der Einbildungskraft und der Vernunft, die Mischung von Lust und Unlust, alles ist bey beyden Arten des Erhabenen gleich, nur der Grund der Anregung ist verschieden. Daß dynamische Anregungen stärker wirken, als mathematische, hat Niemand in Zweifel gestellt. —Das Inkommensurable der Kraft macht demnach wohl die Grundlage des pathetisch Erhabenen, aber nicht die des Erhabenen überhaupt aus. — Für den Grund unseres Wohlgefallens am Tragischen erkennt der Verfasser die Anschauung des Lebens, in welchem alles irdische Streben in der Begränzung desselben als nichtig, in der Nichtigkeit desselben selbst aber das Walten einer sittlichen Weltordnung und die Verklärung des Göttlichen erscheint, in sofern sie von der tragischen Poesie reflektirt wird. Wir möchten dagegen nur bemerken, daß nicht die gedachte Anschauung unter jeden Bedingnissen, sondern nur unter gewissen mit tragischer Erhebung erfülle, welches der Verfasser auch erkannt zu haben scheint, da er beysetzt — in sofern sie von der tragischen Poesie reflektirt wird — wobey aber immer noch die eigentliche Frage zu erläutern blieb, wie muß die Poesie beschaffen seyn, wenn wir sie tragisch nennen, und an ihren Darstellungen Vergnügen empfinden sollen? Bey nachfolgenden Erläuterungen, S. 81 — 83, begehrt der Verfasser von ihr im Allgemeinen Erschütterung und Erhebung des Gemüths, welche letztere sie nicht vermittelst der Reflexion, sondern durch unmittelbare Anschauung des Waltens einer sittlichen Weltordnung erreicht. »Indem nämlich,« sagt er S. 83, »die tragische Poesie nicht in dem zufälligen, sondern in dem nothwendigen Zusammenhange der Dinge dieses Walten einer sittlichen Weltfügung zur Anschauung bringt, erhebt sie uns in der That auf die einzige Höhe, zu welcher die Wogen des ungestüm bewegten Lebens nicht hinanreichen, und von welcher wir allein mit Ruhe auf den empörten Kampf derselben hinabsehen mögen.« Die Bemerkung, wie die tragische Poesie auch durch ihre Form das Wohlgefallen steigere, indem sie den höchsten Grad sinnlicher Kraft zu erreichen weiß, und unsere geistigen Kräfte durch rasches Fortschreiten zum Ziele zum lebhaftesten Spiele anregt, ist keineswegs fruchtlos, und verdient gute Berücksichtigung.

Der Verfasser macht von der Darstellung des Wohlgefallens an der tragischen Poesie den Uebergang auf die durch sie zu bewirkende Reinigung der Leidenschaften, und leitet beyde aus derselben Quelle ab. Die Entwicklungen darüber sind nach der uns bis nun als die richtigste bekannten Ansicht Lessings, welcher unter der Reinigung der Leidenschaften das Zurückführen auf ihr rechtes Maß versteht. Der Bemerkung S. 87, daß wir einen Schritt weiter gehen dürften, als Aristoteles, und behaupten, daß die tragische Poesie nicht nur jene Leidenschaften reinige, welche sie errege, sondern auch diejenigen, welche sie überhaupt darstellt, scheint eine nicht ganz klar gewordene Ansicht zum Grunde zu liegen, da wohl erwiesen werden kann, daß schon Aristoteles die Reinigung der Leidenschaften zugleich dahin beziehe, von den dargestellten sowohl aber, als von den erregten, Furcht und Mitleid die vorherrschenden sind.

Die nun folgenden Ansichten des Verfassers über den Gebrauch der Schicksals-Idee in der tragischen Dichtkunst sind großentheils meisterhaft. Er eifert vorzüglich gegen die Vorwürfe, welche man der alten Tragödie machte, und gegen die neuere sogenannte Schicksalstragödie, nämlich, daß ein tyrannisches Wesen darin walte, welches ohne Rücksicht auf Verschuldung Leiden auflegt, und dann, daß es sogar den Menschen zum Verbrechen nöthige, und ihn dafür büßen lasse. Er entwickelt die Nichtigkeit jener Ansicht bey Durchprüfung älterer und neuerer Tragödien, zuerst der Antigone des Sophokles. Besonders bemerkenswerth ist, was er S. 91 und 92 über die Art und Weise sagt, wie die Idee, welche hier erörtert werden soll, bey den Griechen sich ausbildete, und zeigt dadurch, warum die Vorstellung von einer weltherrschenden Macht, welcher die Götter wie die Menschen unterworfen sind, in der tragischen Poesie der Griechen zunächst als eine richterliche und strafende erscheine, und nicht allein die Feindin des Uebermuths, sondern selbst alles stolzen, zuversichtlichen Selbstgefühls, alles unbescheidenen Vertrauens auf die Beständigkeit des Glücks, ja jedes Uebermaßes vom Glücke selbst sey. Den Grund der großen Wirkung der Dichtungen der Griechen findet er darin, daß sie jene Vorstellung klar und mit strenger Konsequenz zur Anschauung bringen, gerade darin erkennen wir aber keineswegs das Walten eines tyrannischen Wesens, sondern im Uebermuth und der kecken Zuversicht der Kraft unsere Schwäche, in der unerbittlichen Strenge aber, womit die höhere Macht unsere Fehler straft, die sittliche Würde der letztern. — Eben so anschaulich erweist er die Grundlosigkeit des zweyten Vorwurfs, daß in den Schicksalstragödien ein feindseliges Wesen herrsche, welches den Men-

schen zu Verbrechen nöthige, und ihn dann bestrafe. Zwang und Nöthigung in eigentlicher Bedeutung finden zu wollen, erklärt er mit Recht für sinnlos, da sich beyde in keiner Tragödie nachweisen lassen, aber auch in entfernterer Hinsicht findet er in dem Andringen äußerer Umstände auf unsere Entschließungen keinen Zwang, da sie die Freyheit nicht aufheben, das sittliche Gesetz dabey immer als etwas Unbedingtes besteht, dem Folge zu leisten uns durch die äußeren Umstände wohl schwer, aber nicht unmöglich gemacht wird, wobey folglich die Zurechnung von uns selbst dort als eine gerechte anerkannt werden muß, wo wir zwischen Verschuldung und Strafe ein Mißverhältniß zu entdecken glauben. — Wenn aber, meint der Verfasser, auch von Zwang und Nöthigung zum Verbrechen nirgends die Rede seyn kann, so sey es doch dem Dichter erlaubt, durch die Behandlung seines Gegenstandes den Bestimmungsgründen den Anschein des Zwanges und der Nöthigung zu geben, und hier, meint er, hätten neuere Dichter in gewisser Rücksicht öfters gefehlt. — Bey Rückblicken auf ältere findet er das Minimum von Selbstbestimmbarkeit des Willens in den Choëphoren des Aeschylus, beweist aber zugleich, daß man auch hier nicht sagen dürfe, die Handlung des Orestes sey eine unwillkürliche, und es trete dabey ein wirklicher Zwang durch eine höhere Macht ein. In den Oedipen allein findet er dagegen klar alle Vorwürfe widerlegt, welche man dem griechischen Theater in Hinsicht auf Schicksal und Vorherbestimmung gemacht hat. Sehr scharfsinnig entwickelt er S. 99 — 105, daß, wie anscheinend gering auch die Schuld des Leidenden, wie furchtbar oder vielmehr wie grausenhaft auch die Katastrophe seyn mag, man nirgends weniger von einer unbedingten Vorherbestimmung oder von Nöthigung zum Verbrechen hätte reden müssen. Von nicht geringerm Interesse ist die Gegenüberstellung der Oedipe des Sophokles mit dem Oedip Voltaire's, wobey der Verfasser das Absurde der Behandlung durch den Letztern erweisend auseinandersetzt, und dabey zeigt, daß diese Art, die Schicksalstragödie zu behandeln, wo der gröbste, roheste Fatalismus ohne alle Milderung und Versöhnung gefunden werde, vollkommen unstatthaft, aber auch bey den Griechen nicht anzutreffen sey.

Von den Neueren prüft der Verfasser die Behandlung der Schicksals-Idee zuerst in Schillers Braut von Messina. Er macht darauf aufmerksam, wie durch die beyden sich widersprechenden Träume Isabellens und ihres Gemahls bestimmt angedeutet sey, wie Beatrice sowohl das Mittel der Versöhnung der Brüder, als das Werkzeug ihres Unterganges werden konnte, der Grund von dem aber, daß sie das letztere

wird, in einem Frevel liege, der mit dem Bruderhasse nichts gemein habe, wie Don Manuels leidenschaftliches Streben darum nicht minder als ein freyes und selbstständiges erscheine, und wie der Dichter, obschon er uns den Haß der Brüder als die bedingte Wirkung eines Fluches zeige, uns ihn doch zugleich wieder als die Frucht der Schuld erkennen lasse. Darauf zeigt er die Großartigkeit der Behandlung der Schicksals-Idee im Wallenstein, und das Ueberflüssige der Erscheinung des schwarzen Ritters in Schillers Jungfrau von Orleans. Mit tiefem Blicke prüft und würdigt er Müllner's Schuld und Albaneserin, und entwickelt, wie in jenen Tragödien die Schicksals-Idee keineswegs auf eine unwürdige, sondern auf eine sehr künstlerische Art und sehr zweckmäßig behandelt worden sey. Er weist nach, wie nicht, was man dem Dichter aufbürden wollte, in dem sogenannten Fluche des Zigeunerweibs und Camastro's der Keim der Strafe der Schuldigen oder die Nöthigung zu einem Verbrechen zu suchen sey, sondern die Worte des Zigeunerweibs:

Tage lang wirst du dich quälen,
Eh' du quitt wirst deiner Last.
Ist, was du gebierst, ein Knabe,
Würgt er den, den du schon hast;
Ist's ein Weibsbild, stirbt's durch ihn,
Und du fährst in Sünden hin.

nur eine Vorhersagung enthielten, die nicht mehr Glauben verdiente, als ein aufgebrachtes Bettelweib überhaupt ansprechen konnte. Laura's Aberglaube, meint er, mache allein die Prophezeyung der Elenden zur Quelle des Unheils, das hier, wie überall, dem Verbrechen entquillt. Auch Hugo's Mord ist unmittelbar Frucht seiner verbrecherischen Liebe zu Elviren, und darum nicht weniger die Frucht derselben und der Willensfreyheit, weil es, im Einklange mit jener Prophezeyung, sein Bruder ist, den er ermordet. Auf gleiche Weise führt der Verfasser mit Einsicht und Kraft den Beweis für den richtigen Gebrauch der Schicksals-Idee in der Albaneserin, und rechtfertigt so das in letzterer Zeit vielleicht nicht immer aus ganz reinen Absichten häufig angefochtene poetische Wirken des großen Meisters. —Was der Verfasser über Grillparzers Ahnfrau sagt, genügt weniger. Der Mißbrauch der Schicksals-Idee läßt sich in diesem Trauerspiele, aller seiner entschiedenen Vorzüge ungeachtet, weder verkennen noch entschuldigen, und der Verfasser wird am Schlusse seiner Erläuterungen selbst dahin gebracht, die Scene, in welcher Jaromir sich des Dolches bemächtigt, mit welchem die Ahnfrau getödtet worden, und die, in welcher Jaromir

erfährt, daß er unwissend seinen Vater gemordet, zu tadeln, da in ihnen, wenigstens dem Anscheine nach, das Wunderbare auf den Willen oder das Handeln der Personen einen nöthigenden Einfluß ausübt. Zu verwundern ist, daß der Verfasser bey Beleuchtung der genannten Tragödie nicht gerügt hat, daß die Ahnfrau, ohne einer höheren künstlerischen Nothwendigkeit, bloß um vorübergehenden Schauder zu erregen, vorhanden ist, und eigentlich außer dem Organismus des Stückes steht.

Nach einigen vortrefflichen Bemerkungen über den Gebrauch des Wunderbaren im Makbeth und einem Rückblicke auf die Schiller'sche Bearbeitung jener Tragödie wendet sich der Verfasser S. 132 zur Beantwortung der Frage: Auf welche Weise soll der Dichter die tragische Idee zur Anschauung bringen? — Sie geschieht auf die gewöhnliche, aber einzig richtige Art, nämlich: »nicht durch Reflexionen oder philosophische Exposition, sondern durch die Handlung selbst, weil sich nur im Handeln das Verhältniß der Menschen zum Leben bestimmt ausspricht, und daraus allein mit Sicherheit anerkannt werden kann.« Zugleich bemerkt er, man müsse bey dem Ausdrucke Handlung nicht allein an dasjenige denken, was einem festgestellten Entschlusse zu Folge vollbracht, sondern an alles, wodurch dieser selbst bestimmt wird, wodurch er richtig und klar die Handlung von der Begebenheit unterscheidet. Um diesen Unterschied anschaulich zu machen, erläutert der Verfasser ein Stück, welches, das Wort im gewöhnlichen Sinne genommen, fast gar keine Handlung hat, die Sieben gegen Theben des Aeschylus, und zeigt dabey, wie beym Mangel der Begebenheit dennoch die tragische Idee uns nicht minder in ihrer höchsten Würde entgegentrete; das Walten nämlich einer höheren, unerbittlich strengen, aber gerecht herrschenden Weltregierung, die eben durch die Vernichtung der menschlichen Kraft sich offenbart, welche in thörichter Verblendung ihrer Macht widerstreben, oder sich ihr entziehen zu können glaubt. Ausgezeichnet ist die folgende Zusammenstellung der Sieben vor Theben mit den Phönizierinnen des Euripides, wodurch der Verfasser zu dem Ausspruche gebracht wird, daß in den Sieben vor Theben die tragische Idee sich lebendiger und kräftiger ausspreche, als in den Phönizierinnen, und daß alle einzelnen Theile dort eine strengere Beziehung auf dieselbe haben, als in den letztern, daß aber eben so wenig sich läugnen lasse, daß in den Phönizierinnen wie in mehreren andern Stücken des Euripides die einzelnen Theile durch die tragische Idee fester zusammengehalten werden, als die Kunstrichter hin und wieder es haben zugeben wollen.

Den Schluß dieses Abschnittes füllen Bemerkungen über den Chor, S. 147—153, in welchem der Verfasser eines der Organe der Alten bemerkt, die tragische Idee auszusprechen. Er entscheidet sich für die Wiedereinführung desselben in der neueren Tragödie unter gewissen Verhältnissen. Von den Gründen, welche ihn dazu bestimmen, ist der erste der, daß der Dichter durch ihn gezwungen würde, die Handlung mit strengerer Rücksicht auf die tragische Wirkung zu wählen und durchzuführen, als es in der neueren Literatur in der Regel geschieht, und daß er jene unbeschränkte Willkür, welche sich in der Komposition alles erlaubt, was ihr nur immer zu Gebote steht, nothwendig beschränken müsse. Auch meint er, wäre wohl nichts geschickter, als der Chor, die tragische Poesie wieder zu jener Würde zu erheben, von welcher sie unter uns durch das Zusammenwirken der mannigfaltigsten Ursachen nur allzutief herabgesunken ist. Mehr noch, meint er, spreche zweytens für die Einführung des Chors, daß der Versuch dazu seit dem Wiederaufleben der Tragödie, so oft er auch mißlang, immer aufs Neue wiederholt worden sey. Diese Erscheinung, meint er, deute auf ein, von mehreren der ausgezeichnetsten Dichter gefühltes Bedürfniß, das unter diesen Umständen als ein in der Sache selbst gegründetes erscheinen müsse. — Beyde Gründe sind Scheingründe, und als solche leicht zu widerlegen. In Bezug auf den ersten Grund muß bemerkt werden, daß jene Dichter, welche erst durch den Gebrauch des Chors bestimmt werden, die Handlung richtig zu wählen und durchzuführen, welche erst durch ihn für die unbeschränkte Willkür in der Komposition, die in der neueren Literatur anzutreffen ist, eine Beschränkung finden, am besten ganz von der tragischen Poesie entfernt blieben. Sie dürften im Gegentheil durch das Außerwesentliche des Chors noch mehr von der Rücksicht für das Wesentliche des dramatischen Organismus abgehalten werden. Wir würden damit noch mehr schlechte, besonders noch mehr langweilige Trauerspiele haben, als wir ohnedieß besitzen. — In Berücksichtigung des zweyten Grundes spricht gerade der Ausgang der Versuche der Wiedereinführung des Chors in neuerer Zeit dagegen. Von Dichtern ersten Ranges hat ihn nur Schiller, und dieser nur in einer einzigen Tragödie angewendet. Die Art und Weise, wie er ihn in der Vorrede zu jener Tragödie vertheidigt, die peinliche Mühe, welche er anwendet, um uns von seiner Wirksamkeit zu überzeugen, zeigt, daß er es mit einer schwer zu verfechtenden Sache zu thun hatte. Auch beachtete er, wie sich aus jener Vertheidigung hinlänglich ergibt, die Sache als bloßen Versuch. Von der Unwirksamkeit in der Darstellung überzeugt, hätte er ihn schwerlich je

wieder eingeführt. Auch muß bemerkt werden, daß jener Chor nicht einmal der der Alten, sondern eine eigenthümliche Komposition des Dichters war, der der Alten aber unstreitig noch weniger wirksam gewesen wäre. Göthe hat mit ächter Kunstweisheit ihn in jener Tragödie, welche sich der Anlage und Haltung nach am meisten dazu geeignet hätte, in der Iphigenie nicht eingeführt. Die Versuche anderer Dichter sind sämmtlich verunglückte zu nennen. Da kein ausgezeichneter dramatischer Dichter, Schiller ausgenommen, ihn gewagt hat, kann das Gefühl des Bedürfnisses nicht so tief gewesen seyn, als der Verfasser es glaubt.

Mehr aber als alle diese Berücksichtigung streitet gegen die Wiedereinführung des Chors in die neuere Tragödie die Natur desselben. Der dramatische Dichter soll, wie jeder Künstler, nur das Wesentliche und Nothwendige darstellen, das Wesentliche und Nothwendige wird aber nur durch eine genaue Betrachtung der Natur des Kunstwerks, welches er darstellen will, erkannt. Nicht weil diese oder jene Nation, dieser oder jener Künstler das Kunstwerk so und nicht anders gestaltet hat, sondern weil das Kunstwerk seiner Natur nach so und nicht anders gestaltet seyn will, wird er zur Vollendung desselben in einer bestimmten Art bewogen. Der Theil muß um des Ganzen willen da seyn, und gehört nicht zum Ganzen, wenn er nicht in der Natur desselben, sondern nur in der Willkür des Künstlers seinen Grund hat. Nun kann aber mit allen Bemühungen die Nothwendigkeit des Chors für irgend eine Tragödie nicht erwiesen, und der Chor als ein nothwendiger Theil derselben dargestellt werden. Mögen wir den Chor als mitspielende Person oder als theilnehmenden Zuschauer, in welcher beyden Art ihn die Alten brauchten, betrachten, immer erscheint er in der Tragödie störend. Unwahrscheinlich in der ersten, die Handlung in ihrer Bewegung hemmend in der zweyten Gestalt. Da nun die Tragödie, wie jedes Kunstwerk überhaupt, dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit unterworfen ist, insbesondere aber durch Darstellung der Handlung charakterisirt wird, so muß ihrer Natur alles widerstreiten, was die Wahrscheinlichkeit der Handlung vermindert oder diese hemmt. Nicht das Gefühl der Nothwendigkeit brachte den Chor in die Tragödie der Alten, sondern der Mangel der Selbstständigkeit der dramatischen Form. Die Tragödie, eigentlich erst mit Aeschylus der Wiege entwachsen, obschon damals Kind und Riese zugleich, konnte sich vom Chor, von dem sie ausgegangen war, so schnell nicht losmachen, mußte aber mit der Ausscheidung desselben an Selbstständigkeit gewinnen, weil der Chor, lyrisch oder reflektirender, immer die Hauptsache, um deren

Darstellung es ihm zu thun seyn mußte, die Handlung in ihrer lebendigen Entwicklung hinderte. Die Griechen selbst brachten in späterer Zeit den Chor aus der Tragödie, weil sie davon überzeugt waren, daß er nicht dazu gehöre. Daß die Tragödien, in welchen dieß geschah, nicht so vorzüglich waren, als die des Aeschylus und des Sophokles, in welchen wir den Chor antreffen, hat nicht seinen Grund im Wegbleiben des Chors, sondern darin, weil ihre Verfasser weniger Talent als ihre großen Vorgänger besaßen. Diese würden, hätten sie in späterer Zeit gelebt, und ihnen gleiche glückliche Vorgänger gehabt, den Chor ohne Zweifel selbst weggelassen haben. Die bedeutendsten Dichter neuer und neuester Zeit haben den Chor weggelassen, weil sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß er nicht dazu gehöre und in der Darstellung störend wirke, folglich gewann die Tragödie mit der Ausscheidung des Chors an Wahrscheinlichkeit und rascherer Entwicklung der Handlung, an Interesse in der Darstellung. Warum also den Chor wieder einführen wollen? Hieße das nicht das zufällig früher da gewesene ohne Ueberzeugung der Nothwendigkeit seines Bestehens nachmachen, den durch die Verbindung des Nothwendigen und wohlgefälligen Organismus des dramatischen Werks durch Aufnahme des Zufälligen und Außerordentlichen zerstören? Der Chor kann, unserer Ueberzeugung nach, nie so in der neueren Tragödie vorkommen, wie wir ihn in den Werken des Aeschylus und Sophokles finden, weil er nicht in der Natur der Tragödie seinen Grund hat, das Fortschreiten der Handlung hemmt, und in der Darstellung durch Unwahrscheinlichkeit das Interesse vermindert.

Im vierten Abschnitte: Vom tragischen Stoffe, S. 154—216, gibt der Verfasser eine dreyfache Quelle desselben an. Die Mythologie, die Geschichte und die freye Erdichtung. Den Begriff von Mythe nimmt er vorzüglich in Bezug auf Griechenland im weitesten Sinne, in welchem ihr Gebiet bis an die Gränze zuverläßiger historischer Beglaubigung reicht, und entscheidet sich vorzüglich für die Wahl dahin gehöriger Stoffe, welche er den historischen vorzieht. Ihn bestimmt dazu die Berücksichtigung der Erhabenheit des mythischen Stoffes, des Umstandes, daß der Dichter das Interesse der tragischen Idee nicht erst in den Stoff hineinzutragen oder mühsam in demselben aufzusuchen, sondern es nur folgerecht daraus zu entwickeln braucht, und jenes, daß der historische Stoff dem Dichter nirgends so freyes Spiel als der mythische gestatte. In dem Mythus nämlich, sagt der Verfasser S. 156, ist die Handlung mit ihrer wesentlichen Beziehung zur tragischen Idee gegeben; die

Zeichnung der Charaktere, die Erfindung zweckmäßiger Motive hängt gänzlich vom Dichter ab, und er kann diese Freyheit mit dem glücklichsten Erfolge zur Hervorbringung der außerordentlichsten Wirkung benützen.« — Wir können dieser Ansicht aus dem Grunde nicht beypflichten, weil wir dafür halten, daß der Grund, welcher jene Stoffe den Alten zur tragischen Behandlung so brauchbar machte, indem sie in ihnen poetische Bedeutung, Wahrheit und Heiligkeit zugleich fanden, bey uns in der letzten Beziehung wegfallen müsse; denn was sind uns die Götter des Alterthums mehr, als höchstens allegorische Personen; demnach muß der historische und erdichtete Stoff den Vorzug verdienen, weil er, bey gleich poetischer Bedeutung (diese wird der ächte Dichter überall herausfinden und hineinlegen), eine größere Wahrscheinlichkeit und mit ihr eine größere Wirkung erreicht. Dem ungeachtet aber müssen wir gestehen, daß die Entwicklungen bey Gelegenheit der Beantwortung der Frage, auf welche Art soll der tragische Dichter die mythischen Stoffe behandeln? vorzüglich zu nennen sind. Der Verfasser entwickelt seine Bemerkungen aus passenden Beyspielen, und zeigt zuerst, wie der Dichter einen tragischen Stoff nicht behandeln müsse, an dem Orest des Herrn von Voltaire, dessen verfehlte Behandlung des tragischen Stoffes, indem er sie der des Sophokles gegenüberstellt, er erweist. Die folgenden Entwicklungen betreffen die Iphigenia in Aulis des Euripides und dessen Andromache, indem er beyde Tragödien zugleich mit den gleichnamigen des Racine in Vergleichung bringt. Daß er dabey keineswegs, wie es vielleicht nach manchem vorher ausgesprochenen harten Worte über die französische Poesie scheinen könnte, die Vorzüge derselben um jene der griechischen willen verkennt, ergibt sich daraus, weil er nicht nur Racine vollkommene Gerechtigkeit durch Anerkennung und Auseinandersetzung seiner dichterischen Schönheiten widerfahren läßt, sondern sogar der Charakterschilderung der Iphigenia durch Racine vor der durch Euripides den Vorzug gibt. Als Resultat des Gesagten erkennt er als die vorzüglichste und unerläßlichste Forderung bey Bearbeitung mythischer Stoffe, daß dieselbe im Geiste des Mythus unternommen, und dieser seinen wesentlichen Bestandtheilen nach getreu der Fabel unterlegt werde. Die griechischen Mythen nämlich, meint er, sind kein Produkt der Willkür des dichterischen Geistes, sondern sie haben theils wirklich eine historische Basis, oder wo diese nicht vorhanden oder minder erkennbar ist, sind sie dennoch im Geiste einer, in ihrer Eigenthümlichkeit und in ihrer Auffassung des Lebens scharf bestimmten Zeit ausgebildet. Wie aber diese Auffassungsweise selbst der tragischen Idee verwandt ist, so sind sie auch in

der Gestalt, in welcher sie uns überliefert worden, am geschicktesten, dieselbe darzustellen. Darum soll der tragische Dichter sich hüten, mit unbescheidener Willkür zu ändern und umzuformen, weil er es weit seltener mit wirklichem Gewinne, als mit entschiedenem Verluste wird thun können. Der Verfasser nennt in dieser Berücksichtigung vorzüglich drey Stücke, welche der Dichter, wenn er mythische Stoffe wählt, nicht aus dem Auge verlieren darf. Das religiöse Prinzip, das patriotische und das ethische. Indem er S. 178 in Bezug auf das erste bemerkt, daß eine höhere, durch unmittelbare Offenbarung uns ertheilte und bekräftigte Religion die Götter Griechenlands von ihren Altären gestürzt habe, und wie sie nur noch als Gebilde des Wahnes gelten, indem er beyfügt, daß keine Mythe uns das gelten kann, was sie den Griechen galt, nähert er sich selbst der früher von uns ausgesprochenen Ansicht, aus welcher wir historische und erdichtete Stoffe tauglicher als mythische für die tragische Behandlung erkannten. Wenn wir dem Verfasser auch zugeben müssen, daß es nicht nothwendig sey, daß wir selbst an die Götter glauben, die in der Mythe bald schützend und helfend, bald zürnend und strafend erscheinen, sondern daß es hinlänglich sey, wenn wir die handelnde Person von dem Glauben an sie durchdrungen, oder ihr Verhältniß zu denselben bestimmt ausgedrückt sehen, so wird er doch auch entgegen nicht in Abrede stellen können, daß die Wirkung noch vollkommener erreicht wird, wenn jener Glaube auch in unserer Brust liegt, und daß aus diesem Grunde mythische Stoffe dem Griechen von größerem Interesse seyn mußten, als sie uns es seyn können. Die größere Schwierigkeit des Dichters neuerer Zeit, ein wenigstens der Mehrzahl der Beschauer in allen seinen Theilen nicht gehörig bekanntes Verhältniß, unbeschadet des Interesses der Handlung, zu berühren, dürfte vielleicht auch in die Rechnung zu bringen seyn. Damit aber, daß der Verfasser S. 178 sich äußert, das mythische Interesse verliere seine Wirksamkeit und Brauchbarkeit unter den Händen des neueren Dichters keineswegs als ein historisches, zeigt er selbst, daß die Historie, in Rücksicht der Lieferung brauchbarer tragischer Stoffe, über der Mythe stehe, da diese Stoffe, um vollkommenere Theilnahme zu erregen, erst in jene verwandelt werden müssen. Dasselbe bemerkt der Verfasser von dem patriotischen Prinzipe, welches uns, wie er sich selbst ausdrückt, gleichfalls nur als ein historisches gelten kann. Unter dem ethischen Prinzip will der Verfasser keineswegs auf die genaue Beobachtung griechischer Sitten und Gewohnheiten allein hindeuten, er begehrt S. 180, der Dichter soll uns ein lebendiges Bild der Zeit geben, aus welcher er seinen

Stoff wählt, und seine Personen im Geiste derselben reden und handeln lassen.

Was der Verfasser S. 180 — 183 über den Unterschied zwischen antiker und moderner Poesie sagt, ist richtig aber ungenügend.

In Berücksichtigung der zweyten Quelle des tragischen Stoffes, der Geschichte, geht der Verfasser, nach allgemeinen Bemerkungen über das eigentlich Tragische in derselben, welches er darin finden will, daß hier das Schauspiel der Nichtigkeit menschlicher Kräfte, wenn sie mit den Gesetzen und dem Walten einer höheren Weltregierung in Widerstreit treten, in ihr ewig aufs neue sich wiederholt, und so eine furchtbar erschütternde Einheit in das große Gemälde bringt, zur nähern Beantwortung der Frage über: wie kann und soll der Dichter die Geschichte darstellen? »Der tragische Dichter,« sagt er S. 186, »kann bey der Bearbeitung historischer Stoffe die nächste Wirkung darstellen, wie zum Beyspiel die ältern französischen Tragiker und Delavigne in der sicilianischen Vesper, oder er kann vor unsern Augen das ganze Spiel der Kräfte entfalten, welche dabey thätig sind. Man darf die letztere Art der historischen Tragödie mit Recht die höhere nennen. Ihr Schöpfer ist Shakspeare; und noch ist sie keinem Dichter wie ihm gelungen.« Nach musterhaften Erläuterungen S. 186 — 189 bemerkt er den Vorzug der historischen Tragödie, so wie die Forderung, welche zunächst an sie gemacht werden muß. Der Vorzug derselben besteht ihm darin, daß ein nothwendiger Zusammenhang in den Begebenheiten vorhanden ist; die Forderung darin, daß der Dichter jenen Zusammenhang richtig, sicher und scharf aufgefaßt habe, und ihn in den bestimmtesten Umrissen zur Anschauung bringe. Der nothwendige Zusammenhang der Handlung in einem historischen Stoffe erscheint aber als ein nothwendiger am unbedingtesten in der historischen Wahrheit derselben. Daher nimmt der Verfasser diese als die eigentliche Basis der historischen Tragödie an, und stellt den Grundsatz auf, der Dichter verliert bey einem historischen Stoffe, der wirklich tragisch ist, um so mehr, je weiter er sich von der historischen Wahrheit entfernt. Die Beweise entwickelt er mit vieler Schärfe bey Gelegenheit der Prüfung vorzüglicher historischer Tragödien, zuerst des Horatius des Pierre Corneille und der Horatier und Kuriatier des Heinrich von Collin, dann Schillers Wallenstein, Tell und Maria Stuart, wobey er, Schillers Klassicität beständig anerkennend, doch darauf aufmerksam macht, wie das Entfernen von der historischen Wahrheit jenen Tragödien eben nicht gedeihlich gewesen sey. »Eine Dichtung,«

sagt er bey Gelegenheit der Bemerkungen über Maria Stuart S. 193, »welche, treu den Fußstapfen der Geschichte folgend, die Schicksale dieser Königin von ihrer Ankunft in Schottland bis zu ihrer Hinrichtung darstellte, würde, in Shakspeare's Geist behandelt, unstreitig eine größere tragische Wirkung hervorbringen. Es gibt nicht leicht einen Stoff, der dem Dichter günstiger wäre. Alles in ihrer Geschichte tritt in so scharfen und bestimmten Umrissen hervor, als er es braucht; wenn für den Geschichtsforscher im Einzelnen auch immer Dunkelheiten übrig bleiben mögen. Maria, seit ihrer Landung in Schottland das Spiel ihrer eigenen wie fremder gewaltthätiger Leidenschaften, im Drange der feindseligsten Verhältnisse bald stark, bald schwach; von der Liebe vergöttert, vom Hasse mit rücksichtsloser Erbitterung verfolgt, den herbsten Wechsel von Glück und Unglück, von Angst und Hoffnung zu wiederholten Malen erfahrend; durch eigene Schuld ihr Verderben herbeyführend, und durch ihre Leiden wie durch die Hoheit ihres Geistes uns mit ihren Fehlern versöhnend — welch ein Stoff für Shakspeare, wenn dieser ihn hätte wählen können. Wie viel mächtiger würde uns die gefangene, leidende Königin rühren, wenn wir früher die freye gesehen hätten!«

Daß übrigens der Verfasser den von ihm aufgestellten Grundsatz nicht dahin ausgedehnt wissen will, die historische Tragödie erfülle die Forderungen, welche an sie gemacht werden müssen, dadurch, daß sie treu den Fußstapfen der Geschichte nachgeht, sondern nur dahin, sie erfülle sie dann, wenn sie die Begebenheiten, Motive und Charaktere poetisch durchdringt, und die Bestandtheile derselben mit fester Beziehung auf den Zweck tragischer Rührung mit dichterischem Geiste zur Anschauung bringt, zeigt er bey Gelegenheit eines Rückblicks auf Wetzels im Ganzen verdienstvolle Jeanne d'Arc und Shakspeare's Heinrich der Sechste, von welchem er glaubt, daß aus ihm von allen Werken Shakspeare's am klarsten und deutlichsten das Wesen der historischen Tragödie erkannt werden möge.

Im Deutschen erkennt er, in Rücksicht der Behandlung, für die vorzüglichste historische Tragödie dem Wesen und der Form nach Göthe's Götz von Berlichingen. Die Schärfe des Ausprägens, die leichten, freyen Umrisse, Maß und Begränzung im höheren Grade sind die bedeutenden Vorzüge, welche er daran preiset. Sehr geistreich vertheidigt er die Liebe Weislingen's und Mariens, welche man oft als episodisch tadelte. Jedem, der die deutsche Literatur genauer kennt, aus der Seele geschrieben sind die Worte des Verfassers über Zacharias Werner, den er für den rechten Mann hält, das historische

[redacted]

Schauspiel unter uns auf eine zweckmäßige und eigenthümliche Art zu begründen. Das, was der Verfasser in dieser Beziehung lobend von ihm anführt, ein sicheres, oft tiefes Aufgreifen der historischen Momente, Tiefe der Reflexion, Großartigkeit des Plans und der Gruppirungen; eine feste Hand zur Charakterzeichnung, wie sie Wenige haben, und vor allem die Gabe, den historischen Gegenstand poetisch zu beleuchten, metrische und rhythmische Vollendung, kann Wernern selbst von seinen zahlreichen Feinden nicht abgesprochen werden. Die kräftige Rückerinnerung an ihn ist um so passender, da schonungsloser, ja selbst ungerechter von seiner Mitwelt vielleicht noch kein Schriftsteller behandelt worden, als Werner. Mit der hartnäckigsten Bosheit hat man immer nur Augen für seine vielen Verirrungen, und keine für seine zahlreichen und glänzenden Vorzüge gehabt. Nie hat man sich die leichte, bey so vielen untergeordneten künstlerischen Individuen nicht gescheute Mühe genommen, den Weitzen von der Spreu zu scheiden, und auf den ersteren aufmerksam zu machen. Deutschland hat an Werner einen seiner größten Dichter verloren, und hat sein Tod — eine vorzügliche Lebensbeschreibung abgerechnet — auch nur zu einer tiefer empfundenen, laut gewordenen Klage Anlaß gegeben, indeß oft alle Blätter Jammer verkündeten, wenn ein nicht ganz talentloser Dichterjüngling zu Grabe ging? Wollte man nicht vielmehr aus schalen Anekdoten, von der Erbärmlichkeit erfunden und nacherzählt, den Geist des Hingeschiedenen erkennen? Wer spricht von Werner, wer sucht seine Werke, indeß fingerfertige Romanen-Fabrikanten von Tausenden in den Himmel gehoben werden.

So wie von der mythischen Quelle zu viel, hält der Verfasser, unserer Ansicht nach, von der der Erfindung zu wenig. Er glaubt, daß es bey einem Werke, wie die Tragödie, dessen mannigfaltige Theile mit so großer Sicherheit auf eine Wirkung berechnet, so fest gefügt und so harmonisch verschmolzen seyn wollen, selbst für den großen Dichter wünschenswerth sey, in einem Gegebenen feste Punkte zu haben, auf welche er bey der Komposition wie bey der Ausführung zurückblicken könne. Daraus geht nun bey genauerer Prüfung höchstens hervor, daß die Bearbeitung mythischer oder historischer Stoffe für jenen, welcher die Anordnung des großen Werkes nicht gehörig versteht, oder besorgen muß, der Gewalt der Masse zu erliegen, räthlicher ist, als aus der Quelle der Erfindung zu schöpfen; aber es ist damit noch nicht erwiesen, daß diese für den kräftigen, gewandten, vor allem aber für den genialen Arbeiter nicht zureichender sey, als jede andere. Die Berücksichtigung, daß das

Genie gerade nur in der Erfindung erkannt wird, dürfte am sichersten für die letztere Quelle entscheiden. Wenn dem Verfasser zugegeben werden muß, daß talentlose oder ungewandte Tragödiendichter dadurch leicht auf gefährliche Abwege geführt werden, wird er dagegen gestehen müssen, daß es gut sey, solche so viel möglich von Kunstversuchen entfernt zu halten. Es ist ein nicht minder unglückliches und dabey sehr leichtes Treiben, Gedanken und Gefühlsarmuth hinter bedeutende historische Namen zu verstecken, welches bey Bearbeitung geschichtlicher Stoffe durch beruflose Künstler so häufig geschieht. Spielt der Verfasser darauf an, daß der schlechte Dichter durch eine fratzenhaft erfundene Komposition leichter täuschen, und den Beyfall der Menge ungerechter erhalten kann, als wenn er aus anderen Quellen schöpft, so müssen wir dagegen bemerken, erstens, daß an dem Beyfalle jener Menge, welche sich auf eine solche Weise täuschen läßt, wenig gelegen sey; zweytens, daß gerade die Menge leichter durch eine unrichtige Behandlung historischer und mythischer Stoffe zu blenden ist, als durch erfundene Stoffe, weil sie sich dort in der Voraussetzung, es sey alles durch die Geschichte bedingt, die entschiedensten Fehler gefallen läßt, indeß sie in letzterem Falle sich eine strengere Prüfung der Richtigkeit der Verhältnisse erlaubt. Auf keinen Fall kann widersprochen werden, daß der Dichter bey selbsterfundenen Stoffen am glänzendsten seine Freyheit und seine Kunstweisheit in Anordnung der einzelnen Theile kund gebe. Wir halten daher die Bearbeitung selbsterfundener tragischer Stoffe für vorzüglicher, als die mythischer oder historischer, aber zugleich auch für schwieriger. Der Dichter muß dabey die schöpferische Kraft der Erfindung mit der verständigsten Besonnenheit in der Anordnung des Einzelnen paaren, und die feurigste Thätigkeit der Einbildungskraft mit dem Verstande zu beherrschen und zu regeln gelernt haben.

Im fünften Abschnitte: Vom Interesse der Charaktere, setzt der Verfasser zuerst den Begriff des Charakters fest. Er nennt ihn freye Thätigkeit nach stätig vorherrschenden, in uns selbst liegenden Bestimmungsgründen. Er sucht gleich von vorn herein einem gewöhnlichen Irrthume zu steuern, welcher in der Meinung besteht, daß diese Bestimmungsgründe Grundsätze seyen, indem er darauf aufmerksam macht, daß dadurch der Begriff von Charakter mit jenem der Konsequenz des Handelns nach Grundsätzen verwechselt werde, da doch Grundsätze weder zu einem dramatischen Charakter noch zu einem Charakter überhaupt nothwendig seyen, und wir in der Eigenthümlichkeit unserer Denk- und Empfindungsweise hinreichende Bestimmungsgründe eines konsequen-

ten Handelns finden könnten, ohne daß sie gerade Grundsätze seyn müßten. Aus dem Gesagten leitet er den Grund ab, aus welchem der Dichter um so strenger an zwey andere Forderungen gebunden sey. »Wir verlangen nämlich,« sagt er S. 216, »daß er uns bey den handelnden Personen neben den Bestimmungsgründen, welche aus den äußeren Verhältnissen hervorgehen, überall vorzüglich diejenigen erkennen lasse, welche als stätig vorherrschende im Innern derselben vorhanden sind; und dann, daß er diese Bestimmungsgründe nicht vereinzelt, sondern nach ihrem inneren Zusammenhange und nach ihrer Unterordnung zur Anschauung bringe. Von ersterem hängt die konsequente Durchführung, von letzterem das tiefe Auffassen des Charakters ab.« — Nunmehr geht er zur Beantwortung der Frage über: auf welche Weise wird der tragische Dichter die Charaktere mit dem glücklichsten Erfolge entwickeln? — Dadurch, daß er sie in ein poetisches Gewand kleidet und ihnen sinnliche Kraft zu geben weiß, und indem er sie handelnd vorführt. Sehr richtig bemerkt er, daß die Darlegung eines Charakters durch Gesinnungen und was man dahin rechnen mag, durch Wunsch, Billigung, Mißbilligung u. s. w., in der Tragödie weniger, und meist nur in nächster Beziehung auf das Handeln, Statt finde, da sie mehr dem Romane und der erzählenden Poesie überhaupt angehört. Indem er die zwey Stücke, welche bey jeder Handlung in Betrachtung kommen, in Erwägung zieht, Entschluß und That, findet er, daß keins von beyden allein die Grundlage zur Charakterschilderung abgeben kann. Er setzt demnach die Grundlage derselben, die weder in der That noch in dem Entschlusse als einem nicht nothwendig Bedingenden gesucht werden kann, in das nothwendig Bedingende, in die Bestimmungsgründe des Entschlusses, welche entweder innere oder äußere sind. Die ersteren nennt er die in uns liegenden Bestrebungen des Begehrens oder Verabscheuens, die letzteren die außer uns liegenden Veranlassungen, daß jene thätig werden. Da nun die Gesetze des Bestrebens und Verabscheuens etwas in unserer Natur unveränderlich Begründetes sind, so kann ein Charakter in den ersteren allein sich aussprechen, und nur durch sie dargestellt werden. Obgleich aber alle inneren Bestimmungsgründe auf Bestrebungen des Begehrens und Verabscheuens sich zurückführen lassen, so können sie, nach der Ansicht des Verfassers, dennoch nicht, wie das Drama es fordert, lebendig und klar durch die einfachen Aeußerungen desselben allein dargestellt werden. Die reiche Entfaltung des Charakters, wie die Tragödie sie fordert, kann nur Statt finden, wenn der Dichter uns dasjenige poetisch

darstellt, wodurch die inneren Bestimmungsgründe des Handelns modificirt, und selbst wieder bedingt werden. Dabey werden nun vorzüglich drey Stücke in Betrachtung gezogen: 1) Der Gegenstand unseres Begehrens oder Verabscheuens, so wie die Vorstellung des Handelnden von demselben. 2) Die eigenthümliche Beschaffenheit und Ausbildung seiner physischen, geistigen und sittlichen Anlagen. 3) Der Einfluß verwandter oder entgegengesetzter Bestimmungsgründe. Aus den durch Beyspiele unterstützten Entwicklungen, S. 224—233, geht der letzte Grundsatz aller dramatischen Charakteristik damit herfür. Die vollkommenste dramatische Charakterdarstellung sey diejenige, welche den Zusammenhang zwischen der Handlung, den inneren Bestimmungsgründen des Handelns, und den Bedingungen derselben, als einer nothwendigen, in strenger Folgerichtigkeit und mit angemessener Klarheit poetisch zur Anschauung bringt. — Was der Verfasser S. 233—254 über Tiefe und Individualität der Charaktere, dann über die äußeren Bestimmungsgründe des Handelns, über Klarheit, Kraft und sittlichen Werth bey Charakterzeichnungen sagt, ist eben weder vollkommen genügend, noch neu, verdient aber hin und wieder lobende Anerkennung.

Der sechste Abschnitt, vom Interesse der Leidenschaften handelnd, ist von der größten Bedeutung. Wir müssen ihn für einen der vorzüglichsten des gehaltreichen Werkes erkennen. — Unter Leidenschaft versteht der Verfasser ein habituell gewordenes Begehren oder Verabscheuen, das durch seine Stärke mit dem Sittengesetze in einen auffallenden Widerspruch tritt. Den Mangel der scharfen Bestimmung, welcher an dieser Erklärung gerügt werden muß, erkennt er selbst, bemerkt aber dabey zugleich, daß es überhaupt sehr schwer sey, das Wesen der Leidenschaft mit erschöpfender Genauigkeit zu bezeichnen, da sich die Leidenschaft wohl leicht vom Affekte unterscheide, indem dieser nicht, wie jene, eine habituelle Neigung ist, nicht aber eben so von der fehlerhaften Neigung, von der sie in der That nur durch ihre Stärke und durch ein auffallendes Mißverhältniß zu den ihr entgegengesetzten sittlichen Neigungen verschieden ist, die sie entweder unterdrückt oder gänzlich aufhebt. Dieser Abschnitt ist um so wichtiger, und verdient deßhalb eine umständlichere Beleuchtung, da, wie der Verfasser S. 255 mit Recht bemerkt, Leidenschaften das eigentliche Schwungrad der tragischen Dichtkunst sind — Beym allgemeinsten Ueberblicke des Gesagten dürfte es scheinen, als ob jenes Entgegentreten der Leidenschaft dem Sittengesetze, als nicht jedesmal nothwendig vor-

zufindendes charakteristisches Merkmal in jener erkannt werden müsse, da die Strenge des Sittengesetzes nicht so weit ausgedehnt werden könne, daß dieses völlige Leidenschaftlosigkeit vom Menschen begehre. Bey genauerer Prüfung finden wir aber, daß dasselbe in der That ein gewisses Maß unseres Bestrebens und Verabscheuens begehre, und durch eine, dasselbe übertretende Stärke verletzt werden könne, daß somit die Leidenschaft an und für sich, wenn vielleicht auch nicht, wie der Verfasser sagt, tragisch, doch gewiß traurig sey, da in dieser scheinbaren Stärke nur die Schwäche der menschlichen Natur sich kund gibt, welche schwer oder gar nicht dem, was sie als Gesetz erkennt, Folge zu leisten vermag. So viel ist gewiß, daß wir unsere Bestimmung in diesem Leben nur durch die möglichst vollkommene Ausbildung unserer sittlichen Anlagen erfüllen, und die Glückseligkeit, deren wir fähig sind, allein auf diesem Wege erreichen, die Leidenschaft aber mit dem einen wie mit dem andern in einem unversöhnlichen Widerspruche stehe. Da das Streben der Leidenschaft an und für sich selbst ein unmäßiges ist, so muß es überall mit unsern sittlichen Verpflichtungen in ein nothwendiges Mißverhältniß, und eben darum überall in einen Widerstreit mit den Gesetzen der sittlichen Weltordnung treten.

Wenn nun jede Leidenschaft wenigstens etwas vom Charakter des Tragischen an sich trägt, so ist leicht zu begreifen, wie die Ansicht des Verfassers behauptet und gerechtfertigt werden könne, daß jede ohne Ausnahme den Stoff zu einer tragischen Dichtung herzugeben vermöge, eine Ansicht, welche in dieser Allgemeinheit wohl noch nicht ausgesprochen worden ist, weil man meistens nur jene Leidenschaften für tauglich zur dramatischen Behandlung hielt, welche mit vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens in Verein gebracht werden können. Ehrgeiz zum Beyspiel oder Eifersucht. Der Verfasser macht uns darauf aufmerksam, daß die Kraft des dichterischen Genies an die Darstellung jeder Leidenschaft eine große tragische Wirkung knüpfen könne, wenn sie dieser Darstellung Großartigkeit und Tiefe zu geben weiß. Er erinnert uns, wie in Shakspeare's Trauerspiel in Yorkshire selbst die gemeine Liederlichkeit tragisch erscheine, die gewiß mit Recht kein sehr glücklicher Gegenstand genannt werden kann, um eine große tragische Wirkung zu erzielen. Nicht die Folgen der Leidenschaft sind es, es ist die Stärke derselben, die fürchterliche, und, wie der Verfasser sich ausdrückt, die magische Gewalt derselben, was tragisch an derselben wirkt. — Zwey Stücke sind es aber überhaupt, welche der Verfasser bey jeder Leidenschaft in Betrachtung zieht, ihre eigenthümliche Beschaffenheit und ihre Stärke. Die

erstere wird zunächst durch den Charakter bestimmt. Sie kann unserer Meinung nach nur so lange wahrgenommen werden, als sie den Charakter nicht untergeordnet oder umgeformt hat. In letzter Beziehung könnte nur ihre Stärke, aber nie ihre eigenthümliche Beschaffenheit zu bemerken seyn. Immer muß sie in dieser Beziehung nicht nur ihre Färbung durch den Charakter erhalten, sie darf nie die eigenthümlichen Züge des Charakters verlöschen und aufheben. Auch können wir nicht wohl einsehen, wie die äußeren Umstände die eigentliche Beschaffenheit der Leidenschaft bestimmen können, da sie darin höchstens eine zufällige Veränderung hervorzubringen im Stande sind. — Die Stärke der Leidenschaft mißt der Verfasser, wie die jeder andern Kraft, am Widerstande; bemerkt, daß, in sofern die Leidenschaft, als eine solche, mit dem sittlichen Gesetze an und für sich selbst im Widerspruche steht, ihre Stärke eben in dieser ihren wichtigsten und sichersten Maßstab finde, und bringt, wie überall, wo vom sittlichen Handeln die Rede ist, zwey Stücke: das sittliche Erkennen und die Kraft des sittlichen Wollens, in Berührung. Bey Gelegenheit der Entwicklungen des ersteren nimmt der Verfasser Anlaß, eine Meinung über Calderons Fegfeuer des heiligen Patricius und seine Andacht zum Kreuze auszusprechen, welche um so bedeutender ist, da sie einen, von einem bedeutenden Kritiker ausgesprochenen empfindlichen Tadel durch überzeugende Gründe zum Schweigen bringt. »Beyde Stücke,« sagt der Verfasser S. 262, »haben keine andere Tendenz, als die große Wahrheit zu versinnlichen, wie der Verirrte nur durch die Gnade und das Erbarmen eines zwar gerechten, aber gütigen und langmüthigen Gottes gerettet werde. Ich glaube nicht, daß diese Ansicht schal sey, am wenigsten wenn man erwägt, mit welcher Kraft religiöser Begeisterung sie von dem Dichter durchgeführt worden. Werden wir doch überall nur durch den Einfluß einer höheren Macht, die allein alles wirkt, nach ihrer unbegreiflichen Weisheit und Güte vom Verderben zurückgezogen und auf den bessern Weg geleitet! Auch scheint mir bey einem solchen Vorwurf weder der Charakter des Enio noch der des Eusebio richtig gewürdigt. Wie groß auch die Leidenschaftlichkeit des einen und des andern seyn mag, so darf dennoch weder der eine noch der andere verrucht genannt werden; und es muß als ein entschiedener Zug der Weisheit des Dichters angesehen werden, daß er unter diesen Umständen sie nicht verrucht, sondern nur leidenschaftlich befangen darstellte.« Die Beweise führt er auf die anschaulichste Art S. 262 — 264 durch.

In Rücksicht der Stärke der Leidenschaft zeigt der Ver-

fasser in der Gegenüberstellung der Charaktere des Makbeth und seiner Gattin, wie dieselbe nicht in der gänzlichen Abwesenheit oder dem Nichtbeachten sittlicher Rücksichten, sondern sich nur im Widerstande zeige, da aus der erstern höchstens die Entschiedenheit der Leidenschaft wahrgenommen werden kann. Er macht darauf aufmerksam, daß Entschlossenheit in beyder Charakter liege, bey Makbeth aber nicht jene, die das Verbrechen ergreift, ohne durch einen Rückblick auf seine Scheußlichkeit beunruhigt zu werden, sondern jene, welche die Mahnungen des sittlichen Gefühls entschieden von sich weist: weil sie wohl erkennt, wie zwischen dieser und den Forderungen der Leidenschaft durchaus keine Ausgleichung Statt finde. Die wichtige Lehre, welche der Verfasser aus der Betrachtung dieses Musterwerks des großen Britten ableitet, ist die, der tragische Dichter müsse, wenn er das Gemüth durch Darstellung des Kampfes der Leidenschaft gegen die sittliche Idee eben so tief, wie er, erschüttern wolle, immer darauf bedacht seyn, der Darstellung dieses Kampfes mehr Intension als Extension zu geben. Dagegen fehlen gerade die meisten, und mitunter selbst vorzügliche Dichter, daß sie das beschreiben oder durch Bilder und Gleichnisse darstellen wollen, was am besten nur in der koncentrirtesten Wirkung dargestellt werden kann, daß sie da ins Breite auslaufen, wo wir ein Zusammendrängen der einzelnen Theile in einen Punkt begehren, daß sie Worte an die Stelle von Begebenheiten, Reflexionen an die Stelle des Gefühls setzen. Die einem Strome gleichende Leidenschaft soll vor unsern Augen die Ufer überstürmen, und uns Zeugen ihrer Zerstörungen seyn lassen; selbst die Anwendung jenes Kunstmittels, welches der Verfasser zuweilen anräth, äußere Incidenzpunkte zu erfinden, wodurch jenes Schwanken erhalten werde, dürfte der tragischen Poesie unwürdig seyn.

Von der poetischen Darstellung der Leidenschaften fordert der Verfasser Wahrheit, Klarheit und Tiefe, und will das, was er über diese Erfordernisse der poetischen Darstellung der Leidenschaften bemerkt, auch auf die Darstellung der Affekte überhaupt und anderer Gemüthszustände angewendet wissen. »Die Wahrheit der Darstellung,« sagt er S. 268, »beruht allein darauf, daß der Zusammenhang zwischen diesen und ihren Aeußerungen als ein nothwendiger erscheine. Als ein solcher nun wird sich dieser Zusammenhang sowohl in der Darstellung der Eigenthümlichkeit als der Stärke der Leidenschaft nach allen ihren Beziehungen zur sittlichen Idee, zur Eigenthümlichkeit des Charakters, zu andern Leidenschaften oder Neigungen und zu den äußeren Umständen bewähren müssen.« Als Beyspiel wählt er die Scene in Shakspeare's Makbeth in dem siebenten

Auftritte des ersten Aufzuges, in welcher wir seine Leidenschaft in jenem heftigen Kampfe erblicken, in dem sie den Entschluß zu dem gräßlichen Verbrechen, durch welches sie allein befriedigt werden kann, fest zu ergreifen strebt. Er zeigt, wie, sobald ihm nicht gerade Shakspeare's Worte, sondern Fiesko's Sophism oder was immer in den Mund gelegt wird, es gegen jene Aeußerungen der Leidenschaft unwirksam und unnatürlich erscheinen müsse, weil eben zwischen diesem und allem, wodurch sie bedingt werden, ein streng nothwendiger Zusammenhang obwaltet. — Die Klarheit, welche dem Anschein nach in der Wahrheit der Darstellung eingeschlossen liegt, aber auch nur scheinbar, weil nicht alles, was scharf und richtig bestimmt ist, darum auch leicht gefaßt werden kann, gibt er, ohne sie genauer zu definiren, als zweytes wesentliches Erforderniß der poetischen Darstellung der Leidenschaften an, und macht darauf aufmerksam, daß sie keinem der Werke der Alten oder Shakspeare's abgehe, und auch in den besten Werken Calderons zu finden sey. Im Mangel dieser Klarheit erkennt er sehr richtig den Grund, warum Müllner's Albaneserin, wenigstens das größere Publikum, nicht lebendiger angesprochen hat. In der Hinweisung auf die Vorzüge dieses vortrefflichen Stücks, so wie in der auf das daran Verfehlte, sagt er im Allgemeinen das, was einer unserer kenntnißreichsten und scharfsinnigsten Kritiker, Dr. Eduard Sommer, in seiner geistvollen Kritik der Albaneserin, Wien bey Gerold 1820, umständlich und erweisend ausgesprochen hat. — Bey den Untersuchungen über die Tiefe der Leidenschaft bemerkt er zuvörderst, daß sie keineswegs mit der Stärke derselben verwechselt werden dürfe, da sich jene als eine einfache Kraft zeigt, die ihr sicheres Maß im Widerstande findet, nicht so diese. »Die tiefe Darstellung einer Leidenschaft,« sagt er S. 271, »oder eines Gemüthszustandes zeigt uns, wie eine Neigung oder ein Gefühl mit allen übrigen Neigungen, Gefühlen und Kräften auf das innigste verflochten ist, und dadurch über alle vorherrscht, so, daß sie sich alle untergeordnet hat; und läßt uns eben dadurch das eigenthümlichste Wesen derselben erkennen.« Diese etwas undeutlich ausgesprochene Ansicht macht er durch einige Beyspiele klar. Er wählt zuerst aus Shakspeare's König Johann die Scene, wo dieser seinem Diener Hubert den Auftrag gibt, den jungen Prinzen zu tödten, welche er mit der Scene im Yngurd vergleicht, in welcher der König den Marduff zur Ermordung Oskars auffordert, und in Rücksicht der ersteren zeigt, wie sie hauptsächlich dadurch ihre außerordentliche Wirkung hervorbringe, weil die Scheu Johanns, welche darin vorherrschend ist, sich in strengstem Ein-

klange mit seinem Charakter äußert. Noch deutlicher erklärt er seine Ansicht in der berühmten Sterbescene Beauforts im zweyten Theile Heinrichs des Sechsten. Es muß uns in der That auffallen, daß wir gerade durch diese Scene so tief erschüttert werden, da doch viele ähnliche Scenen, selbst von den bedeutendsten Dichtern geschildert, uns weit weniger ergreifen. Der Grund liegt unstreitig in der Tiefe der Empfindung, darin, daß uns Shakspeare den Sterbenden weniger als den sterbenden Verbrecher überhaupt, im heftigsten Todeskampfe heftig geängstigt von der Vorstellung seiner Verbrechen und einer strafenden Vergeltung, als mit Berücksichtigung der Individualität Beaufort's dergestalt vorgeführt hat, daß beyde Vorstellungen auf das Gemüth des Sterbenden zwar wirksam, aber nicht mit Kraft und Heftigkeit wirksam sich äußern. Mit bleichen Zügen sind sie auf den bleichen Grund seiner Seele gemalt. Er hat nicht mehr Kraft genug, eine Vorstellung festzuhalten; alles verschwimmt und zerrinnt vor seinen brechenden Blicken. Aber eben dieses Zerrinnen und Zerfließen seiner ganzen Kraft bey dem Blicke in die Ewigkeit, nach der er sonst nie blickte, und dieses Auflösen seines ganzen Wesens, da er ihre Schrecken doch nur mit getrübtem Auge und nur wie durch den Nebel einer grauenvollen Dämmerung gewahr wird; eben diese matt um das Herz schleichende Angst, diese nur dunkle und doch so furchtbare Ahnung eines nahen und unvermeidlichen Gerichtes, eben diese lassen das Grausen des Gequälten uns selbst empfinden, und tragen die Schauder einer andern Welt in unsere eigene Brust herüber.«

Von nicht minderem Gehalte als die erwähnten Entwicklungen sind die, welche er bey Betrachtung einzelner Leidenschaften und Gemüthszustände vorbringt, obschon wir nicht durchgehends die Meinung des Verfassers theilen können. Er wendet sich zuerst zur Betrachtung der Liebe, weil unter allen Leidenschaften am öftesten durch sie der Knoten der tragischen Fabel geschürzt wird. Mit jenem Tone der Bescheidenheit, welcher den Mann von Verdienst so wohl kleidet, gibt er die Gründe an, warum er seine Meinung über das gegenseitige Verhältniß beyder Geschlechter in der alten und neuen Welt, worauf bey der Untersuchung über die dramatische Behandlung der Liebe Rücksicht genommen werden muß, zur Sprache bringe, ungeachtet dieser Gegenstand von so vielen Schriftstellern ersten Ranges oft schon behandelt worden sey. Er sagt dabey viel Neues und mitunter selbst viel Wahres, obschon ihn seine Vorliebe für die Alten hin und wieder zu weit führt. »Wenn man,« äußert er sich, »zwischen dem gegenseitigen Verhältniß beyder Geschlechter in der alten und neuen Welt eine Vergleichung anstellt: so fällt diese fast immer zum entschiedenen

Nachtheile der Alten aus. Man spricht dann gewöhnlich so, als wenn sie in der Liebe nichts als die Sinnlichkeit gekannt, und die Frauen durchaus nur als Haushälterinnen behandelt hätten;« und er führt dann diese Ansicht mancher Kunstrichter und Historiker noch weiter aus. Er meint zuerst, wir wären gar nicht befugt, über diesen Gegenstand mit solcher Zuversichtlichkeit und Entschiedenheit ein Resultat festzustellen, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Die Vermuthungen und Schlüsse, welche wir aus den nicht zahlreichen Ueberlieferungen schöpfen, seyen um so unsicherer, da das eigentliche Familienleben überall in das Innere der Häuser zurücktritt; jene Schilderung desselben aber, die uns am besten darüber belehren könnte, der eigentliche Familienroman, den Alten so gut als gänzlich unbekannt war. Diese Bemerkung scheint nun, unserer Ansicht nach, nicht eigentlich an ihrem Platze zu seyn. Das nämlich, was bedeutende Schriftsteller bey Gegenüberstellung der Geschlechtsverhältnisse in der alten und der neuen Welt von der Sinnlichkeit der Liebe in der erstern gefunden haben, trifft keineswegs die Liebe des Weibes allein, sondern die Liebe überhaupt, und ist nur von der Behandlung derselben in den Werken der tragischen Kunst zu verstehen. Unter dieser Sinnlichkeit verstanden sie aber nicht das Ausschweifende, sondern das in den Schranken der Sinne begränzte Gefühl, und erkannten in dem Uebertreten dieser Schranken, in dem Verlassen des Wirklichen, in dem Annähern zum Idealen den Charakter der modernen Kunst. Jene uns unbekannten Schriftsteller, welche, verkennend, daß die Natur immer dieselbe bleibt, und selbst durch die Behandlung alter Stoffe in neuerer Zeit, der Polyxena zum Beyspiel oder der Iphigenia, nicht aufmerksam gemacht, den unverzeihlichen Irrthum aussprechen konnten, die Weiber wären zu den Zeiten der Griechen sinnlicher gewesen, als sie in der neueren Zeit gefunden werden, verdienen keine Berücksichtigung und keine Widerlegung. Daß aber, was die Behandlung durch die Kunst betrifft, die Darstellung weiblicher Charaktere der neueren besser zusagt, als sie der älteren zusagte, scheint außer Zweifel zu seyn. Alle jene Eigenschaften, welche die alte Kunst dem Weibe verleiht, wollen wir eher an ihm vermissen, als Gefühl, und von allen Gefühlen ist es das der Liebe, welches wir als vorherrschend bey ihm aufsuchen. Da die Betrachtung der Natur uns zeigt, daß dies Gefühl mit seltener Tiefe und Innigkeit im Weibe zu finden sey, haben wir volles Recht, es auch in den Behandlungen der Kunst zu begehren, welche nur die Natur nachahmen soll. Bey den Griechen finden wir es nun ungleich weniger, als bey

den neueren Nationen, daher lassen uns ihre Werke in dieser Beziehung, bey allen klassischen Vorzügen derselben, mehr kalt, als die Musterwerke moderner Kunst. Diese dichtet nicht der Gefühlsweise des Weibes eine Eigenthümlichkeit an, welche in dessen Wesen nicht gefunden wird, sondern sie stellt dieselbe richtiger und der Natur gemäßer dar, als die antike Kunst, und überbietet sie darin in der That. Sie ging auch anschaulich aus dem genaueren Studium der weiblichen Natur hervor, welche in der alten Zeit nur in großartigen, aber allgemeinen Umrissen aufgefaßt und dargestellt wurde. Es ist auch leicht zu begreifen, wie in einer Zeit, in welcher das Weib einen so entschiedenen Einfluß übte, wie im Mittelalter, man sich das genaueste Studium aller seiner Triebe, Neigungen und Leidenschaften zur angelegentlichen Aufgabe machte. Sentimentalität im edleren Sinne des Worts war im Gemüthe der griechischen Weiber eben so vorherrschend, wie sie in denen der andern Nationen in einer spätern Zeit es war und ist, aber sie wurde damals durch den Geist der Zeit und den Entwicklungsgang der Nation in ihrer Aeußerung zurückgehalten, so wie jene durch den Geist der späteren Zeit befördert wurde. Der Dichter handelt daher richtig, denn er handelt naturgemäß, wenn er die in der Natur des Weibes wirklich vorherrschende Sentimentalität auch in der Kunst als vorherrschend zeigt.

Daß der Künstler darin zu weit, und daß er leicht darin zu weit gehen kann, unterliegt keinem Zweifel, und in dieser Beziehung mag er sich die Andeutungen des Verfassers gegenwärtig halten, wenn er spottweise sagt: »Kaum kam es jemals einem Griechen in den Sinn, das Wasser zu trinken, worin seine »viel liebe Frau« sich die Hände gewaschen; oder sich als Bettler unter die Aussätzigen zu mischen, und sich von seiner »viel lieben Frau« zuletzt über das Fenster werfen zu lassen; oder sich einen Finger abzuhacken, und ihn der »viel lieben Frau« als ein Merkmal seiner Verehrung zuzusenden; oder endlich ihr zu Ehren in ganz Griechenland in weiblicher Kleidung als Königin Venus herumzuziehen.« Er tadelt mit vollem Rechte die Schriftsteller, welche so handgreifliche Thorheiten laut gepriesen haben, und vielleicht noch mit zu großer Zartheit, wenn er von ihnen sagt, dies Preisen ließe sich nur dadurch erklären, daß sie jene so hochgerühmte Zeit des Mittelalters im Lichte ihrer verschönernden Phantasie erblickten, und aus der Fülle ihres reichen poetischen Geistes mit warmer Liebe alle jene idealischen Reize auf sie übertrugen, deren sie im Ganzen gar sehr ermangelte.« Schriftsteller, welche jene vom Verfasser mit Recht sogenannten Thorheiten als Muster der Nachahmung aufstellen, verdienen in

diesem verkehrten Thun gar keine Entschuldigung, dann aber auch keine Rüge, sondern vielmehr Lob, wenn sie getreu und lebendig in charakteristischen Schilderungen das Bild einer Zeit uns vorüberführen, um deren Schilderung es ihnen zu thun ist. Denn in letzterer Beziehung ist so viel klar, daß der Dichter bey poetischen Darstellungen von Charakteren nicht eine Nachahmung derselben begehrt, so wenig, als er seine Anschauungen und Aussprüche als allgemein gültige betrachtet wissen will. — Wie sehr übrigens der Verfasser dagegen ist, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Liebe reicher und poetischer im Mittelalter entfaltet war, als zu den Zeiten der Griechen. Ob jene Entfaltung vorzüglich, ob sie auch nur wünschenswerth sey, ist hierbey nicht in Anschlag zu bringen. Der Grieche wies vielleicht dem Weibe einen richtigeren, seinem Berufe entsprechenderen Standpunkt an; beschäftigte sich weniger mit der Vergötterung desselben, aber er beschäftigte sich zugleich auch weniger mit dem Studium seiner Natur und ihrer charakteristischen Eigenheit, als die Folgezeit es gethan hat, vielleicht weil ihm jenes Studium nicht hinlänglich der Mühe werth schien. Die moderne Kunst aber stellte den Charakter des Weibes genauer dar, weil sie ihn richtiger studierte. Aus dieser genauen Betrachtung des weiblichen Charakters scheint sogar jene Kunst hervorgegangen zu seyn, eine Meinung, die an Wahrscheinlichkeit gewinnen dürfte, wenn man in Erwägung zieht, daß die Entfaltung der modernen Kunst in jene Zeit fällt, in welcher man die Verehrung des Weibes fast bis zur Anbetung trieb, und nichts Angelegentlicheres zu thun wußte, als sich mit dem strengsten Erforschen aller seiner Eigenschaften, Triebe und Neigungen zu beschäftigen. Damit kam auch die Sentimentalität, als ein in dem Charakter des Weibes vorherrschender Zug, in die moderne Kunst, die an Erhabenheit und Würde hinter der antiken zurücksteht, diese aber an Innigkeit und Tiefe des Gefühls überbietet.

Der Verfasser scheint bey den Betrachtungen, welche er über die Natur der Liebe anstellt, diese mehr mit dem Verstande, als mit dem Gefühle aufgenommen zu haben. Seine Ansichten sind mehr scharfsinnig als richtig. Er warnt beständig den tragischen Dichter vor einer zu mächtig aufwallenden Glut derselben in seinen Erzeugnissen, da er doch früher selbst zugegeben hat; daß das Gefühl nur durch eine ungemessene Stärke zur Leidenschaft werde, und nur diese tragischer Natur sey. Wir möchten fast behaupten, daß von allen Leidenschaften die Liebe und Freundschaft durch ihre Stärke allein noch keinen eigentlichen Vorwurf zur tragischen Behandlung abgeben, sondern nur dann, wenn sie in dieser Stärke zugleich direkt gegen die Vorschriften des Sittengesetzes

ankämpfen, daß es, um in einem Beyspiele klarer zu werden, zum tragischen Vorwurfe nicht hinreiche, daß Jemand zu stark liebe, sondern daß es erforderlich sey, daß er Jemanden liebe, den er den Vorschriften des Sittengesetzes zu Folge nicht lieben soll, weil dieses entweder überhaupt oder unter besonderen Verhältnissen die Beschränkung jener Leidenschaft anbefiehlt. — Der Verfasser meint, wir dürften der Liebe im Gebiete der tragischen Dichtkunst einen größeren Spielraum einräumen, als die Alten, müßten aber zugleich die Mißgriffe zu vermeiden suchen, welche bey der Behandlung dieser Leidenschaft begangen werden, und macht auf mehrere derselben aufmerksam. Zuvörderst, meint er, sollten wir den tragischen Stoff nicht so oft allein aus dem Gebiete dieser Leidenschaft herholen, und das tragische Interesse nicht so oft ausschließlich von ihr abhängig machen Er gesteht, daß die Liebe diejenige Leidenschaft sey, welche das allgemeinste Interesse erregt, und daß der Dichter dabey sicher sey, in jeder Brust eine Saite zu treffen, welche stärker oder schwächer bey dieser Berührung vibriren wird. Damit rechtfertigt der Verfasser, ohne es zu wollen, das Thun der tragischen Dichter, welche meistens den Stoff aus dem Gebiete jener Leidenschaft nehmen. Denn erregt sie das allgemeinste Interesse, darf der Dichter bey ihrer Darstellung sicher auf Mitgefühl rechnen, so ist sie zugleich brauchbarer zur tragischen Darstellung, als alle übrigen Leidenschaften es sind. Daß andere sittliche Neigungen, Aeltern-, Kinder-, Geschwisterliebe, Freundschaft, Ehre, Vaterlandsliebe, die Kämpfe, welche die Begeisterung für Recht, Tugend und Menschenwohl mit selbstsüchtiger und leidenschaftlicher Empörung dagegen zu bestehen haben, und in denen wir jene Begeisterung so oft unterliegen sehen, daß der Kampf, in welchem jede edlere Kraft im Menschen gegen tausend Hindernisse so oft fruchtlos anstrebt, daß die Unzulänglichkeit menschlicher Kraft gegen den Andrang äußerer Uebel, ja daß selbst der höchste Grad körperlichen Schmerzes zur tragischen Behandlung tauglich sey, muß zugegeben werden. Aber sind nicht alle diese Gegenstände als Vorwürfe der tragischen Dichtung hinlänglich behandelt worden? nur nicht so oft, wie die Liebe, und mit Recht, weil die Liebe ein brauchbarerer Vorwurf ist, bey dem der tragische Dichter mit größerer Wahrscheinlichkeit auf Mitgefühl rechnen darf, worauf eigentlich die tragische Wirkung unmittelbar beruht Die Darstellung körperlicher Schmerzen kann in Rücksicht jener Wirkung auf keinen Fall mit der Darstellung der Leiden, welche das Vorwalten jener Leidenschaft hervorbringt, einen gleichen Anspruch auf Brauchbarkeit machen, weil die Darstellung geistiger Leiden überhaupt den Vorzug vor körperlichen

hat, da nur mit den ersteren die beym Tragischen nothwendige Bedingung des größtmöglichsten Leidens erfüllt wird, da wir körperliche Leiden nicht so genau mitfühlen können, wie geistige, jene daher den nothwendigen Charakter der Mittheilbarkeit nicht an sich tragen, da bey körperlichen nicht so ganz wie bey geistigen jenes Fortschreiten möglich ist, welches die Handlung als die Seele der tragischen Dichtung begehrt, und da die Darstellung körperlicher Leiden auf der Bühne Ekel erregend erscheint.

Als ein zweyter Mißgriff in der Behandlung der Liebe erscheint dem Verfasser, wenn ihre Macht als eine unbezwingliche dargestellt wird. Wir möchten dagegen bemerken, daß ein Dichter sich diese Fehler nie wird zu Schulden kommen lassen können, in einer Tragödie nämlich von einigem Belange. Dadurch, daß in der Regel der zu leidenschaftlich, oder eigentlich der gegen die Vorschriften des Sittengesetzes Liebende stirbt, sehen wir schon in dieser Bestrafung, daß er etwas gethan hat, was er nicht hätte thun sollen, wobey ihm also, da nur vom Sollen und nicht vom Müssen die Rede seyn kann, die vollkommene Freyheit gegeben war, dem Andringen der Leidenschaft Folge zu leisten, oder ihr zu widerstehen. Wenn aber der tragische Dichter die Gewalt der Liebe als schwer besieglich, und im Vergleiche mit andern Leidenschaften als am schwersten besieglich darstellt, so handelt er richtig, weil jene Leidenschaft die stärkste Gewalt auf den Menschen äußert. Auch wird die Würde und Heiligkeit des Sittengesetzes um desto anschaulicher erscheinen, je gewaltiger die irdischen Mächte uns in Anspruch nehmen. Eine Reinigung und Leitung jener Leidenschaft in der Brust des Zuschauers wird vielleicht nur dann erfolgen, wenn wir die Leidenschaft in der Brust der handelnden Personen nicht gereinigt und geläutert erblicken, sondern die verderblichen Folgen des zu ungestümen und gegen die Vorschriften des Sittengesetzes bestehenden Waltens derselben wahrnehmen und erkennen. Daß ein Dichter, der alles durch die — ungesetzliche oder zu leidenschaftliche — Liebe entschuldigen, alles durch sie gut machen wollte, sich einen unverzeihlichen Fehlgriff würde zu Schulden kommen lassen, ist außer Zweifel. Dieser Fehlgriff ist aber zugleich so starker Art, daß kaum ein Dichter, der nur einiger Maßen diesen Namen verdient, in die Lage kommen kann, ihn zu begehen. — In Rücksicht der Bemerkungen über Schillers Don Karlos, S. 291—301, von welchem er behauptet, daß der Dichter in diesem Stücke den sittlichen Gesichtspunkt durchaus verfehlt habe, müssen wir bemerken, daß uns das nicht recht einleuchte. Die Liebe zu Elisabeth ist dem Prinzen von der Natur in die Brust gelegt, er liebte sie, bevor sie noch seine

[redacted]

Mutter wurde, durfte sie damals lieben, und gab sich, dem Gesetze der Natur huldigend, diesem Gefühle hin. So weit ist nichts Unerlaubtes. Sie wird seine Mutter. Jetzt begehrt das Sittengesetz Bekämpfung der Leidenschaft; Karlos bekämpft sie nicht, oder nicht mit gehöriger Kraft, er begehrt noch, wo er nicht mehr begehren sollte, und fällt dafür der strafenden Gerechtigkeit anheim. In welcher Beziehung ist dabey der sittliche Gesichtspunkt verfehlt? Erkennen wir nicht vielmehr, wie sehr wir den Prinzen bemitleiden, — entschuldigen können wir ihn nicht, und der Dichter wollte auch nicht, daß wir es thun — die Heiligkeit des Sittengesetzes, welches, aller Einsprüche der Leidenschaft ungeachtet, Erfüllung begehrt. In der Hauptperson also ist der sittliche Gesichtspunkt nicht verfehlt. Vielleicht in den Nebenpersonen? Scheinbar allerdings, aber nicht wirklich, in Posa. Der Verfasser sagt S. 269: »Wenn Posa die Liebe des Prinzen dazu benützen wollte, ihn für seine menschenfreundlichen Plane zu begeistern, und ihn für seinen Beruf vollkommener auszubilden, so darf dabey eine ideale Tendenz dieser Liebe, als die seiner Meinung und seinen Absichten allein entsprechende, unbedenklich vorausgesetzt werden. Wenn man aber auch die Liebe des Prinzen in diese Region hinüberzieht, bleibt sie darum weniger eine verbrecherische und blutschänderische? war es darum eine weniger verkehrte Idee, die sittliche Veredlung, möge auch die Belebung edler Gefühle durch eine solche Feder im Einzelnen an Schnellkraft gewinnen können, auf einem solchen Grunde zu erbauen? Er sah diese Leidenschaft keimen, es stand bey ihm, sie zu unterdrücken; er that es nicht — in dem Glauben, daß aus dieser unreinen Quelle ein klarer Strom hervorfließen, daß aus diesem faulen Keime die reinste Blüthe der Tugend und Menschlichkeit sich entwickeln würde.« — Alles wahr; aber der Verfasser scheint bey diesem — scheinbar starken Einwurfe — übersehen zu haben, daß Posa nicht belohnt wird, nicht ungestraft durchkommt, sondern, wie Karlos, durch den Arm der strafenden Gerechtigkeit fällt, und daß der befriedigende Grund seines Todes nur in einer Verletzung des Sittengesetzes seinen Grund haben kann. Warum hätte sonst ein Dichter, wie Schiller, das Aeußerste über den Marquis verhängen lassen, wenn ihm sein Tod nicht nothwendig erschien, wenn er nicht wollte, daß wir durch jenen Tod etwas Höheres erkennen sollten. Der Marquis hat sich allerdings im Mittel verfehlt, es war ein schwerer Irrthum, von dem Gifttrank blutschänderischer Liebe eine heilsame Wirkung erwarten zu wollen; aber er büßt auch für diesen Irrthum. Daß er dafür büßt, wird um so klarer, wenn wir erwägen, daß außerdem kein Flecken im Charakter

des Mannes gefunden wird, und wir daher bey Beleuchtung des Grundes seines Todes nothwendig auf jenen Irrthum geführt werden; es wird um so klarer, wenn wir darauf Rücksicht nehmen, daß er fast unmittelbar darauf stirbt, als er in der Scene mit Karlos demselben jenen Irrthum gleichsam mit stolzem Bewußtseyn einer guten That vorüberführt. Daß die Königin jenen Glauben mit ihm theilt, und noch in der letzten Scene sagt:

> Mein Herz
> Soll reden. Tugend nennt er unsre Liebe?
> Ich glaub' es ihm.

beweist nur, daß sie in einem gleichen Irrthume befangen war, aber nicht, daß der Dichter jene Ansicht als die richtige darstellen wollte. Büßt sie nicht auch gleich Karlos und Posa, und büßt sie nicht vielleicht noch empfindlicher, als jene beyden? — Der Dichter hätte wohl auch, wie S. 300 es begehrt wird, den Marquis als Gegner der Leidenschaft können auftreten, ihn den Prinzen erschüttern, und zu dem Entschlusse bewegen lassen, sie zu bekämpfen; der Marquis würde aber mit dieser Mentorsgestalt zugleich an dramatischem Interesse mehr verloren haben, als er an sittlichem gewinnen konnte. — Sehr zu verwundern ist, daß der Verfasser nach Darlegung der früheren Ansichten S. 306 so begeistert von der Behandlung der Liebe in Shakspeare's Romeo und Julia spricht, da jene Leidenschaft in diesem Trauerspiele, obschon mit unerreichter Meisterhaftigkeit, doch nur in sinnlicher Hinsicht dargestellt ist. Vortrefflich ist das, was über die Behandlung der Liebe in Göthe's Torquato Tasso gesagt wird, doch zu bezweifeln, ob die Behandlung derselben im Wallenstein von tragischer Wirkung sey, welche bey den Untersuchungen des Verfassers ins Auge genommen wird.

Die allgemeinen Bemerkungen des Verfassers über die Eifersucht sind eben so wahr als treffend. Er glaubt, daß ihre Zeichnung vor allen Leidenschaften am leichtesten dem tragischen Dichter gelingen wird, da ihr eigenthümliches Wesen ein so scharf bestimmtes ist, und ihre Aeußerungen im Ganzen so gleichförmig sind, daß sich hier nur der ganz Unberufene vergreifen kann. Besonders scharf ist die Bemerkung, daß eben darum, weil die Federn dieser Leidenschaft so gleichförmig wirken, sie ein strengeres Individualisiren vertrage und fordere, und einer sorgfältigeren, gewandteren Behandlung als andere Leidenschaften bedürfe. — Nur die Ansicht des Verfassers können wir nicht theilen, daß die Eifersucht außer der Ehe immer und überall ein Unsinn sey. »Die furchtbarste aller Selbstqualen,« sagt der Verfasser, »ist

zugleich die vergeblichste. Die Wuth ist hier ohnmächtig; der übermäßige Schmerz entehrend. Liebe läßt sich nicht erzwingen, und sich gränzenlos unglücklich fühlen, wenn wir die Neigung, auf welche wir Anspruch machen, auf einen Andern übertragen sehen, ist bey dem Manne wenigstens eine gränzenlose Thorheit. Verliert sich nun diese Thorheit bis auf den Weg zum Verbrechen: so ist sie nur noch als Wahnsinn der Leidenschaft tragisch, und immer mehr als dieses empörend.« — Der Verfasser hat hier, unserer Meinung nach, die Eifersucht zu sehr als Verstandessache behandelt. Sie ist ein Gefühl, welches von der Natur in unsere Brust gelegt, durch Anlässe von außen her aufgeregt wird. Diese Anlässe zeigen sich dann, wenn wir dort, wo wir von einer Person verschiedenen Geschlechts allein und ausschließend geliebt zu seyn glaubten, erfahren, daß wir entweder gar nicht im Besitze der Liebe jener Person sind, oder dies Gefühl doch mit Jemand anderm theilen müssen. Ob dieß in oder außer der Ehe geschieht, ist, wenn auch nicht vollkommen gleichgültig, doch von geringem Unterschiede. Das Gefühl wird immer dann wach werden, wenn wir auf die gedachte Weise eine Täuschung erfahren. Die Furchtbarkeit und die Vergeblichkeit der Selbstqual bleiben in und außer der Ehe sich gleich. Liebe können wir hier und dort damit nicht erzwingen, und die Wuth bleibt immer ohnmächtig, weil, wenn wir uns dieser Leidenschaft und ihren verderblichen Folgen überlassen, wir uns doch nie von ihr zu einem Verbrechen hinreißen lassen sollen. Dann freylich wird die Sache eine Thorheit seyn, wenn wir bloß deßhalb eifersüchtig sind (in einem Grade nämlich, der tragisch genannt werden kann), weil Jemand die Liebe, auf welche wir ohne Grund Anspruch machen, auf einen Andern überträgt. Dieß braucht aber außer der Ehe nicht immer der Fall zu seyn. Auch hier können Versicherungen aller Art, Handlungen, Entsagungen, uns mit vollem Grunde auf die Liebe eines Andern rechnen, und uns, wenn wir uns getäuscht finden, diese Täuschung auf das bitterste empfinden lassen.

Die Eifersucht in der Ehe nimmt nur in gewisser Beziehung einen andern Charakter an. Die Kränkung des Gefühls verbindet sich hier mit der Kränkung des Rechts. Die erstere kann durch den Beytritt der letzteren wohl an Stärke gewinnen, ist aber schon für sich hinreichend, all die Zerstörungen in und außer uns hervorzubringen, zu denen wir in der Eifersucht den eigenthümlichen Anlaß finden, in der letzteren ohne die erste. In der Ueberzeugung der Kränkung des Rechts aber kann jene Leidenschaft weder ihren eigenthümlichen Anlaß, noch irgend eine Entschuldigung finden. Wenn wir vom erhitzten Blute oder vom kalt prüfenden Verstande zum Verbrechen des Mordes getrieben

werden, müssen wir in beyden Fällen vom Sittengesetze verdammt werden, und in der Strafe, die uns trifft, das Walten einer höheren Gerechtigkeit erkennen; dennoch aber wenden wir uns mit größerem Abscheu vom kalten und ruhigen, als vom leidenschaftlich durchglühten Mörder. Shakspeare's Othello verdient ungleich mehr unser Mitleid, als Calderons Arzt seiner Ehre, und der geistreiche Bearbeiter West, der ihn am Schlusse der Tragödie den Tod finden läßt, verdient darin weit mehr Lob, als Calderon selbst, der ihn durch die Verzeihung des Königs und seine Vermählung mit Leonoren in dem unverzeihlichen und gefährlichen Irrthum bestärkt zeigt, als ob die beleidigte Ehre durch ein Verbrechen gereinigt werden könnte. So beleidigend darf die Kunst nie den Aussprüchen des Sittengesetzes widersprechen. Bey Calderons Arzt seiner Ehre aber besteht die Eifersucht bloß unter Voraussetzung der Ehe, bey Shakspeare's Othello geht sie unmittelbar aus der Natur des Menschen, nicht aus bürgerlichen Verhältnissen hervor. Gutierre mordet, weil er als Gatte; Othello weil er als Mensch sich betrogen glaubt, letzterer würde ohne Rücksicht auf die Verhältnisse der Ehre dieselbe That an Desdemona verübt haben, wenn er in Kenntniß gesetzt worden wäre, er müsse die Liebe, auf welche er mit Gründen allein Anspruch zu machen glaubt, mit einem Andern theilen; bey ersterem ist das Verhältniß der Ehe ein wesentliches, Othello aber steht der Natur und unserer Theilnahme weit näher, als Gutierre, jener nämlich, den Calderon uns vorführt. Der deutsche Bearbeiter hat ihn der Natur und dem sittlichen Gesichtspunkte viel entsprechender behandelt.

In Betreff der Meinung des Verfassers über die Freundschaft läßt es sich schwer erklären, wie er dieselbe in Rücksicht ihrer tragischen Wirkung — und von dieser handelt es sich doch nur bey den vorliegenden Untersuchungen — über die Liebe stellen konnte. Die beyden Erfordernisse, welche bey einer Leidenschaft eintreten müssen, um sie zu einer eigentlich tragischen zu machen, Stärke und Ankämpfen gegen das Sittengesetz, vermag sie doch augenscheinlich weniger zu erreichen, als die Liebe. Wir möchten fast behaupten, daß die Freundschaft, verglichen mit andern Leidenschaften, am mindesten geeignet sey, eine ächt tragische Wirkung hervorzubringen. Die größere Zartheit, der geringere Grad von Wärme, der stärkere Antheil des Verstandes, der bey ihr in jenem Vergleiche gefunden wird, alles dieß steht der gedachten Wirkung entgegen. Wir können uns auch nicht erinnern, daß irgend ein Dichter durch die bloße Darstellung der Freundschaft eine große tragische (etwas anders ist eine

erhabene) Wirkung hervorgebracht habe. Das vorzüglichste Werk in dieser Beziehung ist vielleicht Uhlands Ernst von Schwaben, dennoch aber werden wir demselben keine große tragische Wirkung zugestehen können. Die Darstellung hat allenthalben dafür entschieden. Von den Behandlungen des Stoffes, welche der Verfasser S. 334 anräth: »wenn der Freund mit der Absicht, das Mittel zur Rettung oder zum Glück des Freundes zu seyn, unbewußt das Werkzeug seines Verderbens würde, oder wenn er, durch irgend eine Täuschung mißleitet und wankend gemacht, an der Treue des Freundes abtrünnig, und seines Irrthums zu spät gewahr würde, oder wenn er im nämlichen Falle diesen Irrthum durch die Aufopferung seines eigenen Glückes oder seines Lebens gut zu machen suchte,« ist eigentlich nur die zweyte tragisch, aber auch selbst diese kann in Rücksicht der Wirkung nicht mit der wetteifern, die gleiche Verhältnisse in der Liebe behandeln würde, weil der Dichter bey letzterer deßhalb auf eine allgemeinere Theilnahme rechnen dürfte, da diese Leidenschaft leichter, stärker und allgemeiner nachgefühlt wird, als die Freundschaft.

Was der Verfasser über den Haß sagt, welcher der sympathetischen Empfindung der Liebe und Freundschaft zunächst entgegengesetzt ist, zeigt von dem tiefen Studium der menschlichen Natur, welches derselbe sich angelegen seyn ließ. Er bringt bey der dramatischen Behandlung die Person, die Veranlassung des Hasses und die Art, wie dieser sich äußert, in Betrachtung, und zeigt zuletzt, wie der Haß mehr als jede andere Leidenschaft durch die Eigenthümlichkeit des Charakters bestimmt wird, was denn auch auf die Art angewendet werden darf, wie er sich äußert. Mit dieser, meint er, wird ihn der Dichter überall in die strengste Uebereinstimmung bringen müssen, immer aber möge er uns, wie es immer möglich, den Anblick der Kleinlichkeit des Hasses ersparen, da der leidenschaftliche Haß zu sehr unser Gefühl beleidige, der kleinliche ekelhaft sey. Für die tragische Seite des Hasses erklärt der Verfasser die Befangenheit, in welcher Beziehung sich derselbe, seiner Ansicht nach, von andern Leidenschaften dadurch unterscheidet, daß sie bey andern mehr vom Gefühle ausgeht, indeß die des Hasses eben so sehr Befangenheit des Verstandes als des Gefühls genannt werden müsse. Vorzüglich ist gleichfalls die Hindeutung auf die richtige Anwendung der tragischen Ironie, wenn es dem Dichter darum zu thun ist, die Befangenheit der Leidenschaften ins Licht zu setzen (S. 341) — Vielleicht ließe sich das Tragische dieser Leidenschaft am wirksamsten im Hannibal durchführen.

Nicht minder vorzüglich, als die vorhergehenden Bemerkun-

gen, sind die des Verfassers über die Rachsucht, welche er als ein thätiges, leidenschaftliches Bestreben schildert, eine erlittene Kränkung durch eine andere Kränkung zu vergelten. Besonders Aufmerksamkeit verdient, was der Verfasser über das zu starke Uebertreiben in der Darstellung dieser Leidenschaft sagt, in welche der Dichter bey den grellen Grundzügen derselben leicht gerathen kann. »Je mehr,« äußert er sich S. 342, »die Rachsucht mit dem sittlichen Gesetze in auffallendem Widerspruche steht: desto unvermeidlicher wird der tragische Dichter, wenn er unser sittliches Gefühl nicht beleidigen will, diesen richtig bezeichnen müssen. Es gibt nur eine gerechte Bestrafung, keine gerechte Rache; und je mehr der Dichter beyde Begriffe verwirrt, um desto weiter wird er von der sichern Erreichung einer tragischen Wirkung sich entfernen.« Er zeigt in Beyspielen, wie Emilia in Corneille's Cinna und Kleopatra und in dessen Rodogune deßhalb von geringer tragischer Wirkung sind, weil sie das sittliche Gefühl zu peinlich verletzen, und wie vortrefflich dagegen die Behandlung des Charakters der Klytämnestra im Agamemnon des Aeschylus zu nennen sey, weil der Dichter ihr nicht jene kalte, raffinirende Grausamkeit oder heuchlerische Tücke, welche unser moralisches Gefühl zu empörend beleidigt, sondern eine gewisse Energie des Charakters und offene Entschlossenheit verliehen hat, in der Absicht, jene Empörung zu mildern. Der Einwurf, welchen man in letzterer Beziehung machen könnte, daß der kühne Trotz, mit welchem Klytämnestra ihre That vertheidigt, und welcher sie sich sogar rühmt, zu gewaltsam unser Gefühl beleidige, wird durch die Bemerkung widerlegt, daß dasselbe wieder herrlich durch das Entsetzen des Chors über den begangenen Frevel, und durch den kühnen Trotz, in welchen der Abscheu des schwachen und sonst furchtsamen Greises gegen die Drohungen des Aegisthus aufflammt, versöhnt wird.

Was der Verfasser über den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde sagt, ist von größerer Wichtigkeit in psychologischer Hinsicht, als in künstlerischer; es wäre denn die Bemerkung, daß uns am Ehrgeize nichts mehr beleidige, als Schwäche, und überall, wo er nicht mit entschiedener Kraft auftritt, seine Ansprüche uns unerträglich scheinen, woraus die Weisung für den Dichter abgeleitet wird, daß er die Nichtigkeit desselben durch ein hinreichend starkes Streiflicht, oder durch eine große, auf das Scheitern seiner Anstrengungen geworfene Lichtmasse zu beleuchten streben solle, da es glücklicher geschehen könne, als wenn er das Licht im Verlauf der Bestrebungen desselben selbst, fortwährend nach dieser Seite hinfallen läßt. Wenn der Ver-

fasser S. 348 sagt, das sey das wahrhaft Tragische im Leben, daß auch die edelsten und höchsten Anstrengungen den feindselig ihnen entgegen wirkenden Kräften erliegen müssen, und ihren Urhebern selbst so oft verderblich werden, so scheint es, als ob er hier das Tragische mit dem Traurigeu verwechsle, denn Tragisches kann nicht ohne endliche Erhebung gedacht werden, durch jene Vorstellung aber, welche übrigens eine Täuschung zu nennen ist, werden wir bloß niedergedrückt.

Die letzte der Leidenschaften, welche der Verfasser beleuchtet, ist die Selbstentzweyung. Was er dem Dichter in Behandlung derselben anbefiehlt, ist eben so richtig als erschöpfend: »er müsse, was auch der Grund innerer Entzweyung seyn möge, die Dissonanzen auflösen, das heißt, den Grund derselben uns genügend erkennen lassen, wenn wir einen solchen Gegenstand nicht unklar, räthselhaft oder auch ganz unbegreiflich finden sollen.« Da die vollkommenste Eintracht mit uns selbst nur unter der Bedingung der vollkommensten Sittlichkeit Statt finden kann, meint der Verfasser, müsse jede Verletzung des sittlichen Gesetzes, in sofern sie am Individuum erkannt wird, nothwendig die Selbstentzweyung desselben mit sich führen, und jede Leidenschaft die Keime der Selbstentzweynng in sich tragen. Wie aber auch diese beschaffen sey, immer würde bey jedem leidenschaftlichen Streben die Entzweyung unserer inneren Natur mit der Stärke der sittlichen Idee in geradem Verhältnisse stehen. Dieses Verhältniß nun sey es, welches der tragische Dichter bey der Darstellung innerer Entzweyung durch Leidenschaft klar uns darlegen und am schärfsten ausprägen muß. Er zeigt, wie vortrefflich dieses Verhältniß in der Schuld behandelt sey, in der gleich klaren als tiefen Darstellung der Leidenschaftlichkeit Hugo's und Elvirens, vorzüglich bey ersterem. Was der Verfasser über Richards Charakter in Shakspeare's Richard der Dritte sagt, zeigt wieder von seinem tiefen und erfolgreichen Studium jenes Dichters, welches wir so oft anzuerkennen Gelegenheit gefunden, und welches, mit dem der griechischen Musterdichter gleichen Schritt haltend, zu den gelungensten Zierden des vorliegenden Werkes gehört. Von den Bemerkungen über Hamlet ist die vorzüglichste, daß in seinem Charakter zunächst eine doppelte Entzweyung, ein doppeltes Zerfallen zu unterscheiden sey, die Entzweyung mit dem Leben überhaupt und mit sich selbst, wovon sich die erstere in dem aufs stärkste geäußerten Lebensüberdrusse, die zweyte in seiner Unentschlossenheit kund gebe. Referent bezieht sich in Rücksicht seiner Ansichten über diesen scheinbar räthselhaften Charakter auf das, was er bey Gelegenheit der Beurtheilung von Tiecks dramaturgi-

schen Blättern im XXXIV. Bande dieser Jahrbücher geäußert hat. — Mit wenigen Worten zeigt er das richtige Begreifen der tiefen Ironie in Göthe's Faust. Indem er der ziemlich allgemein gewordenen Meinung, sie sey in der Rolle des Mephistopheles zu finden, entgegentritt, äußert er sich S. 367, sie liege in dem Unbegränzten von Faust's Streben selbst, wobey man jene Scene, in welcher Faust den braunen Saft nicht trinkt, vielleicht als ihren Kulminationspunkt ansehen dürfte — und darin, daß dieser unbändige, gewaltsam über die Schranken des Endlichen hinausstrebende Geist an den ganz gewöhnlichen Wünschen und Sorgen und Bedrängnissen des Lebens kleben bleibt. Vortrefflich, und besonders gegenwärtig, da der Dichter selbst Hand an eine scheinbare Begränzung des Werks gelegt hat, interessant, ist die Schlußbemerkung: »dasselbe müsse, aller Bemühungen, es fortzuführen, ungeachtet, immer ein Bruchstück bleiben, weil — das Leben selbst nur ein Bruchstück ist.«

Je nachdem der Irrthum, der einer Leidenschaft Keim und Nahrung war, verschwindet, oder bey dem Verschwinden aller Hoffnung, die leidenschaftlich verfolgten Zwecke zu erreichen, fortdauert, entsteht nach der Ansicht des Verfassers Reue oder Verzweiflung. Die Natur der tragischen Reue, meint er, würde durch den Charakter des Reuigen und durch die Umstände, welche sie erzeugen, bestimmt; wie sie sich aber auch gestalte, immer solle sie, wenn sie wirklich tragisch seyn soll, ein besseres sittliches Erkennen zur Unterlage haben, und ihr Verhältniß zu diesem müsse mit hinreichender Bestimmtheit sich aussprechen. Die Form der tragischen Verzweiflung, meint er, müsse zunächst mit der Eigenthümlichkeit des genährten Irrthums und der Stärke des leidenschaftlichen Dranges in richtiger Beziehung stehen. — Gegen die letztere Ansicht möchten wir behaupten, daß die Verzweiflung nie eigentlich tragisch seyn könne, wie die Reue, da der Ausgang des Kampfes, welcher beym Tragischen angeschaut wird, ein Sieg des Höhern in uns und des Höchsten über uns seyn muß, welcher beym Anblick der Verzweiflung nicht eintritt. Das Endgefühl, in welches ein Werk der tragischen Dichtung uns versetzen soll, kann nie vernichtend, sondern muß immer erhebend seyn. Daher glauben wir auch nicht, daß irgend ein Dichter die Hauptperson des Stücks am Schlusse desselben im Zustande der Verzweiflung zeigen könnte, wenn er mit Recht von seinem Werke eine ächt tragische Wirkung erwarten wollte, aber wohl, wie es auch in der Regel zu geschehen pflegt — wenn nämlich das Sittengesetz verletzt worden ist — im Zustände der Reue. Höchstens bey Nebenpersonen mag jener Zustand eintreten, aber auch hier wird er nie von tragischer Wirkung seyn,

weil das Zerfallen der Person mit den Vorschriften des Sittengesetzes zu empörend ist. — Schlüßlich müssen wir noch bedauern, daß der Verfasser in diesem, besonders an psychologischen Erörterungen so reichen Abschnitte es vermieden hat, von den Unterschieden der Leidenschaften in Bezug ihres Verhältnisses zu dem Sittengesetze und der tragischen Wirkung zu reden, da manche, wie z. B. die Liebe und die Freundschaft, weniger durch ihre Stärke an und für sich, als durch ein direktes Handeln gegen die sittlichen Vorschriften sich zur tragischen Behandlung eignen, indeß bey andern, wie z. B. der Eifersucht oder Ruhmsucht, schon ein größerer Grad der Heftigkeit dazu hinreichend ist, während andere, z. B. Haß oder Rachsucht, als an und für sich schon das Sittengesetz beleidigend, selbst bey geringerer Stärke tragische Anlässe geben.

Im siebenten Abschnitte, vom tragischen Leiden, S. 369 — 409, eifert der Verfasser zuvörderst gegen die Meinung, daß der Uebergang der handelnden Person aus dem Zustande des Glücks in jenen des Unglücks (Metabasis) das wesentliche Merkmal der Tragödie sey, welchen er, richtig, nur in sofern als einen wesentlichen Bestandtheil derselben betrachtet, als er in der Darstellung der tragischen Idee selbst eingeschlossen ist. Er macht darauf aufmerksam, daß mehrere Tragödien der Alten einen glücklichen Ausgang haben, wie der Philoktet des Sophokles und der Jon des Euripides. — Er macht unsere Theilnahme an dem Unglücke Anderer von vier Stücken abhängig, von der Größe des Unglücks an und für sich, der Empfindlichkeit des Leidenden, dem Antheil, welchen wir ihm selbst an seinem Schicksale beymessen, und dem Grade von Kraft, womit wir ihn demselben begegnen oder es ertragen sehen. Was die Größe des Unglücks betrifft, so dürfe hier, meint der Verfasser, der Dichter weder durch diese, noch durch das bloße Anhäufen des Jammers allein eine tragische Wirkung zu erzielen hoffen. Wie groß dieses auch sey, nie würde es an sich eine tiefe Theilnahme bey uns erwecken, wenn uns der Dichter sie nicht auf eine andere Weise abzugewinnen weiß. Das Bewußtseyn der Kraft in uns bewirke, daß der Verlust der Güter des Glücks, wenn wir andere darein versetzt finden, unsere Theilnahme nur schwach errege. Näher würde unsere Theilnahme angeregt, wenn wir jenes Glück zerstört sehen, welches dem Menschen aus der Liebe zu andern Menschen erblüht, mit welchen die Natur oder freye Wahl ihn verbunden hat, der tiefste und zugleich herbste Schmerz aber würde da gefunden, wo wir die Begeisterung für eine große Idee, erscheine sie uns als lebendige Liebe zu dem Guten und Schönen in einem enger begränzten

Kreise ihrer Wirksamkeit oder als ein auf eine mächtige und allgemeinere Wirkung gerichtetes Streben zum Wohle der Menschheit, mit sich selbst zerfallen, oder dem Andrange feindseliger Einwirkungen erliegen sehen. — Wir möchten dabey bemerken, daß wir, obschon zugegeben werden muß, daß dieser Schmerz der edelste sey, ihn doch nicht für den wirksamsten in tragischer Hinsicht halten können. Nicht das Leiden des Andern kann uns erheben, nicht die Betrachtung des bloßen Leidens als solchen, sondern das, was wir bey Gelegenheit jener Anschauung Höheres in und außer uns wahrnehmen. Der Anblick des Zerfallens der Begeisterung für eine große Idee kann uns aber mit nichts weiter als mit Trauer erfüllen, und das Gerechte in der moralischen Weltordnung wird uns bey der Betrachtung nicht klar, daß sie das Große und Herrliche im Leben untergehen und verderben läßt. Gerade weil jeder sonstige Verlust uns mehr zum Bewußtseyn der uns inwohnenden unendlichen Kraft bringt, halten wir ihn für geeigneter zum Vorgeschäfte beym Tragischen, der anfänglichen Niederdrückung des Gefühls. Daß übrigens geistige Verluste den körperlichen und überhaupt materiellen in der Kunstbehandlung vorzuziehen seyen, haben wir selbst früher schon angedeutet. Auch muß die Größe des Unglücks des Leidenden als solche so viel möglich allgemein nachgefühlt werden können, aber es sind, eben weil es nur die edelsten sind, nur wenige Gemüther fähig, den großen Schmerz der für eine große Idee untergegangenen Begeisterung nachzufühlen. Referenten ist es auch nicht erinnerlich, daß ein bedeutender tragischer Dichter dieß zum eigentlichen Vorwurfe seiner Tragödie gemacht habe. Oehlenschlägers Correggio kann hier nicht angeführt werden. Obgleich von hoher Vorzüglichkeit als dramatisches Gedicht, ist es keine eigentliche Tragödie zu nennen, eben weil der Dichter, statt, wie es jenes Kunstwerk begehrt, früher mit niederdrückenden nnd später mit erhabenen Empfindungen zu erfüllen, die Ordnung umkehrt, und uns am Schlusse desselben mit der peinlichen Betrachtung des Unterganges des Höchsten und Edelsten entläßt. Die höhere Weltanschauung, welche uns aus der Tragödie klar entgegenleuchten soll, kann hier nur mühsam und auf dem qualvollen Wege eines klügelnden Raisonnemens gewonnen werden. Wenn wir Verbrechen, ja selbst Fehler und Irrthümer bestraft erblicken; wenn wir einen Menschen die Güter des Lebens und das Leben selbst für Pflicht und Recht aufopfern sehen, dann werden wir durch diesen Ausgang erhoben, denn wir werden von der Betrachtung des Zufälligen und Irdischen zu der des Ewigen und Heiligen und zu der einer Alles ausgleichenden Gerechtigkeit geführt; nicht so aber, wenn das Höchste und Herrlichste

im Leben vor unsern Augen untergeht, welches schon den Charakter des Heiligen an sich trägt. Die Hoffnung auf etwas noch Vollkommeneres nach dem Leben kann durch jene Vorstellung nicht nur nicht unmittelbar erzeugt, sie muß sogar zum Wanken gebracht werden. Der Anblick des Unterganges des Fehlerhaften kann uns die Ueberzeugung verschaffen, daß nur das Vollkommene bestehe; wie aber können wir dazu durch den Anblick des Unterganges des Vollkommenen kommen? Sollen wir vielleicht dadurch nichts als Nichtigkeit des Lebens erkennen, so muß man zugeben, daß dieß wohl erreicht werde, aber zugleich auch daß es wenig dazu geeignet sey, uns von der gerühmten Heiligkeit der Kunst zu überführen, wenn diese nichts weiter vermag, als uns mit niederdrückenden Empfindungen und mit Unzufriedenheit erfüllen, und daß sie besser thäte, zu versuchen, den Ernst, die Würde und die Bedeutung des Lebens uns anschaulich zu machen.

In Beziehung auf die Empfindlichkeit des Leidenden bemerkt der Verfasser S. 373: »Wir leiden bey fremdem Schmerz immer nur so viel, als wir den andern leiden sehen oder leiden zu sehen glauben. Daher muß bey jedem Leiden die Empfindlichkeit des Leidenden in Rechnung gebracht werden. Der Schmerz desselben wird als ein leidenschaftlicher Zustand den nämlichen Gesetzen der Darstellung unterliegen, auf welche die Darstellung leidenschaftlicher Zustände und Gemüthsbewegungen Rücksicht nehmen muß.« — Ob sich darüber Regeln für einzelne Fälle aufstellen ließen, zweifeln wir fast, doch wird sich der Dichter unablässig die vom Verfasser S. 373 angegebene allgemeine Regel vor Augen halten müssen, uns keine solche Empfindlichkeit im Charakter bemerkbar zu machen, die als kränkelnde Schwäche einen Grad von Schmerz äußert, welcher mit dem Leiden selbst im Mißverhältnisse steht; er zeichne, möchten wir beysetzen, den Charakter nicht zu wenig in geistiger, und nicht zu sehr in sinnlicher Hinsicht empfindlich, in beyden Fällen kann er nicht auf jenes Mitgefühl der Zuschauer rechnen, worauf das Tragische als auf seinem Grunde beruht. »Jeder Schlag des Schicksals,« meint der Verfasser, »schmerzt um so tiefer, je unerwarteter er fällt, und erregt darum desto lebhafter die fremde Theilnahme. Auch hier rührt uns der Dichter am tiefsten, wenn er darstellt, wie durch das Unglück nicht die Herrlichkeit des äußern Glücks, sondern die harmlose Heiterkeit oder der stille Friede eines schuldlosen Gemüths zerstört wird. Am tiefsten aber fühlen wir uns erschüttert, wenn wir den Unglücklichen unbefangen und ahnungslos seine Bahn gehen, und zuversichtlich seinen Hoffnungen vertrauen sehen, während die unheilschwangere Wolke bereits über seinem Haupte schwebt, welche das Verderben über ihn herab-

schütten soll. Denn das ist überhaupt die furchtbare Seite des Lebens, daß das Unheil auf weichen Socken uns nachschleicht, und den zermalmenden Schlag fallen läßt, wann wir es am wenigsten vermuthen.« Wenn wir diese tiefe Ansicht des Verfassers näher verfolgen, stellt sich uns auf eine anschauliche Weise die Natur des Tragischen, und sein öfters von uns angedeuteter Unterschied desselben vom Traurigen dar. Daß uns nämlich das Unglück mitten im Glück ereilt, ist traurig, und erfüllt uns mit niederdrückenden Empfindungen; daß wir aber bey genauerer Betrachtung erkennen, daß es uns nie grundlos, sondern aus einem höheren Grunde, dem der moralischen Nothwendigkeit, ereilt, ist erhaben, und gewährt uns die herrlichste Lust, welche wir aber nur bey Gelegenheit jener Trauer erkaufen. Beyde Gefühle zusammen bilden das Tragische.

In Rücksicht des Antheils, welchen wir der leidenden Person selbst an ihrem Schicksale beymessen, bezieht sich der Verfasser auf den Ausspruch des Aristoteles, welcher verlangt, daß der Held der vollkommensten Tragödie weder ein ganz sittlich guter Mensch, noch ein entschiedener Bösewicht sey, sondern daß er zwischen beyden das Mittel halte, und weder durch sittlichen Werth ausgezeichnet sey, noch durch sittliche Verderbtheit und durch einen großen Fehler die unglückliche Veränderung seines Schicksals herbeyführe. Ungeachtet der Verfasser diese Ansicht theilt und erweisend erläutert, glaubt er doch, daß das Leiden des ganz Schuldlosen eine vollkommen tragische Wirkung hervorzubringen vermöge, und führt in dieser Beziehung als Beweise den standhaften Prinzen des Calderon de la Barca und Oehlenschlägers Correggio an. Indem wir die tragische Wirkung des ersteren Stücks anzuerkennen gezwungen sind, müssen wir die des letzteren wiederholt in Abrede stellen. Beyde Stücke sind wohl scheinbar dem äußeren Verhältnisse der Hauptperson nach, aber keineswegs nach ihrer Wirkung gleich. In beyden nämlich kommt ein unschuldig Leidender vor, darin sind sie sich ähnlich; sie gehen aber darin von einander ab, daß bey Betrachtung der Leiden des einen wir erhoben, bey der des andern niedergedrückt werden. Der Tod des standhaften Prinzen zeigt uns die sittliche Kraft des Menschen, welche sich von keiner irdischen Pein bezwingen läßt, in ihrer vollsten Würde und Herrlichkeit. Wir sehen auf die glänzendste Weise die Vorschriften des Sittengesetzes erfüllt, und vergessen bald darüber den Schmerz, den uns der Anblick der irdischen Leiden des Siegers verschaffte. Der Tod des Correggio zeigt uns nicht nur den Untergang des Irdischen und Vergänglichen, auch den des Großen und Göttlichen zugleich,

unser Schmerz verwandelt sich nicht später in ein erhabenes Gefühl, wie es beym Tragischen begehrt wird, der Dichter steigert ihn bis zur möglichsten Höhe, und bewegt uns zu weiter nichts, als zur Trauer über die Hinfälligkeit alles Irdischen. — Was den Schuldigen betrifft, so unterscheidet der Verfasser vorzüglich drey Grade, nach welchen unsere Theilnahme an ihm sich abstuft. Der erste ist jener Irrthum, der das Falsche für das Wahre, das Gute für das Böse nimmt, ohne sie aus Befangenheit des Geistes unterscheiden zu können; der zweyte ist die Befangenheit der Leidenschaft, und der dritte und stärkste Grad ist jener furchtbare wahnsinnige Irrthum, der die Bande der sittlichen Natur zerreißen zu können wähnt, weil er, wie Makbeth, das Leben nur für »die seichte Furth der Zeit« berechnet. Vom ersten Grade des Irrthums, bemerkt der Verfasser, läßt sich die meiste, vom letzten die geringste tragische Wirkung versprechen, weil die Ansicht von der Befangenheit des menschlichen Geistes und von der furchtbaren Macht, mit welcher der Irrthum ihn zu bestricken vermag, welche jener uns gewährt, uns zwar niederschlägt, aber auch wieder aufrichtet, wir den Irrthum wohl als einen unserer Natur fremdartigen Bestandtheil, zugleich aber die Heilung in dem richtigen sittlichen Erkennen finden, indeß wir durch den Irrthum letzterer Art die moralische Natur gänzlich vernichtet sehen. Immer also könne der tragische Dichter, wo er dem entschiedenen Verbrecher unsere Theilnahme erhalten will, sie nur durch die glückliche Darstellung des Widerstrebens oder der Regungen seiner besseren Natur uns abgewinnen, und das Zerfließen des Irrthums, welcher diesen erstickte, allein mit Vortheil zum Stützpunkt der tragischen Rührung machen. Von ächter Kunstkenntniß zeigt zugleich die Bemerkung des Verfassers über den viel verkannten Charakter Karl Moor's in Schillers Räubern, welche er dem Fiesko, und mehr noch Kabale und Liebe in Rücksicht ihrer tragischen Wirkung vorzieht, daß der Dichter keineswegs die tragische Wirkung durch Darstellung des nackten Verbrechens, sondern sicherer dadurch habe erreichen wollen, daß er den Irrthum Moors, als ob die Sättigung seiner aufgeregten Erbitterung ihm eine Befriedigung gewähren könne, zerrinnen, und denselben erst in Sehnsucht nach dem verlornen Frieden sich auflösen, dann aber mit einem klaren Erkennen seiner selbst ihn endigen läßt.

In Bezug auf den letzten Umstand, daß die Theilnahme an dem Leiden Anderer auch von dem Grade moralischer Kraft abhänge, mit welcher wir sie dem Unglücke begegnen oder dasselbe ertragen sehen, erinnert der Verfasser zuvörderst, daß der Anblick eines kräftigen Ringens gegen das

Unglück überall erhebend wirken, weil er das Gefühl unserer eigenen Kraft anregt, und daß der tragische Dichter aus diesem Umstande die wichtigsten Vortheile ziehen könne, wenn er ihn zu benützen weiß. Von der Darstellung der Kraft beym Widerstande gegen das Unglück begehrt er, daß selbstbewußte Klarheit des Wollens und Strebens die festeste Unterlage, das eigentliche Siegel derselben sey. Diese Art der Kraftäußerung sey nicht nur an und für sich selbst die höchste, sondern auch die einzige, welche den Angriffen des Unglücks etwas abzugewinnen vermag. Auf welche Weise und in welchem Grade diese Besonnenheit des Kraftgefühls bey einer, dem Anscheine nach verzweifelt scheinenden Lage unsere Theilnahme gewinne, dieß, meint er, könne der Dichter aus keinem andern Werke so gut, als aus Shakspeare's Heinrich der Fünfte lernen, in welchem der Dichter dem Könige nicht die kühne Zuversicht auf den Sieg über einen ihm außer allem Verhältniß überlegenen Feind geliehen, weil er jenen Sieg in der Chronik wirklich vorfand: sondern jene feste, ruhige Besonnenheit, die weiß, daß sie den Sieg nur durch den muthigsten, beharrlichsten Widerstand erkaufen kann, und wo dieser nicht ausreicht, das Leben selbst dafür hinzugeben entschlossen ist. Besondere Berücksichtigung verdient die Bemerkung S. 391: »daß die gegen den Schmerz ankämpfende Kraft des Leidenden sich in ihrer höchsten Potenz als Trotz gegen das Unglück zeige, wenn sie nämlich mit klarem Bewußtseyn ihrer selbst sich weigert, sich den Bedingungen zu ergeben, unter welchen sie sich von demselben befreyen kann, daß aber zugleich eine solche Kraftäußerung im Leben wie in der Dichtung nie mehr werth sey, als die Vorstellung, aus welcher sie hervorgeht. Wenn diese werthlos ist, ist jener Trotz ein kindischer, und kann in diesem Falle besser Schwäche als Kraft genannt werden.« Auf eine meisterhafte Weise wird S. 391 — 393 anschaulich gemacht, wie sich dieser Trotz gegen das Unglück am erhabensten in dem gefesselten Prometheus des Aeschylus zeige, weil er hier am reinsten aus der Vorstellung einer höheren Weltregierung hervorgeht.

Wie der Dichter, um unsere Theilnahme an fremden Leiden zu vermehren, sich mit Glück auch des Mittels bedienen könne, uns das Leiden seines Helden durch die Theilnahme der nächsten und unmittelbarsten Zeugen desselben darzustellen, zeigt er uns an Beyspielen in Shakspeare's Julius Cäsar, in Erwägung ziehend, daß, welche Aeußerungen des Schmerzes über den Tod der Portia der Dichter auch dem Brutus in den Mund legen konnte, diese doch keinen tieferen Eindruck auf uns machen konnten, als die Theilnahme des rauhen, fühllosen Cas-

sius an diesem Verluste, S. 397—399. Dann an dem in desselben Dichters Richard dem Zweyten, in der Scene zwischen Richard und dem Stallknechte. Zugleich rechtfertigt er bey dieser Gelegenheit die hieher gehörige, oft unbilliger Weise als niedrig komisch getadelte Scene in der Alceste des Euripides. — Die Bemerkungen des Verfassers über den Wahnsinn, dessen sich der tragische Dichter öfters bedient, um uns die höchste Zerrüttung des Seelenzustandes einer tragischen Person durch Schmerz oder Schuld zu schildern, sind treffend. Er entwickelt sie bey Gelegenheit der Vorüberführung mehrerer Beyspiele der Behandlung des Wahnsinns durch große tragische Dichter. Er erinnert an die Vortrefflichkeit jener Behandlung in der Eingangsscene des Orestes von Euripides und in den Bacchantinnen desselben Dichters, und zeigt sie durchgeführt in der Zergliederung des tragischen Wahnsinns im rasenden Ajax des Sophokles. Darnach kommen die Wahnsinnsscenen im Lear, im Hamlet und im Makbeth an die Reihe, deren Eigenheiten der Verfasser mit eben so tiefer Menschen- als Kunstkenntniß entwickelt. — Schlüßlich bemerkt er, als Kunstregel, die Darstellung des Wahnsinns möge nie mehr Raum einnehmen, als unumgänglich nöthig; nie überlasse sich der Dichter dabey dem Zuge, durch künstliche Sprünge und Pointen, oder den Witz des Wahnsinns unsere Aufmerksamkeit reizen zu wollen; noch glaube er gar, durch die nackte Darstellung dieses Aberwitzes, ohne uns die gegenwärtige oder künftige Qual des zerrissenen Gemüths bey dem Wahnsinnigen sehen oder ahnen zu lassen, diesem unsere Theilnahme in einem höheren Grade gewinnen zu können.« Der tragische Dichter behandle, möchten wir, im Allgemeinen gesagt, beyfügen, den Wahnsinn in der Tragödie nie um seiner selbst willen, denn nicht der Wahnsinn, sondern das, was durch die Gelegenheit des Wahnsinns anschaulich gemacht wird, erregt unsere Theilnahme. Wahnsinn ist Leiden; alles daher, was vom Leiden überhaupt gesagt worden ist, gilt auch vom Wahnsinne, nur mag sich der tragische Dichter, weil sich diese Art von Leiden durch Zerstörung oder Verwirrung desjenigen Vermögens, welches den Menschen vom Thiere unterscheidet, charakterisirt, hüten, dasselbe nie zu grell, vor allem aber es nie zu lang anhaltend vorüberzuführen, da wir auf die Selbstständigkeit des Geistes, die wir bey Leidenden begehren und aufsuchen, beym Wahnsinnigen verzichten müssen, der uns bloß als gemartertes Sinnenwesen erscheint, und gar nichts hat, was er diesen Qualen entgegensetzen kann. So kann uns die Darstellung des Wahnsinns wohl in gleicher Stärke mit

der der Darstellung jedes sonstigen Leidens rühren, aber nicht in gleicher Art und Stärke erheben.

Der kurze Abschnitt: Vom tragischen Selbstmorde, S. 409—415, enthält viel Wahres und zu Beachtendes, obschon wir in mancher Hinsicht die Ansichten des Verfassers nicht unbedingt theilen können. Im Allgemeinen scheint er zu sehr vom ethischen Standpunkte auszugehen, wenn er den Selbstmord auf der Bühne unbedingt als eine unsittliche Handlung verwirft, »da der Mensch, das Geschöpf einer höhern Macht, das Leben, welches ihm von dieser als Bedingung einer sittlichen Fortbildung gegeben worden ist, nicht von sich werfen kann, ohne sich mit frechem Frevel an ihr zu vergehen.« — Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Mißbrauch oder unrichtige Gebrauch des Selbstmordes in Werken tragischer Kunst nicht zu rechtfertigen sey, zugleich aber auch keinem, daß derselbe zuweilen von ächt tragischer Wirkung, und als Ausgang des Werkes oft dergestalt bedingt erscheine, daß jeder andere unwahrscheinlicher und unbefriedigender genannt werden müßte. Der Verfasser sagt: »wenn wir zugeben, was keines Beweises bedarf, daß eine größere Kraft der Seele dazu gehöre, Leiden mit muthiger Entschlossenheit oder mit ruhiger Fassung zu ertragen, so ist die Behauptung hinlänglich gerechtfertigt, daß der Selbstmord nur eine unbedingte Schwäche der sittlichen Kraft genannt werden müsse.« Er schlägt vorzüglich zwey Wege vor, auf welchen der Dichter von dieser Ansicht Vortheil ziehen kann. Er kann es erstens, wenn er dem tragischen Helden den entschlossenen Muth gibt, das Leben zu ertragen, oder es der gerechten Bestrafung zu opfern, uns auf diese Weise mit seinen Vergehen zum Theil wieder aussöhnend, oder wenigstens den Eindruck derselben mildernd, und er kann sich eben dieses Mittels bedienen, um die tragische Wirkung noch tiefer zu machen, und die Erschütterung unseres Gemüths nachklingen zu lassen. Dabey scheint nun der Verfasser nicht berücksichtigt zu haben, daß der Selbstmord auf der Bühne unser sittliches Gefühl nie so beleidigen könne, wie der wirkliche, weil das Bewußtseyn der Täuschung und die Milderung durch die Kunst eintritt; dann daß fast jeder andere Ausgang in der Tragödie von weniger Wirkung ist, da er unbefriedigender erscheint. Wir wollen nämlich im dramatischen Gedichte überhaupt über das endliche Schicksal des Haupthelden vollkommen im Klaren seyn. Nun aber gewährt der Fall, wenn der Verbrecher oder der unschuldig Leidende den Muth äußert, das Leben zu ertragen, nicht jene befriedigende Aussicht. Hundert Fragen bleiben unbeantwortet, die sich der Leser und der Zuschauer unwillkürlich vorsagt, wie der Held sich in seiner Lage benehmen, was ihm noch begegnen, ob es ihm mit seiner

Neue Ernst seyn werde, und dergleichen. Dieses Ungewisse, in der Ferne Gezeigte, kann uns keine Befriedigung gewähren, und mit dem Mangel derselben geht auch ein großer Theil der dramatischen Wirkung verloren. Sehr richtig ist übrigens das, was der Verfasser vom Mißbrauche des Selbstmordes sagt. Indem er auf denselben in Schillers Kabale und Liebe aufmerksam macht, zeigt er, daß es ihm immer nur um die Sache, nie um die Person zu thun sey. Er, der sich das ganze Werk hindurch als einen der wärmsten Verehrer Schillers gezeigt hat, spricht unumwunden den Tadel über Fehler aus, und unterstützt ihn mit gehörigen Beweisen. Welcher mit Besonnenheit urtheilende Kunstrichter würde bey aller Vorliebe für Schiller nicht den Ausspruch des Verfassers über den Mord in Kabale und Liebe unterzeichnen, »ich sehe diesem Mord und Selbstmord nur eine höchst verworrene, wahnsinnige Leidenschaftlichkeit zum Grunde liegen; und diese kann für sich allein in einem tragischen Kunstwerke keine Ansprüche an meine Theilnahme haben.« Mit gleicher Freymüthigkeit tadelt er die Behandlung von Fernando's Selbstmord in Müllner's Albaneserin, erkennt aber dafür dessen Behandlung in der Schuld als musterhaft. Nicht einverstanden mit dem Verfasser können wir aber darin seyn, daß er auch Coriolans Selbstmord als eine Schwäche der sittlichen Kraft schildert. Es scheint fast, als ob er auf Zeit, Volkscharakter und Religionsbegriffe weniger als billig Rücksicht genommen hätte. Der von ihm vorgeschlagene Ausgang, Coriolan sollte den Volskern anheim stellen, ihn des Schwurs zu entbinden, oder die getäuschte Hoffnung in seinem Blute zu rächen, würde, wenn der Held am Leben bliebe, unbefriedigend, wenn er durch die Volsker seinen Tod fände, da dieses, um uns Gewißheit zu verschaffen, vor unsern Augen geschehen müßte, empörend seyn. Immer aber würde der Held durch Stellung der Alternative irgend einer Beymischung von Zaghaftigkeit kaum freygesprochen werden können.

In Betrachtung des neunten und letzten Abschnittes: — Interesse der Behandlung des tragischen Stoffes. Kritik. Der tragische Dichter — muß sehr bedauert werden, daß es dem Verfasser nicht gefallen hat, sich in mehr als bloße Andeutungen einzulassen. Die Natur derselben macht aber desto mehr nach einer durchgreifenderen Durchführung seiner Ansichten begierig. Was von der Anordnung der tragischen Fabel und von den tragischen Motiven dem Dichter zu wissen nöthig, darüber findet er allerdings in dem Vorhergehenden befriedigende Auskunft, und der Verfasser bedurfte am Schlusse seines Werkes weiter nichts, als darauf aufmerksam

zu machen, daß alle Grundsätze, welche in beyden Beziehungen zu beobachten kommen, insgesammt in der Forderung enthalten seyen, daß in der Tragödie der Zusammenhang aller Theile ein bedingt nothwendiger sey, und sich überall klar als ein solcher müsse darlegen lassen; allein das, was er weiter noch zu berühren für nöthig fand, die Idealität der Darstellung, die Diktion und die äußere Form der Tragödie wäre einer umständlicheren Beleuchtung werth gewesen. Das Wenige, was bemerkt wird, ist treffend, und gibt zu den nützlichsten Erläuterungen Anlaß. — In der Idealität der Tragödie, deren Begriff, der Ansicht des Verfassers nach, wenn er unrichtig aufgefaßt wurde, in der tragischen Poesie von jeher zu den größten Mißgriffen und Verirrungen Anlaß gab, unterscheidet er eine allgemeine und eine besondere. Die Forderung der ersten, äußert er sich, beschränke sich darauf, daß aus dem tragischen Gedichte alle individuellen und zufälligen Mängel, Gebrechen und Beschränkungen der gemeinen und wirklichen Natur entfernt seyen; die letztere wird, da die Tragödie zunächst in einer Handlung besteht, sowohl die Charaktere und Leidenschaften, als die äußern Bedingungen der Handlung berücksichtigen müssen. In beyden Rücksichten sey der Dichter streng an die Gesetze der wirklichen Natur gebunden. Wie interessant und wie nützlich zugleich wäre es gewesen, wenn der gelehrte Verfasser eine, gerade an der Idealisirsucht kranke Zeit nicht nur in eindringlicher Darstellung an ihre Krankheit erinnert, sondern ihr die Art und Weise angezeigt hätte, wie sie davon geheilt werden kann, wozu er ganz der Mann war. Das erstere ist S. 418 geschehen, das letztere vermissen wir leider. Die Beantwortung der Frage, zu welcher hier die Veranlassung gegeben war, wie soll die Natur nachgeahmt werden, scheint uns viel ergiebiger für die Kunst, als die, ob und warum sie nachzuahmen sey?

Wenige, aber wahrhaft goldene Worte sind die über die Diktion, S. 419—421, und es mögen sich all diejenigen Schriftsteller, welche in der Formlosigkeit eine Genialität zu verkünden meinen, besonders die Worte des Verfassers gegenwärtig halten: »Wort und Gedanke, Gefühl und Empfindung stehen in einem so engen, und wenn das erstere der Eigenthümlichkeit des letzteren entsprechen soll, in einem so nothwendigen Zusammenhange, daß es für jede Vorstellung, für jede Empfindung nur eine einzige bestimmte Art des Ausdrucks gibt.« Von nicht minderer Vorzüglichkeit ist der Rückblick auf die Weise der Alten. Sehr ungerne vermissen wir die Mittheilung der Ansichten des Verfassers über die Natur und das Verhältniß der verschiedenen Versarten, wenn sie auch nur im Allgemeinen wären ausge-

sprochen worden, und die über Gebrauch und Mißbrauch von Vers und Reim. — Die grammatikalische Anmerkung S. 421 ist richtig, gehört aber, da sie von einem speziellen Falle handelt, nicht eigentlich in jene allgemeine Uebersicht. In Rücksicht der Kritik klagt der Verfasser darüber, daß die Deutschen, bey ihrem entschiedenen Hange zur Nachahmung, mit partieller Einseitigkeit immer dasjenige System, welches sie gerade ergriffen haben, ausschließend für das allein wahre und richtige anpreisen, und es früher oder später gegen ein anderes, oft entgegengesetztes, vertauschen. »So,« sagt er, »kamen die Franzosen, die Griechen, Shakspeare, Calderon der Reihe nach an die Tagesordnung, und der Himmel wird wissen, wen zunächst die Reihe treffen mag.« — Die Klage ist gerecht, den eigentlichen Grund dazu aber gab der Umstand, daß man bey einer starken Nachahmungssucht nicht recht wußte, was eigentlich nachzuahmen war, und so über dem Nachbilden von Zufälligkeiten und Aeußerlichkeiten die Hauptsache unberücksichtigt ließ. Die deutsche Kunst, erst später, als die anderer Nationen, entwickelt, erhielt nur durch das Studium der Musterwerke der letztern ihre eigentliche Bedeutung. Damit ging denn manch charakteristischer Zug fremder Erzeugnisse in ihre Kunstwerke über, und nur allgemach gewann sie jene Selbstständigkeit, der sie sich gegenwärtig erfreut, immer aber verlor sie selbst dabey jene Rücksicht für fremde Erzeugnisse nicht, welche sie seit dem Anfange ihrer Bildung zu nehmen gewohnt war. Bey diesem Rückblicke konnte ihr die Bemerkung nicht entgehen, daß an den Tragödien aller gebildeten Nationen etwas Musterhaftes und Nachahmungswerthes zu finden sey, und die deutsche Kunst würde die vorzüglichste genannt werden müssen, wenn sie überall das Rechte herausgefunden hätte, und nicht bey Zufälligkeiten stehen geblieben wäre. Anstatt aber die Franzosen im sicheren Festhalten des poetischen Geistes in gemessenen Gränzen nachzubilden, machte der Deutsche sie eine Zeit lang in der Einseitigkeit formeller Verhältnisse, in einer grundlosen Beachtung der, fälschlich dem Aristoteles aufgebürdeten Einheiten der Zeit und des Ortes nach; statt von den Griechen die erhabene Ruhe und die Klarheit, welche ihre Tragödien auszeichnen, zu lernen, glaubte der Deutsche, in Nachahmung des in neuerer Zeit völlig unzuläßigen Chors*) läge das Charakteristische der griechischen Tragik;

*) Den vorher von uns angeführten Beweisen der Unzulässigkeit desselben könnte noch beygefügt werden, daß die alte Tragödie immer auf offener Straße oder in den Hallen, die neuere in den vier Wänden spielt, wodurch bey letzterer die Wahrscheinlichkeit einer größeren Volksversammlung vermindert wird.

statt Shakspeare's Weltanschauung zu begreifen, glaubte man, in der barocken Vermengung des Komischen mit dem Ernsten sey der Geist des größten Tragikers zu erkennen; statt von Calderon die Erfindung der tragischen Fabel, die Schilderung der Leidenschaft und die Musterhaftigkeit der Exposition nachzuahmen, blieb man — in der Regel — dabey stehen, die Bildersprache, das Antithesenspiel, vor allem aber die technische Form nachzubilden. Darin nun fehlte, unserer Meinung nach, die Kritik, daß sie den in gewisser Beziehung lobenswerthen Nachahmungstrieb nicht leitete und bildete, sondern entweder dem Gang und der Lieblingsansicht der Zeit huldigte, oder das Kind mit dem Bade verschüttete. Der Deutsche muß sich in gewisser Beziehung beständig nachahmend verhalten, da das Musterhafte vor der Entwicklung der Kunst in seinem Lande vorhanden war, konnte aber seine Freyheit immer in der Wahl des Rechten und Zweckmäßigen behaupten, und dadurch seiner Kunst die eigentliche Selbstständigkeit verleihen. Das oft erhobene Geschrey einiger Kritiker hier und dort, die Franzosen oder die Spanier sollen nicht nachgeahmt werden, ist daher eben so grundlos, als das Anderer, die Griechen oder die Engländer sind nachzuahmen, weil, wie wir — freylich in unvollkommenen Andeutungen — zu zeigen versucht haben, hier und dort etwas zu lernen, etwas wegzulassen war. Die deutsche Kunst kann viel von den französischen Meisterdichtern lernen, und würde, wenigstens in Rücksicht der tragischen Poesie, empfindlich zurückgehen, wenn sie unverändert die Griechen nachahmen wollte, obschon der poetische Geist bey diesen glänzender sich verkündet, als bey jenen. In jenem unbedingten Lobpreisen oder Verwerfen, in jenem vornehmthuenden Weglassen der Beweisgründe liegt, unserer Ansicht nach, der Fehler deutscher Kritik, einzelne Ausnahmen abgerechnet, zu welchen Lessing, Karl August West, die beyden Schlegel und Tieck gerechnet werden müssen.

Vom tragischen Dichter äußert der Verfasser den Wunsch, ein guter Genius möge ihm den Drang geben, das Räthsel des Lebens zu begreifen, und die Lösung desselben zunächst in seiner eigenen Brust zu suchen, früh aber schon ihn ahnen lassen, daß sie nur im Ernste des Lebens und in dem ewigen sittlichen Gesetze desselben zu finden sey. Er möge ihm kräftige Selbstständigkeit des Geistes, ein taubes Ohr für die Stimme der Mißgunst und jene edle Gleichgültigkeit gegen die Gaben des Glücks geben, die ihre Befriedigung allein darin findet, ein rühmliches Ziel ruhmvoll verfolgt zu haben. »Kein herrlicheres,« ruft er in den Schlußworten aus, »kann ihm winken, als die Besten seiner Zeit und künftiger Generationen zu der Höhe empor zu tragen, zu

der sein eigener Geist sich aufgeschwungen; und wer so um die Besten seiner Zeit sich verdient gemacht, dem wird die dankbare Anerkennung der Mit- und Nachwelt gewiß nicht entgehen!«

Wir glauben mit der Entwicklung unserer Ansichten über die Natur des vorliegenden Werkes die Vorzüglichkeit desselben gezeigt, und den Beweis geliefert zu haben, daß dem Verfasser ein ehrenvoller Platz unter den Stimmführern deutscher Kunstkritik gebühre. Selten wird sich in einem Werke ein so reicher Schatz von wissenschaftlichen mit einem ähnlichen von Kunstkenntnissen zusammenfinden. Der Geist des Verfassers hat seine Nahrung vom Studium der Alten empfangen, und alles, was er in dieser Beziehung, besonders was die Griechen betrifft, geäußert hat, kann unbedenklich musterhaft genannt werden. In den allgemeinen Kunstübersichten herrscht Tiefe und Klarheit, in den Beleuchtungen einzelner Kunsterzeugnisse Schärfe des Urtheils, Parteylosigkeit und jenes, besonders in neuerer Zeit, nicht häufig vorzufindende, sichere Maß, welches jedem seinen Platz anweist, und das Heterogene durcheinander zu werfen vermeidet. Nirgends findet sich das modern gewordene Absprechen, nirgends die wässerige Lobhudeley, die uns die Kunstkritiken neuerer Tage verleiden. Vor einem Manne solcher Art bedarf es keiner Entschuldigung, daß wir unsere Meinung in jenen Fällen, wo sie von der des Verfassers abging, unumwunden ausgesprochen haben. — Zwey Dinge aber sind es, welche wir außer dem wissenschaftlichen Werthe des Werks noch an demselben zu rühmen finden. Erstens, daß es sichtlich aus dem Drange, das vom Verfasser als wahr erkannte auszusprechen, und nicht aus irgend einer unlautern Nebenrücksicht des pekuniären Vortheils, des Dranges, durch Sonderbarkeit aufzufallen, der Eitelkeit oder der Ruhmsucht hervorgegangen; zweytens, daß es durchgehends von jenem Adel der Gesinnung und jener sittlichen Reinheit durchweht ist, ohne welche wir uns keinen vollkommenen Schriftsteller denken können.

* * *

In der letzt gedachten Beziehung eben so sehr, als in künstlerischer, ist das gleichfalls der österreichischen Literatur angehörige Werk:

2) Todtenkränze. Canzone von Joseph Christian Baron von Zedlitz. Wien, Druck und Verlag von J. B. Wallishausser. 1828. gr. 8. 118 S.

ausgezeichnet. Der Dichter führt in dieser vorzüglichen, Seiner Majestät dem Könige von Baiern zugeeigneten Canzonen-Reihe die Idee durch, daß Begeisterung allein die Mutter alles wahrhaft Großen und Schönen sey, aber nur dann,

wenn sie nicht nur für das Schöne, sondern auch für das Gute und Sittliche erglüht. Er macht dieß in aufeinander folgenden poetischen Schilderungen auf eine lebhafte Weise anschaulich, indem er darstellt, wie weder Wallenstein noch Napoleon, weder Laura und Petrarka, Romeo und Julie, noch Tasso und Byron, in welchen wir die Glut der Begeisterung wahrnehmen, und welche wir deßhalb für ausgezeichnet halten, das Glück, nach welchem sie gerungen, gefunden oder andern verliehen hätten, wie dagegen Shakspeare und Schiller, Kaiser Alexander und König Max das größte Ziel errangen, weil gleichfalls von der Begeisterung zu ihren Werken befeuert, ihr höchstes Bestreben, für die Kunst und die Menschheit zu wirken, zugleich ein wohlthätiges und ein rein sittliches gewesen.

Der Gang des Gedichtes ist folgender. Von Waldesdunkel eingeschlossen, in Betrachtung versunken, rings von den Bildern seiner Träume umwoben, das Herz von glühender Sehnsucht erfüllt, erkennt der Dichter, indem er die Bedeutung des Irdischen zu erforschen strebt, sie allein in der Begeisterung. Sie, ruft er aus:

Sie sucht das Höchste stets, wie sie's erkennet!
Längst in Gemeinem wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennet;
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet.

Da tönt der Ruf: Wahnwitziger Träumer! in seiner Nähe, und wie der Dichter die Augen thränenschwer erhebt, dehnt ein Schemen die riesenhaften Glieder grauenvoll neben ihm aus. Es ist der Geist des Grabes, der hernieder stieg, den Dichter hinzuführen, wo jene modern, die einst ihm gleich Lichtgedanken träumten. An ihre Gräber will er ihn führen, und dann ihn fragen, ob die Schläfer zu beneiden seyen, ob sie zu beneiden waren, ehe noch in Grabesmauern ihre Gebeine ausruhten. Plötzlich wird der Dichter von den Armen des Geistes umschlungen, und fort durch die Lüfte getragen; über Saatgefilde, Wälder und Städte, bis hin zu jenen Riesenbergen, die Böhmens alte Landesmarken trennen. Zu Gitschin senken sie sich nieder, um an Wallensteins Sarg zu treten. Das Beingerippe ruht auf sammtnen Kissen, der Fürstenhut und die Kette des Vließes sind noch zu schauen, selbst der Feldherrnstab ruht in der Knochenhand:

Das Bahrtuch aber, das die Todten decket,
Sonst rein und weiß, hier war's mit Blut beflecket.

Der Geist führt dem Dichter den Lebenslauf des Entschlafenen

[redacted]

vorüber; das höchste irdische Glück ward dem von der Ruhmsucht Begeisterten zu Theil, Monarchen neigten sich seinem Wapen, Fürsten trachteten nach seiner Gunst; aus seinen Bahnen tretend, greift er nach der Königskrone, und muß Leben und Krone lassen. Die kurze ihm beschiedene Stunde Glanzes mußte er mit dem Frieden seines Lebens bezahlen. — Von den Schwingen des Geistes wieder fortgetragen, senkt der Dichter sich mit ihm auf einem Eilande nieder. Ein Felsenhaupt steigt aus dem Meere, auf dem ein Sarg erblickt wird, mit einem Schwerte geziert:

Ein Lorber steht dabey, nach dem gerichtet
Des Himmels Blitze waren; denn zertrümmert
Ist und zerkracht der Stamm, einst hoch erhoben.
Doch ob verzehrt auch, ist er nicht vernichtet,
Und helles Laub umlichtet
Auch noch des Baumes abgebrochne Aeste;
Und wie er auch den Stürmen Preis gegeben,
Sie können ihn nicht aus der Wurzel heben,
Die Gott selbst eingesenkt hat in die Veste:
Damit, ein Beyspiel in der Weltgeschichte,
Er redend zeuge, wie der Höchste richte.

Daneben liegen, auf dem Boden zerstreut, ein Königszepter, zerbrochene Kronen, ein Hermelinschmuck, Alles wie zum Hohne des Todten ohne Schonung vom Schicksale umhergeworfen. Es ist Napoleons Grab, an dem sie stehen. Auch ihn ließ Begeisterung das Höchste erreichen, und dennoch fiel, weil sie im Ziele sich vergriff, Glanz und Hoheit von ihm ab; verlassen und einsam begraben, weint kein Auge an seinem Sarge. Nachdem der Dichter in herrlichen Versen, S. 29 — 31, sein Gefühl ausgeströmt, treibt er den Geist an, den Flug weiter zu lenken. Fort von jenen, welche blutigen Kriegsruhm sich erbeutet, soll er zu jenen ihn tragen:

Die der Welt nicht achten,
Und mitten im Getümmel einsam stehen;
Die nichts vernehmen von der Stürme Grauen,
Und nur nach einem süßen Sterne sehen.

Die Wonnen der Liebenden will er schauen, noch einmal vom Strahl der Sehnsucht neu umwoben aus der Erinnerung Bronnen schöpfen, und den Becher mit dem Perlenschaum leeren. — Bald glänzt die Küste Frankreichs vor ihren Blicken, und die Luftwanderer senken zu Vaucluse sich nieder. Sie treten an Laura's Ruhstatt. »O selig Paar!« ruft der Dichter aus, »wohl werth, daß man dich neide:

All jenen Tand, nach dem die Thoren trachten,
Gehäufte Schätze, Macht, die zu erstreben
Die Spanne Leben wir vergeudend geben,

Den eitlen Glanz, ihr durftet ihn verachten!
Umschlungen glänztet ihr im Kern der Sonne,
Hoch über Nebeln trüber Erdenwonne.«

»Und dennoch,« erwiedert ihm der Geist, »flossen mehr Thränen aus Laura's süßen Augen, mehr Vipern hingen an Petrarka's Brust, als je zarte Rosenwangen netzten, je eine Brust umschlangen. Asche blieb von jener Flamme nur zurück, und jenes Lieben, welches unsterblich schien, überdauerte das kurze Seyn nicht. Mild wurde Laura's Tod betrauert, und andern Reizen das Auge zugewendet. — Sie ziehen weiter, um in Verona an Romeo's und Julia's Grab näher das Liebesglück zu betrachten. »Sieh,« ruft der Geist, nachdem der Dichter aller Lust und Herrlichkeit der Liebenden in ihrem Leben gedacht, deren Entzücken aus tausend Quellen strömte:

Sieh hier in Einem Grabe sie gesellet.
— — — — Das ist das Loos auf Erden,
Das wir der Liebe aufbewahret sehen!
Gebrochen muß der Baum vom Sturme werden,
Und wird er's nicht, so schau'n wir bald entstellet,
Vertrocknet, laublos seine Wipfel stehen!
Vergessen und Vergehen!
Das ist ihr Ende!

Dennoch gibt der Dichter seinen Glauben an jene Gaben, welche das Seyn verschönern, nicht auf. Ein Glück lebt. Die Lieder, welche dem Saitenspiel enthallen, müssen dauern im Munde der Zeiten. Sie besänftigen das Toben des Lebenssturmes mit keiner Gabe zu vertauschen, sie sind die Bezwingerinnen aller Schmerzen. »Begeisterung,« erwiedert ihm der Geist, »ist auch in der Poesie oft ein Quell von herben Leiden. Phaetons Rossen gleich, die der zu schwache Lenker vergebens zu zügeln sucht, führt entfesselt die Phantasie oft dem Abgrund entgegen.« Um zu sehen, wie solche Geister enden, wenden sie zum Weichbild Roms die Reise hin. Bald stehn sie still vor einem Leichensteine, der Tasso's Hülle deckt. Vom Weh ergriffen, senkt der Dichter sein Knie, das werthe Grab zu küssen. Der Geist führt ihm im Spiegel der Erinnerung Tasso's Leben vorüber. Ihm spendete die Göttin vor Vielen den Kranz. Sie verlieh ihm die hohe Kraft, das, was er fühlte, in Andern zu entzünden. Und dennoch mehrte sein Glück sich nicht, dennoch lehrte jener Hauch der Gottheit ihn nicht, den selbstgeschaffenen Qualen zu entfliehen, dennoch schirmte sie ihn nicht vor dem inneren Kriege. Kaum geboren, ward er aus der Heimat süßem Frieden getrieben. Als Jüngling die ersten Wunderklänge versuchend, brach aus seinem tiefsten Herzen zugleich der blutige Quell namenloser Qual.

[redacted]

Das Geschenk, welches er empfing, ward ihm zum Unglück; ein unselig Loos entsprang daraus. Selbst seine scheinbare Erhebung durch den Herzog von Ferrara konnte ihm nur Leid bereiten. Niedergedrückt, an Geist und Körper zerrüttet, erhebt er, der Sonne gleich, die, ehe sie sich niedersenkt, noch einmal in voller Schöne aufflammt, sich am Abend seines Lebens. Nach Rom zieht er im Triumphesprangen, zum Kapitol wird er geführt, wo vor allem Volke der Zweig ihn schmücken soll:

Die Glocken tönen, tausend Stimmen schallen
In alle Lüfte Jauchzen und Entzücken!
Balkon und Fenster, alle Wege zieren
Prachtvolle Decken, wo der Zug soll wallen;
— — — — — — — — — —
Es naht der Zug, zur Feyer dich zu rufen —
Da sieht man todt dich an der Pforte Stufen.

Ein anderes Dichterbild zu betrachten, führt der Geist den Dichter übers Meer, das Englands Strand bespült, zu Byrons ehemaligem Wohnsitz. »Unglückliches Gemüth,« ruft er aus, »deß trüber Spiegel die Bilder, welche Leben und Natur in hellen Farben lieblich malte, entstellt zurückwirft. Das Meistersiegel glänzt ihm auf der Stirne, doch ihn erfreuts im bleichen, unsichern Schein die Seele zu beirren. Aus seiner Ahnen Haus gezogen, wo theure Pfänder ihm zurückgeblieben, Ahasverus gleich, ward er vom Dache seiner Lieben fortgerissen; wie diesem, ward ihm keine Rast vergönnt. Die Erde durchirrt er, das Glück im Kampf und in Gefährde zu suchen, immer aber bleibt der dunkle Bann lastend auf seiner Seele. Ueberall in gleichem wüsten Tone ergoß seine finstere Brust sich in Lieder, doch nur Dämonen sieht man niedersteigen, die in trotz'ger Wildheit ruchlos die Herzen quälen und zerspalten. Die seligen Mächte, die durch Schmerzen reinen und belohnen, sind dem Manne fremd geblieben, dessen Zaubertöne den Vorhang von dem Orte heben, wo die Verdammniß und das Laster herrschen. »Hat,« frägt der Geist, »jenen Widerschein von Qual und Gluten die Brust eines Glücklichen geboren, war sein Herz beseligt?

Wann gab, getränkt von wilder Sehnsucht Fluten,
Es je von Lieb und Vaterfreuden Kunde,
Von segenvollem Bunde
Beglückter Häuslichkeit, von Gott und Frieden?
Wann sang es Trost, wann sang es edle Schmerzen?
Zermalmt hat es — wann hob es andre Herzen? —
Beneid' es, wenn du kannst! — und doch beschieden
War jenem Mann der Kranz! Wohlan, bekenne,
Ob man in Wahrheit ihn wohl glücklich nenne?« —

Und dennoch wankt der Dichter nicht in seinem Glauben. »Du

sollst mich nicht berücken,« ruft er, »arglist'ger Geist! Ob auch die Grabeshügel, an denen er gestanden, wunde Herzen drücken, ob sie ihm den Lorber, von der Ehrsucht Streben befleckt, gezeigt, und die unglückseligen Bande, welche zuweilen Liebe sich webt, und wie Phantasie oft das Leben mißversteht, die Flamme bleibt eine Wohlthat, göttlich zu verehren, ob sie auch ein Haus niederbrennt. Nicht nur jene,« entgegnet er dem Geiste, »die erobern, auch die erhalten, sind werth, daß der ewige Nachruhm sie kröne.

92.

Sieh jenes frische Grab im hohen Norden,
Ein Held der Menschheit ruht in seinem Schooße.
— — — — — — — — — —

93.

Führ' mich zum grünen, blum'gen Isarstrande!
Ein Fürst starb dort aus Wittelsbachs Geschlechten!
Sahst du die Thränen, die dem Todten flossen;
Dem Güt'gen, Milden, Weisen, dem Gerechten?
— — — — — — — — — —

94.

Und wenn der Liebe, wenn des Liedes Blüthen
Oft welkend fielen von dem Lebensbaume,
Hat er denn niemals goldne Frucht getragen?
— — — — — — — — — —
Die Thürme von Westmünster seh ich ragen!
Laß mich den Halbgott fragen,
Deß Leyer an den Sternen aufgehangen,
Ob jene Lieder, die die Welt entzücket,
Nur ihn, der sie gesungen, nicht beglücket.

95.

Frag ihn, der schlummernd ruht beym Wellenschlage
Der Ilm, die seinem Harfenton gelauschet.
— — — — — — — — — —
Ihm, der ein Cherub war mit Schwert und Schilde;
Ach und ein Kind zugleich, gleich stark, gleich milde!
Frag ihn, der nun hinschwebt auf Sphärengleise,
Ob Seligkeit ihm nicht das Herz erschüttert,
Als Perlen mild in seinem Aug' gezittert?

Er führt ihn darauf alle die Qualen vorüber, welche die Erde treffen müßte, würde je Begeisterung von ihr scheiden. Die alte Nacht würde uns wieder decken, der Mord durch die Gassen schreiten, ungezügelt der Wille seyn, kein Recht walten, kein Band der Liebe die Menschen vereinen. Er zeigt ihm, wie jedes Lied in des Sängers Munde verstummen würde, kein Wort für die Sache der Unschuld tönen; wie der Mensch, gleich dem wilden Thiere, nur dem blinden Drange wechselnder Gelüste folgen würde: wie dagegen aber alle, die den Flammentrank der Begeisterung getrunken, glücklich zu preisen seyen. Die Helden,

[redacted]

die fürs Vaterland sanken, die sich ein Herz verbanden, die einen hohen himmlischen Gedanken mit dem Marke ihres Lebens genährt, die sich ein würdig Ziel des Strebens gesetzt:

Sie waren selig, selig zum Beneiden,
Und ihre Schmerzen wogen tausend Freuden! —

»Und bist du glücklich?« erwiedert dem Dichter der Geist, »du, der den Klügern schmäht, der, frey von Sorgen, im Schatten der Ruhe sich bettet, und selber auf dem Klippenwege neben zerrissenen Felsenstücken wandelt, deß ganzes Leben ein leeres vergebliches Streben nach weitem Ziele ist.« »Ich bin's,« ruft der Dichter wonnetrunken aus:

— — »ich bins! — Und konnt ich's nicht erringen,
Ich konnt' es ahnen mit dem Aug' erreichen!
Wie Moses stand vor dem verheißnen Lande,
Und es erkannt' am segenvollen Zeichen;
Die Blicke sendend auf der Sehnsucht Schwingen:
So steh' ich, schauend von dem Bergesrande!
Ich bin's, wenn Todesbande
Mich jetzt umfangen, still die Pulse stehen!
Ich hab's gesehn! mit seinen Blüthenthalen,
Mit seinen Rosen, seinen Sonnenstrahlen,
Mit seinen Bächen, seinen Silberseen!
Betritt sie nie mein Fuß, ich sah die Stelle —
Wie Moses sterb' ich, an des Eingangs Schwelle!« —

Und jene Begeisterung und jener Glaube geben ihm den Muth, die Wirklichkeit mit all ihren Mängeln zu tragen, die Kränkungen des Verdienstes, die Anmaßungen des Dünkels, das Unglück, welches die Tugend oft trifft, indeß das Laster im Ueberflusse schwelgt. Sein Blick wird hin zu Jenem getragen, der in den Sternen kreist, und Harmonien aus ihren Reigen lockt, dem kein Saatkorn umsonst aus den Händen fällt, und der die Ernte vollenden wird. — Da scheidet der Geist. »Ist im Traume dein Glück,« ruft er dem Dichter zu, »so träume; einmal erwacht, entschlummerst du nicht wieder.« Dieser aber findet sich im selben Grün der Bäume, von Matten und blum'gen Haiden begränzt:

Dem Phönix ähnlich mit dem Glutgefieder,
Ging hehr die Sonne nieder;
Hellgrüne Lichter spielten in den Zweigen,
In Rosen schien die Gegend zu zerrinnen,
Als wollte die Natur ein Fest beginnen,
Und strahlend sich im Prachtgewande zeigen!
Der Schemen aber, wie des Rauches Wehen,
Zerfloß in Luft, und ward nicht mehr gesehen.

Damit endet diese vortreffliche Dichtung. — Wenn wir ihre Vorzüge prüfen, so finden wir zuvörderst, daß sie aus einem ächt poetischen Gemüthe hervorgegangen sey. Gedanke und Empfindung sind in ihr auf eine seltene Weise verbunden und zur Anschauung gebracht. Nirgends geht das Gefühl in langweilige Sentimentalität, nirgends der Verstand in trockene und ermüdende Reflexionen über. Die Betrachtungen der Natur und der Eigenheiten der vorübergeführten Personen sind wahr und tief, die Darstellung ist lebendig. Der zweyte Vorzug, der es auszeichnet, ist der Adel der Gesinnung und das Vorwalten des sittlichen Gefühls. Ueberall ist das Vorübergehende auf das Ewige, das Zufällige auf das Nothwendige bezogen, und die poetischen Gefühle des Verfassers gehen leicht und eindringlich in sittliche und religiöse über. Nirgends finden wir das modern gewordene und die Zeit verweichlichende Einwirken auf die Sinnlichkeit, Freude und Schmerz sind wahr und tief empfunden. Beyde gehen aus reineren Quellen hervor, als sie in der Regel in neueren Werken der Kunst angetroffen werden. Die Idee, welche dem Werke zum Grunde liegt, ist eine rein sittliche, und das Resultat ihrer Durchführung, Erhebung über die Bedrängnisse des Lebens. — Im Einzelnen ist der Dichter besonders in Bildern und Gleichnissen glücklich. Sie sind kräftig, anschaulich und kurz. Beschreibungen gelingen ihm nicht minder. Die Canzonen 9, 10, 21, 22, vor allen aber 36, 43 und 44, 54 bis 58 liefern hinreichende Belege. Wollten wir einem Theile des herrlichen Ganzen den Vorzug geben, so wären es die Stellen über Tasso, 69—75. Das innere Leben eines großen Künstlers, mit den Begegnissen seines Lebens verbunden, ist selten in poetischerer Vollendung gezeigt worden, als es hier geschieht. Die Sprache ist edel, erhaben und klangreich dabey, und auch in Hinsicht technischer Vollkommenheit, unbedeutendere Kleinigkeiten, welche bey einer zweyten Ausgabe leicht zu beseitigen sind, nichts zu wünschen übrig. So nimmt das Werk Platz in der Reihe der vorzüglichsten lyrischen Erscheinungen, und wird ohne Zweifel jene Anerkennung im billig richtenden Auslande finden, welche ihm im Inlande zu Theil ward. Referent aber rechnet es zu seinen angenehmsten Pflichten, auf die besten Erzeugnisse seines Vaterlandes fortwährend durch Beweise ihrer Vorzüge aufmerksam zu machen, und so die Ehre der National-Literatur befördern zu helfen, so viel er es vermag.

Deinhardstein.

Art. VII. 1) Grundzüge der Anthropologie, von H. C. W. Sigwart, ordentl. öffentl. Lehrer der Philosophie an der Universität zu Tübingen. Tübingen, 1827 (XVI. und 195 S. kl. 8.).

2) Anthropologie für Aerzte. Von Dr. K. W. Ideler, praktischem Arzte zu Genthin. Berlin, 1827 (LXIV. u. 412 S. gr. 8.).

3) Lehrbuch der Seelenwissenschaft oder rationalen und empirischen Psychologie, als Versuch einer wissenschaftlichen Begründung derselben, zu akademischen Vorlesungen bestimmt von Dr. D. G. Mußmann. Berlin, 1827 (XXIV. u. 312 S. gr. 8.).

Von ganz besonderem Interesse ist es, das Verfahren verschiedener Forscher zu beobachten, wenn für die von ihnen bearbeitete Wissenschaft eine Umbildung als nothwendig sich ankündigt. Während Einige rasch einen neuen Weg einschlagen, sehen wir Andere, durch die Ungewohnheit und Kühnheit dieser Versuche beunruhigt, ängstlich an der alten Methode festhalten, nur ungern hier und dort etwas bessern, und wo diese Methode als völlig unhaltbar einleuchtet, durch Beybehaltung der äußern Form, wenigstens den Schein des Alten zu retten bemüht; eine dritte Partey endlich glaubt die bisher vergebens erstrebte Klarheit dadurch am besten gewinnen zu können, daß sie die derselben ermangelnden Erfahrungen auf die Grundgesetze anderer schon klar begründeter Wissenschaften zurückzuführen sucht. Auf diese Weise verhält es sich jetzt mit der Psychologie. Zu anschaulich sind von mehreren Seiten die Mängel der bisherigen, wenig oder gar nicht über das Denken des gewöhnlichen Lebens sich erhebenden psychologischen Hypothesen nachgewiesen worden, als daß irgend ein, nicht ganz oberflächlicher Forscher das Bedürfniß einer gründlichern Auffassung und Erklärung der Seelenerscheinungen noch sich verbergen könnte *). Aber die hierauf gerichteten Bestrebungen gehen in den so eben bezeichneten drey Richtungen weit auseinander. Dieß zu veranschaulichen, hat Rec. hier drey in dem letzten Jahre erschienene Werke zusammengestellt, welche diese Richtungen ziemlich bestimmt in sich abspiegeln. Nr. 1 schließt der alten Bearbeitungsweise so sehr sich an, daß nur der mit dem neuesten Entwicklungsgange der psychologischen Ansichten genau vertraute Leser hier oder dort den beschränkenden und bessernden Einfluß dieser letzteren bemerken wird: der Verfasser von Nr. 2 bestrebt sich, die psychischen

*) Man vgl. besonders die Recensionen von Herbart's psychologischen Werken in diesen Jahrbüchern (Band XVIII, XXVII, XXVIII u. XXXVII).

Erfolge durch die neuesten physikalischen und chemischen Entdeckungen aufzuklären; der Verfasser von Nr. 3 endlich meint, durch die Konstruktionsweise der Identitätsphilosophie ein ganz neues Licht für die Psychologie anzünden zu können. Indem Rec. die durch diese Bemühungen gewonnenen Resultate mit einander vergleicht, wird er zugleich die verschiedenen wissenschaftlichen Methoden ins Auge fassen, und zu bestimmen suchen, ob und was jede derselben überhaupt für die Begründung und Aufklärung der Psychologie beyzutragen im Stande sey. Wer auf einem falschen Wege vorwärts strebt, wird durch ausgezeichnete Kräfte vielleicht nur um so mehr rückwärts kommen; und so ist denn die Kritik der Methoden gewiß nicht der unwichtigste und unfruchtbarste Theil einer tiefer eingehenden Forschung.

Der Verfasser von Nr. 1 erklärt sich in der Vorrede gegen die »originellen Ansichten und Theorien,« welche man jetzt, »mit Geringschätzung und Verwerfung des Alten,« zu geben und zu fordern geneigt sey. Er wünsche vielmehr den Beyfall derjenigen zu erhalten, welche sich eine ruhige und besonnene Fortbildung der Wissenschaft zur Aufgabe machen. Das Meiste von den vorhandenen Materialien sey gewiß auch forthin noch tauglich, zum Bau der Wissenschaft verwendet zu werden. — Von den vorhandenen Materialien gewiß; nur müssen dieselben auf eine andere Weise zubereitet und verbunden werden, wenn die Psychologie zu einem festen und brauchbaren Gebäude werden soll, nicht, wie bisher, ein unförmlicher und schlecht in sich verbundener Steinhaufen. Soll die Psychologie wahrhaft Wissenschaft seyn, so darf sie nicht an einer bloßen Zusammenstellung der in der Erfahrung vorliegenden Erscheinungen sich genügen lassen: sie muß dieselben auch erklären und von einander ableiten. Dieß aber ist nun bey der bisherigen Methode nicht wohl möglich. Oder gibt es wohl in irgend einer andern Naturwissenschaft eine solche Verwirrung und so schneidende Widersprüche der Grundansichten, als in der Wissenschaft von der menschlichen Seele? Die Verschiedenheiten der Talente z. B. führt der Eine ganz auf die Verschiedenheiten der ursprünglichen Anlagen zurück, indem er die Talente selber, in all den Besonderheiten und Schattirungen, mit welchen sie im späteren Leben erscheinen, angeboren werden, und den äußeren Einwirkungen und Verhältnissen nur das Erwecken derselben zu bewußten Aeußerungen läßt; während ein Anderer der Seele gar keine angebornen Anlagen irgend einer Art zugestehen will. Sittlichkeit oder Unsittlichkeit wohnen nach Einigen, als intelligible Grundlage unseres Charakters, unser

ganzes Leben hindurch unveränderlich uns ein; nach Anderen können sie in jedem Augenblicke durch einen freyen Willensakt umgewandelt werden. Ja selbst die alltäglichsten, ja die in jeder Minute unseres Lebens wiederkehrenden Erfahrungen; die mächtigen Aufregungen von Leidenschaften und Affekten, welche in lange Ruhe eingewiegt waren, das Steigen und Abnehmen der Gefühle, die Bewußtwerdung unbewußter Vorstellungen: finden sie wohl ihre Erklärung in den schwankenden, meistentheils nur in sinnlichen Bildern höchst unbehülflich ausgedruckten Sätzen der bisherigen Psychologie?

An diesem Mangel leidet denn auch die hier (in Nr. 1) vorliegende Anthropologie. Nachdem der Verfasser in dem »allgemeinen Theile« von dem Gegensatze, der Einheit und der Beziehung zwischen dem Leibe und der Seele geredet (S. 5—49), betrachtet er in dem »besonderen Theile« vorzugsweise die Seele in ihren gesunden und kranken Zuständen (physiologische und pathologische Anthropologie, S. 50—167, u. S. 167—195). Das Hauptthema des ersten Abschnittes sind die Thätigkeiten der menschlichen Seele (Erkenntnißthätigkeiten, Gefühle, Wollen — das Gemüth, eine Verbindung der beyden letzteren, S. 62—140); außerdem spricht der Verfasser über die Zustände des menschlichen Lebens, über die natürlichen Differenzen unter den Menschen (die Geschlechter, die Temperamente), und, nach einigen Bemerkungen über die natürliche Geschichte des menschlichen Lebens, von dem Verhältnisse des menschlichen Wesens und Lebens zur Natur und zur Welt. Wie diese Anordnung, so ist auch die Darstellung des Besondern klar und einfach; auch, so weit es die vom Verfasser erstrebte Kürze verstattete, die für jeden einzelnen Abschnitt wichtigsten Erfahrungen zweckmäßig zusammengestellt oder angedeutet. Es gereicht dabey dem Verfasser zur Ehre, daß er, wie schon früher angedeutet, durch die in der letzten Zeit vielfach laut gewordenen Einwendungen aufmerksam gemacht, die auffallenderen Unvollkommenheiten der bisherigen Theorie im Allgemeinen vermieden hat. Aber indem er eine zureichendere Theorie an deren Stelle zu setzen weder die Absicht hatte, noch, vermöge der von ihm gewählten Methode, im Stande war, so mußte seine ganze Entwicklung etwas Unklares und Schwankendes erhalten. Nach einer wissenschaftlichen Erklärung suchen wir überall vergebens: schon deßhalb, weil dem Verfasser nach seiner Betrachtungsweise nicht einmal die Aufgabe derselben entstehen konnte Dieß wird durch einige Beyspiele leicht anschaulich werden, wozu wir die Probleme wählen, die wir im Vorigen als, trotz ihres großen

Interesses, noch immer nicht mit Klarheit gelöste Probleme bezeichnet haben. — Das Selbstbewußtseyn (erinnert der Verfasser S. 49) ist nicht einerley mit dem Ich: das Selbstbewußtseyn wird, als zeitliche Thatsache, während das Ich nicht wird, sondern sich nur erkennt in jener zeitlichen Thatsache, also vor demselben ist, wie dem Wesen, so der Zeit nach. — Eine in Hinsicht des letzteren auffallende Bemerkung, da die mit dem späten Hervortreten der Vorstellung »Ich« verbundenen Umstände wohl auch auf eine spätere Entstehung dieser Vorstellung schließen lassen, und diese daher mit Recht von Herbart*) und andern Forschern als eines der zusammengesetztesten psychischen Gebilde betrachtet worden ist. Aber wir lassen dieß fallen, da uns hier überwiegend nur der erste, unstreitig richtige Theil des angeführten Satzes interessirt. Für das Selbstbewußtwerden und Selbstbewußtseyn, heißt es in dieser Beziehung weiter (S. 51), wird außer der Freyheit des Ich noch die Einwirkung eines Andern erfordert, »welches theils der Anregung zu der sich selbst erkennenden Selbstthätigkeit, theils dem Selbstbewußtseyn einen bestimmten Inhalt, eine bestimmte Ordnung und einen bestimmten Zusammenhang gibt.« Nachdem der Verfasser andere Untersuchungen dazwischen geschoben, nimmt er dann die Betrachtung des Bewußtseyns §. 92 ff. wieder auf. »Das Daseyn bewußter Seelenthätigkeiten,« bemerkt er hier, »setze das (vollkommen oder auch nur unvollkommen entwickelte) Selbstbewußtseyn voraus: denn die Seelenthätigkeit werde eine bewußte, indem sie auf das Selbstbewußtseyn bezogen, und in dasselbe aufgenommen werde.« — Wie aber? trifft dieß wohl wirklich den in jedem Augenblicke hervortretenden Gegensatz zwischen bewußten und unbewußten Vorstellungen? Beziehn wir nicht vielmehr den unbewußten Reichthum unserer Seele: jene unzähligen Vorstellungen, Gefühle, Strebungen ꝛc., deren wir in diesem Augenblicke uns wohl bewußt, deren wir aber, als in uns vorhanden, aus früheren Erfahrungen vollkommen sicher sind, eben sowohl auf unser Selbst oder unser Ich? Und können wir wohl auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, das Bewußtseyn der übrigen Vorstellungen stamme aus dem stets wachen Bewußtseyn unseres Selbst oder unseres Ich? da ja vielmehr dieses in jedem Falle eben so wohl erst aus dem Unbewußtseyn erhoben werden muß, und wer es mit größerer Klarheit bewußt werden soll, des Zusammenflusses vieler günstiger Umstände bedarf. Die Vorstellung von unserem Ich also hat in dieser Hinsicht nicht das Mindeste

*) M. vgl. den XXVIII. und XXXVII. Bd. dieser Jahrbücher.

vor unseren übrigen Vorstellungen voraus; und weit entfernt, das Bewußtwerden dieser letzteren erklären zu können, bedarf sie für ihr Bewußtwerden, mit seinen unendlichen Grad- und Ortsverschiedenheiten, nicht weniger erst einer anders woher geschöpften Erklärung. Nach dieser aber suchen wir im Folgenden vergebens. Die verschiedenen Grade des Bewußtseyns werden auf den Unterschied zwischen dem Zustande der Aufmerksamkeit auf sich selbst und dem Zustande der Zerstreuung zurückgeführt, welche beyde zum Theil willkürlich, zum Theil unwillkürlich seyn sollen; dabey nimmt der Verfasser einzelne bewußtlose Selbstthätigkeiten, so wie auch, in Hinsicht der organischen Bedingungen, von welchen das Bewußtseyn abhängig sey, absolut bewußtlose Zustände als möglich an ꝛc. Aber was nun die Aufmerksamkeit hinzugebe, was die Zerstreuung entziehe, um dadurch bewußtlose Angelegtheiten zu bewußten Vorstellungen, und umgekehrt, umzuschaffen; welche Elemente für diese Erfolge in den organischen Thätigkeiten gegeben seyen, und wie überhaupt dieser so merkwürdige Wechsel in dem Hervortreten und Wiederentschwinden psychischer Thätigkeiten im Einzelnen oder im Ganzen (das letztere beym Eintreten des Schlafes) bedingt werde: darüber suchen wir vergebens eine Aufklärung. Von dem Schlafe heißt es nun §. 288, seine Ursachen lägen in der »absoluten oder relativen Erschöpfung der Nerventhätigkeit, in der Hemmung derselben, und in dem Mangel an Nervenreizen, zu welchen letzteren vorzüglich der Lichtreiz gehöre.« Aber wodurch nun wird jene Erschöpfung oder Hemmung herbeygeführt, da doch die Nervenreize die Kraft nicht vernichten, sondern vielmehr steigern und ausbilden? und woher der Mangel an Nervenreizen in den doch gewiß überwiegenden Fällen, wo dieselben während des Schlafes in gleicher Fülle und Stärke als während des Wachens fortwirken *)? — Die eigentlich zu lösende Aufgabe also: die Nachweisung des Verhältnisses zwischen dem bewußten und unbewußten Seelenseyn und derjenigen Elemente, durch deren Hervortreten das letztere in das erstere verwandelt wird, hat in Folge der Unklarheit und Unbestimmtheit der gewöhnlichen Begriffe, über welche der Verfasser nicht hinausgeht, demselben gänzlich sich versteckt und entzogen.

---

*) Rec. hat die geforderte Erklärung des Bewußtwerdens unbewußter Vorstellungen ꝛc. in seinen »Psychologischen Skizzen,« Bd. I, S. 337—482, die Erklärung des Schlafes in seinen »Beyträgen zur Seelenkrankheitskunde,« S. 132 ff., gegeben; die im Folgenden geforderte Erklärung des Abstraktionsprozesses im II. Bande der »Psychologischen Skizzen,« S. 158 ff.

Auf gleiche Weise verhält es sich mit der Erklärung der Talente und Charaktereigenthümlichkeiten. »Die erste Denkthätigkeit (bemerkt der Verfasser §. 144 f.) zeigt sich in der Direktion der Wahrnehmungen, in ihren einzelnen Theilen und Eigenschaften, um von diesen besondere, selbstständige Vorstellungen zu erhalten. Daraus gehen die Wahrnehmungsurtheile hervor, als das zweyte Erzeugniß der Denkthätigkeit..... Vermöge einer natürlichen Tendenz schließt sich den Wahrnehmungsurtheilen, nach Anleitung derselben, die Vergleichung der Wahrnehmungen oder Vorstellungen an; an diese Vergleichung die Reflexion auf die gemeinschaftlichen Eigenschaften derselben, womit die Abstraktion von den die einzelnen Wahrnehmungen unterscheidenden Eigenschaften unmittelbar verbunden ist; endlich die Zusammenfassung des durch die Reflexion Herausgefundenen in die Einheit eines Gedankens, welcher der Begriff heißt.« — Ist aber hier nicht wieder offenbar vorausgesetzt, was erklärt werden sollte? Dem Prozesse der Begriffsbildung legt der Verfasser Thätigkeiten des Denkens zum Grunde; aber erst im Begriffe wird ja gedacht, und so war also gerade dieses dasjenige, was erklärt werden sollte: auf welche Weise nämlich aus den psychischen Thätigkeiten, welche nicht Denken sind, durch einen oder mehrere Prozesse, das Denken werde. Wodurch werden die Wahrnehmungen in einfachere Bestandtheile geschieden? was führt die Vergleichung derselben herbey, und unter welchen Umständen? Durch das Hinzukommen, oder das Hinwegnehmen, oder die veränderte Vertheilung, welcher Elemente wird das Bewußtseyn von den verschiedenartigen Bestandtheilen mehrerer ähnlicher Vorstellungen ab-, und zu deren gleichartigen Bestandtheilen hingezogen? was ergibt sich aus allen diesen Prozessen und aus den in dieselben eingegangenen Elementen für die Natur der Begriffe, in Vergleich zu anderen psychischen Gebilden? — Diese und ähnliche Fragen hätte der Verfasser sich aufwerfen und sorgfältig erwägen müssen, während er dieselben gänzlich umgeht. Auch hier also ist er nicht einmal an den Anfang der eigentlich wissenschaftlichen Bearbeitung der in der Erfahrung vorliegenden Erscheinungen vorgedrungen: wie dieß auch bey der von ihm in Schutz genommenen gewöhnlichen Auffassungsweise nicht wohl anders möglich war. Ganz ähnlich verfährt der Verfasser bey der Betrachtung der übrigen intellektuellen Gebilde. Was er §. 183 ff. von den verschiedenen Graden der Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Erkenntnißkräfte anführt, gibt wenig mehr, als Namenerklärungen; und wo er darüber hinausgeht (z. B §. 187), zeigt sich überall das Schwanken und die Unbestimmtheit, welche unvermeidlich sind, sobald

man nicht durch eine genauere Vergleichung und Zergliederung des Beobachteten zur Erkenntniß der Grundbestandtheile und der Bildungsformen desselben gelangt ist. Eben so bey der Lehre von den sittlichen Verschiedenheiten. Der Verfasser hat von dem sinnlichen Begehren, dem verständigen, vernünftigen ꝛc. gesprochen. »Je nachdem die eine oder die andere dieser Richtungen (fügt er §. 260 hinzu) in dem menschlichen Wollen und Handeln herrschend ist, darnach bestimmt sich die Gesinnung des Menschen.« Aber gerade hier, wo er, in Gemeinschaft mit dem Denken des gewöhnlichen Lebens, aufhört, hätte er seine wissenschaftlichen Untersuchungen anfangen sollen: die psychische Bildungsform nachweisen, durch die das Uebergewicht des Sittlichen oder Unsittlichen im Menschen begründet wird; die Ursachen, an welche die Entstehung dieser Bildungsform geknüpft ist; ihre Begründung oder Nichtbegründung in dem der menschlichen Seele Angebornen ꝛc. Doch der Verfasser hat sich auch hier eine tiefer eingehende Erklärung nicht zur Aufgabe gesetzt.

Die Schrift Nr. 2 dagegen stellt sich allerdings diese Aufgabe. Der Verfasser bestimmt (S. II), im Gegensatze mit der einseitig physiologischen oder psychologischen Behandlung, die Anthropologie als »die Lehre von dem Wechselverhältnisse zwischen Seele und Leib.« Das Hauptproblem, welches durch die Untersuchungen dieses Werkes gelöst werden soll, ist demnach das Verhältniß der wechselnden Zustände des Bewußtseyns zu den leiblichen Entwicklungen. Denn (S. 68) »alle veränderlichen Erscheinungen des Bewußtseyns sind Produkte der Rückwirkung der Seele gegen die auf sie gerichteten Einwirkungen des Leibes; die Entstehung und Verknüpfung der auf einander folgenden Gedanken und Gefühle also läßt sich von einer Seite wenigstens als organischer Lebensprozeß darstellen; und wird in sofern eine Aufgabe für den Psychologen.« Die Seele an und für sich (S. 161) ist unveränderlich, bedarf keiner Ruhe, um die erschöpften Kräfte zu erholen ꝛc.; alle Veränderung, aller Wechsel von Thätigkeit und Unthätigkeit haben ihren Ursprung nur in dem mit der Seele verbundenen Nervenleben. Aus diesem stammt auch (S. 162) alle Verschiedenheit der Seelenkräfte, deren Grund unmöglich in der Seele gesucht werden kann, weil sie im Widerspruch steht mit der Einheit, als welche die Seele im freyen Selbstbewußtseyn erscheint, mögen wir auch die Theilnahme des Körpers, durch welche das einfache Seelenwirken zu so mannigfachen Modifikationen bestimmt wird, im Bewußtseyn nicht nachweisen können.

Um nun dieses Verhältniß mit der höchsten wissenschaftlichen Klarheit und Bestimmtheit darzulegen, geht der Verfasser von einer kritischen Entwicklung der höchsten Naturgesetze aus. Nach einem »geschichtlichen Ueberblicke der naturphilosophischen Schulen« (S. 166 ff.) entscheidet er sich (S. 173) für die Kantische dynamische Naturansicht, als völlig befriedigend für die spekulative Vernunft: denn sie ist gleichmäßig auf alle Formen des Naturwirkens anwendbar, vereinigt die Begriffe Kraft und Materie, welche man auf eine unnatürliche Weise getrennt hatte, unter Einer Idee, und stellt den Zusammenhang zwischen dem mechanischen, chemischen und dynamischen Theile der Naturkunde her.« Je nachdem in einem Wesen der repulsive Faktor vorwaltet, oder durch den attraktiven in Gleichgewicht gehalten wird, stellt es sich entweder unter der Form der Imponderabilien (Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus) oder der wägbaren Substanzen dar. Kraft ist der innere Bestimmungsgrund aller physischen Erscheinungen; und alle Verschiedenheit, welche der Begriff Kraft zuläßt, betrifft allein ihre Einfachheit oder Zusammensetzung. Als das oberste Naturgesetz nennt dann der Verfasser (S. 176) »die gegenseitige Anziehung der gleichnamigen Kräfte, und ihre Verschmelzung zu einer gemeinsamen Summe;« das zweyte Naturgesetz: »die gleichnamigen Pole stoßen sich ab, die ungleichnamigen ziehen sich an,« ist von jenem abgeleitet, und nicht einmal von allgemeiner Anwendung. Dazu kommt dann, daß die Imponderabilien und die wägbaren Substanzen einander gegenseitig zu ihrer Entzweyung aus einem Indifferenzpunkte anregen. Wie heterogene Metallplatten die allgemein verbreitete Elektricität in ihre Pole zerlegen, so sehen wir auf der andern Seite diese letztern jede Mischung in ihre Bestandtheile auflösen, und diese nach verschiedenen Richtungen fortführen. Eine chemische Anziehung kommt zu Stande, wenn die getrennten Pole, gegenseitig durch sich beschränkt, ihre polare Richtung nicht geltend machen können, und daher zur Ausgleichung kommen.

In der unorganischen Natur nun finden wir, nach dem so eben dargestellten Grundschema, allen Wechsel der Erscheinungen äußerlich bedingt: kein Element kann also ein anderes ursprünglich zu Veränderungen bestimmen, sondern ist nur ein vermittelndes Glied in einer zusammenhängenden Reihe gegenseitiger Anstöße. Hierüber erhebt sich der Organismus dadurch, daß ihm »ein Prinzip inwohnt (S. 182), von welchem alle Bewegung anhebt, die durch dasselbe nach einer vorherbestimmten Regel durch bestimmte Stufenfolgen fortgeführt wird, und daher einen Kreis

schließt, der das zu einander Gehörige von dem Außerwesentlichen absondert.« Wie wäre die Wiedergenesung eines durch Krankheit in seinen Kräften und Mischungen von der Norm abgewichenen lebenden Körpers zu begreifen, wenn nicht ein höheres Prinzip in ihm die verschobenen materiellen und dynamischen Verhältnisse redintegirte, und die dafür nöthigen Bewegungen einleitete? Darauf führt auch der durch die Eigenthümlichkeit jedes Organismus bestimmte Lebenslauf, welchen die Bildung desselben, in einer bestimmten Stufenleiter auf und niedersteigend, unter den verschiedensten Wechselverhältnissen mit der Außenwelt durchmißt; darauf die der Chemie unmöglichen Umgestaltungen chemischer Elemente im Organismus. Der Verfasser wagt nicht zu bestimmen, ob dieses Prinzip (Harvey's anima vegetativa) identisch sey mit der Seele, oder noch von derselben verschieden. Genug, dasselbe ist erhaben über alle Stoffe, weil diese sich seiner Anordnung gemäß fügen und gestalten, in ihre Faktoren auflösen und in anderen Verhältnissen wieder zusammensetzen. Daher man auch dieses Prinzip nicht in den Imponderabilien suchen darf; obgleich diese allerdings den genetischen Prozeß der Erregbarkeit uns verständlich machen. Wir können ein den Lebensbewegungen adäquates Maß von Kräften nur aus der ununterbrochenen Entwicklung von Imponderabilien erklären, deren Erzeugung durch die im thierischen Körper überall verbreiteten materiellen Gegensätze begreiflich gemacht wird« (S. 190 f.).

Dieß führt der Verfasser im Folgenden in einer spezielleren Betrachtung aus. Als Hauptfaktoren des elektromotoren Prozesses im Organismus nennt der Verfasser die Muskeln und die Nerven, indem in jenen der Faser-, in diesen der Eyweißstoff vorwalte: wobey er jedoch zu den Muskeln jede Faser rechnet, welche einer vitalen Zusammenziehung fähig ist, also auch die Fasern der Arterien, des Darmkanals, der Drüsengänge, der Exkretionskanäle, des schwangeren Uterus, der Lungenschleimhaut, endlich selbst das Zellgewebe. Zu diesen beyden Faktoren kommt noch das Blut, welches, gleich wie durch das Wasser das Zusammenwirken der Metallplatten in der voltaischen Säule vermittelt, oder wenigstens zu einem höheren Grade der Energie gesteigert wird, als das Mittelglied des polaren Verhältnisses zwischen den Nerven und den irritablen Fasern betrachtet werden kann; außerdem aber, da es aufgelösten Faser- und Eyweißstoff in sich enthält, als untergeordneter Gegensatz zwischen jene beyden Elektromotoren tritt, und durch seine stete Erneuerung ihre polare Wechselwirkung verstärkt. Wenn aber bis so

weit eine genau übereinstimmende Analogie Statt fand zwischen der voltaischen Säule und den Lebensprozessen der Organismen, so unterscheiden sie sich doch wesentlich durch die Dauer ihrer Wirkung. Bey jener hört diese auf, sobald die Metallplatten oxydirt sind; die Organismen stoßen die in Bezug auf den elektrischen Gegensatz indifferent gewordenen Theile aus, und ersetzen sie durch neue, welche das durchströmende Blut ihnen darbietet; und hier also wird der für die Elektricitätserzeugung nothwendige Gegensatz immer wieder hergestellt. Der Akt des Uebertritts des materiellen Stoffes aus dem Blute in die Organe ist die Bildung, welche auch während der Ruhe ununterbrochen fortschreitet, und die für die Bewegung (die andere Fundamentalform des Lebens) erforderlichen Faktoren vorbereitet. Während der Bildung haben wir das dem bewegenden Leben zum Grunde liegende dynamische Prinzip im gebundenen, während der Bewegung im freyen, auf äußere Reize reagirenden Zustande zu denken: beyde Lebensfunktionen müssen, damit sie in möglichster Vollkommenheit von Statten gehen, in einem gewissen Verhältnisse zu einander gehalten werden, welches sich jedoch für jedes Organ nach den verschiedenen Altern abändert. Der Verfasser äußert die Vermuthung, daß die strahlende Thätigkeit der Nerven dem positiven oder expansiven Pole des Galvanismus, die durch Kontraktion sich äußernde Irritabilität dem negativen oder attraktiven Pole entspreche: gewöhnlich waltet einer von beyden vor; indeß kommt vielleicht der Ueberschuß des einen Pols, während der andere zu einer beliebigen Kraftäußerung verwandt wird, unter der Form von Wärme zum Vorschein.« Vor allem Andern aber ist in Hinsicht dieses Verhältnisses zu bemerken, daß die aus dem Ineinanderwirken aller irritablen Fasern mit dem Nervenmark, und beyder mit dem Blute, erzeugten Lebenskräfte, zu einer gemeinsamen Quelle zusammenfließen, und daß also die Summe von Kraft, welche ein Organ während seines Wirkens zur Erscheinung bringt, keineswegs ihm allein beyzumessen, sondern ein Produkt des gesammten elektro-organischen Prozesses ist. Daher denn auch ein periodischer Kreislauf aller Lebensfunktionen, mit Ausnahme des Blutumlaufes und des Athemholens, erforderlich ist; und während ein Organ thätig ist, den übrigen das Prinzip der Erregbarkeit nur sparsam zufließen kann.

An diesem periodischen Kreislaufe nun läßt der Verfasser auch die psychischen Thätigkeiten Theil nehmen: zwar nicht unmittelbar, so daß dieselben die durch elektro-organische Prozesse erzeugten Lebenskräfte aneigneten und durch dieselben gesteigert würden: aber doch mittelbar, indem sie auf die-

[redacted]

selben zurückwirken. »Die Seele (heißt es S. 292) vermag nicht durch sich selbst zur Hervorbringung der subjektiven Erscheinung des Bewußtseyns zu gelangen; sondern sie bedarf dazu der Anregung durch die Körperkräfte, auf welche sie reagirt, und der Grad dieser Reaktion ist der Maßstab ihrer Freyheit. Letztere wird daher auch der Summe des im Gehirn obwaltenden Erregungsprozesses proportional seyn müssen. In sofern darf man sagen, daß das Newton'sche Gesetz, Wirkung und Gegenwirkung sind einander gleich, welches durch die ganze Natur gilt, auch auf ihrer scheinbaren Gränze in dem Reiche der freyen Geistesthätigkeit seine Anwendung finde« rc.

Wir haben hiermit die, durch das ganze Werk sich hindurchziehende Grundansicht vollständig dargelegt, und können demnach einen Ruhepunkt machen für die Beurtheilung derselben. Rec. muß gestehen, daß ihm diese Grundansicht, bey aller Achtung vor dem ausgezeichneten Scharfsinne, welchen der Verfasser bey ihrer Begründung und Rechtfertigung gezeigt hat, doch höchst gezwungen und unnatürlich scheint. Was zuerst die Reaktionen betrifft, durch welche alle Seelenthätigkeiten entstehen sollen, so ist dieses Verhältniß in ein Dunkel gehüllt, das nur um so undurchdringlicher und unheimlicher wird, je mehr wir dieses Verhältniß aufzuhellen und im Einzelnen auszubilden streben. Die Seele soll ursprünglich durchaus einfach, ohne alle Vorstellungen seyn; zu dem unendlichen Reichthume von Vorstellungen aber, welchen auch die am wenigsten gebildete menschliche Seele des reiferen Menschen besitzt, nicht etwa dadurch kommen, daß sie Lichtreize, Schallreize rc. von außen aufnimmt, sondern rein aus sich selbst, durch bloße Abwehr dessen, was von außen auf sie eindringen könnte *). Dieß nun möchte sich wohl schwerlich anders erklären lassen, als durch die Annahme, der noch aller Vorstellungen entbehrenden Seele seyen schon ursprünglich nur latitirend, alle Vorstellungen, in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, angeboren: denn woher sonst diese Mannigfaltigkeit, wenn doch die Seele nichts aus der Außenwelt aufzunehmen vermag? Wir haben also in der Seele ein durchaus Einfaches, welches

*) Diese Ansicht hat, wie auf den ersten Anblick erhellt, sehr viel Aehnliches mit der Ansicht Herbart's, daß die Vorstellungen »Selbsterhaltungen« seyen, durch welche sich die Seele gegen die äußeren »Störungen« in ihrer Qualität erhalte (m. vgl. den XXVIII. Band dieser Jahrbücher); dennoch haben beyde Ansichten schwerlich einen andern historischen Zusammenhang, als welcher durch die allgemeine Richtung der Zeit bedingt wird.

zugleich unendlich mannigfach gebildet, oder unendlich zusammengesetzt ist. Hierzu kommt, daß doch unstreitig durch jede Thätigkeit das Seyn unserer Seele gesteigert, ihre Realität vergrößert wird: mag sie nun durch die Außenwelt gewirkte neue Vorstellungen bilden, oder nur eine mehr innere Thätigkeit (in Verknüpfung, Durchbildung der Vorstellungen, Gefühle rc.) äußern. Der Begriff der Reaktion aber, der Abwehr einer fremden Einwirkung, würde vielmehr darauf führen, daß von ihr eine Kraft an die Außenwelt abgegeben, diese letztere mithin in ihrer Realität gesteigert, die Kraft der Seele dagegen vermindert würde; und so ist denn der Grundbegriff in der Theorie des Verfassers eben so wohl der Erfahrung entgegen, als, wie vorher gezeigt worden ist, in sich widersprechend.

Rec. begreift auch in der That nicht, was uns nöthigt, zu dieser gekünstelten Hypothese unsere Zuflucht zu nehmen. Haben wir uns einmal von der Falschheit der materialistischen Naturansicht überzeugt, haben wir uns über diese zu einer rein dynamischen erhoben: so hindert uns nichts, nun unmittelbar die Seele mit den Kräften der Außenwelt in Wechselwirkung treten, und durch diese letzteren steigern zu lassen. So lange wir die Außenwelt materiell denken, wird die Seele selber in das Materielle herabgezogen, wenn wir dieselbe aus der Außenwelt etwas in sich aufnehmen lassen; durch die dynamische Naturansicht aber fällt dieser Anstoß weg: denn die gesammte Außenwelt ist ja nur ein Aggregat von Kräften; verschieden zwar von den ungleich höheren Kräften der menschlichen Seele, aber doch nicht so verschieden, daß nicht eine Wirksamkeit der einen auf die anderen, eine Uebertragung und Aneignung gewisser Elemente der einen durch die andere möglich wäre. Das sichtbare Auge ist nur eine sinnliche Erscheinung eben der Kräfte, welche wir, geistig aufgefaßt, unseren Gesichtssinn nennen *); die Lichtreize sind ebenfalls gewisse Kräfte, von geringerer Natur freylich, aber doch so weit jenen gleichartig, daß sie von ihnen aufgenommen, und mit ihnen zusammen zu den mancherley Farbenempfindungen und Farbenanschauungen ausgebildet werden können, welche unser unmittelbares Selbstbewußtseyn als psychische Thätigkeiten uns nachweiset. Daß man dieß so lange verkannt, davon ist der Grund zum Theil in der Kantischen Auffassung der dynamischen Naturansicht zu suchen,

---

*) M. vgl. die Begründung dieser dynamischen Naturansicht in des Rec. Schrift: »Das Verhältniß von Seele und Leib,« Göttingen, 1826, S. 108 ff., und über den zuletzt erwähnten Punkt insbesondere, S. 231 ff.

welche alle Kräfte der Außenwelt auf zwey einander entgegengesetzte Bewegungskräfte zurückführen will, und hierdurch wieder auf eine andere Art mit den geistigen Kräften (denen ja alles Räumliche, und also auch alle Bewegung fremd ist) in unvereinbaren Gegensatz stellt. Man muß sich auch hier wieder über Kant's Inkonsequenz wundern, welcher, nachdem er den Raum mit allen seinen Attributen, für bloße Erscheinungen erklärt hatte, dennoch die wesentlichen Grundkräfte der Dinge nach der Bewegung, und also nach einem solchen bloßen Erscheinungsattribute bestimmte. Gehen wir aber hiervon ab (wie denn eine vorurtheilsfreye Beurtheilung der Erfahrungen unzweifelhaft auf andere Kräfte hinweist), so findet das Aufeinanderwirken und die Zusammenbildung der geistigen Kräfte mit den in den Lichtreizen, Schallreizen rc. wirkenden Kräften keine Schwierigkeit mehr. Eben so, wie wir die geistigen Thätigkeiten von leiblichen Anregungen aus (z. B. von den Verdauungsthätigkeiten, die durch geistige Getränke aufgeregt worden sind) in lebhaftere Bewegung versetzt werden sehen. Die Verdauungsthätigkeiten gehören einem Systeme thierischer Kräfte an, sind also insofern wesentlich unedler und geringer, als die geistigen, aber doch mit diesen in dem menschlichen Seyn auf das Innigste zu Einem Seyn vereinigt, und daher ihnen doch in so weit gleichartig, daß sie gewisse Elemente auf sie übertragen können. Auf diese Weise werden die nach jener Theorie unerklärlichen Erfolge sehr leicht erklärlich: wir begreifen die mannigfach verschiedene Ausbildung der ursprünglich gleichartigen Kräfte; begreifen die Steigerungen, welche die geistigen Kräfte durch die sinnlichen Reize und durch das Zusammenseyn mit dem Leibe erfahren.

Hierzu kommt die gänzliche Unmöglichkeit, die in der geistigen Entwicklung hervortretende Mannigfaltigkeit aus dem Leiblichen zu erklären. Die Nerven mit ihren Erregungszuständen sind dem Bewußtseyn in eben dem Grade ungleichartig und fremd, als die äußeren Reize. Des Verfassers Ansicht leidet hier an sehr großer Unklarheit. Nach S. 314 ist die Thätigkeit des Auges durchaus von der Oberleitung des Denkprinzips (der einzigen geistigen Kraft, welche der Verfasser annimmt) abhängig; gleich an den peripherischen Enden, nicht erst im Gehirne, beginnt die Mitwirkung des Geistes an den zu ihm gelangenden sinnlichen Empfindungen; der Geist nimmt an der Erzeugung dieser unmittelbar Theil (S. 319), die Weise also, wie er dieß thut, bestimmt seine freyere Thätigkeit, und die Form der Sinnesanschauungen ist demnach der vorbildliche Typus seiner Begriffs- und Ideenbildung. Während aber hier geistige und

leibliche Kraft gewissermaßen als Eine, nur in verschiedenen Beziehungen betrachtete, erscheinen, werden sie dagegen an anderen Stellen so aus einander gehalten, daß das sinnliche Vorstellen ganz den Nerven oder dem Leibe, der Seele nur eine sekundäre Rückwirkung zugeschrieben zu werden scheint, z. B. wenn der Verfasser S. 288 sagt: »Da aber die Theilvorstellungen, welche vom Verstande zu Begriffen verknüpft werden, mittel- oder unmittelbar aus dem Sinnenkreise stammen, so müssen die Kräfte desselben in voller Energie der Seele entgegenwirken, damit jene zu deutlichen Vorstellungen gelangen könne. Die Deutlichkeit des Bewußtseyns ist folglich ein zusammengesetztes Produkt aus der Seelen- und Leibesthätigkeit;« und S. 289: »Die Lebendigkeit des Bewußtseyns ist also das Produkt einer großen Erregbarkeit des Nervensystems, welches für eine Menge von Eindrücken empfänglich, in eine Fülle mannigfacher, nach organischen Gesetzen verlaufender Lebensspannungen versetzt wird. In das Bewußtseyn aufgenommen, erzeugen letztere eine Menge von Bildern, welche dann die Seele ihren Denkgesetzen gemäß sich aneignet« ꝛc. — Scheinen hier nicht die Vorstellungen oder Bilder mit den Lebensspannungen identificirt, und der Seele nichts weiter gelassen zu werden, als daß sie die fertigen Vorstellungen in ihre leere Form der Einheit des Bewußtseyns aufnehme? — Diese Unklarheit bekundet sich denn auch in der stets wiederkehrenden Verlegenheit des Verfassers, von welcher von beyden er die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der geistigen Entwicklung ableiten soll: ob von dem Geiste oder von dem mit ihm verbundenen Leibe. Aus dem letzteren lassen sie sich nicht erklären, weil sich das Leibliche nicht selten in dieser Beziehung in vollkommenem Gegensatze findet mit dem Geistigen; der Geist selber, wie ihn der Verfasser auffaßt, ist ursprünglich durchaus leer und ohne alle Qualitäten. Schon oben haben wir eine Stelle angeführt, in welcher der Verfasser behauptet, die Reaktion der Seele, oder die freye geistige Thätigkeit, müsse stets der Summe des im Gehirn obwaltenden Erregungsprozesses proportionirt seyn, so daß also auch hier das Newton'sche Gesetz, Wirkung und Gegenwirkung sind einander gleich, seine Anwendung finde. Hiernach also soll die Qualität der geistigen Thätigkeit durch die der leiblichen Affektion bestimmt werden. Dem aber widerspricht nun vielfach die Erfahrung. Der Verfasser also beschränkt dieß S. 293 durch den Satz: »Streng genommen kommt hier aber doch weniger die Stärke der sinnlichen Reize in Betracht, als das über alle näher bezeichnende Darstellung hinaus liegende Verhältniß der Seele zu der Erregbarkeit des Gehirns.

Denn gleiche Reize wirken auf verschieden organisirte Menschen mit unendlich verschiedenem Nachdruck; während das Genie bey den leisesten Anregungen erwacht, wird der stumpfe Kopf durch die mächtigsten Incitamente nur zu einem mäßigen Grade von Besonnenheit geweckt.« — Wer sollte hiernach nicht glauben, der Verfasser nehme eine ursprünglich angeborne Verschiedenheit der Geister an, unabhängig von allen Einwirkungen des Leiblichen? Aber das will und darf der Verfasser wieder nicht, und er fügt daher unmittelbar hinzu: »Doch liegt der Grund der Verschiedenheit jenes Verhältnisses nicht lediglich auf der Seite des Körpers, da nichts uns berechtigt, einen quantitativen Unterschied des geistigen Prinzips bey einzelnen Individuen anzunehmen, während die physische Erregbarkeit in allen ihren Formen und Prädikaten bey jedem anders sich darstellt.« — Heißt das nicht, was man mit der einen Hand gegeben hat, mit der andern sogleich wieder nehmen?

Rec.'n ist es unbegreiflich, wie man noch immer nicht zu der Einsicht gelangt ist, daß durch alle diese Versuche, die Natur der Seele als über allen Wechsel und alle Mannigfaltigkeit der Bildung erhaben darzustellen, dieselbe vielmehr im höchsten Grade herabgewürdigt und in ein leeres Nichts umgewandelt wird. Die Seele soll ursprünglich, nicht nur ohne alle Vorstellungen, sondern auch ohne alle Anlagen, Vorstellungen zu erzeugen, sie soll unfähig seyn, für diesen Behuf von der Außenwelt Einwirkungen zu empfangen, und dadurch gesteigert zu werden; alles, was in dieser Art unserem Bewußtseyn sich darstellt, soll ihr allein vom Körper stammen: was bleibt da wohl für das ursprüngliche Seyn der Seele übrig, als eine durchaus leere, überdieß noch unentwickelte Form des Bewußtseyns? und was für dieses Bewußtseyn, für unsere gesammte geistige Thätigkeit, als die Funktion eines Spiegels, der die auf ihn geworfenen Bilder treu zurückwirft, ohne zu diesen auch nur das Mindeste aus sich selber hinzuzugeben, und ohne durch ihr, gleichviel wie reiches Anströmen auch nur im Mindesten in seinem eigenen Seyn reicher zu werden? Die Seelen des klarblickendsten Philosophen, des genialsten Dichters sollen den Seelen einfältig beschränkter Menschen, ja den Seelen Blödsinniger in sich selber vollkommen gleich; alle Verschiedenheit derselben nur scheinbar, nur Verschiedenheit der zufällig mit ihnen verbundenen Leiber seyn. Fahre denn dahin alle Bewunderung, welche wir der Geistesgröße, der Seelenreinheit und Seelenhoheit zollen: die niedrigsten Seelen sind ja gleich vollkommen, nur daß sie ihre Vollkommenheit nicht äußern können:

die Leiber allein sind es, welche wir verehren und anstaunen sollten! Die Seelen sollen ferner unveränderlich seyn: das ganze menschliche Leben also mit all seiner intellektuellen und sittlichen Ausbildung ist ein reines Schattenspiel, durch welches in Hinsicht der Seele alles nur zu geschehen scheint, in Wahrheit nicht das Mindeste geschieht! — Von dieser Art aber sind leider noch immer die Begriffe der meisten Aerzte und Naturforscher von der Seele: unstreitig nur eine andere Form des von denselben sonst verehrten, jetzt mit Recht verworfenen Materialismus, indem ja hier eben so aus dem Materiellen, oder doch aus den ihm zum Grunde liegenden Kräften, alle geistige Eigenthümlichkeit und alle geistige Ausbildung abgeleitet wird *). — Wenn die Seele ihrem Wesen nach frey ist (sagt der Verfasser S. XLI f.), wie kann sie unfrey werden, also ihre Natur umkehren? Wenn sie in ihrem inneren Grunde einig und untheilbar ist, wie kann sie mit sich in Gegensätzen zerfallen? Wie kann sie, die man doch als unbedingt thätig denken soll, oft ganz regungslos im unbewußten Zustande erscheinen? Wenn sie im freyen Vernunftgebrauche sich als wesentlich unveränderlich erkennt, weil nur unter dieser Bedingung die kategorischen Imperative gültig sind, und die Idee der Unsterblichkeit möglich ist, wie kann sie in den niederen Zuständen des Bewußtseyns in so veränderlichen Gestalten erscheinen, daß sie an sich selbst irre wird?« rc. Das Räsonnement beruht auf einem gänzlichen Mißverständnisse der dabey zum Grunde gelegten philosophischen Begriffe; und durch den vom Verfasser eingeschlagenen Ausweg, alle diese Veränderungen vom Körper abzuleiten, wird die Natur der Seele um nichts erhöht, ja vielmehr weit tiefer gestellt. Denn wenn die Seele (wie doch nicht zu läugnen) unfrey erscheint, indem sie der Sünde oder anderer Verirrungen sich hingibt: würde nicht diese Unfreyheit noch weit schimpflicher seyn, wenn ihr dieselbe rein vom Körper aufgedrungen wäre, als wenn sie aus einer inneren Entzweyung und Verbildung hervorgeht? In jenem Falle erschiene die Seele durchaus passiv, und von einem ihr an und für sich Fremden unterjocht, während ihr in diesem doch noch eine, wenn auch verkehrte und verwirrte, Selbstthätigkeit bliebe. Die Einfachheit der Seele hoben klare, philosophische Denker hervor, um dadurch jeden Versuch abzuweisen, eine räumliche Ausdehnung und

*) M. vgl. das hierüber im XXXV. Bande dieser Jahrb., S. 198 ff. Bemerkte, so wie die Schrift über »das Verhältniß von Seele und Leib,« S. 239 ff.

[redacted]

Theilbarkeit auf die Seele anzuwenden, z. B. indem man ihre substantielle Grundlage im Gehirne suchen wollte. Dieß setzt auch in der That eine höchst lächerliche, durch tiefer eindringende Zergliederungen unserer Erkenntnisse sehr leicht als solche nachzuweisende Begriffsverwirrung voraus *). Haben wir uns aber von dieser unklaren Ansicht los gemacht, so hindert uns nichts, die durch die Erfahrung jedes Augenblickes bestätigte Vielheit der Vorstellungen, Gefühle, Bestrebungen rc. anzuerkennen, und unmittelbar der Natur zuzuschreiben; und nur durch die sorgsamste Verfolgung und Vergleichung dieser Mannigfaltigkeit in ihren verschiedenen Grund- und angebildeten Eigenthümlichkeiten, so wie in der so höchst ungleichen, in jedem Augenblicke wechselnden Vertheilung des Bewußtseyns rc. können wir zu einer klaren Wissenschaft von der menschlichen Seele zu gelangen hoffen. Eben deßhalb ist es denn auch durchaus unrichtig, von einer Unveränderlichkeit der menschlichen Seele zu sprechen, in der Bedeutung, daß dieselbe nicht an Kräften zunehmen und abnehmen, in sittlicher Beziehung besser oder schlechter werden rc. könne. Die menschliche Seele bleibt zwar ihr ganzes Leben hindurch den ihr von Gott unveränderlich eingepflanzten Grundkräften nach dieselbe; auf diese Grundlage aber kann sie auf die mannigfachste Weise Gutes und Schlechtes pfropfen; und jenem Unveränderlichen unbeschadet, vergeht in der That kein Augenblick unseres Lebens, in welchem wir nicht eine Veränderung unseres Seelenseyns entweder selbst veranlaßten oder erlitten. Wer die psychischen Erscheinungen (wie dieselben in der Erfahrung unseres unmittelbaren Selbstbewußtseyns rein und wahr abgespiegelt werden) genau beobachtet und bis zu ihren einfachen Elementen zurück verfolgt, wird in den geistigen Grundlagen verschiedener menschlicher Individuen nicht weniger, als in den leiblichen quantitative und qualitative Grundunterschiede erkennen, sowohl an sich, als in den Fähigkeiten, durch äußere Einwirkungen verschieden ausgebildet zu werden; und nur indem wir diese der psychologischen Konstruktion zum Grunde legen, werden wir eine genügende Erklärung der psychischen Verschiedenheiten gewinnen, nicht indem wir zu dem, in sich selber so höchst dunklen, und daher noch weniger zur Aufhellung des Psychischen geeigneten Gebiete der Nerven flüchten.

*) Man findet diese psychologische Zergliederung und die Nachweisung der Falschheit jeder Ansicht, welche eine materielle Grundlage für das Geistige annimmt, in der Schrift über »das Verhältniß von Seele und Leib,« bes. S. 126 ff.

Die Unklarheit der meisten wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit gibt sich vorzüglich auch in den wunderbarsten Mischungen der sonst für durchaus unvereinbar gehaltenen Ansichten kund. Der Verfasser ist, nach den schon früher angeführten Stellen, entschiedener Dynamiker. »Da auch das Seyn (bemerkt er S. 175) von einer beharrlichen Thätigkeit getragen wird, so hört der Gegensatz zwischen Materie und Kraft, und damit der Streit auf, ob letztere ein Attribut jener, oder die Materie ein Vehikel der Kraft sey. Kraft ist der innere Bestimmungsgrund aller physischen Erscheinungen, mögen sich nun dieselben auf Ruhe oder Bewegung beziehn« etc. Hierdurch, sollte man glauben, hätte der Verfasser vorzugsweise auf das Psychische hingewiesen werden müssen, als in welchem allein die Kräfte oder das innere Seyn unmittelbar uns vorliegen, während wir von dem Leiblichen nur die materielle Erscheinung wahrnehmen, in Hinsicht der dieser Erscheinung zum Grunde liegenden inneren Kräfte aber nur höchst unbestimmte und unklare Vermuthungen haben. Auch vergeistigen sich ihm zuweilen die Grundbegriffe so, daß sie ganz auf die psychologische Betrachtungsweise passen, z. B. wenn er S. 308, mit Verwerfung der gewöhnlichen mechanischen Ansicht, den Begriff »Organ« als den »Inbegriff von Kräften« erklärt, »welche jeder für sich bestehenden Funktion als ursächliches Moment zum Grunde liegen:« eine Erklärung, welche man ganz unverändert auf die Vermögen oder inneren Angelegtheiten unseres Seelenseyns anwenden könnte. Dessen ungeachtet aber soll das Psychische aus denjenigen Kräften erklärt werden, welche der materiellen Erscheinung des Leibes zum Grunde liegen, nicht aus den ihm eigenthümlichen psychischen Kräften. Eine Ansicht, welche bey einem Arzte freylich ihre Entschuldigung findet in seinem steten Verkehr mit dem Leiblichen, während das Psychische fast ganz außerhalb seines Gesichts- und Geschäftskreises zu liegen pflegt. Aber dieß eben ist eine, auch in ihren Folgen gewiß höchst verderbliche Beschränkung. Die Aerzte sollten endlich einmal wieder dem Psychischen eine weniger flüchtige Aufmerksamkeit zuwenden. Wo dieß bis jetzt geschehen, ist es stets von den erfreulichsten Folgen begleitet gewesen, wie z. B. noch in der neuesten Zeit bey Reil, der, so lange er die Krankheitserscheinungen treu beobachtend und mit stetem Hinblick auf die sie begleitenden psychischen Erscheinungen auffaßte und erforschte, die psychologische und pathologische Erkenntniß preiswürdig erläutert und aufgeklärt, sobald er aber, diesen Weg verlassend, naturphilosophischen Träumereyen sich hingab, nichts mehr, was bleiben wird, für die Wissenschaft geleistet hat.

Der Verfasser klagt S. XLII die Psychologie an, daß

sie »alle Thatsachen des Bewußtseyns nur auf die Seele beziehe, ohne an die Möglichkeit der Theilnahme zu denken, welche auch die Lebenskräfte des Körpers daran haben könnten.« Wo dieß geschehen, ist es allerdings als eine einseitige Beschränkung der Erkenntniß zu rügen. In der That aber möchte es wohl nirgends geschehen, ja vielmehr im Gegentheil fast allen psychologischen Darstellungen der Vorwurf zu machen seyn, daß das Körperliche immer noch zu sehr eingemischt worden ist. Haben wir uns zu der Einsicht erhoben, daß die sinnliche Anschauung des Leibes nur Erscheinung sey von gewissen, ihr zum Grunde liegenden Kräften: was bedürfen wir da z. B. noch des Auges für die Erklärung des Sehens, der Fingernerven für die Erklärung des Tastens ꝛc., in wiefern diese Erklärungen (in der Psychologie) psychologisch gegeben werden sollen. Die Lichtreize, die Tastreize ꝛc. werden unmittelbar von dem Gesichtsvermögen, dem Tastvermögen ꝛc. als psychischen Vermögen aufgenommen, angeeignet, verarbeitet zu Empfindungen und Wahrnehmungen; das vom Lichte getroffene Auge, die den Gegenstand berührende Hand ꝛc. mit ihren Nerven sind nur sinnliche Auffassungen desselben Erfolges, wovon die Auffassungen der neuen Gesichtempfindung, Tastempfindung ꝛc. im Selbstbewußtseyn unmittelbare, und daher ungemischte, vollkommen rein das Seyn vorstellende Auffassungen sind *). Die Reizung der Nerven also ist auf keine Weise vor der psychischen Wahrnehmung, sondern mit derselben zugleich, oder vielmehr diese Wahrnehmung selber, wie sie anderen Sinnen erscheint. Bey Erfolgen dieser Art bedürfen wir demnach der Zuziehung des Leiblichen gar nicht für die Erklärung. Bey unzähligen anderen Erfolgen freylich wird sich die Erklärung nicht ohne diese Zuziehung geben lassen. Aber gewiß ist es viel zu viel gesagt, wenn der Verfasser S. 353 versichert: »Alle Erfahrungen, welche für die Spannung und Ermattung, Ausbildung und Mannigfaltigkeit der Geisteskräfte zu zeugen scheinen, lassen sich so vollkommen aus dem verschiedenen Stande und dem Kulturgrade der Nervenerregbarkeit erklären, daß auf ihre Rechnung der Wechsel aller geistigen Erscheinungen geschrieben werden muß. Rec. wäre auf eine solche Erklärung höchst begierig; aber der Verfasser hat dazu in diesem Werke auch nicht einmal den Anfang gemacht. Wo der Verfasser nur im Allgemeinen von dem Einflusse der leib-

*) Eine weitere Ausführung hiervon findet man in der Schrift über »das Verhältniß von Seele und Leib,« S. 130 ff., S. 216 ff. u. S. 231 ff.

lichen Entwicklung auf die geistige spricht, ist gegen seine Lehrsätze meistentheils nichts einzuwenden. So wenn er S. 217 erinnert, die so bedeutende Menge von Speisen, welche wir täglich verzehren müssen, sey ganz unverhältnißmäßig gegen die Menge des für den Austausch in den Organen des Körpers nöthigen plastischen Stoffes: jene so bedeutend größer, daß man ihr großentheils vielmehr eine dynamische Bedeutung geben müsse. Daher denn (S. 240) das Durchströmen des materiellen Blutes durch die wirkenden Organe weniger nothwendig sey, um den Substanzverlust unmittelbar zu vergütigen, sondern um durch die dynamische Wechselwirkung des Blutes mit jener der bey der Thätigkeit ausströmenden dynamischen Faktoren sogleich zu ersetzen;« wie denn auch (S. 218) die verschiedenen Lebenssphären sich gegenseitig dynamisch in dem Grade ihrer Thätigkeit bestimmen, indem die Lebensspannung, von einer Sphäre auf die andere übertragen, von dieser letzteren angeeignet und gebraucht werden könne. »Die Summe des in den Ganglienerven wirksamen positiven Pols des imponderablen Lebensprinzips pflanzt sich auf das Gehirn fort, und regt es zu höherer Thätigkeit an.« Wo aber der Verfasser von diesen allgemeinen Sätzen Erklärungen des Besonderen ableitet, tragen diese letzteren so augenscheinlich das Gepräge des Schwankenden und Unbestimmten an sich, daß eben hieraus die Untauglichkeit der von ihm aufgestellten Prinzipien zur Begründung der geistigen Mannigfaltigkeit und der geistigen Veränderungen unzweifelhaft erhellet. Schon oben haben wir dieß bey seiner Erklärung des Genies bemerkt. Aus den so eben angeführten Sätzen nun leitet der Verfasser (S. 218) unter Anderem ab, daß »eine starke Verdauung unter übrigens gleichen Umständen ein Anregungsmittel des höheren Nervenlebens sey,« wie denn auch mehrere sehr geistige Männer (Kant, Gluck, Haydn) sich »starker Mahlzeiten als eines Belebungsmittels bedient« hätten. Rec. hat von diesen Männern nur gehört, daß sie gern und stark gegessen haben; in wiefern aber dieses starke Essen ihrer Geistesthätigkeit förderlich gewesen, oder gar dieselbe belebt habe, oder ob sie nicht vielmehr bey minderer Nachsicht gegen die darauf gerichteten Neigungen noch vollkommenere Geisteswerke geschaffen haben würden, als sie wirklich geschaffen haben, scheint ihm aus jenen allgemeinen Sätzen noch keineswegs zu erhellen. Der Verfasser selbst bemerkt S. 249: »Umgekehrt fühlt man sich nach der völligen Sättigung unfähig zu allen Geistesoperationen, welche irgend eine Anspannung erfordern; nur mit der größten Mühe gelingt es, den Vorstellungen einen höheren Grad von Klarheit, Energie, Zusammenhang und Dauer zu

geben. Unzählig oft ist es mir begegnet, daß ich, während der Verdauung die vorher entwickelten Gedanken zurückrufend, sie entweder gar nicht faßte oder falsch beurtheilte.« — Aber heißt das erklären, wenn man das zu erklärende Verhältniß in einer so alles Lichtes entbehrenden Dunkelheit läßt? Durch starke leibliche Genüsse soll, wie der Verfasser an der ersten Stelle behauptet, die geistige Entwicklung belebt, nach der zweyten Stelle gehemmt oder unterdrückt werden: darf nun wohl der Verfasser von Klarheit reden, so lange er die verschiedenen Umstände und Verhältnisse nicht angegeben hat, unter welchen dieser oder der entgegengesetzte Erfolg eintrete? — Hierüber aber hat Rec. hier so wenig eine genaue Bestimmung finden können, als an irgend einem anderen Orte, wo der Verfasser von der Nebelhöhe abstrakter Sätze zu den scharf begränzten Formen spezieller Erfahrungen sich herabwagt.

Aber wir müssen nun das vom Verfasser zum Grunde gelegte erklärende Prinzip näher ins Auge fassen. Schon früher ist bemerkt worden, daß er als solches die galvanische Kette einführe, deren hauptsächlichste Erregungsglieder die Nerven auf der einen, und die irritablen Fasern auf der andern Seite seyen. Am vollständigsten faßt er seine Ansicht S. 201 zusammen: »Der ganze Körper läßt sich folglich in zwey Faktoren zerlegen, als dessen Vermittler und Multiplikator das Blut mitten inne steht Alle irritablen Gewebe stehn durch die Blutgefäße, wie die Nerven unter sich, jene in mittelbarem, diese in unmittelbarem Zusammenhange; dergestalt finden beyde Pole des dynamischen Lebensprinzips überall verbreitete Leiter, an denen sie sich von einem Theile zum andern fortpflanzen, und die vorwaltende Thätigkeit übertragen können. Die Gesammtheit des Ineinanderwirkens aller irritablen Fasern mit dem Nervenmarke, und beyder mit dem Blute, eröffnet eine gemeinsame Quelle von Lebenskraft, zu welcher jeder Theil seinen Beytrag liefert, und aus welcher er seinen Bedarf entnimmt« ꝛc. — Rec. muß gestehn, daß ihm, wie alle Erklärungen, welche das erklärende Prinzip aus einem fremden Naturgebiete entlehnen, so auch diese als höchst problematisch erscheint. Die Erfahrung zeigt uns täglich, daß wir durch keine Zusammensetzung des Unorganischen ein Organisches, selbst der unvollkommenen Gattungen, darzustellen im Stande sind. Damit also (wie doch ebenfalls die tägliche Erfahrung lehrt) wirklich Organisches aus Unorganischem werde, muß ein anderes, uns bis jetzt noch durchaus unbekanntes Prinzip hinzukommen, welches wir Lebensprinzip nennen. Auch der Verfasser nimmt ein solches an außer jenem elektro-organischen Pro-

zesse. »Die höhere Einheit des Lebens (bemerkt er sehr richtig S. XXXVIII), welche darin besteht, daß seine einzelnen Prozesse nicht ein gewisses Ziel überschreiten, sondern in einer bestimmten Stufenfolge von ihrem ersten Anfange bis zu einer gewissen Höhe, und von dieser abwärts bis zu ihrem endlichen Erlöschen, nach einem vorherbestimmten Maße in ihrer Ausdehnung zu- und abnehmen, daß sie in einem bestimmten harmonischen Verhältnisse zu beharren, und daher die überwiegende Thätigkeit eines Systems durch eine Erhöhung des Wirkungsvermögens in den entgegengesetzten auszugleichen, und dadurch den früheren Einklang herzustellen streben; daß mit Einem Worte überall das Zuviel und Zuwenig vermieden und verhütet werde, und daher auch die Thätigkeit zur rechten Zeit mit der Ruhe abwechsle — der Grund davon kann nicht in einem elektro-chemischen Prozesse liegen, weil dieser sich nie freywillig Schranken setzt, sondern unaufhaltsam fortschreitet« ꝛc. Hieraus folgert er (z. B. S. 184 ff.), daß alles individuelle Leben an ein Prinzip geknüpft sey, welches in allem Wechsel seiner Erscheinung beharre; erhaben über alle Stoffe, selbst über die Imponderabilien, weil diese seiner Anordnung gemäß sich fügen und gestalten, in ihre Faktoren auflösen, und in andern Verhältnissen wieder zusammensetzen müssen. — Aber wenn doch nun einmal die Annahme eines solchen Lebensprinzips unerläßlich ist: warum soll denn dasselbe den Prozessen des organischen Lebens *bloß unthätig zuschauen*, und, was durch jene anderen Kräfte angeeignet und zubereitet worden ist, *selber nichts aneignend und zubereitend, nur vertheilen und ausgleichen*? Ist nicht die Annahme weit einfacher, daß die organischen Lebensthätigkeiten unmittelbar Aeußerungen seyen *eben dieses Lebensprinzipes*, als eines *in sich Thätigen, äußere Reize Aufnehmenden und ihm angemessen Gestaltenden*? Wir würden freylich gestehen müssen, daß wir dieses Lebensprinzip weder zu erzeugen, noch seinem inneren Wesen nach darzulegen im Stande sind; aber verhält es sich denn mit dem vom Verfasser angenommenen Lebensprinzipe anders? und wird nicht die Aufgabe für die Konstruktion vielmehr schwieriger, wenn wir die den Organismen eigenthümliche *Art* des Wirkens von dem *Wirken selber* so trennen, daß wir sie *als zwey verschiedene Existenzen* in Rechnung bringen? Da man doch im Gegentheil glauben sollte, die *Art* des Wirkens könne nur ein *Attribut*, ein Etwas *an* dem Wirken seyn.

Zu der Annahme des Verfassers also würden wir uns nur gedrungen fühlen, wenn die Natur und die Thätigkeitsäußerungen der galvanischen Kette denjenigen des menschlichen Körpers

[redacted]

so gleichartig wären, daß wir an der Identität beyder nicht länger zweifeln könnten. Nun aber geht doch die Analogie zwischen denselben in der That nicht weiter, als daß erstens im Körper, wie in der galvanischen Kette, verschiedenartige Elemente in Wechselwirkung mit einander treten, und daß zweytens in dem einen wie in dem anderen, in Folge dessen, Bewegungen entstehen, wo wir vorher keine bewegenden Kräfte wahrnehmen. Aber das erste ist ganz allgemein die Grundbedingung alles Geschehens; die Elemente aber, welche wir im lebendigen Organismus wahrnehmen, sind von denen aller uns bekannten galvanischen Ketten so verschieden, daß auch nicht ein einziges von beyden völlig gleichartig gegeben ist. Der Verfasser will dieß zwar nicht zugeben. Er erklärt sich S. XXIX f. gegen die Ansicht, daß die chemischen Elemente ihre Natur ablegten, sobald sie in den Kreis des Lebens eingingen, und anderen Gesetzen, wie bisher, zu gehorchen gezwungen werden. Die einfachen Elemente blieben vielmehr in jeder Zusammensetzung ihrer Natur treu. »Finden sich also im Organismus dieselben Elemente, Oxygen, Hydrogen, Azot ꝛc., welche wir im unorganischen Reiche treffen, so müssen sie auch in jenem ihrer Natur nach thätig seyn, und nur dadurch geben sie die Träger der Lebenserscheinungen ab.« Ihrer Natur nach freylich; aber ihre Natur bringt es eben mit sich, daß ihr Verhältniß zum Lebendigen ein ganz anderes ist, als dasjenige zu irgend einem unorganischen Stoffe. Und überdieß kommt hierbey nicht sowohl das Verhältniß der unorganischen Elemente zu den organischen, als vielmehr dasjenige Verhältniß in Betracht, welches zwischen zweyen oder mehreren anorganischen Elementen eintritt, nachdem sie durch Aufnahme in das organische Leben aufgehört haben, anorganisch zu seyn. Im organischen Körper existirt kein anorganisches Element für sich und in derselben Gestalt, wie außerhalb des anorganischen Körpers; für den eigentlichen Lebensprozeß also (die innere Anbildung neuer, den verbrauchten gleichartiger Vermögen) sind nicht nur die Elemente der einen Seite, sondern in der That alle Elemente andere. Nicht minder verschieden aber sind die Wirkungen beyder Prozesse: die in Folge derselben entstehenden Bewegungen. Man hat sich auf die Erfahrung berufen, daß Muskeln zucken, wenn man dieselben und die mit ihnen verbundenen Nerven mit zwey galvanisch entgegengesetzten Metallen in Berührung setzt. Aber sind denn die natürlichen Gliederbewegungen des menschlichen Körpers, mögen sie nun willkürlich oder unwillkürlich (als lebhafte Gestikulationen) hervortreten, jemals Zuckungen?

und zeugt also nicht diese bedeutende Ungleichheit neben der nicht so gar bedeutenden Gleichheit, statt für die Identität, vielmehr für die Nicht-Identität beyder Prozesse? — Rec. kann also nur eine Analogie zwischen beyden zugeben, mit welcher der Wissenschaft, bis auf weitere Aufklärung über das Maß derselben, eben nicht viel gedient ist. Eine solche Analogie, wenn auch freylich eine entferntere, fand sich auch bey der hydraulischen und bey der materiell-chemischen Ansicht des Lebens, welche der Verfasser in seiner Uebersicht der naturphilosophischen Schulen (S 168 ff.) mit Recht verwirft. An manchen Stellen (z. B. S. XXXII f.) scheint der Verfasser selber seiner Parallele keinen höheren Werth zuzuschreiben; diese stehn jedoch einzeln, neben sehr vielen anderen, in welchen er derselben die vollste Realität beylegt. Außerdem aber, daß durch diese, wissenschaftlich nicht zu rechtfertigende Umwandlung der Analogie in eine reelle Gleichheit nichts für die Klarheit der Erkenntniß von den Entwicklungen des Organismus gewonnen wird, ist von derselben der große Nachtheil unzertrennlich, daß sie den Besitz des Wissens uns vorspiegelt, wo wir doch in der That nichts wissen, und daher die auf das Wissen gerichteten Bestrebungen erschlafft und abspannt. Dem Interesse der Wissenschaft also wird es, ganz im Gegensatze damit, weit angemessener seyn, recht scharf hervorzuheben, wie uns die Lebenskraft bis jetzt noch ein durchaus unbekanntes x ist, durch keine andere Naturkraft erklärt oder erklärbar, und demnach in dem Gebiete ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu untersuchen.

Dabey enthält jedoch die physiologische Ansicht des Verfassers manches Empfehlenswerthe, und im Einzelnen manche eigenthümliche Ansicht, welche einer genaueren Prüfung werth ist. Schon der Grundgedanke, daß die Lebenskräfte des gesammten Organismus Eine Summe bilden, welche auf mannigfache Weise von einem Systeme auf das andere übertragen, und durch deren Uebertragung unter Anderem auch unser Vorstellen und die übrigen geistigen Thätigkeiten lebendiger und voller ausgebildet werden können, enthält viel Richtiges: wenn wir nur die Entstehungsweise dieser Lebenskräfte auf eine bloße Analogie mit der galvanischen Kette beschränken, wenn wir verzichten auf das Bestreben, alle Steigerungen und allen Wechsel des Geistigen aus diesem Einen Prinzipe erklären zu wollen, wenn wir endlich den Lebenskräften keine allgemeine, für alle leiblichen und geistigen Systeme indifferente Mittheilbarkeit zuschreiben, sondern diese Mittheilbarkeit näher bestimmen durch die Nachweisung der sie regelnden besonderen Verwandtschafts-

verhältnisse, zu deren Erkenntniß wir durch eine genauere Auffassung der Erfahrungen werden geführt werden. Auch ist es zu loben, wenn der Verfasser S. 228 und an andern Stellen fordert, daß der Anthropologe nicht das höhere Nervensystem allein mit dem Geistigen in Parallele stelle, sondern den ganzen Körper für diese Parallele in Betracht ziehe: eine Ansicht, welche überhaupt einen immer größeren Kreis von Anhängern gewinnt, und diese parallelisirenden Untersuchungen von einer Einseitigkeit frey zu machen verspricht, welche nur zu nachtheilig auf ihre vollkommene Ausbildung gewirkt hat *). — Einer genaueren Prüfung werth ist besonders die S. 361 ff. aufgestellte eigenthümliche Ansicht von der Bedeutung des Gehirnes. »Außer den Sinnesnerven (bemerkt der Verfasser) und der unmittelbar zu ihnen gehörenden Gehirnmasse gibt es keinen Theil des Gehirns, der nicht in Leichen desorganisirt gefunden wäre, ohne daß man im Leben dieser Personen eine Störung ihrer Seelenverrichtungen wahrgenommen hätte. Nur wenn die Sinnesnerven entartet waren, erlitten sie einen Verlust an den Aeußerungen der Phantasie und des Gedächtnisses, welche auf dieselben sich beziehen. Kein Theil des Gehirns außer den genannten kann also in nothwendigem und ursächlichem (? — nothwendig-parallelem) Zusammenhange mit den Operationen des Denkens stehn. Wenn sogar große Theile des Gehirns, zumal seiner oberen Lappen, bey Kopfverletzungen verloren gingen; wenn bedeutende Strukturverletzungen im Innern desselben vorgefunden wurden, welche, wie man aus triftigen Gründen schließen konnte, lange vor dem Tode bestanden, ohne das Leben unmittelbar zu gefährden: so kann der Lebenszusammenhang der einzelnen Gehirntheile nicht so innig seyn, daß die Aufhebung desselben in einzelnen Richtungen die Vitalität des Nervensystems im Allgemeinen vernichten müßte« etc. Der Verfasser zieht hieraus den Schluß, nur die Sinnesnerven mit dem ihnen zunächst sich Anschließenden könnten als die Werkstätte der Sinnesanschauungen, Gedächtnißoperationen und Phantasiebildungen, die übrige Hirnmasse müßte als ein in Bezug auf Extensität und Intensität mächtiger elektroorganischer Apparat angesehen werden, der zu jenen Vorgängen die Summe disponibler Erregbarkeit liefere, welche in sich selber genügend zu erzeugen die Sinnesnerven von zu geringem Umfange und Stoffgehalte seyen. Der Verfasser setzt diesen Satz mit der bekannten Bemerkung Sömmering's in Verbindung, daß das Massenverhältniß des Gehirns zu den

*) M. vgl. hierüber den XXXV. Bd. dieser Jahrb. S. 208 ff.

Nerven im Menschen am größten, und in den Thieren nach Maßgabe ihrer abnehmenden Vorstellungskräfte geringer gefunden werde. »Denn je überwiegender die Hirnmasse ist, um so mehr muß sie durch die Zugabe von Erregbarkeit die Sinnesnerven von der Mithülfe der äußeren Nervenausbreitungen unabhängig machen, und in den Stand setzen, ihr Geschäft für sich zu betreiben, und umgekehrt.« Die den elektro-organischen Prozeß anregenden entgegengesetzten Faktoren findet der Verfasser in der Zusammensetzung des Gehirnes aus Rinden- und Marksubstanz. Jene, von einer großen Anzahl von Blutgefäßen durchwebt, stehe wahrscheinlich mit der blutarmen Muskelsubstanz in demselben polaren Verhältnisse, wie die Zink- und Kupferplatten der voltaischen Säule.

Ein nicht geringer Theil des vorliegenden Werkes (S. 234—238) beschäftigt sich mit der Nachweisung der mannigfachen Arten des Konsensus und des Antagonismus, welche in dem Verhältnisse der verschiedenen leiblichen und geistigen Systeme eintreten können. Das Prinzip der Nerventhätigkeit ist, gleich allen übrigen Imponderabilien, einer ungleichen Vertheilung an seinen Leitern fähig (S. 234 ff.). Zuerst nämlich sind allen Lebensäußerungen dieselben Grundkräfte gemein, welche nicht nur die Ordnung und Aufeinanderfolge der einzelnen Funktionen erhalten, sondern auch alle Systeme in die engste gegenseitige Nähe und Berührung bringen, so daß sie alle einander hülfreich sind, und den Ueberschuß ihrer Kräfte, den sie während ihrer Aktion nicht verbrauchen, einander mittheilen. In sofern stehen sie im Konsensus mit einander: der Erregungszustand verbreitet sich in gleichem Grade, gleicher Dauer und Intensität auf die mit ihm in Verbindung stehenden. Eben so wenig aber ist auf der anderen Seite zu verkennen, daß, wenn die vorwaltend thätige Sphäre des Organismus ein stärkeres Maß desselben in sich anhäuft, um eben so viel den anderen Systemen entzogen, und diese daher auf eine niedere Stufe der Kraftäußerung herabgestimmt werden müssen. Dem Konsensus also tritt der Antagonismus gegenüber: jede gesonderte Organenreihe gelangt nur für einen gewissen Zeitabschnitt zu vorwaltender Thätigkeit, und nie eigentlich ist das ganze Triebwerk des Lebens in allen Gliedern seines verschlungenen Baues in gleichmäßig starker Kraftäußerung begriffen. Wo für einen Theil desselben ein größerer Aufwand von Kräften erfordert wird, müssen die anderen ganz oder doch größtentheils in Ruhestand versetzt werden. Der Verfasser führt diese beyden Formen im Einzelnen durch an den Wechselverhältnissen zwischen dem Hirnnerven- und Gefäßsysteme, den Hirnnerven und dem Blute, den Hirnnerven und den will-

Wenn ich z. B. meinen Arm oder Fuß wiederholt absichtlich auf eine gewisse Weise bewege, um diese bestimmte Bewegung bleibend in die Gewalt meines Willens zu bringen: so sind die vom Willen auf die Muskelangelegtheiten übertragenen Kräfte nicht dieselben, welche wir als bewegende Kräfte in den wirklichen Muskelbewegungen hervortreten sehen; sondern diese letzteren werden (wie wir aus der nachfolgenden Ermüdung sehen) den Muskeln entzogen, ohne ihnen durch jene Uebertragungen ersetzt zu werden; und die übertragenen Willenskräfte begründen eine bleibende Anlage zu leichterer Vollziehung der Bewegungen, gehen also in dieser letzteren nicht verloren. So bey allen Associationen: die für die Erregung übertragenen Elemente werden ganz oder zum Theil angeeignet, und begründen hierdurch selber die Association, als bleibende Angelegtheit. Außerdem ist die vom Verfasser aufgestellte Theorie auch noch darin unvollkommen, daß sie das Associationsverhältniß nicht genauer individualisirt. Mit jeder Vorstellung, jedem Gefühle, jedem Begehren, jeder Bewegung, jeder Ernährungsthätigkeit ꝛc. sind, in Folge aller der unzähligen früheren Thätigkeitsäußerungen, welche auch für das leerste Leben in jeder Stunde veranlaßt werden, und als Angelegtheiten sich erhalten, unzählige andere Vorstellungen ꝛc. associirt: weßhalb also werden nur eine, oder doch nur wenige wirklich erweckt? Dieß hätte durch eine tiefer dringende Zergliederung der Grundformen der das Associationsverhältniß konstituirenden Gebilde nachgewiesen werden müssen *). — Aber zu allen solchen tiefer dringenden Untersuchungen ist freylich die *physiologische* Beobachtung, auf welche allein der Verfasser sich stützt, *zu unbestimmt und zu unklar*. Der Verfasser fühlt dieß auch zuweilen selber, z. B. wenn er S. 282 seine Erörterung des Antagonismus mit den Worten schließt: »Endlich ist nicht zu übersehen, daß die Berechnung des Antagonismus aus der vorräthigen Summe von Erregbarkeit nicht überall ausreiche. Es gibt noch verborgnere Bedingungen, an die er sich knüpft. Denn wer mag sich wohl überreden, daß das beharrliche Festhalten *Einer* Vorstellung so kraftverzehrend sey, daß alle übrigen Systeme zu jenem Kraftaufwand ihren Beytrag zollen müßten? Jene arithmetische Ansicht der antagonistischen Gegenwirkung kann vielmehr nur auf die Fälle bezogen werden, wo die verschiedenen Systeme in ihrem Gesammtumfange sich den Vorrang in der

*) Man findet diese Nachweisung im ersten Bande der »Psychologischen Skizzen,« S. 281 ff., und bes S. 385 ff.; über die Entstehungsweise der konsensuellen Verknüpfungen im Allgemeinen vgl. m. den zweyten Band, S. 236 ff.

Thätigkeit streitig machen. Wo aber die Glieder Eines Systems sich gegenseitig in ihrem Wirken beschränken, da muß man sich mit der allgemeinen Ansicht begnügen, daß der überwiegende Schwung eines Organs die übrigen abspanne, ohne daß meines Erachtens eine nähere Deutung dieser Erscheinung nach unserer dermaligen Ansicht möglich wäre.« — Aber weßhalb sollten wohl die Glieder eines und desselben Systemes in höherem Maße einander beschränken, als die Glieder verschiedener Systeme? Müßte man nicht vielmehr das Gegentheil erwarten nach der vorher angeführten Grundansicht des Verfassers, nach welcher der Antagonismus aufgehoben wird durch innigere Verknüpfung? Und überdieß übt ja die fixe Idee, auf welche doch wohl der Verfasser in der angeführten Stelle gedeutet hat, ihre ertödtende Beschränkung nicht weniger gegen die übrigen geistigen und leiblichen Thätigkeiten, als gegen andere Vorstellungen aus.

Die psychologische Beobachtung ist bey weitem klarer und bestimmter. Bey der ersten Beschäftigung mit ihr scheint es ihr freylich an der sinnlichen Anschaulichkeit zu mangeln, welche die Beobachtungen von Form- und Farbeveränderungen durch den Gesichtssinn auszeichnet. Aber dieser Mangel beruht nur in dem Mangel an Uebung und in der großentheils eben hierin begründeten Unfähigkeit, die Aufmerksamkeit scharf und ungestört durch das Sinnliche auf das Geistige zu heften. Durch vielfach angestrengte Beschäftigung mit Beobachtungen dieser Art wird dieser Mangel gänzlich gehoben werden, und dann die genaue Vergleichung der psychischen Erfolge, und die darauf begründete Zergliederung eine so klare Anschauung ihrer Elemente und Formen gewähren, wie wir sie durch die physiologische Auffassung nie erhalten können. Ein Beyspiel dafür kann die vorher mitgetheilte Erklärung der willkürlichen Bewegungen geben; ein anderes das so eben erwähnte, vom Verfasser als unlösbar aufgeführte Problem, wie bey der fixen Idee Eine Vorstellung so viel Lebenskraft verbrauchen könne, daß sie alle übrigen Lebensthätigkeiten beschränke. Die psychologische Vergleichung und Zergliederung nämlich zeigt uns, daß auch die einfachste Vorstellung der ausgebildeten Seele (z. B. die gewöhnlichen, scheinbar einfachen Wahrnehmungen) schon zusammengesetzt sey aus einer sehr großen Menge einfacher Elemente: aus den Residuen nämlich von den früher gebildeten, ihr gleichartigen sinnlichen Empfindungen, die sich im inneren Seelenseyn reproducirbar erhalten haben, und nun bey der neuen Empfindung zu Einem Seelenakte mit derselben zusammengeflossen sind. Erst durch dieses Aufbehalten und Hinzufließen früher gebildeter Empfindungen wird es möglich, daß aus den

unbewußten und unklaren Empfindungen der ersten Lebenswochen des Kindes allmälich klar bewußte Wahrnehmungen und Vorstellungen erwachsen. Solcher einfacher Elemente nun kann eine Vorstellung eine größere oder geringere Anzahl enthalten; und es läßt sich durch bewährte Erfahrungen zeigen, daß die ausgleichende Vertheilung der disponiblen Lebenskraft, genau genommen, nicht unter den Vorstellungen, wie sie dem Bewußtseyn sich darstellen, sondern unter deren einfachen Elementen, und also auch nach Maßgabe der Anzahl dieser geschieht. Daher denn auch eine Vorstellung, mag sie immerhin dem unmittelbaren Bewußtseyn nur als Eine (von besonderer Stärke) erscheinen, wenn sie aus einer so großen Menge einfacher Elemente, als hundert andere, besteht, eben so viel Lebenskraft, als diese hundert andere, wird verbrauchen, und daher auch eben die Beschränkungen, wie diese, gegen andere geistige und leibliche Lebensthätigkeiten ausüben können *).

Eine gleiche Aufklärung verschafft uns die psychologische Beobachtung und Verarbeitung in Hinsicht der übrigen Entwicklungsverhältnisse. Sie lehrt uns vor Allem die Grundelemente derselben kennen: zeigt uns, daß den verschiedenen psychischen und leiblichen Systemen (z. B. den verschiedenen Sinnensystemen) stets neue Vermögen angebildet werden, welche, ursprünglich als unklares und unruhiges Aufstreben sich äußernd, auf die mannigfachste Weise zu Vorstellungen, Begehrungen rc. ausgebildet, und von einem Gebilde auf das andere für die Lebenserregung fortgepflanzt werden können. Sie lehrt uns, wie bey der Vorstellungserweckung, z. B. wenn wir auf Veranlassung eines Namens, den ein Anderer ausgesprochen, der Gestalt des durch diesen Namen bezeichneten Menschen, bey dem Anblicke dieser Gestalt jenes Namens uns erinnern, das die Vorstellung aus unbewußten zu bewußten steigernde Element von den weckenden Vorstellungen auf die unbewußten Angelegtheiten der zu weckenden, in den angeführten Fällen also der Schallreiz der Gehörwahrnehmung auf die Vorstellungsangelegtheit für die Gestalt des Menschen, der bey der Wahrnehmung dieser aufgenommene Lichtreiz auf die von dem Hören des Namens zurückgebliebene innere Angelegtheit, über-

*) M. vgl. hierüber des Recn. »Beyträge zur Seelenkrankheitskunde,« S. 88 ff., auch die Schrift über »das Verhältniß von Seele und Leib,« S. 272 ff.; und über das erwähnte allgemeine Bildungsgesetz den zweyten Band der »Psychologischen Skizzen,« S. 31 ff., auch den ersten Band, S. 432 ff.

tragen werde. Wir können uns durch die psychologische Beobachtung ferner überzeugen, daß die in den verschiedenen Systemen gebildeten Lebenskräfte keineswegs, wie der Verfasser es darstellt, zu Einer ungetheilten Summe zusammenfließen, welche sich gegen alle Systeme (der Qualität nach) indifferent verhalte; sondern die Lebenskräfte jedes Systemes haben, vermöge ihrer Qualität, eine verschiedene Angemessenheit gegen die verschiedenen Systeme, und können nur nach Maßgabe dieser Angemessenheit von anderen Systemen angeeignet werden. Die Reize geistiger Getränke z. B., oder Fieberreize, sind wohl lebhafte Einbildungsvorstellungen anzuregen und zu erhitzen geeignet, aber nicht für die Belebung abstrakter Gedanken; dagegen diese in höherem Maße, als jene, welche dem Willen gehorsam sind. Die psychologische Beobachtung belehrt uns ferner, daß die Entwicklung unserer Thätigkeiten nicht, wie der Verfasser meint, aus bloßen vorübergehenden dynamischen Spannungen bestehe. Eine jede, mit angemessener Kräftigkeit gebildete, psychische und leibliche Thätigkeit läßt vielmehr eine gewisse Spur oder Angelegtheit in unserem Seyn zurück, deren Gesammtheit die bleibende Grundlage unseres Seyns ausmacht, und als solche in spätere Lebensentwicklungen einzugehen geeignet ist. Nie also bleibt, streng genommen, unsere Lebenskraft genau dieselbe: in jedem Augenblicke findet eine Fortbildung Statt, und mit der unendlichen Vervollkommnung in gewissen Beziehungen, zugleich in anderer Beziehung eine Annäherung an die Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt, welche den Tod, oder die Trennung des höheren geistigen Seyns von dem sinnlichen, bedingt. Auf diese Art setzt uns die psychologische Erkenntniß in den Stand, die Entwicklung unseres Seyns von dem ersten Erwachen zum Leben bis zu dem Zeitpunkte, wo es dem irdischen Blicke entzogen wird, in allen seinen Grundverhältnissen klar anzuschauen und zu begreifen *).

Daß nun der Verfasser durch die von ihm angestellten psychologischen Untersuchnngen nicht zu diesen Aufklärungen, ja nicht einmal zu der Ahnung gelangt ist, daß diese Aufklärungen auf diesem Wege, und vollkommener, als auf dem Wege psychologischer Konstruktionen, zu erhalten seyen, ist, bey dem Talente, welches der Verfasser sonst bey naturwissenschaftlichen Untersuchungen zeigt, vorzüglich aus der Fehlerhaftigkeit

*) M. vgl. über die hier berührten psychischen Gesetze den ersten Band der »Psychologischen Skizzen,« S. 360 ff., S. 394 ff. u. S. 414 ff., so wie den zweyten Band S. 50, S. 332 ff. u. S. 567 ff.

der von ihm zum Grunde gelegten Methode abzuleiten. Wie in allen Naturwissenschaften, so kann auch hier nur das strengste Anschließen an die Erfahrung zu einer in jeder Beziehung den Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden Erkenntniß führen. Der Verfasser dagegen erklärt sich zwar im Allgemeinen für den Erfahrungsweg: man dürfe nicht a priori Begriffe in das Leben hineinkonstruiren, müsse alle Lebenserscheinungen mit diplomatischer Treue auffassen; sonst werde man, bey allem Talente, »nur ein naturphilosophischer Dichter bleiben« (S. XXVI). Aber er fügt auch sogleich hinzu, es sey bey dieser Betrachtung gar nicht fertig zu werden, »wenn man nicht mit einer besonnenen Kühnheit an die Interpretation der Natur gehe, und nothgedrungen der Phantasie einen von der Kritik abgegränzteu Spielraum eröffne.« Der Verfasser spricht hier von Hypothesen, welche die Beobachtung ergänzen sollen; aber Rec. sieht durchaus nicht ein, warum man die Bildung dieser Hypothesen der Phantasie, und nicht vielmehr dem durch reiche Erfahrungen aufgeklärten Verstande übertragen, und noch weit weniger, warum man dieselben der Kritik entziehen solle. Noch unrichtigere Begriffe aber, als von der allgemeinen wissenschaftlichen Methode, hat der Verfasser insbesondere von der Methode der Psychologie. Nach S. XL nämlich soll »alles, was die Vernunft betrifft, nur auf transcendentalem Wege ermittelt werden können:« wodurch denn die Psychologie in ein stetes Schwanken zwischen Rationalismus und Empirie verwickelt werde, ohne daß eine Vermittlung beyder sich absehen lasse. Denn die höheren Offenbarungen des Seelenlebens müsse sie apodiktisch aus dem freyen Selbstbewußtseyn ableiten, die übrigen Thatsachen des Bewußtseyns, welche die sogenannten niederen Seelenkräfte angehn, solle sie als Erfahrungen behandeln: so werde sie von einem zum anderen geworfen ohne Ausgleichung. — Das Sonderbarste hierbey ist, daß der Verfasser trotz allem in der Anmerkung zu S. XL hierüber Erinnerten, durch die angeführten Merkmale nur seine eigene Anthropologie charakterisirt hat, da er in der That (wie oben nachgewiesen worden ist) vom Anfange bis zum Ende vergebens sich abmüht, eine Vermittlung nachzuweisen zwischen dem über allen Veränderungen schwebenden freyen Denkprinzipe und den, durch die elektro-organischen Prozesse in jedem Augenblicke denselben von Neuem aufgedrungenen Veränderungen. Die wahre Psychologie weiß von einem solchen Zwiespalt nichts. Indem sie von vorn herein zugibt, daß die Seele mancherley Einwirkungen erleiden könne, und in jedem Augenblicke wirklich erleide von den mit ihr verbundenen Systemen

leiblicher Kräfte, hat sie es jedoch nur mit den Thatsachen des Bewußtseyns zu thun, welche sie bis zu der höchsten hinauf als Thatsachen, oder wie sie durch die Erfahrung gegeben sind, auffaßt und zergliedert. So ist also die wahre Psychologie durchaus einstimmig in ihrer Methode: von des Verfassers »transscendentalem Wege« weiß sie nichts und soll sie nichts wissen.

Der »transscendentale Weg,« welchen der Verfasser eingeschlagen hat, ist denn auch so abenteuerlich, wie Rec. sich nicht leicht erinnert, von einem anderen gehört zu haben in unserer, an abenteuerlichen wissenschaftlichen Bestrebungen so reichen Zeit, und kaum begreifen kann, wie der Verfasser, welcher in der Betrachtung der physiologischen Erfolge so viele Umsicht und so viele gesunde Urtheilskraft zeigt, auch nur einen Augenblick an diese ihm ganz eigenthümliche Methode habe glauben können. Der Verfasser fragt: ob es denn nicht eine Thatsache des Selbstbewußtseyns gebe, welche als reiner Abdruck der Seele gelten könne, in der sich diese frey finde von aller körperlichen Bestimmung. »Läßt sich eine solche Thatsache nachweisen, so muß sie als freyeste Aeußerung des geistigen Prinzips einen apodiktischen Charakter an sich tragen, in welchem die Denkgesetze am reinsten sich ausprägen; sie muß also den Vortheil gewähren, diese zugleich unter einem anschaulichen Bilde darzustellen, und daher zur Deutlichkeit ihrer Erkenntniß beytragen. Dann bedarf es keiner fortgesetzten Abstraktionen, um zu ihnen zu gelangen, sondern nur einer einfachen Analyse jenes Zustandes, der in sofern höher steht, wie jede übrige Erfahrung von der Seite, welche stets durch das Eingreifen körperlicher Bestimmungen getrübt erscheint.« Und warum, fährt der Verfasser fort, sollte es einen solchen Zustand nicht geben? warum sollte man sich nicht einen Zustand des Bewußtseyns als möglich denken, wo die Abstraktion ihr äußerstes Ziel erreicht hat, und deßhalb alle Vorstellungen aus jenem verschwinden müssen, weil sie ja auch in ihrer allgemeinsten Form immer einen Inhalt haben müssen. Durch äußerste Anstrengung wenigstens momentan von allen sinnlichen Bedingungen losgerissen, werde die Seele eines absolut einfachen, von keinen Nebenvorstellungen erfüllten Selbstbewußtseyns theilhaftig werden. Einen solchen reinen Abdruck der Seele nun findet der Verfasser in dem »sogenannten Verklärungszustande,« der sich »als reinster Ausdruck der Vernunftthätigkeit dadurch bewährt hat, daß ihm fast jederzeit die höchsten Schöpfungen des Genies folgten.« Zur historischen Nachweisung dieses Verklärungszustandes führt der Verfasser (Rec. schreibt es mit einer Art von Scham und Scheu nie-

[redacted]

»Mit diesem Aussichgehen der Seele tritt in ihrer Entwicklung ein wesentlicher Wendepunkt auf, indem die rein innere Welt, als eine vergangene sich schließt, und die äußerlich gewordene Seele nun als Geist erscheint, welcher die vorgefundene materielle und ideelle Welt nicht mehr nur unmittelbar nimmt, sondern auf eine vernünftige Weise sich mit ihr in Einstimmigkeit zu setzen, und die Vielheit und Zerstücktheit, welche dieselbe für das unmittelbare Bewußtseyn hat, durch eine tiefere Einsicht wieder aufzuheben, und sich selbst als ein höheres Glied des Ganzen zu wissen strebt.« — Dieser »dreyfachen Wendung der sich entwickelnden Seele« gemäß, handelt der Verfasser in der reinen oder Elementar-Seelenlehre von der Einheit, vom Seyn und vom Wesen der Seele (S. 26 — 45), in der inneren oder subjektiven Seelenlehre vom Leben (vom Leibe, vom Gefühle, vom Gemüthe), vom Traumleben und vom Sinne (S. 46 — 136); in der objektiven Seelen- oder Geisteslehre endlich von der Einbildungskraft, von der Vernunft und vom Wollen oder der Selbstbestimmung (in der letzten Abtheilung von der Rechtlichkeit, von der Sittlichkeit und von der Religion) (S. 137 — 310).

Rec. stimmt mit dem Verfasser darin überein, daß die Psychologie, soll sie wahrhaft Wissenschaft seyn, mehr geben müsse, als eine bloße Aufzählung und Klassifikation der dem Bewußtseyn vorliegenden Entwicklungen. Sie hat diese Entwicklungen zugleich auch zu erklären; und da dieß nicht möglich ist ohne einen ununterbrochenen Zusammenhang unter denselben, dieser Zusammenhang aber in den vorliegenden Erfahrungen stets unterbrochen erscheint, indem ja die bewußten Seelenthätigkeiten aus unbewußtem Seelenseyn werden, und in unbewußtes Seelenseyn übergehn, von diesem aber keine Erfahrung für uns möglich ist: so muß die wissenschaftliche Seelenlehre die Erfahrungen ergänzen durch Hypothesen. Diese Hypothesen aber müssen durchaus den Erfahrungen gemäß angenommen werden; und dieß ist der Grund, weßhalb Rec. des Verfassers Methode, in welcher dieß nicht geschieht, als für die Wissenschaft untauglich verwerfen zu müssen glaubt.

Der Schwierigkeiten wegen, die für den Anfang wenigstens bey der psychologischen Beobachtung und Zergliederung unvermeidlich sind, hat die Wissenschaft von der menschlichen Seele stets das Unglück gehabt, daß man ihr fremde Prinzipien aufzudringen, und einer klaren Darlegung der psychischen Eigenthümlichkeiten und Prozesse, wie dieselben in dem zu beobachtenden Gegenstande sich zeigen, durch Einschiebung eines an-

So soll (S. 105) die Dichtung auch wahr, und (S. 114 f.) das Denken auch schön seyn; die Kausalität der Phantasiegebilde wird gegen die Forderung des Ungebundenseyns derselben vertheidigt; die Einheit, welche anfangs (S. 40 ff.) ganz numerisch, im Gegensatze gegen die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen gefaßt worden ist, wandelt sich später in die dramatischen Einheiten des Aristoteles um ꝛc. Daß sich dieß Alles sagen, und mit einem oberflächlichen Scheine des Wahren sagen läßt, versteht sich von selber; aber was darf man für die Wissenschaft hoffen, welche so auf eitle Wort- und Begriffsspiele gebauet wird?! — Dann schwanken und verwirren sich alle Begriffe: das Höchste wird zum Niedrigsten, das Niedrigste zum Höchsten umgewandelt; nirgend mehr ist Sicherheit und Klarheit für die Erkenntniß zu finden. Führt doch der Verfasser (S. 402) die Unersättlichkeit der sinnlichen Triebe als einen Abglanz des vernünftigen Strebens auf, indem sie »als ein Verlangen nach unendlichem Genusse, jederzeit eine Vernunftanschauung als die Quelle des Idealen und Unerreichbaren voraussetze;« und soll doch (S. 41) die Selbstliebe die höchste Einheit der freyen Seele abspiegeln, der Ausdruck seyn des unauflöslichen Zusammenhanges des geistigen Wesens, welches im vollkommenen Einklange mit sich, also nimmer in sich entzweyt und gespalten, auch nie in eine veränderte Beziehung zu sich kommen kann!«

Der Verfasser hat offenbar auf die Betrachtung der psychischen Entwicklung eine geringere Mühe und Zeit verwendet, als die große Aufgabe, welche er sich gestellt, erforderte. Nicht flüchtig, sondern mit der größten Genauigkeit, müssen die von unserer Seele vorliegenden Erfahrungen in ihrem ganzen Reichthume aufgefaßt, und mit der äußersten Sorgfalt bis zu ihren Grundelementen zergliedert werden: dann werden wir eine Psychologie erhalten, nicht nur in sich selber klar, sondern auch die Wissenschaft von dem menschlichen Leibe aufzuklären geeignet. Es gibt zwey Naturlehren des Menschen: die auf sinnliche Wahrnehmungen und die auf die Wahrnehmungen des unmittelbaren Selbstbewußtseyns gegründete. Jene (die Physiologie in Verbindung mit der Anatomie) ist gewiß überaus schätzbar; aber sie gibt uns nur Erscheinungen, nirgends das innere Seyn und Wesen der zu beobachtenden Eigenthümlichkeiten und Erfolge; und überdieß sind ihre Auffassungen viel zu grob, als daß sie über nur einigermaßen freye Verschiedenheiten der Grund- und Entwicklungsformen uns zu belehren vermöchte. Ueber die Formen und Entwicklungen des Geistigen können sie uns vollends gar keinen Aufschluß ertheilen, und alle

hierauf gewendeten Bemühungen sind durchaus vergeblich angewendet. Die Formen und Entwicklungen des Geistigen kann uns nur die Psychologie kennen lehren: eine Wissenschaft, gegründet auf die Wahrnehmungen des unmittelbaren Selbstbewußtseyns, und daher die einzige, durch welche wir das innere Seyn und Wesen der Natur zu erfassen in den Stand gesetzt werden; dabey unendlich klarer in ihren Beobachtungen, und das Beobachtete in seinen feinsten Eigenthümlichkeiten darzulegen geeignet. Nur muß man alle luftigen Spekulationen, durch welche sie in der neuesten Zeit so vielfach verunstaltet und verwirrt worden ist, von ihr fern halten, und sie ganz auf Erfahrungen begründen, und diese Erfahrungen genau so, wie in den übrigen Naturwissenschaften, behandeln *).

Diese letzte Bemerkung führt uns sehr leicht zu dem dritten der zu beurtheilenden Werke hinüber, indem die Mängel desselben, nach des Rec. Ansicht, eben daraus vorzüglich zu erklären seyn möchten, daß der Verfasser der Erfahrung zu bald den Rücken gewandt, und zu viel auf luftige Spekulationen vertraut hat. Schon in der Vorrede erklärt sich der Verfasser sehr stark gegen die, besonders seit Kant vorherrschend gewordenen Bestrebungen, das Wesen der Seele durch Beobachtungen und Versuche erkennen zu wollen. Damit sey (S XV) »die ganze Seelenlehre bey allen Unbefangenen und Gebildeten in solchen Mißkredit und so üblen Ruf gekommen, daß man dieses Sammel- und Notizenwerk, sowohl der empirischen Psychologie, als auch der sogenannten psychischen Anthropologie, nur den Philosophen, Aerzten, Schauspielern, Juristen bey ihren Zuchthausverhören und anderer, nicht rühmlicher Gesellschaft überlassen zu dürfen glaubt, ungeachtet aller Empfehlungen der Philosophen und Pädagogen, welche stets aus dem alten guten Vorurtheile oder aus besonderem Naturgefühle die Psychologie auf Hoch- und Gelehrtenschulen als Grundlage alles Wissens und Handelns zu lehren für nothwendig hielten und noch halten. Was aber todt geboren ist, bleibt todt« ꝛc. Von Herbart's Psychologie urtheilt der Verfasser, sein Versuch, die psychologischen Erscheinungen dem Kalkül zu unterwerfen, sey um einige Jahrhunderte entweder zu früh oder zu spät gekommen; die Versuche von Eschenmayer und Steffens seyen Werke voll tiefer und großer Gedanken, die sowohl über die populäre, als auch abstrakte Verstandes- und Reflexionsstufe weit hinausgehen, aber er vermisse an denselben wahrhafte Wissenschaftlich-

*) M. vgl. hierzu den XXXV. Band dieser Jahrb., S. 197—208.

keit! Diese nun solle das vorliegende Werk in die Psychologie einführen. Als Stützen bey seinem wissenschaftlichen Bemühen rühmt er Aristoteles Werke »von einfacher, natürlicher und großartiger Gedankenmäßigkeit,« Wolf, dessen Methode sich freylich, als nur ihrer beschränkten Zeit angehörig, selbst widerlegt und aufgehoben habe, und vor allem Hegel, aus dessen lebendigem Wort und Schriften er unendlich viel in wissenschaftlicher Hinsicht überhaupt, und in seelenwissenschaftlicher besonders gewonnen habe.

Was nun die wissenschaftlichere Methode betrifft, welche der Verfasser an die Stelle der bisherigen unvollkommeneren setzen will, so soll die Psychologie zwar (S. 2, S. 17 u. a. O.) ihren Inhalt zunächst aus der Erfahrung nehmen. Aber die an diese sich anschließenden untergeordneten Formen der Wissenschaft sollen (S. 21 ff) von der tragisch-dialektischen oder wahrhaft wissenschaftlichen aufgehoben werden, deren Wesen »weder ein unmittelbar beschriebenes und aufgewiesenes, noch auch aus mehreren Gründen und Thatsachen äußerlich konstruirtes, bewiesenes und erwiesenes, sondern aus ihrem Prinzip oder einfach allgemeinsten Begriffe hergeleitetes oder deducirtes« sey. Nur ein so entwickeltes und in sich geordnetes Ganze der Wissenschaft sey ein System oder eine Theorie, und wahrhaft und einzig geeignet, Einsicht in die Sache zu verschaffen. Der Anfang der Seelenwissenschaft — ihr erster Begriff oder ihr Prinzip — sey ein unmittelbar gegebener und vorausgesetzter, der als solcher sich nicht weiter beweisen lasse, und seine Gewißheit nicht aus dem unmittelbaren Bewußtseyn, sondern aus einer noch höheren, vorausgesetzten Wissenschaft zu entnehmen habe Dieser Begriff des Anfanges aber könne nun nicht wieder nur ein ansichseyender oder todter Grund seyn, sondern sey eine wesentlich sich bestimmende Ursache; das Prinzip als Ursache gesetzt aber Idee oder Wesen; und indem dadurch die Einfachheit des Anfangs wieder aufgehoben sey, zugleich auch die noch innere Möglichkeit und Nothwendigkeit zur Wirklichkeit des Prinzips aufgezeigt.« Das an sich oder unmittelbar gesetzte Wesen der Seele aber sey erst dann ein wahrhaftes, wenn es sich durch ursächliche Selbstbestimmung in sich entwickle, d. h. sich selbst erst innerlich zu einem bestimmten Anderen mache, oder sich innerlich Art und Weise gebe. Doch auch hierbey könne es nicht verbleiben: noch seyen ja der Seele in dieser Innerlichkeit ihre Erscheinungen nach außen unwesentlich und zufällig. Sie müsse daher diese Innerlichkeit selbst aufheben, in die Außenwelt wirklich übergehen, und ihre einfache Beziehung auf sich in eine vielfache und einzelne der Sinnlichkeit auflösen.

Leben der Seele, als das noch anschauliche? Mit diesem Bilde wird dann die Form der systematischen Neben- und Unterordnung in Verbindung gesetzt; und es könnte freylich auf den ersten Anblick scheinen, als sey hiermit, wenn auch nicht für die übrigen Naturwissenschaften (welchen diese Entwicklungsform durchaus fremdartig ist), doch für die Psychologie eine höhere Wahrheit gewonnen: indem ja doch die Form der systematischen Anordnung wenigstens auch eine psychische, nicht, wie das Verhältniß zwischen Materie und Form, das Verhältniß zwischen den magnetischen Polen rc., dem Seelenseyn fremd ist. Aber auch dieß ist nur Schein. Denn das Leben der menschlichen Seele ist weit mannigfaltiger, als daß es durch eine nur dem Erkennen eigenthümliche Form vollständig dargestellt werden könnte. Daher sich denn auch diese Form durchaus untauglich erweisen wird für die Darstellung aller psychischen Entwicklungen, welche außerhalb des Erkennens liegen. So macht der Verfasser z. B. S. 247 ff. den Uebergang von der Darstellung der theoretischen Geistesentwicklung zu der Darstellung der praktischen durch folgende Worte: »Da nun aber das Wissen auch das Wollen ist, indem beyde in der ursprünglichen Einheit des Ichs Eins und das Selbst sind, und im Wissen das Wollen nur auf die Stufe reiner Geistigkeit erhoben ist, von welcher es als wahrhafte That- und Ursache wieder ins Wesentliche zurückgeht, und dieses nach sich selbst bestimmt: so geht das reine, an und für sich seyende, ruhige und beständige Wissen des Geistes aus seiner reinen Geistigkeit zunächst in die eigene innere Wesenheit reflektirend und dieselbe neu belebend, sodann auch aus der Innerlichkeit in die Aeußerlichkeit über, und wird wahrhaft wirklich sowohl im Worte, als in der That und Handlung Das Selbstbewußtseyn aber, welches sich so als Ursache wirklich zeigt, ist unmittelbar Wille, oder das zur freyen Selbstbestimmung gewordene Wissen« rc.; und S. 250: »Der bis zur höchsten Spitze seiner Innerlichkeit, dem Wissen um das Wesen der Dinge und sich selbst, wie sie in reiner Wahrheit sind, sich einbildende vernünftige Geist steht nun mit der vorläufigen Vollendung seines Inneren im Begriffe, die Wahrheit und Wesenheit seiner selbst in die Wirklichkeit seiner selbst zu verwandeln, so daß sein inneres Fürsichseyn, die bewußte Selbstheit, in ein ihm äußeres, sein gewolltes und bewirktes Andersseyn, alles Unmittelbare und Natürliche überhaupt in ein von ihm vernünftig Geordnetes und nach der Wahrheit Selbstgeschaffenes übergehe« rc. — Aber wo finden wir wohl in der wirklichen Entwicklung unserer Seele auch nur die leiseste Spur von diesem Uebergange des Theoretischen in das

außer ihm, weil es nur in dieser Verneinung bestehe. Verneinung aber sey Beziehung auf ein Anderes, das nicht seyn solle. In der Beziehung auf sich sey daher Eins auch Beziehung auf Anderes, was es, da es außerhalb desselben verneint werde, an sich selbst und zwar als solches haben müsse, worin es bestehe oder seinen Bestand oder Grund habe« rc. Offenbar wieder nur ein sophistisches Unterschieben. Denn warum soll wohl das reine Beziehen auf sich zugleich Verneinung eines Anderen seyn? Wäre kein Anderes gegeben (wie es denn für die Konstruktion a priori wirklich nicht gegeben ist), so könnte auch keine negative Beziehung auf dasselbe Statt finden. Das Andere findet sich also nur, weil es — sich finden soll, d. h. weil uns die Erfahrung die Seele zu mancherley Verhältnissen zu Anderem zeigt, und der Verfasser ohne diese Verhältnisse auch nicht einmal den ersten Schritt in seiner Konstruktion thun könnte. Durch diesen Schritt aber hat sich nun alles plötzlich geändert: die Seele in ihrem Für-sich sollte frey, unveränderlich, untheilbar und keiner endlichen Bestimmungen theilhaftig seyn; jetzt ist sie unserer und der Nothwendigkeit endlicher Bedingtheit unterworfen, hört auf, unveränderlich zu seyn rc., und alles dieß, nach der Konstruktion des Verfassers, rein aus sich selber durch das »Fortgehen« des einfachen Begriffes der Seele zu weiteren Bestimmungen. Man begreift es meistentheils kaum, wie der Verfasser sich wirklich einbilden kann, durch die stete ermüdende Wiederholung derselben leeren Formeln vom Fürsichseyn in das Andersseyn übergehn« rc. wirklich einen Inhalt zu erhalten für das Leere. Daß dieser Inhalt in Wahrheit aus der Erfahrung geschöpft wird, versteht sich, wie wenig dieß auch der Verfasser Wort haben will, von selber; aber dieses Nicht-Wort-haben-wollen hat bey ihm, wie bey allen sogenannten Konstruktionen a priori, die verderbliche Folge, daß er die Erfahrung immer nur flüchtig von der Seite und schielend anblickt, und dieselbe deßhalb auch nur halb und nicht selten unrichtig aufzufassen, und für seine Konstruktionen zu benutzen im Stande ist.

Bey einer solchen Konstruktionsweise ist eine höchst unwissenschaftliche Willkür unvermeidlich. Der Verfasser darf sich nicht auf die Erfahrung berufen, welche überall das eigentliche wissenschaftliche Recht konstituirt: er muß also einen Schein dieses Rechtes wenigstens, für sich und Andere, durch allerley Witz- und Wortspiele erkünsteln. S. 38 ff. spricht er von dem Wesen der Seele. Dieß soll in seiner unmittelbar bestimmten Einzelheit unter Anderem auch durch das Gebunden-

[redacted]

seyn an einen Ort sich äußern. Indem aber die Seele sich selbst nach diesem Orte bestimme, d. h. eine bestimmte Oertlichkeit und natürliche Ordnung annehme, arte sie, oder erhalte eine bestimmte Eigenthümlichkeit — Aber wird denn die Art der Seele wirklich allein, oder auch nur überwiegend vom Orte bestimmt? Bilden nicht vielmehr alle äußeren Einflüsse (die wohl überdieß, für die Seele, keineswegs alle an ihren Ort gebunden seyn möchten — wenn es überhaupt angemessen ist, von einem Orte der Seele, einer durchaus unräumlichen Existenz zu sprechen) die Seele nur auf dem Grunde ihrer angebornen, vom Orte großentheils unabhängigen Eigenthümlichkeit oder Art aus? Aber nach dem Verfasser soll (S. 40) »von dem Orte jede andere Bestimmung des Seyns oder ihr Daseyn mit allen seinen Eigenschaften und Unterschieden abhängen, rein weil »Ort« und »Art« einen so hübschen Gleichklang haben; ja der Verfasser ist sogar geneigt, deßhalb an die Konstellation und das Entscheidende der Geburtsstunde in der Astrologie zu glauben, welche »in der allgemeinen Ortlichkeit ihren einzigen vernünftigen (?!) Grund haben.« So geht es mit spielenden Analogien durch das ganze Buch hindurch. S. 35 wird »Seele« von »Soll« abgeleitet; S. 39 findet sich ein sehr zusammengesetztes Witz- und Wortspiel zwischen »Werden, Werth, Wort und Würde;« S. 215 scheint »Verstand« von dem »Stand im rein Uebersinnlichen« abgeleitet zu werden, welcher dadurch der Sinnenwelt ertheilt werde rc. rc. — Dabey trifft denn der Verfasser, Dank seiner Methode, nicht auf die mindeste Schwierigkeit. Jeder Begriff wird eben (wie schon aus den früher angeführten Beyspielen erhellt) so unbestimmt gehalten, daß er, wo dieß erfordert wird, eben so wohl auch sein Gegentheil vorstellen kann. So soll nach S. 43 »das als wesentliche Einheit der Ursache und des Grundes bestimmte Prinzip, als solches, zugleich auch die Nothwendigkeit des weiteren Fortgangs der Wissenschaft enthalten,« woraus die Annahme hervorgeht, daß »spätere Wirkungen und Folgen, Erscheinungen und Thatsachen auf nothwendige Weise aus demselben hervorgehen, ja selbst an sich oder a priori in ihm schon vorausgesetzt und enthalten seyen, und nur als eine später an ihm erscheinende Selbstbethätigung oder Beschaffenheit, d. h. nur als weitere Entwicklung und Bestimmung der im Wesen bestimmten allgemeinen Art und Weise betrachtet werden müssen.« Hiernach sollte man glauben, der Verfasser bekenne sich zu der Ansicht derjenigen, welche in der zum Leben erwachenden Seele alles später Erscheinende als schon fertig angeboren, nur eben noch latitirend, annehmen. Aber dieß hielt

den Verfasser keineswegs ab, S. 35 zu bemerken, man könne, wenn man Locke nicht mißverstehe, mit ihm die Seele sich auch als rein allgemeines Vermögen des Grundes und dieses noch als tabula rasa denken. So weiß sich diese Wissenschaft mit den entgegengesetztesten Lehrsätzen zu befreunden: nicht etwa, indem sie sorgsam und scharf in jedem derselben das Wahre von dem Falschen scheidet, sondern durch unbedingtes Zugestehn bald der einen, bald der anderen, auf den verschiedenen Stufen ihrer Konstruktion

Daß eine so unbestimmte und schwankende Wissenschaft durchaus untauglich seyn müsse, der Praxis zur Grundlage zu dienen, braucht wohl kaum noch bemerkt zu werden. Der Verfasser spöttelt S. XI über den »edlen Sohn eines Nachbarvolkes,« der, nachdem er den Hörsaal eines Professors der Philosophie verlassen hatte, geäußert haben soll, »daß es mit dem Allen doch gar nichts sey, weil man damit nicht einmal ein Schiff bauen könne.« Ein Schiff mit der Psychologie bauen zu wollen, wird freylich niemanden einfallen; aber mit Recht können wir von dieser Wissenschaft verlangen, daß sie durch eine klare Darlegung der Grundgesetze der psychischen Entwicklung uns in den Stand setze, ein Kind vollkommener zu erziehen, oder in unsere eigene intellektuelle und moralische Bildung fördernd und bessernd einzugreifen. Die Wissenschaft hat gewiß ihren hohen Werth auch ohne alle Beziehung auf die Praxis; aber eine Wissenschaft, welche ganz untauglich ist, irgend einer Praxis zum Grunde gelegt zu werden in demjenigen Erscheinungsgebiete, auf welches sie sich bezieht, hat gewiß keinen Werth. Mit Recht spotten daher Engländer und Franzosen über die leeren Luftgebilde unserer Spekulationen, die einem Hauche kaum zu widerstehen, und also noch viel weniger eine Grundlage abzugeben geeignet sind für einen sicheren und festen Aufbau. Ist der Seele eben so wohl Alles angeboren, als nichts: was soll ich voraussetzen bey meiner Praxis? was und auf welche Weise zu bilden bemüht seyn?! — Die Anwendbarkeit für die Praxis erfordert eine treue Darlegung des wirklichen Lebens der Natur in den diesem Leben eigenthümlichen Gesetzen; dringt man der Natur fremde Gesetze, eine eingebildete Entwicklungsform auf, welche in sich todt und unkräftig ist, irgend etwas zu erzeugen, so muß eine solche Lehre auch für unser Handeln unkräftig sich erweisen.

Recn. scheint diese, leider jetzt nur zu weit verbreitete philosophische Methode dem Verfahren derjenigen nicht unähnlich, welche in ihrer übermäßigen Begierde sich nicht enthalten können,

die noch unreife Frucht zu brechen, und hierüber des wahren Genusses verlustig zu gehn. Ein vollständiger systematischer Ueberblick, eine vollständig klare Erkenntniß der Grundgesetze der Natur würden das Ergebniß einer in allen Theilen vollendeten Naturbeobachtung seyn, wie wir dieselbe jetzt noch für kein einziges Naturgebiet voraussetzen, sondern erst von späteren Zeiten erwarten dürfen, welche anzunähern auch unsern eigenen Bestrebungen aufgegeben ist. Dieß aber dauert jenen Forschern zu lange. Schon jetzt wollen sie genießen, was erst die Zukunft gewähren kann, und da die Offenbarungen der Natur noch nicht eine hiefür angemessene Vollkommenheit erhalten haben, ergänzen sie das Mangelnde durch ihre eigenen Offenbarungen. Indem sie aber so sich einbilden, zu wissen, was sie doch nicht wissen, versperren sie sich und Anderen den einzigen Weg, auf welchem sie zum wirklichen Wissen des Nichtgewußten gelangen könnten, und aus voreiliger Begierde zu wissen also verdammen sie sich selber zu einer bedauernswerthen Unwissenheit. — —

Aus der Zusammenstellung dieser psychologischen Werke nun ergibt sich freylich, daß man, ungeachtet des ziemlich allgemeinen Gefühles von der Nothwendigkeit, die bisherige Methode der Psychologie mit einer angemesseneren zu vertauschen, im Allgemeinen noch fern ist von der Erkenntniß und Fortbildung der wahren Methode. Aber gewiß wird jenes allgemeine Gefühl bald dringender und klarer sich aussprechen; bey der weiteren Verfolgung des Bestrebens, die psychischen Entwicklungen aus den Gesetzen der anorganischen Natur zu erklären, wird man auf so unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, daß man diese Versuche aufgeben, und zur psychologischen Konstruktionsweise sich wenden wird; so wie ja auch hoffentlich die Zeit nicht mehr fern seyn wird, wo die Deutschen die Leerheit und Unbegründetheit der seit den letzten Jahrzehenden herrschend gewordenen, von der Erfahrung abgewendeten Spekulationen erkennen, und in Gemeinschaft mit anderen Völkern auf dem einzig festen Grunde der Erfahrung bauend, der empirischen Methode dieser den Charakter tieferen Eindringens mittheilen werden, welcher derselben, vorzüglich bey der Auffassung des Psychischen, jetzt meistentheils noch abgeht.

Fr. Ed. Beneke.

[redacted]

Art. VIII. Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte, von C. J. H. Windischmann. — Erster Theil, die Grundlagen der Philosophie im Morgenlande. — Erste Abtheilung. Bonn, bey Adolph Marcus. 1827. — 8. 514 S. Einleitung LII.

Es gab eine Zeit, wo unsere geschichtlichen Behandlungen der Philosophie kaum den westlichen Saum Asiens berührten; man glaubte, im Thales habe zuerst die Vernunft angefangen aufzudämmern, und in die allgemeine Nacht der Barbarey und Unwissenheit den ersten Lichtfunken geworfen. Die Griechen wurden als das auserlesene, über alle andern emporragende Volk angesehen, als das rein auto-didaktische, welches zuerst Licht und Weisheit ausgestreut habe. Von solchen Ansichten ist man doch nun ziemlich allgemein zurückgekommen. Selbst diejenigen, die unsere heiligen Urkunden für jüdische Legenden halten, fangen an einzusehen, daß in Bezug auf Wissenschaft wie auf Kunst unter den gebildeten Völkern des Alterthums eine große organische Verbindung obgewaltet habe, daß eine traditionelle Weisheit von Volk zu Volk übertragen worden, die aber im Verlauf der Zeiten nach dem Genius der Nationen mannigfachen Umstaltungen unterlag. Dennoch bleiben bey allen Umwandlungen die Urelemente der Weisheit dem unbefangenen Forscher kennbar, und gewinnen neues Licht durch das wichtige und merkwürdige Werk, dessen Anfang vor uns liegt, von der Hand eines Mannes, dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit, Tiefe der Einsicht und Reife des Urtheils allgemein anerkannt sind.

Die älteste Weisheit Sina's, von welcher diese erste Abtheilung handelt, lernen wir aus den Kings, den für heilig geachteten Schriften der Sinesen, kennen, die wir jedoch leider nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt besitzen. Nach alterthümlicher orientalischer Sitte ließen Sina's Beherrscher durch ihre Historiographen die merkwürdigsten Begebenheiten ihrer Regierung, Reden, Gesetze, religiöse Gebräuche niederschreiben. Zur Zeit des Confucius (600 v. Chr,) waren diese Schriften zu einer unübersehbaren Masse angeschwellt. Dieser große, um alterthümliche Weisheit und Sitte eifrig besorgte Mann, veranstaltete daher aus dem großen Ganzen einen lichtvoll geordneten Auszug, der nach dem Faden der Geschichte Sina's von Yao — 2557 v. Chr. — bis auf seine Zeit fortlief. Diese Sammlung heißt Schu-king. Die alten Gesänge ordnete er im Schi-king, von der Musik, im großen Sinne des Alterthums, handelte er in Jo-king, von Lebensgebräuchen und Vorschriften in Li-ki, Kommentare über die alten symbolischen Linien enthielt der Y-king. So entstanden durch seine weise Obsorge die fünf Kings, die ersten kanonischen Bücher des Reichs, und in dieser

[redacted]

Hinsicht können wir nicht sehr wohl Confucius dem Esdras vergleichen. Nun geschah es aber (247 v. Chr.), daß Schi-Hoangti, ein kräftiger Kaiser aus der neuen Dynastie Tsiu, fortdauernd mit den übeln Folgen des Feudalsystems, dem Eigensinn und Selbstsucht der Großen, zu kämpfen hatte, die auf die Zerstücklung des Reichs hinarbeiteten, und sich deßhalb auf historische Ueberlieferungen im Schu-king beriefen. Darüber entrüstet, befahl Schi-Hoangti, alle alten Werke, die auf Geschichte, Sitten und Gebräuche sich bezogen, zu verbrennen, und zumal das Schu-king und Schi-king des Confucius. Hätte dieser Befehl in seiner ganzen Strenge vollzogen werden können, so wären uns von jenen alten merkwürdigen Büchern nicht viel mehr als Sagen übrig geblieben. Aber in einem so großen Lande wie Sina, wo die Schreibkunst allgemein verbreitet, war dieß nicht möglich. Als daher in der Folgezeit die Kaiser aus der Dynastie Han die Aufsuchung der alten Bücher verordneten, war man so glücklich, Fragmente der von Confucius bearbeiteten oder selbst verfaßten Werke aufzufinden. Das Schu-king, wie wir es jetzt besitzen, soll aus dem Munde eines alten Mannes, der es auswendig wußte, niedergeschrieben, und durch aufgefundene Handschriften ergänzt worden seyn. Daß sich indeß nicht auf solche Weise in den Urtext Varianten sollten eingeschlichen haben, ist kaum denkbar. Eine andere Schwierigkeit im Verständniß dieser Bücher liegt in ihrer großen Kürze Bekanntlich liebten die Alten nicht die Menge der Bücher, und drückten sich daher im Schreiben wie im Sprechen mit gedrängter Kürze aus, mehr zur Aufgabe für die Erwägung, als zur müßigen Unterhaltung. Wie man in den folgenden Zeiten mehr schrieb, nahm auch der Lakonismus ab, und der Styl wurde weitschweifig.

Von dem ältesten Zustande des Reichs geben uns die alten und bewährtesten Schriftsteller folgende höchst anziehende Schilderung. Anfänglich war das Leben einfach, ernst und beschäftigt. Wenig Städte, gemeinsame Erziehung der Kinder, öffentliches Eigenthum der Güter, Reichthum ohne Privatbesitz, und somit vielfache Beschäftigung des Lebens. Dieß alles war nicht geeignet zu feinerer Bildung im modernen Sinne; aber die Tüchtigkeit der Herzen und der Scharfblick des Geistes auf das Wesentliche wurde bewahrt. Selten waren Palläste, nur bey feyerlichen Gebräuchen bediente man sich goldgewirkter Stoffe, nichts raffinirtes war in Musik und Tanz; aber die Aermsten hatten Wohnung, Nahrung ohne Lebensgefahr und ohne Niederträchtigkeit; auch die Reichsten lebten von der Arbeit. Der Sohn war der erste Diener des Vaters, die Frau des Mannes geliebte Freundin; die Brüder liebten, die Verwandten suchten,

die Nachbarn unterstützten sich. Witwen, Waisen und Greise wurden aus öffentlichem Schatz ernährt. Alter, Ansehn und Tugend wurden geehrt, und das Vergnügen entzog der Pflicht nichts. Auch des Fürsten Hofstaat war ohne Aufwand, seine Pferde ganz gewöhnlich, und Glanz und Reichthum ohne Tugend würden in diesen Zeiten der Achtung entbehrt haben. So erzählen jene ehrwürdigen Männer, und fügen hinzu: Gesetze seyen niedergeschrieben, seit man sie verletzt, Bücher abgefaßt, seitdem Laster den Irrthum geboren habe. Durch schlechte Fürsten und die Verwirrung des Feudalismus wurden die Geister immer mehr getheilt, die Meinungen vervielfältigt und verwickelt Durch Luxus und Hang zur Neuerung den gewöhnlichsten Talenten Raum gegeben, durch Paradoxien zu glänzen. Der falsche Schimmer der Systeme, der Geschmack am Wunderbaren, die Frivolität und Raffinerien der Bildung zogen eine Menge kriechender Nachbeter immer mehr ab von der rechten Bahn, und der große Haufe ihres Gefolges verstrickte sich in das Labyrinth der Schöngeisterey. Die alten erhabenen Prinzipien wurden problematisch, die Sitte hatte ihre Autorität verloren, und als Confucius geboren wurde, war die Wahrheit verfinstert, und schimmerte nur in einzelnen Strahlen durch. Er sah, wie weit die Zeitgenossen von der alten Einfalt in Gedanken, Worten und Werken abgekommen, und erkannte bald, daß die Herzen durch Demuth, Gehorsam und Treue gegen die Aussprüche der Gesetze zur Tugend zurückgeführt werden müßten, um sich zu den Höhen der Geister wieder zu erheben, von denen sie durch Willkür herabgesunken waren. Darum lehrte er durch Spruch und Gleichniß und durch das Beyspiel sittlicher Musterhaftigkeit, und vermied lieber, von jener alten intuitiven Erkenntnißweise zu reden, deren der Geist nur in seiner innersten Sammlung fähig ist. Indeß führten die Spaltungen, durch eitle Anmaßung auf Selbstständigkeit in der Schule des Weisen entstanden, den Irrthum in vielfacher Gestalt herbey. Die Auslegung der King verlor an Reinheit und Einfalt, und die Hindernisse des wahren Verständnisses vermehrten sich mit der Verschiedenheit der Interessen und mit der Verderbniß der Sitten. Der würdige Meng-tseu suchte das Getheilte zu sammeln, den Interessen gemeinsame Beziehung zu geben, die alte Lehre noch einmal in ihrem ganzen Glanze zu zeigen. Er erwarb sich Ruhm und Beneider, sein Wirken war vorübergehend, wie auch noch bey einigen andern von seiner Gesinnung. So verlor die alte Lehre und Denkart allmälich ihren praktischen Einfluß auf das Leben; aber alte Schriften blieben, und wurden späterhin und werden noch jetzt als Muster und Vorschriften geachtet und

auswendig gelernt, der Form nach auch befolgt — doch das inwendig-Lernen hat abgenommen.

Werfen wir auf dies Bild vom ältesten Zustande Sina's einen verweilenden Blick, und vergleichen wir es mit den alten Zuständen der andern großen Reiche Asiens, so bemerken wir einen großen Vorzug der früheſten Zeiten an Weisheit und Sittlichkeit, und wie jene großen Reiche mit der Zeit in einem Uebergange zur Verschlimmerung sich befanden, statt höherer Vervollkommnung entgegen zu reifen, welche Verschlimmerung vielen ihre endliche Auflösung und Untergang zuzog. Wenn wir daher mit unbefangenen Blicken den Faden der Geschichte verfolgen, so überzeugen wir uns leicht von der Nichtigkeit der durchaus willkürlichen und unbegründeten Hypothesen von einem Uebergange der Jägervölker zum Hirtenleben, und von diesem zu Ackerbauern und Städtebewohnern. Die in das jetzige Schensi angelangten Stämme fanden das Land zum Theil schon mit Barbaren besetzt, die allmälich zur Kultur gewonnen oder ausgerottet wurden. Einige unruhige Ueberbleibsel derselben haben sich noch unter dem Namen Miao in den unzugänglichen Bergen des westlichen und südwestlichen Sina erhalten. »Hier sehen wir,« bemerkt der Verfasser, »erstens verwilderte, zweytens in der Tradition der Urwelt gebliebene Völker, welche, wie im Westen, Sitten und Institutionen bringen, und so das Verwilderte assimiliren.« In diesen wenigen Worten ist hier das wahre Verhältniß angegeben; nämlich die bey den Wanderungen und Umsiedlungen verwilderten Stämme bildeten sich nicht selbst zu Hirten und Ackerbauern um, sondern nahmen diese Lebensarten von Völkern an, die schon auf einer höhern Stufe der Kultur standen, deren Gipfel bis auf den Ursprung unseres Geschlechtes hinaufreicht. Wir haben auf den weiten Strecken Amerika's eine Menge Jägervölker kennen gelernt, aber man wird schwerlich ein einziges aufweisen können, das von selbst das unstäte Jägerleben mit dem ruhigern Stande des Hirten oder Ackerbauers vertauscht hätte. Aus den Kolonialversuchen der katholischen Missionäre im Süden und der Russen im Nordwesten von Amerika weiß man, wie schwer es hält, den an Ungebundenheit gewohnten Wilden zu einem geordneten Leben zu führen, und wie gern er jede günstige Gelegenheit benützt, die alte Freyheit in den Wäldern wieder aufzusuchen, kämpfend mit Hunger, Klima und so mancherley Ungemach der rohen Natur. Es wäre daher einmal Zeit, daß die gänzlich unhistorische Behauptung von den drey Stufen der Kultur, die alle Völker sollen durchgegangen seyn, aus unsern historischen Kompendien wegbliebe, die einer dem andern gedankenlos nachschreibt. Uebrigens ist diese Be-

[redacted]

hauptung nur ein Schößling des naturalistischen und irreligiösen Systems, worin angenommen wird, der Mensch sey das Werk einer absichtslos bildenden Natur, mithin selbst eine bloße Naturkraft, die in ihrem Anfange roh und ungeschlacht, durch fortgesetzte Versuche sich stufenweise ausgebildet habe, bis sie ihren Kulminationspunkt erreicht, von dem sie wieder herabsinkt. Dies System, ein Produkt der reinen Vernunft, ist unserer biblischen Urkunde geradezu entgegengesetzt; denn nach dieser ist der Mensch das ebenbildliche Geschöpf einer unendlichen, über allen Naturzwang erhabenen, absolut freyen Intelligenz, ein lebendiger Spiegel der Gottheit, bestimmt, die Strahlen der Allmacht auf lebendige Weise in Demuth und Liebe abzuspiegeln *). Daher jene tiefe Weisheit der Organisation, die große Kraft und Glanz der uralten Staaten des Morgenlandes. Um aber auf ganz anderm Wege dahin zu gelangen, schleppen die Anhänger des naturalistischen Systems ihre Jägervölker durch einige Hunderttausende, wo nicht gar Millionen Jahre, damit sie den Mangel des Bildungsprinzips durch die Länge der Zeit decken.

Von dieser höhern Vollkommenheit der Nationen, je näher sie ihrem Ursprunge stehen, kommt das Hervorragende der alten Dynastien vor den spätern und jüngern. Es ist in Sina eine Lehre, so alt wie das Reich, daß der Monarch seine Gewalt von Gott habe, und daher ein sichtbarer Stellvertreter Gottes sey. »Die Königswürde,« heißt es im Schuking, »ist vom Himmel bestellt, wer damit bekleidet ist, muß den Herrn aller Macht mehr vergegenwärtigen durch Weisheit und Wohlthätigkeit, als durch Streiche der Gewalt und der Autorität. Das Schwert, welches Er in Händen führt, verletzt ihn selbst, sobald Er es mit Unrecht braucht, und der ganze Glanz seiner Krone darf nicht einen Seufzer des geringsten seiner Unterthanen kosten: seine Glorie besteht im Wohlergehn der Seinigen. Nicht auf zweydeutigen Maximen einer eigensüchtigen Politik baut das Schuking die Regentenkunst; ihr Geheimniß besteht vielmehr darin, die Reinheit der Lehre und der Sitte durch natürliche, gesellige, bürgerliche und religiöse Tugend zu bewahren. Das Muster des Fürsten ist der erste und mächtigste Beweggrund der Autorität; je mehr er selbst guter Sohn, Vater, Gemahl, Bruder, Verwandter und Freund ist, desto weniger wird er den Gehorsam befehlen müssen. Je mehr er die Alten ehrt, die Beamten achtet, die Tugend erkennt und belohnt, sich der Unglücklichen erbarmt, desto mehr wird er selbst geehrt, geachtet, anerkannt und geliebt seyn. Daraus ist leicht zu ermessen, wie

*) Philosophie der Geschichte. Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung. 1827. S. 336 ff.

[redacted]

das Schuking die Eroberungssucht. den Krieg und die Tyranney betrachtet; es nennt sie Feuerflammen, deren flüchtiger Glanz nur Asche und Thränen zurückläßt. Nicht minder verwirft es den Luxus auf das entschiedenste, als den Feind des öffentlichen Wohls und die Quelle des Verderbens, denn er verhalte sich zur Wohlhabenheit, wie der aufgedunsene zum wohlgenährten Leibe.« Diesen Begriffen gemäß erscheint im Schuking und den übrigen kanonischen Büchern des Reichs der theokratische Charakter der patriarchalischen Regierung noch ganz vorherrschend; ja die frühesten Regenten scheinen so bestimmt nur im Namen Gottes geherrscht zu haben, daß kaum ihr eigener Name hervortritt, sondern ihre Benennungen nur wie verschiedene Titel der göttlichen Macht und Weltregierung sich ausnehmen, dahin gehören die Namen Hoangti, Jao und andere, die dem Herrn Himmels und der Erde beygelegt werden. Das Ziel der Monarchen, heißt es daher, sey die Mitte, diese Mitte ist nichts anders, als das höchste Gut oder die himmlische Vernunft. Ohne Unterlaß soll der Fürst, das erlauchte Vorbild seiner Völker, wachen auf die Mitte, und sich konformiren dem ewigen Gesetz. Hieran muß Er dem Volke kennbar seyn. Er ist, wie Confucius sagt, gleich dem Pole des Himmels, um den sich die Sterne bewegen. Ist der Gehorsam gegen den Willen des Himmels in Ihm lebendig, so lebt und blühet das Reich; verwirrt wird es dagegen, wild und wüste, wenn der Trotz sich in Ihm erhebt, die Empörung seines Willens stört die Ordnung der Natur.

Diese tiefe Idee von ihrer hohen Bestimmung hat, den historischen Urkunden zu Folge, die ältesten Monarchen Sina's wahrhaft beseelt. Gleich am Eingange begegnet uns Jao, die ehrwürdige Gestalt eines großen Menschensohnes, der gleichsam als Gottes Sohn geachtet wird, und alle ihm Untergebenen als Vater, Bruder und Freund wie die Seinigen, Ihm vom Himmel anvertraut, betrachtet. Denn dieß war ihre Ansicht, daß zwischen dem Monarchen und seinem Volke eine organische Verbindung obwalte: Er mit dem ganzen Inbegriff der Seinigen ist die eine Person, welche das Reich konstituirt Kraft der Autorität des Himmels. »Der erlauchte Himmel« (Hoang-tian), heißt es, »hat dem Jao das Reich gegeben, ihn mit Ausführung seiner Gebote beauftragt, ihn zum Herrn des Reichs gemacht.« Himmel und Erde, wird erzählt, haben in Jao zusammengestimmt. Er ist ehrwürdig, anstandvoll, von klarem Geiste und durchdringendem Verstande, demüthig und ernst. Er ist der himmlische Jao, der auf Erden herrscht.

In unserer Zeit, wo man noch immer von manchen Seiten die Autorität unserer heiligen Urkunden zweifelhaft zu machen sucht,

dürfen wir die Stellen in den ehrwürdigen Urkunden Sina's, welche durch sie Licht und Bestätigung erlangen, um so weniger übersehen. Alte Sagen dieser großen Nation berichten, schon lange vor Jao habe das Gewässer die Welt erfüllt. Tag und Nacht seyen in Unordnung gekommen, denn der erzürnte Herr des Himmels und der Erde habe die Menschen gestraft und verderben lassen; aber Niu-wa habe das Wasser durch das Holz (Schiff) bezwungen, und die Gewölbe des Himmels mit einem wunderbaren Stein von fünf Farben (mit dem Regenbogen) wieder hergestellt. Sü-ma-tsian, der große Geschichtschreiber der Nation, hat uns aus dem Schuking folgende Stelle aufbewahrt: »Die überall ausgetretenen Gewässer erregen beständige Trübsale; sie überschwemmen alles; sie wogen bis zum Himmel empor; das Volk seufzet, wer kann dem abhelfen?« Zu diesem kommen noch die Nachrichten vom ältesten Zustande des Landes, worin allenthalben die Folgen der großen Erdflut sichtbar waren. »Vor Alters,« heißt es, »war die Erde wenig bevölkert, und die Menschen wohnten auf den Höhen. Obgleich im Reich der Mitte (Sina) noch viel Gewässer stand, so schadete das doch nicht immer. Unter des Jao Herrschaft wuchs die Zahl der Menschen heran, sie begannen die niedrigern Gegenden zu bewohnen. Ueberschwemmungen waren nun ein Uebel, dem bald gesteuert werden mußte. Jao unternahm es, und erzeigte diesen Dienst allen kommenden Geschlechtern.« Und anderswo: »Zur Zeit des Jao war die Welt noch nicht beruhigt, die mächtigen Gewässer traten aus und überschwemmten sie. Kräuter und Bäume wuchsen hoch und wuchernd, überall wimmelte es von Vögeln und wilden Thieren, und die fünf Getreidearten keimten nicht. Die Ueberschwemmung hat unter Jao nicht eigentlich erst begonnen, sie geht in die frühesten Zeiten zurück. Die Wasser hatten noch nicht ganz ablaufen können, und wuchsen von Neuem an. Das Uebel, welches die Ueberschwemmungen bewirkten, war so alt, daß wenig Hoffnung blieb, die Gewässer abzuleiten, und dieß war, was das Volk betrübte.« Dieß alles deutet hinreichend auf den damaligen Zustand der Erde und des hügeligen Sina insbesondere. Wir lernen dadurch auch von dieser Seite her den Zusammenhang der alten Traditionen kennen, und die große Aufgabe der alten Könige, ihren Kampf mit den wilden Thieren jeder Art, und ihre Anstrengung, der Erde eine bewohnbare Gestalt zu geben.

Schün, den Jao schon im Leben zum Mitregenten und Nachfolger bestellt hatte, wird uns gleichfalls als einer der größten Regenten geschildert. Er war des Jao Ebenbild, heißt es, gewann dessen Ruhm und Tugenden: vollkommenen Verstand, Wohlwollen und Leutseligkeit, verbunden mit großem Geiste;

ernst, mild und bescheiden. Das große Werk, die wilden Gewässer zu bändigen, soll er zu Stande gebracht haben. Der ihm folgende Jö, Stifter der Hia-Dynastie, wird als einer der erlauchtesten Fürsten gezeichnet. Er ist der eigentliche Ordner des Reichs. Ihm wird die erste durchgreifende Eintheilung des Landes, die große Arbeit der möglichst gleichförmigen Bewässerung durch Flüsse, Bäche und Kanäle, die mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten verbunden war, zugeschrieben. Ki, sein Sohn und Nachfolger, gehört eben so zu den großen Kaisern der Urzeit. Tai-kang aber, sein Sohn, saß auf dem Throne gleich dem todten Kinde. Die Liebe zum Vergnügen hatte ihn vom Wege der Tugend abgezogen, trotz der Abneigung seines Volkes strebte er nur seinen Leidenschaften zu genügen. Mit ganzen Truppenkorps zog er auf die Jagd, und es vergingen wohl hundert Tage, ehe er wieder kam. Fünf Brüder sammt der Mutter machten ihm hierüber Vorstellungen: »Sieh, was in den Urkunden unsers erlauchten Großvaters steht: liebe dein Volk mit Zärtlichkeit, verachte es nicht, es ist die Grundfeste deines Reichs. Von innen ausschweifende Frauenlust, nach außen der unbändige Hang zur Jagd, Leidenschaft für den Wein und Musik, die unehrbar, hohe Palläste und Mauern mit Gemälden bedeckt, das sind sechs Gebrechen, deren eins schon verderben kann.«

Es ist hier nicht unsere Absicht, die ganze Reihe der alten Regenten Sina's durchzuführen, darüber verdient das Werk selbst nachgelesen zu werden; nur bemerken wollen wir, daß Ausartungen der Fürsten auf dem Throne von nun an häufiger wiederkehren, welches denn auch zum Sturz und Wechsel der Dynastien Veranlassung gab. Es mag das hier angezogene hinlänglich seyn, um als Argument gegen die irrige Ansicht zu dienen, welche das Menschengeschlecht von einem rohen Anfange zu immer höherer Vollkommenheit aufsteigen läßt, indem die Geschichte des sinesischen Reichs ein deutliches Bild einer Nation darbietet, die, in dem nämlichen Grade, wie sie sich von der redlichen Erfüllung ihrer ursprünglichen Gesetze entfernt, dem innern Verderben entgegen geht. In einem Familienreiche, wo, so wie hier, der Fürst und Vater des Volks der Mittelpunkt der Existenz ist, wo das Schwanken dieses Punktes und seine Excentrizität von der gerechten Mitte alles in Verwirrung bringt, ist es fast unvermeidlich, daß die Familien und Völker, welche dem herrschenden Hause zunächst angehören, in den Strom des Lasters mit hineingezogen werden, und so wird uns auch in diesen traurigen Fällen der Zustand des Reichs geschildert. Die Großen und Beamten, nachahmend einer dem andern, begehen alle Laster. Das Laster bleibt ungestraft, und diese Straflosigkeit ver-

lockt das Volk. Allerwärts sieht man Haß, Streit, Rache, Feindschaften.[1] Aber dies Umsichgreifen des Verderbens ist zum Theil eine Folge der Staatsverfassung in Sina, wo die erste unmittelbare Naturgestalt zu einem gleichartigen Ganzen sich ausgebreitet hat, und wo das ursprüngliche patriarchalische Verhältniß als bestimmtes Grundgesetz für alle Zeiten erscheint. Es ist weder von selbst in eine neue höhere Gestalt der socialen Entwicklung eingegangen, noch durch offenbare Dazwischenkunft göttlicher Fügungen und Institutionen erhoben worden, wie bey den Hebräern, sondern ist in seiner elementarischen Gestalt festgesetzt und festgehalten. Es ist nicht bloß jene für alle Zeiten geheiligte, Ehrfurcht gebietende Macht freyer Stammväter über ihre Familien unter der gemeinschaftlichen Autorität Gottes, sondern die eminente Macht eines gemeinsamen Vaters und Herrn für alle Geschlechter des Volks; eine irdische und sichtbare Autorität als entschiedene und entscheidende Manifestation des Himmels in einem ungetheilten Willen, und diese Autorität ist als die Grundbedingung der ganzen Existenz des Volkes, als Grundlage der Reichsverfassung anerkannt. Aber dies Grundgesetz wurde dadurch zugleich die Schranke einer geistigern Entwicklung, weil alles Leben und Bestreben sein höchstes und letztes Ziel im Wohlgefallen des irdischen Herrn und Kaisers hat, und durch diese Bekräftigung allein das Wohlgefallen des Himmels erreichen kann. Verfehlte nun, wie leider öfters in Sina der Fall war, dieser höchste irdische Wille selbst sein Ziel, so zog er natürlich die untergeordneten Willen, die zu ihm in so strenger Beziehung standen, mit sich auf den Abweg, auf den er selbst gerathen war. Die älteste Gesetzgebung bietet zwar große Veranstaltungen dar, um den Kaiser, diesen Sohn des Himmels, in den Stand zu setzen, die reine Mitte seiner Völker und die wahrhafte Wohnstätte des himmlischen Willens zu seyn. Der Kaiser wird überall hingewiesen auf das Gesetz des Himmels, als seine unveränderliche Richtschnur, durch deren treue Befolgung er sein Volk im Parallelismus mit dem Willen des Himmels erhalten sollte, aber es mangelte die vermittelnde Macht einer geistigen Institution. Durch diese absolute Form der Staatsverfassung wurde es nun, theils aus Mißverständniß, theils aus Schmeicheley gegen die Person des Beherrschers, leicht möglich, daß die symbolische Verehrung des Herrn Himmels und der Erde in dessen Stellvertreter, dem Kaiser, in der Folgezeit in wahren Götzendienst ausartete, indem der Kaiser gleichsam als Gott angebetet ward, auf eine Weise, die selten mehr Gott selbst gewidmet wird.

Eine beynahe durchgängige charakteristische Eigenthümlichkeit des Alterthums, die wir auch in Sina wieder antreffen, war

[redacted]

der Glaube an eine Uebereinstimmung der Ordnung der Natur und der Freyheit, so daß erstere sich richte nach dem moralischen Verhalten der Menschen. Bey den Hebräern war es bestimmter, göttlicher Ausspruch, und die fruchtbaren oder dürren Jahre gehörten mit in die Verheißungen und Drohungen des Gesetzes. Wenn die Tugend herrscht, heißt es in den Urkunden Sina's, so kommt der Regen zu rechter Zeit; wenn man gut regiert, so erscheint der Himmel heiter; Wärme zu rechter Zeit deutet Klugheit an, und wenn die Kühle zu ihrer Zeit kommt, dann urtheilt man mit Verstand; die Vollkommenheit wird durch die Winde angezeigt, wenn sie den Jahreszeiten gemäß wehen. Dieß sind die guten Andeutungen; aber es gibt deren auch schlimme: wenn das Laster herrscht, so regnet es ohne Unterlaß; wenn Leichtfertigkeit und Thorheit schalten, dann ist dürres Wetter; die Wärme aber hält an und wächst zur Hitze, wo man faul und nachläßig ist, und eben so will die Kälte nicht weichen, und steigt zum Frost, wo man zu schnell und heftig ist, und Winde stürmen fort und fort, wo man blind für sich eingenommen ist. Es war daher auch den Monarchen Sina's zur strengsten Pflicht gemacht, den Gang des Himmels und der Erde zu beobachten und zu erforschen, und diese Beobachtungen der Natur waren ihnen eben so sehr religiöse als politische Aufgabe. Eine im ganzen Alterthume so allgemeine Ansicht der Dinge, verbunden mit den den Israeliten ausdrücklich gemachten göttlichen Bestimmungen, scheint fast auf die besondere Oekonomie in der göttlichen Erziehung der jugendlichen Menschheit hinzudeuten, die freylich jetzt nicht mehr als Norm betrachtet werden darf, nachdem mit Entstehung des Christenthums eine höhere Ordnung der Dinge eingetreten ist, und die freyen Handlungen der Menschen vorwaltend nur in der intellektuellen Welt sich reflektiren.

Wenn auch diese frühere Ansicht der Dinge damals an sich wahr seyn mochte, so lag ihr doch ein Irrthum sehr nahe, der, wie es scheint, in Sina und auch anderwärts eintrat, indem man die Ordnung der Verhältnisse umkehrte, und die Ordnung der Freyheit von der Naturordnung abhängig machte, wodurch denn die im ganzen heidnischen Alterthume vorherrschende fatalistische Ansicht der Dinge eintrat. Von nun an glaubte man, daß die Charaktere und Handlungen der Menschen durch planetarische und andere physische Verhältnisse bestimmt wurden: so auch in Sina. Dahin gehört die Periode der fünffach wechselnden Elementarherrschaft unter dem Namen der fünf Kräfte oder der fünf Verwandlungen. Der Charakter und die Ordnung dieser Elemente wird also gegeben: dem Holze wird der Charakter mildthätiger Liebe beygelegt; das Feuer eignet den heiligen Gebräu-

[redacted]

chen; der Erde wird die Treue und Redlichkeit zugeschrieben, und sie gilt als Sinnbild der Tugendstärke; das Metall bezeichnet die strenge Gerechtigkeit, das Wasser die Besonnenheit als Spiegel der Selbsterkenntniß. Aus dem Wasser, hieß es weiter, werde und wachse das Holz, Holz erzeuge Feuer, denn Feuer sey selbst nichts als Holz in der heftigsten Bewegung; Feuer bringe Erde (in der Asche) hervor, Erde Metall, Metall aber Wasser (das Flüssige durch Schmelzung). Diese Ansicht der Dinge möchte schwerlich mit den Erfahrungen unserer Zeit übereinkommen; noch irriger aber war die Behauptung, daß die Generationsperiode der Elemente die Folge der herrschenden Häuser bestimme, und somit der Verlauf des Reichs nicht minder periodisch sey, als die Umläufe des Himmels und die Umwandlungen auf Erden. Daher auch der Sprachgebrauch der Kaiser: Wir, die der Himmel durch seine Umläufe zur Herrschaft bestimmt hat. Frühe also hat man die Verhältnisse der Dinge verkehrt, und die physische Ordnung als die vorwaltende betrachtet, daher auch spätere Schriftsteller mit großer Ruhmredigkeit von der Kunst sprechen, alle wichtigen Ereignisse des Reichs mit derselben Genauigkeit und Zuversicht vorherzusagen, mit der sich die Sonnen- und Mondesfinsternisse bestimmen lassen. Eben so war es festgesetzt, daß jede Dynastie in allem ihrem Vornehmen nach dem Wandel der Elemente sich richten müsse, durch dessen Kraft sie zu regieren glaubte, um in allem den Geist des Elements, der sie lenkte, zu verherrlichen. Bey Opfern und andern Feyerlichkeiten wurde die Farbe des herrschenden Elements getragen. Dieß alles bekundet ohne Zweifel eine eben so irrige als schädliche Unterordnung der Freyheit unter die physische Weltordnung.

Dessen ungeachtet können wir der sinesischen Naturansicht nicht eine gewisse Tiefe absprechen, und sie hat in ihren Grundprinzipien mancherley Berührungen mit unserer heutigen Naturphilosophie. Dem Irrglauben der Aristoteliker, Stoiker und anderer griechischen Schulen von der Ewigkeit der Materie haben die alten Lehrer der Nation nicht gehuldigt. Der Ursprung, Ausgangs- und Schwungpunkt aller Dinge hieß Taikie, aber über das natürliche Prinzip walte ein anderes und höheres, und die Vernunft (Tao) gehe dem Anfang der Dinge vorher. Selbst ein späterer Schriftsteller, der berühmte Lopie, sagt: Ich habe in der großen Tradition des Jeking gelesen, und darin erkannt, daß Himmel und Erde einen Anfang gehabt, wie vielmehr der Mensch. Von diesem Taikie lehrt nun das Jeking: »es habe hervorgebracht die zwey Regeln, diese die vier Bilder, diese aber die acht Loose (Kua, Fügungen, Grundbestimmungen der Welt). In dieser Weltenentwicklung begegnen

uns Züge, die unserer Naturphilosophie nahe verwandt sind. Im Taikie, als dem Geheimniß der Schöpfung, ist das Ja (Tai) der schöpferischen Macht mit dem Nein (Kie, der Gränze, dem Negativen) des noch nicht für sich Seyenden vereinigt; es ist der positive Anfang alles Werdens, die erste Regung aus dem Nichtseyn zum Seyn. Ja und Nein ist darin verschlungen, jedoch nicht so, daß ersteres nur Ja bliebe, letzteres nur das Nein, sondern daß beyde, wiewohl wesentlich unterscheidbar, doch in wirklicher Vereinigung sind. Als Unterschiedenes in solcher wirklichen Vereinigung wird nun das Ja vorzugsweise Jang genannt, das Nein aber das In; die Vereinigung ist das Taikin selbst, durchdrungen vom Ki oder dem Hauch der Belebung. Das Taikie wird auch vorgestellt als der mütterliche, wallende Urstoff der Welt, über dem der Hauch des Herrn (Schangti) ist, und denselben zur Weltbildung belebe. Das Jang, welches das In an sich genommen, und das In, welches Theil nimmt am Jang, sind nach den alten Weisen der in sich verschlungene lebensschwangere Keim aller Weltbildung. Das Jang heißt bey ihnen das Klare, das Evidente, die Bewegung und Belebung; das In das Dunkle, das für sich Verborgene, die Trägheit, der Tod, auch werden sie geradezu Licht und Finsterniß genannt. Das Werden, Entstehn und Vergehn betrachten sie als einen Uebergang von einem zum andern, als eine durchgehende Wechselseitigkeit, so daß eines das andere an sich habe. Sie werden deßhalb auch die reciproca genannt. So sey auch in jedem Element Vollkommenes und Unvollkommenes, wie sich dann beydes an ihnen zeige. Das Vollkommene im Feuer sey ganz äußerlich und evident, darum leuchte und glänze es, sein Unvollkommenes aber innerlich, darum sey es nach innen blau, violett und schwarz. Die Vollkommenheit im Wasser, seine innerliche nämlich, seine Durchsichtigkeit, seine Unvollkommenheit dagegen äußerlich, und offenbar durch seine Kälte und Feuchtigkeit. Ihre Idee von den Uebergängen spricht sich in der Lehre von der Wärme und Kälte am deutlichsten aus. Ist die Wärme am gedrängtesten, dann erzeugt sie Kälte, und diese, wenn sie den höchsten Grad erreicht hat, die Wärme; wie denn auch geschehn, daß, wenn die Kälte um Mitternacht am stärksten sey, gerade in diesem Punkte die Wärme ihren Anfang habe, und dann rechts fortschreitend im Aufgang wachse, bis sie im Mittag ihre höchste Kraft und Vollendung erreiche; im Mittag aber werde die Kälte geboren, und sich links wendend am Abend wachse und um Mitternacht ihre Höhe erreiche.

Der Dualismus der angegebenen Prinzipien manifestirt sich ihren Begriffen nach im Großen im Verhältniß des Himmels

zur Erde. Es entfaltet sich nämlich aus dem Grundanfang kraft des Maß und Form gebenden Geisteshauchs die vorwaltende Lichtnatur des Jang, die Dunkelheit des In erklärend, zum sichtbaren Himmel mit allen seinen Klarheiten (den Gestirnen), zur alles umgebenden, alles durchdringenden, bewegenden Offenbarung der großen Einheit; es ist die vorwaltende Macht der Bewegung in der ganzen Natur. Aus demselben Grundanfange und kraft desselben Bildungsaktes setzt sich die dunkle Natur des In zur ruhigen, sich in sich verbergenden, die Erzeugnisse aus ihrer Verbindung mit dem Himmel hegenden, pflegenden Erde fest, als der stille Mutterschooß aller Dinge. So verhält sich denn die Sonne, als die eminente Macht des Lichts (Jang) zur Erde, als der vorwaltend dunklen Macht (In), wie das väterliche zum mütterlichen Prinzip. Das durchgeführte Verhältniß beyder im ganzen Jahreslauf wird mit dem Menschen verglichen, wie er das kindliche, das jugendliche, das männliche Lebensalter durchwandelt, wie er dann ergrauet und stirbt, um wieder aufzuleben. Zwischen Himmel und Erde und innerhalb ihrer Verbindung, Scheidung und Wiedervereinigung schwebt der Fortgang der Natur. Der Aufgang und die Wiedergeburt des väterlichen Prinzips tritt jährlich mit dem Winterstillstand der Sonne ein, und da geschieht es, daß die ganze Natur hinabwelkt, und von diesem Moment abgestorben, neue Kraft gewinnt, wächst und gedeiht, bis zum Sommerstillstand, wo ihre Abnahme beginnt, und die Wiedergeburt des mütterlichen Prinzips eintritt, welches demselben Kreislauf unterworfen ist. Zwölf Hauptmomente werden in diesem Fortgange unterschieden, wie bey den Aegyptern zwölf Verwandlungen des Osiris; sie bilden in ihren Uebergängen und in ihrem Inbegriff einen Kalender, der sich auf den periodischen Fortschritt der beyden Prinzipien und die Entwicklungen der Natur auf Erden bezieht.

So wird dieser stille Mutterschooß der hegenden, einigenden Nacht, als in einer unauflösbaren Wechselseitigkeit und Ehe mit dem Himmel begriffen, betrachtet; Himmel und Erde sind vereint, gleich ihren Prinzipien, und wie das Sternenlicht die unmittelbare Offenbarung des göttlichen Willens, so setzt sich das, was am Himmel erscheint, in und auf der Erde zu bestimmten Fügungen fest, und bildet sich nach Maßgabe der Zeitpunkte dieses ehelichen Verhältnisses im Jahreslauf zu sichtbaren und berührbaren Gestalten, und zu einem Komplexus von Vorgängen und Ereignissen aus, welche, zunächst in das menschliche Leben eingreifend, dasselbe in den Kreis der Verwirklichung dessen hineinziehen, was die Sterne bloß andeuten und bezeichnen. Um hier nicht zu weitläufig zu werden, verweisen wir hinsichtlich der weitern

[redacted]

Ausführung dieser Ideen, und zumal der Entwicklung der zwey Grundregeln in die vier Bilder und acht Kua oder Signaturen, die in der ganzen Oktave vom tiefsten bis zum höchsten Tone ausgedrückt wird, auf das reichhaltige Werk selbst (S. 136 — 197). Wenn uns aber in dieser Naturansicht der Sinesen manches dunkel und unverständlich bleibt, so bezeugt sie dennoch eine sehr tiefe Naturansicht, die vielleicht in ihrer ursprünglichen Klarheit zur Ausstattung der neugeschaffenen Menschheit gehörte, ehe noch die wachsende Verfinsterung und Dumpfheit des Geschlechts die ursprünglichen Anschauungen und ihre Ausdrücke in unverständliche Räthsel auflöste.

Aus der Anthropologie der Sinesen heben wir einige Züge heraus, welche die Einheit der ursprünglichen Tradition und ihre Uebereinstimmung mit unserer heiligen Urkunde darthun. »Als Himmel und Erde da waren,« sagt das Jeking, »wurden alle sichtbaren Dinge gebildet, darauf das männliche und weibliche Geschlecht, endlich Mann und Frau.« Himmel und Erde vereinigen sich in ihm, und haben in ihm ihre Vollendung: er ist in der ganzen Welt die vollständigste Einigkeit des Jang und In, der ganz ausgebildete Grundanfang. Von der ursprünglichen Vollkommenheit des ersten Menschen finden wir höchst merkwürdige Anzeigen. Dem zuletzt eingesetzten Herrn der Welt, dem ersten Menschenfürsten haben Wind und Wolken gehorcht, sein Wille habe über Ruhe und Bewegung, Regen und Sturm, Licht und Finsterniß geboten; er habe die Feinheit der Geister gehabt, nichts sey, daß er nicht gewußt und vermocht hätte. Er habe jedem Ding einen Namen gegeben, der zur Ordnung einer Sprache gehöre. Er habe die Welt umfaßt, und die Welt (die Erde) habe ihm Ehrfurcht bezeugt und gehuldigt. Sonne, Mond und Sterne leuchteten damals mit unaussprechlichem Glanz. Seine Lehre und Weisheit gleiche dem Himmel durch ihre Höhe, der Erde durch ihre Tiefe. Dieß vom Urstande des Menschen; aber eben so bestimmt sind die Ueberlieferungen vom Falle. So sagt Lopie: Der Mensch war geistvoll und tugendhaft; er hatte alles vom Himmel, nichts von sich. Der Geist folgte dem Himmel, wie der Schüler seinem Meister. Die Lust aber, sein thierischer Antheil, machte ihn zum Knecht der sinnlichen Dinge. Im Anfang, dem Himmel gehorchend, war er durchaus Geist, darauf aber, da er nicht wachte über sich, überwältigte ihn die Leidenschaft, und er verlor den klaren, erleuchteten Verstand. Ihre Ueberlieferungen reden vom Verlust der Genüsse des reinen Geistes durch Befriedigung der Eßlust, vom Verschluß und Verbergung des Gartens, der über die Erde schwebte, wodurch die Frucht zur Erhaltung des Lebens unzugänglich wurde. Ein altes

Sprichwort sagt in Beziehung auf diesen Verlust: »Höre nicht auf die Stimme des Weibes.« Die Glosse setzt hinzu: Diese Worte deuten an, daß die Verkehrtheit des Weibes die Quelle und Wurzel alles Uebels ist.

Ueber das veränderte Verhältniß der ursprünglich ihm untergeordneten Natur znm Menschen finden wir ebenfalls bey dem berühmten Lopie einen merkwürdigen Ausspruch. Nach dem Falle des Menschen begannen die Thiere, die Vögel, die Insekten und die Schlangen mit Wetteifer den Krieg gegen ihn; sobald er die selbstsüchtige Wissenschaft erlangt, wurden alle Kreaturen seine Feinde. Hoai-nan-tseu führt die Ueberlieferung an, daß in weniger als drey oder fünf Stunden der Himmel sich verwandelt habe, und der Mensch nicht mehr derselbige gewesen sey. Nachdem aber die Unschuld verloren, sey die Barmherzigkeit erschienen. Ihre Sagen reden ebenfalls von den Patriarchen der Urwelt, und berichten von ihrem langen Leben von mehreren hundert, ja über tausend Jahren; sie ordneten alles, heißt es, nach dem Vorbilde des Himmels: sie gaben den Pflanzen und Thieren Namen, so ausdrucksvoll, daß im Namen auch die Erkenntniß der Sache aufgeschlossen war. Einer derselben wird besonders gefeyert, als mit Weisheit hoch begabt; er habe, heißt es, recht in der Mitte den Ring gefaßt, mit welchem man zur Vollkommenheit gelange; ein anderer lebte als Einsiedler auf dem Berge der süßen Quellen, Betrachtungen obliegend; sie trugen das Volk, und dieß sah sie als Götter an; sie beherrschten die Welt, ohne zu herrschen; denn sie bedurften der Sinne nicht, sondern erwogen alles in friedensvoller Seele, es war ihnen alles klar in sich selbst. Neben diesen macht die Tradition der Vorwelt auch Züge der ausgelassensten und furchtbarsten Leidenschaft erkennbar — Züge von jener Art, wie uns die Genesis mit starken Umrissen die antediluvianischen Zeiten bezeichnet — gigantischer Uebermuth ergreift die Gewaltigen, das Volk verwildert.

In der Sittenlehre der Sinesen finden wir Züge genug, die aus dem religiösen Urverhältniß der Menschen geschöpft sind. Die kindliche Ehrfurcht, heißt es, gegen den Herrn Himmels und der Erde ist die Grundbedingung alles Anstands, aller Würde und Haltung. Hegt sie der Fürst in seinem Herzen, so ist er das Muster und zugleich der Versammlungsherd dieser Tugend, welche der Himmel von allen fordert. »Deine Rede,« sagt das Li-ki, »soll seyn die eines Menschen, der über seine Leidenschaft herrscht; der Anstand verbietet viel zu reden; die Redlichkeit untersagt übel zu reden, von wem es auch sey. Jedes Wort entsprieße der Mitte der Vernunft; die Wahl der Worte wird so allein sicher, und der Ausdruck treffend und anstandvoll. Der

Gedanke gilt als das höchste, in sofern er durchdringend, d. h. auf die ewige Vernunft bedacht ist, und in ihr seinen Eingang und Ausgang hat.« »Der Weise selbst,« sagt das Schuking, »wird lasterhaft, wenn er seine Gedanken nicht zügelt, und der Lasterhafte, sobald er dieß vermag, wird bald ein Weiser seyn. Alle Menschen tragen den Keim der Vernunft und Gerechtigkeit in ihrem Herzen; aber die Leidenschaft umhüllet ihn, und hindert das Samenkorn, bis zur Ernte zu reifen, und der Eigensinn läßt die Gedanken selten recht durchdringen bis zur Mitte der Vernunft. Aber das innerste Verhältniß des Menschen, sein Bestand in der ewigen Mitte, ist wesentlich religiös. Die alte Lehre bezeichnet er als ein Athmen der Intelligenz und des Willens in der himmlischen Vernunft und dem himmlichen Willen, und zumal als ein Verhältniß der tiefsten Ehrfurcht und des absoluten Gehorsams gegen den höchsten Herrn (Schangti), woraus dem Herzen Friede und die volle Kraft gerechter Wirksamkeit aufgehe. Im Allerheiligsten des Verhältnisses zu Gott steht der Kaiser und mit ihm der Weise. »Den Herrn in Allem sehen,« sagt Tsching, »und nichts sehen als ihn, das heißt Religion; dem Willen des Herrn keine Art von Widerstand entgegensetzen, das heißt in der Einheit seyn oder nichts sehen als ihn, und ihn in allem sehen.« Das Gewissen ist zuweilen wie erstickt durch die Leidenschaft, so zwar, daß obgleich der Mensch dasselbe im Grunde seines Herzens trägt, er es doch nicht zu beleben vermag; er muß daher ohne Unterlaß gegen seine Leidenschaften streiten, damit sein Gewissen ihnen nicht zum Raube werde. Wir enthalten uns, aus der religiösen Sittenlehre der Sinesen hier ein Mehreres anzuführen, sie ist im Werke selbst sehr ausführlich abgehandelt (S. 219 – 293), wo vorzüglich ihre tiefen Ansichten von Regierungskunst, Erziehung und andern sittlichen Gegenständen angeführt werden.

Von der Bedeutung der Töne in ihren Verhältnissen und vom Eingreifen der Musik in die sittlichen und bürgerlichen Verhältnisse hatten die Sinesen sehr hohe Begriffe. Das Herz des Menschen betrachteten sie mit Recht als die Wiege der Tonkunst, wenn es durch Eindrücke angeregt wird, die bis in die Tiefe dringen, und den Affekt erregen. Der Ton unserer Stimme wechselt daher dem Affekt gemäß; der Ton eines Menschen, der ergriffen ist, ist bebend und halb erstickt; der Ton des Fröhlichen ist voll, ungeregelt und bricht leicht in Jubel aus; der Ton des Zornigen ist roh, scharf, durchdringend, furchtbar; der Ton des Ehrfurchtsvollen ist ernst, voll, anständig und oft von kleinen Pausen unterbrochen; der Ton des Liebenden sanft, eindringend, empfindungsvoll. Pflanzen und Bäume, sagten sie,

[redacted]

arten aus und bringen geringe Frucht auf erschöpftem Grunde; Fische ermatten und sterben ab in trübem Wasser; alle Naturerzeugnisse sind unvollkommen und mißgestalt in verdorbener Luft: so ist es mit den Sitten verdorbener Zeiten: die Gebräuche des häuslichen und öffentlichen Lebens verlieren ihren Anstand, und die Musik wird weibisch. Man singt nur empfindsame, matte Lieder, der Ton der Instrumente selbst hat keinen Adel, keine Würde mehr; Schamlosigkeit und Ueppigkeit erheben ihr Haupt, und gebieten den Gesetzen zu schweigen. Eine der ersten Sorgen des Fürsten muß daher seyn, daß die Musik die Herzen nicht verweichliche; daß sie stets rein und einfach bleibe, aber edel und erhaben in ihrer Einfalt. — Das Werk selbst liefert einen Abriß der musikalischen Lehre des sinesischen Alterthums (S. 298 — 306), die für Kenner von großem Interesse seyn muß.

Wenn es etwas gibt, das zur Bestätigung dient, daß die Weisheit und Wissenschaft der alten Völker ganz in der Tradition wurzelten, so ist es wohl die merkwürdige Entdeckung, daß wir die pythagorische Zahlentheorie, einige nationale Modifikationen abgerechnet, in Sina wieder finden. Früher als der Samische Weise unterschieden sie die Zahlen in die vollkommenen und unvollkommenen, begränzten und unbegränzten; die ungleichen Zahlen sind die himmlischen, die gleichen die irdischen. Durch die Kombination, Einigung und Akkorde der ungleichen und gleichen Zahlen, als Stellvertreter des Himmlischen und Irdischen, werden die Dinge vereinigt und zersetzt (Synthesis und Analysis), werden die Gestalten, ihr Wachsthum und Vollendung bestimmt. Eins, zwey, drey und vier schließen in sich die erhabensten Lehren. Sie sind der Gegenstand der tiefsten Betrachtungen des Weisen. »Es ist die heilige Vierzahl der Pythagoräer,« bemerkt Abbé Roussier,« und schließen zugleich die Grundprinzipien des musikalischen Systems in sich, das Verhältniß 1 : 2 ist die Oktave, 2 : 3 die Quinte, 3 : 4 die Quarte; 1 : 3 das Zwölftel, das Fundament der dreyfachen Progression; 1 : 4 die doppelte Oktave, und das, was zwischen 1, 2 und 3, 4 ist, zeigt sichtbar die zweyfache Progression.« Eins, heißt es weiter, ist also der Zahlen Anfang, zehn das Ziel des Kalkül und die Vollendung der Zahlen. Die ungleichen und gleichen Zahlen in ihrer Zusammenstellung bezeichnen den vollkommenen Akkord des Weltalls. — Eine ausführliche Vergleichung der sinesischen Zahlentheorie mit der der Pythagoräer findet sich im Buche selbst (S. 309 ff.).

Nach diesem verbreitet sich der Verfasser sehr ausführlich über die merkwürdige Sprache der Sinesen und deren Gebrauch in Gesang und Rede. Ueber das hohe Alter dieser Sprache und

[redacted]

deren Vollkommenheit ist unter den gelehrten Forschern nur eine Stimme, und ein neuer Beweis, wie grundlos die Ansicht von dem Ursprunge der Sprachen ist, nach welcher sie aus anfangs unartikulirten, thierischen Tönen entstanden, und erst allmälich wesentlich verschieden davon geworden seyn sollen. »Alle gründlichen und unbefangenen Forscher,« sagt der treffliche Verfasser, »stimmen darin überein, daß die Sprache der Sinesen sehr ausdrucksvoll sey, daß sie eine Stärke und einen Schwung, so wie eine Milde und Lieblichkeit habe, welche, so reich ihre Modulationen sind, doch stets auf einfachen Prinzipien beruht, und auf ein hohes Alterthum hinweist. Durch die Wichtigkeit der Intonation und Modulation zeigt sich das musikalische Element dieser Sprache in seiner Macht und Fruchtbarkeit. Dem Ohr des Ausländers werden die Nüancen der Worte für verschiedene Bedeutungen erst bey fortgesetztem Umgange recht vernehmlich. Ein sandiges oder steiniges, ein feuchtes, ein hoch oder tief liegendes, ein scholliges oder ebenes, ein ungebautes oder ein gebautes, und mit z. B. Getreide bedecktes Feld — alles dieß wird durch bestimmte Modifikationen der Intonation und Modulation ausgedrückt. Eben so die Worte Kalb, Stier, Ochse, Rind, Kuh, und deren nähere Bestimmungen der Gestalt, Farbe, Gebrechen, wo wir Beyworte oder Umschreibungen zufügen. Auch nie gesehenen Objekten oder nie vernommenen Vorstellungen modulirt sich diese Sprache ohne Verlegenheit an, und bezeichnet dieselben oft richtiger und scharfsinniger, als die Sprachen derer, welche dergleichen nach Sina gebracht haben« (S. 321 ff.). Wie fein der Sinn und wie scharf die Beobachtungsgabe des Volkes, ist aus diesem leicht zu ersehen. Die Untersuchungen und Bemerkungen über die Sprache, ihre Symbolik und Charakterschrift (S. 319—374) gehören wohl mit zu den anziehendsten dieses reichhaltigen Werkes.

Die letzten Abschnitte des Werkes handeln von den Bestrebungen der spätern Weisen, Laatseu, Mengtseu, des großen Confucius, der Ausartung der Nation Einhalt zu thun, und die tiefe Weisheit der Vorfahrer im Denken und Leben wieder herzustellen, und sind darum um so merkwürdiger, weil sie über die Ideen der Vorzeit neues Licht verbreiten. Unter diesen großen Männern ist Confucius der bekannteste, dessen Einwirkung auf sein Volk am durchgreifendsten war. »Man hat ihn,« sagt der Verfasser, »oft mit Sokrates verglichen, und abgesehn von den wichtigen Unterschieden im Grundcharakter und Beruf der Völker, welchen diese Weisen angehören, bieten sich allerdings manche Vergleichungspunkte dar. Beyde lebten und lehrten in Zeiten der Unordnung, als Freunde der Ordnung darauf bedacht, diese aufrecht zu erhalten. Schwache Kaiser, eigen-

[redacted]

mächtige Lehensfürsten und deren selbstsüchtige Rathgeber hatten in Sina die alte Ordnung des Reichs gestört, und in der Lehre Spaltungen erweckt; in Griechenland war die Autorität des Gesetzes gesunken, Volksverführung und Jugendverderbniß durch Verunstaltung alter, an sich ehrwürdiger Lehren griffen immer tiefer ein. Die Noth der Zeiten und die falschen Lehren haben beyde Weisen erkannt und bekämpft, und in sofern war Weisheit und Tugend die Sonne, um die beyde sich bewegten. Aber dem Confucius kam, kraft des Bewußtseyns eines großartigen Reichsbestandes, dessen Erinnerung noch nicht erloschen war, alles darauf an, diese Erinnerung neu zu beleben, und dieselbe zu einer bleibenden Gegenwart zu erwecken. Sein Blick war darauf gewandt, die Vergangenheit jedem empfänglichen Gemüthe lebendig zu vergegenwärtigen, und so gleichsam das Gewächs in ihm zu pflegen, und zur Blüthe und Frucht zu bringen, wie es die alte Reichsordnung eingeführt. Der griechische Weise dagegen ging vielmehr darauf aus, andere zu führen, wie er selbst innerlich geführt worden war, daß das Verlangen nach dem Lichte der Wahrheit durch Aufmerksamwerden auf das Mangelhafte im Wissen und Thun des Menschen, durch Erinnerung an das an sich Mangellose sich entzünde, und allmälich zum klaren, vollen Bewußtseyn des Wahren, Schönen, Guten gelange, daß mithin aus der Finsterniß der Seele selbst das Bestreben nach dem Lichte aufgehe, und so die nächtliche Dunkelheit sich wieder wende zum Aufgang und neuen Leben im ewigen Lichte. Confucius folgte dem Faden der Tradition, Sokrates dagegen ging anregend in das innere Bewußtseyn ein, um dasselbe zu sich selbst zu bringen, damit es zu seiner vollen alleinigen Wahrheit gelangen möge.« Aber die Bemühungen beyder Weisen durch That und Wort war vergeblich. Ist einmal ein Staat von Sina's Umfang im Sinken begriffen, welche menschliche Kraft wäre dann vermögend, seinem Fortschreiten zum Schlimmern Einhalt zu thun? Zu viele Elemente sind es, die, gegenseitig auf einander einwirkend, mit hinreißender Gewalt dem einen Ziele moralischer Auflösung entgegenstreben, als daß einige wenige vereinzelte Menschenkräfte Rückkehr oder Stillstand gebieten könnten. Hier tritt die Nothwendigkeit einer höheren göttlichen Dazwischenkunft ein, und so wartet auch das in politischen Atheismus und moralische Förmlichkeit abgestandene Sina auf eine Regeneration durch den allbelebenden Geist des Christenthums, damit die Todtengebeine verjährter Formen zu neuem Leben erstehen mögen.

Art. IX. Radices Sanscritae. Illustratas edidit Fridericus Rosen. Berolini impensis Ferdinandi Dümmleri, 1827. Typis academicis.

Keine Sprache begünstigt vielleicht so sehr als das Sanskrit eine sichere Zurückführung der den Wortformen zum Grunde liegenden Urelemente auf eine kleine Anzahl von Sylben, welche in den Sammlungen der indischen Grammatiker, die bey ihrer Aufstellung eher zu freygebig als zu zurückhaltend gewesen sind, auf nicht mehr als etwa 1750 sich belaufen *). Darunter sind mehrere, die man nicht zu den einfachsten Elementen der Sprache zu rechnen braucht, weil sie mit andern einfacheren in zu nahem Zusammenhange stehen, um nicht der Vermuthung Raum zu lassen, daß sie davon ausgegangen seyen, wie b'às, glänzen, dâs, geben, mas, messen, von den gleichbedeutenden Wurzeln b'â, dâ, mâ. Die indischen Grammatiker scheinen aber von dem Grundsatz ausgegangen zu seyn, alles als Wurzel anzuerkennen, was sich als Kern oder Mittelpunkt einer Wortfamilie darstellen läßt, und keinen Buchstaben enthält, der einer anerkannten Flexion oder Ableitung zugeschrieben werden könnte. Nach diesem Grundsatze macht sich in den genannten verdächtigen Wurzeln das s als wurzelhaft geltend, denn es begleitet dieselben durch alle daraus hervorgehenden Bildungen, wo es nicht durch allgemein gültige Lautgesetze verdrängt wird. Es wäre nicht rathsam, besonders in einem Werke, welches einen praktischen Zweck hat, das so entstandene Wurzelsystem zu ändern, denn man könnte in dem Verlangen noch einfacherer Elemente leicht zu weit gehen, und in das Gebiet freyer Willkür sich verirren, wie diejenigen, welche im Griechischen einfache Verbalstämme von noch einfacheren ableiten wollten, wie στά-ω, welches Lennep auf τά-ω zurückführen will, als einerley mit τέω, welches das Primitivum von τείνω seyn soll. Die indischen Grammatiker fechten die Ursprünglichkeit und Wurzelhaftigkeit der Sylbe st'â, stehen, nicht an, und nehmen überhaupt bey Wurzelsylben an der Verbindung von zwey Konsonanten zu einer Einheit keinen Anstoß. Viele solcher Wurzeln bewähren auch, wo nicht ihre Ursprünglichkeit, doch wenigstens ihr hohes Alter durch überraschende Uebereinstimmung mit gleichlautenden und gleichbedeutenden Sylben in den verwandten europäischen Sprachen.

*) Nach der Berechnung von Wilkins. Da aber mehrere Wurzeln, weil sie verschiedenen Konjugationen folgen oder aus andern Gründen, mehrmals vorkommen, so erhebt sich dadurch die Gesammtzahl auf ungefähr 2490.

Es dürfte zweckmäßig seyn, hier die Frage zu beantworten, auf welche Weise man im Sanskrit zur Kenntniß der Wurzeln gelangt sey; ob sie in der Sprache selbst vorkommen, und ob man die einfachste, kürzeste Form einer Wortfamilie als Wurzel aufgestellt habe? oder ob man auf dem Wege der Abstraktion zur Entdeckung jener Urelemente gelangt sey; indem man die vorkommenden Wortformen von allem Accessorischen entblößte, was der Bezeichnung bestimmter grammatischer Verhältnisse und Nebenbestimmungen angehört, und nach dessen Beseitigung man zu etwas Allgemeinem gelangen mußte, was allen Individuen von gleichem Ursprunge gemeinschaftlich ist, und was auch in der Bedeutung einen allgemeinen Berührungspunkt darbietet? Ich glaube beweisen zu können, daß letzteres der Weg sey, auf welchem die indischen Grammatiker zur Kenntniß der in vorliegendem Werke uns dargebotenen und erläuterten Wurzeln gelangt sind. Dann die wenigen abstrakten Substantive, wie bʻi, Furcht, hrî, Scham, judʻ, Kampf, welche ohne fremden Zusatz die reine Wurzel darstellen, und die am Ende von zusammengesetzten Wörtern im Sinne eines Participium praes. (jedoch ohne Beschränkung auf die Gegenwart) vorkommenden Wurzeln, wie dʻarma-vid, die Pflicht kennend, würden, wenn man sie vollständig sammelte, gewiß nur einen kleinen Theil der Urelemente des Sanskrits ausmachen. Es widerstrebt dem Genius dieser Sprache, ihre schwachen einsylbigen Grundstoffe ohne Begleitung irgend eines charakteristischen Zusatzes in die Wirklichkeit einzuführen. Wurzelwörter, wie vid, wissend, können aus diesem Grunde nicht selbstständig, sondern nur in der Zusammensetzung, auf ein vorhergehendes Wort sich stützend, erscheinen; und wenn die Wurzel mit einem kurzen Vokal endet, so ist sie zu diesem Gebrauche untauglich, und bedarf auch in der Zusammensetzung des Zusatzes eines t, wie dêva-gʻit, die Götter besiegend *). Hätten aber die Grammatiker auf Formen, die wirklich in der Sprache vorkommen, ihr Wurzelsystem gegründet, so würden sie gʻit und nicht gʻi als Stammsylbe für den Begriff des Siegers aufgestellt haben. Es verdient hier eine Erwähnung, daß es im Lateinischen einige mit dem erwähnten gʻit, siegend, vollkommen übereinstimmende Bildungen gibt, wo nämlich am Ende von Zusammensetzungen die Wurzel bloß durch

*) Wir bezeichnen auf diese Weise den Laut des dritten Konsonanten der zweyten oder palatinen Klasse, welcher die Aussprache des englischen j oder des italienischen g vor e und i hat, und auch im Sanskrit mit dem g innigst verwandt ist, und häufig in dasselbe übergeht.

ein hinzutretendes t vermehrt wird, und zwar ebenfalls in der Bedeutung eines Part. praesentis. Comes, dessen Stamm comit ist, heißt eigentlich der Mitgehende, pedes (Stamm pedit), der zu Fuß gehende, eques (equ'-it), der zu Pferd gehende, allant à cheval. Auch die Wurzel sta kommt in dieser Bildungsart vor, nur mit der in den Zusammensetzungen üblichen Veränderung des a in i, daher superstet (-stit), antistes (-stit) *).

Die im Sanskrit wirklich als Wortformen vorkommenden Wurzeln mögen indessen als Leitfaden und zur Anregung gedient haben, die bey weitem überwiegende Anzahl der bloß im Gefolge von grammatischen Zusätzen erscheinenden Wurzeln durch Ablösung dieser Zusätze in ihrer Reinheit darzustellen. Hierbey kam auch den Grammatikern der Umstand zu Statten, daß eine viel größere Anzahl von Verba als in den verwandten Sprachen die Wurzel in unmittelbarer Verbindung mit den Personalendungen zeigt, so daß Wurzel und Endung beym ersten Blick in ihrer wahren Gestalt sich zu erkennen geben, im Falle nicht zur Erleichterung der Anschließung mechanische Veränderungen nöthig sind, worin aber die größte, alle Verdunklung der Etymologie ausschließende Gesetzmäßigkeit herrscht.

Bemerkenswerth ist es, daß die lateinische Sprache ganz im Einklang mit dem Sanskrit eine gewisse Anzahl von Wurzeln als letztes Glied von zusammengesetzten Wörtern zeigt; denn analog mit dem oben als Beyspiel angeführten dharma-vid sind die Composita tubi-cen, opi-fex, au-spex (für avi-spex), in-dex. Wäre es üblich, wie im Sanskrit, statt des Nominativs die Grundform des Wortes darzustellen, so würde man die letzten Glieder dieser Composita cin, fic, spic und dic schreiben müssen, denn viele lateinische Wortstämme verändern im Nominativ ihr i in e, wie derselbe Casus im Griechischen ein ε gerne zu η (ποιμήν, ποιμέν-ος) und im Sanskrit ă zu â erweitert. In Bezug auf den Vokal sind indessen von obigen Wortstämmen nur dic und spic reine Wurzeln, da cin und fic aus can und fac entsprungen sind, nach einem Lautgesetze, welches das a in der Zusammensetzung in i umwandelt. Man könnte vielleicht die Sylben fer und ger in armi-ger, frugi-fer und ähnlichen Zu-

*) Es führt zu großer Verwirrung, wenn man bey Betrachtung der Wortbildung beym Nominativ stehen bleibt, in welchem sich ganz verschiedenartige Bildungen begegnen können. Es ist daher unrecht, daß Vossius, der immer noch zu den besten Bearbeitern der lateinischen Grammatik gehört, Wörter wie antistes, superstes, trames, limes mit solchen wie nubes, sepes u. s. w. in eine Klasse stellt (De arte grammatic L. 11. p. 324.)

sammensetzungen als passendere Vergleichungspunkte für das sanskritische dharma-vid ansehen; in der That enthalten diese Nominative nichts der Wurzel Fremdartiges; sie stellen aber den Wortstamm nicht vollständig dar, sondern das schließende u desselben, welches dem Neutrum feru-m, geru-m geblieben ist, hat sich mit dem Nominativzeichen s fortreißen lassen. Fer und ger sind Verstümmlungen von ferus und gerus, und da das u der lateinischen zweyten Deklination dem schließenden kurzen a sanskritischer Wortstämme entspricht, so ist es wichtig zu bemerken, daß die meisten indischen Wurzeln, anstatt wie vid in Zusammensetzungen dieser Art ohne Zusatz zu erscheinen, sich mit einem hinzutretenden a versehen, um auf diese Weise gewichtvoller und zum Eintritt in ein wirkliches Daseyn passender zu werden; doch werden auch solche, durch ein bloßes a gebildete Wörter, wie vada (Nominativ vada-s), sprechend, dama (Nom. dama-s), bezähmend, zum isolirten Gebrauch noch zu schwach gefunden, und erscheinen im überraschenden Einklange mit dem Lateinischen dicus, ficus, perdus (frugiperdus), legus (frugilegus) u. s. w. nur am Ende zusammengesetzter Wörter *). Das Griechische bietet hier ebenfalls durch seine Bildungen wie ἱππόδαμος, dem wir das sanskritische arin-damos, Feind-Bezwinger, Feind-bezähmend, zur Seite stellen können, einen interessanten Vergleichungspunkt dar. Dagegen sind reine Wurzeln ohne Zuwachs eines ableitenden o den griechischen Zusammensetzungen dieser Art fremd. Auch gibt es wenig isolirte Substantive, die außer den Kasuszeichen bloß Wurzelhaftes an sich tragen, wie im Sanskrit die früher erwähnten Formen b'i, Furcht, hri, Scham, juď, Kampf, und im Lateinischen dux (duc-s), vox (voc-s, Sanskrit vâc', Rede), lex (lec-s für leg-s) u. s. w. Im Griechischen gehören hierher φρήν, φλόξ, ὄψ, λίψ, deren Stämme (φρεν, φλογ, ὀπ, λιβ) reine Wurzeln sind. Der bey φρεν, φλογ und ὀπ von den entsprechenden Vokalstämmen abweichende Vokal kann nicht befremden, da ε, ο und das kurze α beständig wechseln, ohne daß man diesem Wechsel ein allgemeines Gesetz abgewinnen könnte. Zu bemerken ist nur, daß im Sanskrit diese drey Vokale noch eins sind, nämlich das kurze a. Merkwürdig ist bey der Seltenheit wahrer Wurzelwörter das Begegnen dreyer Sprachen in einem und demselben wurzel-

*) Die Substantive treten dagegen zuversichtlicher auf, und das bloße a ist das beliebteste Suffix zur Bildung einfacher abstrakter Substantive, wie b'êda (Nom. b'eda-s), Spaltung, hars'a, Freude, jôga, Verbindung. Solchen Bildungen entsprechen die griechischen durch o erzeugten Abstrakte, wie λόγος, φθόνος.

haften Namen; Sanskrit vâc' [1]) (ein Femin.), welches jedoch seinen kurzen Wurzelvokal verlängert hat, lateinisch vox (voc-is), griechisch ὄψ (ὀκ-ος [2]). In dem letzteren sollte man die beyden ersten kaum mehr wieder erkennen; auch hat Vossius (Etym. lat.) bey seiner Erklärung von vox, so gerne er alles Lateinische aus dem Griechischen erklärt, das entsprechende ὄψ ganz unerwähnt gelassen. Und doch ist nichts gewisser, als die Einerleyheit von ὄψ, vox und vac'; denn das anfangende v verliert sich im Griechischen eben so gewöhnlich, als es im Sanskrit, in Gemeinschaft mit dem Lateinischen, sich behauptet; der Wechsel aber zwischen k, c oder qu und p bedarf keines Beweises, und es gründet sich darauf der Zusammenhang zwischen dem sanskritischen Interrogativ-Stamm ka (ka-s, kâ, ki-m, quis, quae, quid) und dem griechischen ποῖος, πότερος u. s. w. (Sanskrit katara-s, wer von beyden), wo entsprechend jonische Formen noch das ursprüngliche k bewahrt haben.

Einsylbige Substantive, deren Benennungsgrund unbekannt oder aus dem Griechischen selbst sich nicht mit Zuverläßigkeit bestimmen läßt, können aus der einzigen Ursache, daß ihr Stamm sich auf nichts einfacheres zurückführen läßt, nicht als Wurzeln darstellend angesehen werden. Denn eine Wurzel muß eine allgemeine Bedeutung haben, die sich zunächst im Verbum oder den damit zusammenhängenden abstrakten Substantiven ausspricht; eine Sylbe aber, woraus kein primitives Verbum entspringt, sondern die einen Gegenstand bezeichnet, wovon es unbekannt ist, nach welcher Eigenschaft er benannt ist, kann nicht als Wurzel angesehen werden; so verhält es sich z. B. mit dem Stamme ποδ (ποῦς). Warum der Fuß durch die Sylbe ποδ bezeichnet werde, ist aus dem Bereiche der griechischen Sprache unbekannt. Gäbe es ein von dieser Sylbe ausgehendes Verbum, welches Bewegung ausdrückte, oder irgend etwas anders, was als ein hervorstechendes Merkmal des Begriffes Fuß sich auffassen ließe, so wäre ποῦς ein Wurzelwort, wie im Sanskrit das gleichbedeutende pad, identisch mit der Wurzel pad, welche den Begriff

---

[1]) Wir bezeichnen mit c' den ersten Buchstaben der zweyten oder palatinen Klasse, der wie das italienische c vor e, i, oder wie das englische ch ausgesprochen wird, und nach bestimmten Wohllautsgesetzen in k übergeht.

[2]) Man könnte noch das persische avâs (vox, sonus) hierher rechnen, denn s steht im Persischen häufig an der Stelle des sanskritischen c; so stimmt z. B. pusem, ich koche, zu dem gleichbedeutenden pac'âmi. Am Anfange steht s gewöhnlich für g'; man vergleiche sâdeh, Sohn, mit g'âta, geboren, sendeh, lebend, mit g'ivant u. s. w.

Bewegung ausdrückt, und wovon das verbum padjê, ich gehe, entspringt. Von Substantiven, welcher aus dieser Wurzel hervorgehen, bietet noch das Neutrum pada-m, Platz, Stelle, einen Vergleichungspunkt mit dem Griechischen dar (πέδο-ν).

Die indischen Grammatiker, welche die Erscheinungen ihrer Sprache gesammelt und geordnet haben, ohne den Gesetzen nachzuforschen, wodurch sie unter sich zusammenhängen, begründet und bedingt werden, scheinen das Gesetz der Einsylbigkeit nicht beobachtet zu haben, das von keiner wahrhaften sanskritischen Wurzel übertreten wird. Wir haben anderwärts darauf aufmerksam gemacht, daß alle mehrsylbigen, als Wurzeln aufgestellten Formen entweder Denominativa sind, oder durch eine innere Verbindung, und zwar durch Reduplikation zu dieser Mehrsylbigkeit gelangt sind, wie g'agṛ, wovon g'âgarmi, ich wache (ἐγείρομαι), oder durch Zusammensetzung mit Präpositionen, die aber so in die Wurzel hineingewachsen sind, daß sie der Geist der Sprache nicht mehr davon absondern, und in allen Stücken wie eine gewöhnliche Präposition behandeln konnte. Daß aber z. B. avad'ir, verachten, die Präposition ava enthalte, wird nun von unserm Verfasser durch einen neuen Beweis unterstützt, nämlich dadurch, daß es in einer Gerundialform vorkommt, die nur bey Zusammensetzungen gewöhnlich ist. Das Gesetz der Einsylbigkeit, welchem die sanskritischen Wurzeln unterworfen sind, ist durch keine weitere Beschränkung bedingt, so daß etwa, wie bey den semitischen Wurzeln, eine bestimmte Konsonantenzahl erforderlich wäre. Eine jede mögliche Beschaffenheit Einer Sylbe wird an einer indischen Wurzel geduldet, so daß sie aus einem bloßen Vokal bestehen, oder auch ihren Vokal an beyden Seiten mit zwey verbundenen Konsonanten umgeben kann. Diese entgegengesetzten Extreme, die auch in den meisten verwandten Sprachen möglich sind, kommen jedoch nur bey wenigen Wurzeln zum Vorschein, wovon i und skand, welche beyde Bewegung ausdrücken, am gebräuchlichsten sind; erstere jedoch unverhältnißmäßig mehr als letztere, die der Verfasser nur durch wenige Stellen belegen konnte, die aber im Lateinischen in der Gestalt von scand (scando, ascendo, descendo) eine viel stärkere Verbreitung, und durch diese Gemeinschaft mit dem Lateinischen ihr unbestreitbares Recht als Urbestandtheil dieses Sprachstammes angesehen zu werden gewonnen hat. Die Wurzel i hingegen erstreckt sich nicht bloß auf das Sanskrit und Lateinische, sondern fast auf alle Glieder der großen sanskritischen Sprachfamilie. Dem Germanischen scheint sie zwar zu mangeln, allein wenn wir das gothische hirjan, herkommen, in seine Bestandtheile zer-

[redacted]

legen, so zeigt sich hir als vorgetretenes Adverbium, j für i als Wurzel, und an als die gewöhnliche Infinitiv-Endung. In dem Imperativ hir-i, komm her, haben wir, wie in dem lateinischen i, die Wurzel in ihrer reinen Gestalt. Jakob Grimm bemerkt (deutsche Gr. 2te Ausg. S. 846), daß von dem muthmaßlichen hirjan (accedere) nur imperative Formen begegnen, in welcher Beziehung er es mit dem griechischen δεῦρο, δεῦτε vergleicht. Es war also schon zu Ulphila's Zeit die gothische Wurzel i ihrem Untergange nahe; doch sprechen die drey Zahlen des Imperativs noch deutlich genug für die Existenz und für einen früheren ausgedehnteren Gebrauch derselben. Grimm erkennt jedoch diese Wurzel nicht an, und nach ihm gründet sich jede Wurzel auf Vereinigung von Konsonanten und Vokalen. »Die Konsonanz gestaltet, der Vokal bestimmt und beleuchtet das Wort« (Th. 2, S. 1). Er zieht hirjan in die erste schwache Konjugation, wornach also das i oder j nicht das wurzelhafte Element, sondern der, jener Konjugation eigenthümliche Ableitungsbuchstabe wäre, wie bey nasjan. So sieht auch Fulda die Sache an, obwohl er, was vielleicht auch Grimm nicht bestreitet, die Sylbe hir von hirjan für identisch mit dem Adverbium hir, hier, hält Im isolirten Zustande lautet zwar dieses Adverbium im Gothischen hêr, allein hir läßt sich leicht als die ursprüngliche Form dieses Adverbiums beweisen; denn offenbar kommt es von dem Demonstrativstamm hi, wovon der Dativ himma, der Akkusativ hina (analog mit i-mma und i-na) und das Adverbium hidrê u. s. w. entspringen (vgl. Grimm, S. 794), durch den Zusatz eines r, wie hwar, wo, von dem Interrogativstamm hwa, und thar, daselbst, von dem Demonstrativstamme tha. Wenn man nun in dem ersten Theile von hirjan (accedere) das Adverbium hir erkennt, so ist nichts natürlicher, als die Bedeutung gehen, kommen, die in dem zweyten Theile dieses Verbums liegt, durch die aus dem bloßen i bestehende alterthümliche Wurzel zu begründen, die in gleicher Gestalt über den ganzen sanskritischen Sprachstamm sich verbreitet, und deren Daseyn nur noch in dem germanischen Sprachgebiet nachzuweisen übrig blieb *). Als die einzige rein vokalische Wurzel, welche die europäischen Schwestersprachen des Sanskrits kennen, geziemte ihr, weil die Möglichkeit einer solchen Erschei-

*) Man berücksichtige noch, daß die zweyte Singularperson des Imperativs hiri und nicht hirei lautet, wie hirjan nach Analogie von nasei würde gebildet haben, wenn es in die Klasse der Zeitwörter gehörte, welche der Wurzel ein j als Ableitungsbuchstaben anfügen.

nung zu den wesentlichsten Zügen des indischen Wurzelsystems gehört, eine genauere Erwägung. Wir wagen es, in Bezug auf das Gothische, noch anzuführen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach auch das Präteritum iddja, ich ging, ein Verbum, dessen ganze Konjugation in diesem räthselhaften Präteritum besteht, von jener merkwürdigen Wurzel i ausgegangen ist. Es wäre demnach anzunehmen, daß iddja, Plural iddjêdum, eine Entstellung oder Erweiterung sey von ida, idêdum, wie i ein Präteritum bilden mußte, wenn es nach Analogie von skulda, skuldêdum, brahta, brahtêdum u. s. w. das Hülfszeitwort thun, welches in die Bildung dieses tempus eingreift, ohne Vermittlungssylbe mit sich verbände. Die Erweiterung von da, dêdum zu ddja, ddjêdum mag in der Schwäche der einlautigen Wurzel, die im Gothischen eben so einzig, als die angegebene Verstärkung des Hülfszeitworts ist, ihre Veranlassung finden.

Betrachten wir nun die Mittelstufen, welche zwischen den beyden entgegengesetzten Endpunkten liegen, die wir an i und skand erläutert haben: so schließen sich an das erstgenannte Extrem zunächst die Wurzeln, welche einem schließenden Vokal einen einfachen Konsonanten voranstellen. In vorliegendem Werke, welches der Anordnung nach den Endbuchstaben folgt, machen die mit Vokalen schließenden Wurzeln den Anfang. Ihre Anzahl ist beträchtlich (S. 1—78) und mehrere darunter gehören, in Absicht der großen Menge der daraus entspringenden Wortformen und der Modifikationen, welche diese Wurzeln durch mannigfaltige Verbindungen mit Präpositionen erleiden, zu den fruchtbarsten von allen. Beyspiele davon sind gâ, gehen, d'â, legen, pâ, trinken, b'â, glänzen, mâ, messen, vâ, wehen, hi, sich bewegen, pî, trinken, prî, lieben, b'û, seyn, lû, abschneiden, welche sich sämmtlich in einer oder der anderen der verwandten europäischen Sprachen, oder in allen erhalten haben, so wie auch einige mit doppelter Konsonanz anfangende Wurzeln, welche darum um eine Stufe weiter von der durch i vertretenen äußersten Gränze abstehen, wie st'â, stehen, mnâ, lernen, dem Gedächtniß einprägen (vgl. μιμνήσκω).

Im Griechischen würde man, wenn man nach dem Beyspiele der indischen Grammatiker die Urstoffe der Sprache sammeln wollte, in Bezug auf die mit Vokalen endenden und der Konjugation auf μι folgenden Wurzeln zweifelhaft seyn, ob man den kurzen oder langen Vokal als den ursprünglichen anzusehen habe; denn in der Konjugation wechseln dieselben, und zwar, wie ich anderwärts gezeigt habe, im Einklange mit dem Sanskrit nach einem bestimmten Gesetze, nach einer Art von Gleichgewichtsystem, zwischen Wurzel und Endungen, so daß schwache Endun-

gen wie μι, ς, σι einen langen Vokal vor sich fordern, während die gewichtvolleren, aus mehr Buchstaben bestehenden, wie sie im Dual und Plural und im ganzen Passiv vorherrschen, einen kurzen Vokal erheischen. Ob nun aber z. B. δο wegen der Leichtigkeit der Endungen μι, ς u. s. w. sich verlängert, oder ob umgekehrt eine ursprüngliche Wurzel δω unter der Last der gewichtvolleren Personalendungen sich verkürzt habe, kann aus der Theorie des Verbums nicht entschieden werden. Betrachtet man aber die aus der angegebenen und ähnlichen Wurzeln hervorgehenden Nominalnormen, so zeigen diese, ohne daß man dem Wechsel ein festes Gesetz abgewinnen könnte, bald den kurzen bald den langen der vom Verbum entwickelten Vokale. Die Vergleichung mit dem Sanskrit bleibt daher bey Wurzeln, welche den beyden Sprachen gemeinschaftlich sind, das sicherste Mittel zur Entscheidung der Frage, ob in solchen Fällen der kurze oder lange Vokal der ältere oder ursprüngliche sey. Bey δίδωμι, ἵστημι, τίθημι spricht das Sanskrit zu Gunsten der Wurzelhaftigkeit des langen Vokals. Dem Lateinischen scheint die sanskritische Wurzel d'â, legen, setzen, welche im Präsens dad'âmi bildet, zu fehlen, in der That aber sind zwey ursprünglich verschiedene Wurzeln, welche sich im Sanskrit nur durch die Aspiration des d unterscheiden, im Lateinischen, dem das aspirirte d, wofür das Griechische in der Regel θ setzt [1]), ganz abgeht, aus diesem Grunde vereinigt worden. Mehrere Composita, wie abdo, condo, schließen sich aber der Bedeutung nach näher an d'â, setzen, legen, als an dâ, geben, und in credo hat A. W. v. Schlegel scharfsinnig das indische srad-dad'âmi, ich glaube, setze Glauben, wieder erkannt [2]). Denn das sanft aspirirte, palatine s wird in den verwandten Sprachen gewöhnlich k, c. Das Littauische zeigt uns die Wurzel d'â ebenfalls ohne Aspiration in dem Verbum demi, ich setze, lege, welches Ruhig passend mit τίθημι verglichen hat.

Von Wurzeln, welche mit Konsonanten enden, wozu die bey weitem überwiegende Masse gehört, stellen sich diejenigen, welche einem einfachen Konsonanten nur einem Vokal vorsetzen, wie ad, essen, as, seyn, âp, erlangen (vgl. adipiscor,

---

[1]) Man sollte glauben, daß θ dem sanskritischen t' entsprechen müßte, dieß ist aber nicht der Fall, oder wenigstens äußerst selten, und in der Regel steht τ statt des sanskritischen t'. Der Unterschied zwischen der zweyten und dritten Dualperson der Haupttempora, der im Sanskrit durch die Aspiration der zweyten Person ausgedrückt ist, fällt daher im Griechischen weg, und τον, τον steht für t'as, tas in Analogie mit dem Uebergange von μες in μεν.

[2]) In einer Anmerkung zur Bhagavad-Gîtâ, S. 108.

adeptus) als die einfachsten dar; am zahlreichsten aber sind diejenigen, welche ihren Vokal an beyden Seiten mit einem Konsonanten umgeben, wie vid, *wissen*, b'id, *spalten* (bindanti findunt), rud, *weinen*. Steht an einer von beyden Seiten eine doppelte Konsonanz, wie bey b'ang', *brechen*, kruck, *zürnen*, wovon krôda'-s, *der Zorn*, womit κότος verwandt scheint: so gränzt die Wurzel an das eine der beyden Extreme, wovon wir skand als Beyspiel angegeben haben. Man darf solche Konsonanten-Verbindungen, wie sie im sanskritischen Sprachstamme herrschen, nicht mit ähnlichen Verbindungen der semitischen Sprachen vergleichen; denn, was wichtig ist zu berücksichtigen, in den sanskritischen Sprachen sind solche Verbindungen bleibend, die Konsonanten sind wie von Natur zusammengewachsen, unzertrennlich, und vertreten eine wurzelhafte Einheit, während in den semitischen Sprachen nur durch das Bedürfniß der Flexion von den drey wurzelhaften, immer einfachen Konsonanten, in gewissen Formen, der erste mit dem zweyten, in anderen der zweyte mit dem dritten ein vorübergehendes, d. h. auf diese oder jene Form beschränktes Bündniß eingeht, so daß z. B. der hebräische Imperativ ktol durchaus keine Vergleichung zuläßt mit dem erwähnten sanskritischen kruck, weil hier niemals ein Vokal zwischen das k und r, die nur Einen Körper ausmachen, sich eindrängen kann.

Es ist interessant zu beobachten, wie bey Wurzeln, welche dem sanskritischen und semitischen Stamme gemeinschaftlich sind, ein jeder dieser so wesentlich verschieden eingerichteten Sprachstämme die gesetzmäßige Beschaffenheit der Wurzel zu erlangen und zu behaupten weiß. Von drey Konsonanten, die der Semite frey bewegt, und den mittleren bald mit dem ersten bald mit dem letzten vereinigt, oder von beyden durch einen Vokal getrennt läßt, vereinigt der sanskritische Stamm nothwendig zwey zu einem undurchdringlichen Ganzen. Wo aber die sanskritische Wurzel nur zwey Konsonanten hat, da zeigt die entsprechende semitische Wurzel entweder an einem der beyden Endpunkte oder in der Mitte einen konsonantischen Zusatz. Vielleicht verdienen, unter diesem Gesichtspunkte, die folgenden Wurzeln eine Erwägung, wobey jedoch zugegeben wird, daß die Aehnlichkeit bey einigen auch zufällig seyn kann. Im Sanskrit heißt nad, *tönen*, und im Arabischen ndv, *rufen*, in der dritten Person des Präteritums nadâ für nadava; die Konsonanten sind aber bey den semitischen Sprachen, im Gegensatze zu den sanskritischen, allein als wurzelhafte Elemente anzusehen, während die Vokale nur den grammatischen Nebenbegriffen angehören, weßhalb eine semitische Wurzel unaussprechbar ist, und mit Unrecht

[redacted]

die dritte Person des Präteritums gewöhnlich als die reine Wurzel dargestellt wird *). Das sanskritische b'id, spalten, vergleicht sich mit dem Arabischen ftr (فطر), und mehreren hebräischen Wurzeln, deren beyde erste Konsonanten pz sind. Die Wurzel s'am, in Verbindung mit der Präposition ni, hören, erinnert an sm' (سمع), und pas'j, sehen, an bsr (بصر), has, lachen, an hs' (هزأ), verspotten, s'ap, fluchen, an sbb, schwächen. Wenn die Wurzel mad unter andern die noch unbelegte Bedeutung loben, preisen hat, die ihr die indischen Grammatiker zuschreiben, so dürfte man damit das arabische hmd vergleichen, wovon hamada, er lobte. Mit einem Zuwachs in der Mitte stimmt das Arabische svs (wovon sâsa für savasa, er herrschte) zu dem Sanskritischen sâs, herrschen, und sjr, wovon sâra, er ging, zu dem Sanskritischen sṛ, gehen, wovon sarâmi, ich gehe; eben so sjl, fließen, wovon sailun, der Fluß, zu sal, sich bewegen, wovon man salila, Wasser, ableitet, analog mit anila, Wind, von an, athmen. Die Wurzel gâ, gehen, bedurfte des Zusatzes von zwey Konsonanten, um ein semitisches Ansehen zu gewinnen; da aber g im Arabischen zu Dschim wird, so läßt sich dsch + j + Elif, wovon das Präteritum dschâ'a, جاء, er kam, mit diesem gâ vergleichen.

Die arabische Wurzel trk, verlassen, erinnert an das gleichbedeutende indische tjak, von dessen dem semitischen Baue genügenden drey Konsonanten, weil sie nur eine Sylbe bilden dürfen, nothwendig zwey zu einer Einheit sich vereinigen mußten. So verhält es sich mit dem Lateinischen clamo, welches vielleicht verwandt ist mit dem Arabischen klm, wovon kallama und takallama, er sprach, und kalâmun, die Rede, kommt. Man vergleiche auch frango, fregi mit frdsch, spalten. Auf die entgegengesetzte Weise, nämlich durch Vereinigung der beyden letzten Konsonanten, stimmt sorbeo zu schrb, wovon schariba, er trank, und schareibun, Trank, Wein. In einem ähnlichen Verhältnisse steht das sanskritische valg, gehen, zu dem arabischen vldsch, eingehen.

---

*) Eine semitische Wurzel läßt sich darum treuer mit europäischer als mit der Urschrift darstellen, weil man bey letzterer, wenn gleich nur die Konsonanten ausgedrückt sind, immer geneigt ist, sich Vokale hinzuzudenken; indem man, besonders im Arabischen, in den Handschriften sowohl als in den gedruckten Ausgaben, in der Regel mit Vokalen, als wären sie etwas ganz überflüssiges, und nicht bloß zur Noth entbehrlich, verschont wird.

Aus dem Gesetze der Einsylbigkeit, welches den Wurzeln der sanskritischen Sprachfamilie zum Grunde liegt, geht nothwendig deren Beschränkung auf eine verhältnißmäßig kleine Anzahl hervor, während in der zweysylbigen Natur der semitischen Wurzeln die Anlage zur mannigfaltigsten Gestaltung und Vermehrung liegt, welche am meisten das Arabische entwickelt hat. Der semitische Sprachstamm konnte daher in der Wortbildung alle Zusammensetzung entbehren, da für jede, auch die kleinste Modifikation der Grundbedeutung eines Wortes sich leicht eine besondere Wurzel gestaltete, die den Hauptbegriff mit dem accessorischen in sich vereinigte. So gibt es für die Begriffe des Gehens, Eingehens, Herausgehens, Weggehens u. s. w. eben so viel verschiedene Wurzeln, die wie sjr, dchl, chrdsch u. s. w. in keinem äußerlichen Zusammenhange mit einander stehen. Der sanskritische Stamm ist, um die verschiedenen Richtungen einer Handlung auszudrücken, zu anderen Mitteln genöthigt, er bezweckt dieselbe durch Vorsetzung von Präpositionen. Im Sanskrit gibt es deren achtzehn, die größtentheils außer der Zusammensetzung nicht vorkommen. Es können auch zwey oder drey Präpositionen zugleich vortreten *), wodurch eine überraschende Mannigfaltigkeit von Zeitwörtern möglich wird, die von einer und derselben Wurzel ausgehen, und in dieser als einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, dem wahren Kern der Form und Bedeutung, sich begegnen. Es ist für den forschenden Geist etwas Befriedigendes und Anziehendes, eine bewunderungswürdige Fülle von Wörtern auf eine kleine Anzahl von Urstoffen zurückzuführen, und vielen Erzeugnissen der Sprache, bey ihrem ersten Begegnen, vermöge ihrer Entstehung und Zusammensetzung, ihre Bedeutung abgewinnen zu können. Eben so sehr ist es abstoßend bey dem semitischen Sprachstamme, da Reichthum anzutreffen, wo Armuth ein Vorzug wäre, und bey der ganzen Masse der Zeitwörter immer mit der positiven Entscheidung des Sprachgebrauchs, von der man keine Rechenschaft zu geben im Stande ist, sich begnügen zu müssen. Verstand und Phantasie werden bey der sanskritischen Sprachklasse, in Absicht der Wortbildung, eben so sehr als bey der semitischen das Gedächtniß in Anspruch genommen. Am meisten aber zeichnet sich durch diese Eigenschaft die klassische Sprache der Indier aus, deren Entwicklungsgang viel anschaulicher als jener der schon mehr entarteten europäischen Sprachen vor Augen liegt.

*) Das Vortreten von vier Präpositionen, welches ich für möglich hielt, hat sich durch die auf diesen Gegenstand besonders gerichteten Untersuchungen des Verfassers nicht bestätigt.

[redacted]

Doch ist es auch im Sanskrit nicht mehr möglich, alle Wörter auf eine Wurzel zurückzuführen, und viele, die vermöge ihrer Bedeutung und weiten Verbreitung durch die verwandten Sprachen als sehr alt erscheinen, widerstreben aller sicheren Herleitung; doch haben sie noch immer das äußere Ansehen, als seyen sie von einer einsylbigen Wurzel ausgegangen; und die indischen Grammatiker versäumen nicht, sie zu einer solchen zurückzuführen. So deutet z. B. g'ânu, Knie, auf eine Wurzel g'â oder g'an, denn u und nu sind als Bildungssylben gebräuchlich. Eine Wurzel g'â aber gibt es nicht in dem erhaltenen Zustande der Sprache, und g'an, womit sich die indischen Grammatiker zu ihrer Erklärung begnügen, heißt erzeugen, geboren werden. Das Wort kês'a bedeutet Haar (vergl. caesaries), und hat ganz das Ansehen, aus einer Wurzel kis' zu entspringen, wie klês'a, Qual, von klis', quälen, dês'a, Gegend, von dis', zeigen; eine Wurzel kis' aber gibt es nicht, und die Grammatiker schlagen daher verschiedene unbefriedigende Erklärungen vor. Die Wörter aks'i, Auge, b'rû, Augenbraue, nâsâ, Nase, ast'i, Knochen, hrd, Herz u. s. w. sind ebenfalls unerklärbar, obwohl sie dem Baue von Wörtern aus einsylbigen Wurzeln entsprechen, und daher, auch abgesehen von ihrem Zusammenhange mit verwandten Wörtern in den Schwestersprachen, viel weniger das Gedächtniß beschweren, als die meisten semitischen Appellative, die zwar vermöge ihrer gesetzmäßigen Zahl von drey radikalen Konsonanten an eine Wurzel sich anschließen, wovon auch ein ähnlich gebautes Verbum ausgeht, aber doch häufig mit diesem in der Bedeutung keinen Berührungspunkt haben, und somit als Wörter von unbekanntem Benennungspunkt angesehen werden müssen.

Die Präpositionen, deren sich das Sanskrit zur Modifizirung der Grundbedeutung bedient, und die, wegen ihrer großen Wichtigkeit für das Wurzelsystem, eine nähere Betrachtung verdient, tragen zum Theil die unverkennbarste Uebereinstimmung mit denen der verwandten europäischen Sprachen, wie pari, um, mit περί, prati, gegen, mit dem dorischen προτί. Andere haben sich in den verwandten Sprachen durch die Bedeutung sowohl als durch die Form entstellt, und sind darum schwer wieder erkennbar; so ist ab'i, an, zu, hin, bey, im Griechischen durch Vorsetzung eines Nasals zu ἀμφί geworden, wenn man nicht umgekehrt annehmen will, daß ab'i einen Nasal verloren habe; in jedem Falle verhält sich ἀμφί zu ab'i, in Absicht des Nasals wie ἄμφω zu dem sanskritischen ub'au, beyde. Das Lateinische theilt sich in die Formen mit und ohne Nasal, und hat erstere in der Gestalt von ob, welches Haughton passend mit ab'i zusammengestellt hat, und letztere in der

von amb, welches in Form und Bedeutung dem Griechischen näher steht. Das althochdeutsche umpi oder umbi, woraus durch Abschleifung der Endsylbe unser um entstanden, nimmt die Form mit dem Nasal als die ursprüngliche in Schutz, weil sich auf diese Weise die Begegnung mit ἀμφί und amb am besten erklärt.

Eine der wichtigsten untrennbaren Präpositionen im Sanskrit ist ni, welcher man mit Unrecht die Bedeutung in, hinein, zugeschrieben hat, welche durch keine einzige Zusammensetzung, in welcher diese Präposition bey Schriftstellern vorkommt, sich rechtfertigen läßt. Dagegen tritt in mehreren Verbindungen die Bedeutung unter, nieder recht klar hervor, wie in ni-d'a, niederlegen, ni-pat, niederfallen, sich niederlassen, herabfliegen, im Gegensatz zu ut-pat, auffliegen, aufspringen, ni-jam, unterdrücken, bezähmen, im Gegensatz zu ud-jam, aufheben, antreiben u. s. w. Das Adjektiv nîc'a, niedrig, wäre allein hinreichend, über die wahre Bedeutung von ni Aufschluß zu geben. Es kommt nämlich nîc'a von ni (mit verlängertem i, wie bey nì-kâs'a u. s. w.) auf dieselbe Weise, wie uc'c'a', hoch, von ut, auf, durch Assimilation des t; und die Herleitung bey Wilson, aus nâ, nicht, î, Glück, und c'i, erlangen, verdient keine Widerlegung, da in der ganzen Erklärung nichts Wahres ist, als daß na nicht bedeutet. Da nun die wahre Bedeutung von ni hinlänglich erwiesen ist, so begreift man leicht die Bedeutung von ni-vâta, in einem Verse der Bhagavat-Gîta (Sectio VI. Sl. 19): jat'â dîpo nivatast'o nêngatê, wie eine Lampe unter dem Winde stehend sich nicht bewegt. A. W. von Schlegel übersetzt: sicut lucerna citra venti impetum posita haud vacillat, und bemerkt: nivâta est intra ventum i. e. locus unde ventus arcetur ὅθι σκέπας ἔστ' ἀνέμοιο. Wäre die dem Präfix ni gewöhnlich zugeschriebene Bedeutung, von welcher Hr. v. Schlegel sich nicht entfernen wollte, gegründet, so könnte man seiner Erklärung die Beystimmung nicht versagen, wenn man gleich sich darüber wundern müßte, daß, um einen dem Winde nicht ausgesetzten Ort zu bezeichnen, das Sanskrit den seltsamen Weg eingeschlagen hätte, daß es diesen Ort, als im Mittelpunkt des Windes selber liegend, von wo er ausgeht und nicht hinweht, darstellte. Viel natürlicher ist die Auffassung unter dem Winde.

Die Auffindung der wahren Bedeutung von ni ist auch für die vergleichende Sprachkunde von Wichtigkeit, denn es geht daraus hervor, daß unser deutsches nieder damit zusammenhängt, so auffallend dieß bey dem ersten Blick scheinen mag. Das Sanskrit umgibt verschiedene untrennbare Präpositionen,

[redacted]

um sie für den isolirten Gebrauch geeignet zu machen, mit dem Suffix tas, so entsteht z. B. abʿitas, bey, aus dem oben erwähnten abʿi. Das Lateinische gebraucht das entsprechende Suffix tus ebenfalls zu Ableitungen aus primitiven Präpositionen, bey intus und subtus. Gewöhnlich aber gebraucht es zu diesem Zwecke das indisch-griechische Komparativ-Suffix (tara-s, τερο-ς) mit Ablösung seines Endvokals, worauf ich anderwärts aufmerksam gemacht habe. Das Griechische hat den lateinischen Ableitungen, wie praeter, inter, subter, nur die Form ἄτερ entgegenzustellen; die sich aus dem negativen Präfix α sehr befriedigend erklärt. Das Germanische gebraucht häufiger dieses Suffix zu demselben Zwecke, in welcher Beziehung wir auf Jakob Grimms treffliche Erörterungen in diesen Blättern verweisen (Bd. 38, S. 31). Da nun im Althochdeutschen die Präpositionen aftar, hintar, nach, und das Adverbium vordar, vorn, durch dieses Komparativsuffix sich erklären, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß demselben auch nidar (nieder, unter) seinen Ursprung verdanke, wenn wir gleich das Primitivum im Sanskrit suchen müssen. Die Erscheinung aber, daß in einer Sprache die lautreichere abgeleitete Form sich länger behauptet, als die ursprüngliche, ist weder selten noch befremdend; wir zweifeln daher kaum, daß das in Absicht des Ausgangs mit nidar und vordar analoge widar ebenfalls aus einer sanskritischen untrennbaren Urpräposition entsprungen sey. Das sanskritische vi drückt die Begriffe der Zerstreunng, der Trennung, des Auseinanderliegens aus, und hat vor Substantiven, mit denen es ein zusammengesetztes Adjektiv bildet, dieselbe Wirkung, wie nir, aus, und das lateinische ex in exsanguis, exanimis; man erkennt dadurch seinen Zusammenhang mit dem im Lateinischen nur sparsam auf diese Weise gebrauchten ve. Der Uebergang von dem Begriff der Entfernung, Beraubung, zu dem von gegen, gegenüber, jenseits, welcher dem althochdeutschen widar zum Grunde liegt (s. Graff althochd. Präpositionen, S. 192 ff.) ist sehr natürlich, und wäre er es weniger, so wäre zu berücksichtigen, daß in den abgeleiteten Präpositionen die Bedeutung der primitiven oft merklich verändert erscheint — man vergleiche contra mit cum, wovon es abstammt — und daß überhaupt bey den Präpositionen in allen Sprachen mannigfaltige und kühne Uebergänge der Bedeutung Statt finden.

Die Abstammung des germanischen nidar und widar aus den sanskritischen Urpräpositionen ni und vi vermittelst des Komparativsuffixes bestätigt sich auch auf eine auffallende Weise dadurch, daß auch das altindische Superlativ-Suffix im Germanischen zur Bildung von abgeleiteten Präpositionen und Verhält-

[redacted]

niß-Adverbien gebraucht wird, und daß namentlich das erwähnte ni im Althochdeutschen sich mit diesem Suffix verbindet, zur Bildung von nidana, unten, welches im Neudeutschen in der Verbindung hienieden noch fortlebt. Wie nidana, unten, zu dem oben erwähnten nidar (unter, nieder), so verhält sich das gothische Adverbium aftana, hinten, zu der althochdeutschen Präposition aftar, nach, und hindar, hinter, zu hindana *). Im Sanskrit lautet das Superlativ-Suffix tama (im Nominativ masc. tamas); nimmt man ihm sein a, so hat man Ursache, das übrig bleibende tam im Gothischen in der Gestalt von tana, dana oder thana zu erwarten, weil das Gothische gerne einem schließenden m ein a beyfügt, das m aber in diesem Falle in n verwandelt; so erklären sich die Akkusative auf na gegenüber den sanskritischen und lateinischen auf m und den griechischen auf ν. Man vergleiche den Akkusativ des Demonstrativ und Artikels tha-na mit dem verwandten sanskritischen ta-m, dem griechischen το-ν und dem lateinischen istum. Der superlative Ursprung von aftana, hindana, nidana wird hierdurch zur Gewißheit klar, wobey noch zu berücksichtigen ist, daß auch im Lateinischen dieses Suffix gerne mit Präpositionen sich verbindet (intimus, extimus), und mit Ablösung seiner Endsylbe Adverbia bildet (viritim, gradatim).

Es kann unserer Erklärung des germanischen Präpositions-suffixes tana, dana aus dem indischen superlativen Suffix tama nicht als Einwand entgegengestellt werden, daß dieses Bildungs-Element im Gothischen in einer dem Urbilde weit näher stehenden Form, nämlich in der von tuma, duma (in der Grundform oder dem ungebeugten Zustande tuman, duman) sich erhalten habe, an welches sich noch das gewöhnliche, aber gleichfalls aus dem Sanskrit stammende Superlativ-Suffix ista (Nominativ ists) anschließen kann, so daß zwey vollkommen gleichbedeutende Elemente, wovon das eine in Absicht der Bedeutung todt, das andere lebendig ist, sich vereinigt finden. Solche Formen kommen

*) In Absicht der ursprünglich mit t anfangenden Wortbildungssuffixe bietet das Gothische eine Uebereinstimmung mit dem Persischen dar, in dem es das t nach dem vorhergehenden Buchstaben richtet, und es nach harten Konsonanten, zu denen es stimmt, beybehält, nach Vokalen und weichen Konsonanten aber in das weiche d umwandelt, während das Sanskrit in solchen Fällen gewöhnlich den vorhergehenden Buchstaben nach dem folgenden richtet. Man sagt z. B. im Persischen jâf-ten, finden, bes-ten, binden, puk-ten, kochen, und dagegen dâ-den, geben, ber-den, tragen, rân-den, antreiben, âm-den, kommen. So im Gothischen af-tana im Gegensatze zu hin-dana, mòsta im Gegensatze zu skul-da und sòki-da.

[redacted]

aber ebenfalls nur an Ableitungen von Präpositionen vor, wie hindumists, der hinterste, aftuma oder aftumists, der letzte. Wir haben in dieser Beziehung wiederum an das lateinische extimus, intimus zu erinnern, und zu bemerken, daß, wenn es in der Ordnung ist, daß tama im Gothischen zu tuman oder duman sich umgestaltet, es nicht minder der Natur gothischer Formentwicklung gemäß ist, daß aus tam, tana oder dana entspringe. Der Unterschied des mittleren Vokals beruht auf der, dem m mit dem l gemeinschaftlichen Neigung zu einem vorhergehenden u, wodurch sich auch der Unterschied zwischen Partizipial-Formen wie numans, genommen, und gibans, gegeben, erklärt.

Es läßt sich von selbst erwarten, daß mehrere der sanskritischen Urpräpositionen in einer oder der anderen der verwandten Sprachen sich in so wenigen Verbalverbindungen erhalten haben, daß sie, vom Standpunkte einer einzelnen Sprache aufgefaßt, sich nicht mehr als freye, selbstständige Elemente geltend machen können, sondern so innig mit dem Verbalstamme verwachsen sind, daß sie einen Bestandtheil desselben auszumachen scheinen. Es ist interessant, zu sehen, wie die vergleichende Sprachkunde uns in den Stand setzt, solche verborgene, erstorbene oder in der Wurzel schlafende Präpositionen gleichsam wie durch einen chemischen Prozeß wieder von derselben loszuscheiden und zu ihrer Vollständigkeit zurückzurufen. Diese merkwürdige Erscheinung zeigt sich besonders im Persischen, und es gehört dieß unter andern mit zu den Ursachen, welche den persischen Zeitwörtern zuweilen das Ansehen einer Entspringung aus zweysylbigen Wurzeln geben, die der Natur des sanskritischen Sprachstammes zuwider sind. Es zeigt sich, namentlich wenn man diesen Gesichtspunkt verfolgt, die oben erläuterte untrennbare Präposition ni, unter, nieder, noch ziemlich deutlich an mehreren Zeitwörtern. So entspricht nihâ-den, setzen, niederlegen, offenbar dem sanskritischen gleichbedeutenden ni-d'â-tum, von dessen aspirirtem d dem Persischen bloß die Aspiration geblieben ist, wie dieß auch im Sanskrit, durch eine unregelmäßige Entstellung der Wurzel, bey dem Participium pass. ni-h-ità, niedergelegt, der Fall ist, wo das wurzelhafte Element auf das bloße h beschränkt ist, gerade wie im Persischen, wenn die angegebene Erklärung richtig ist, in dem Präsens nihem und dem Imperativ nih nur ein einziger Buchstabe als wurzelhaft sich ergibt. Dieß wird weniger befremden, wenn man berücksichtigt, daß auch das sanskritische d'a im Dual und Plural des Präsens und mehrerer anderer tempora seinen Vokal aufgibt. Das persische nischesten, sitzen, sich setzen, erinnert an die indische Wurzel

sad, die zwar für sich allein gehen heißt, aber gerade in Verbindung mit ni die Bedeutung sich niederlassen, sich setzen und sitzen annimmt, und dann durch Veranlassung des vorhergehenden i das reine s in ein, dem persischen schin entsprechendes, aspirirtes umwandelt. Wenn das s von nischesten nicht als ein durch die Neigung zum t herbeygeführter, bloß euphonischer Buchstabe zu erklären ist, was kaum glaublich ist, so läßt sich sehr gut die Umgestaltung eines ursprünglichen d vor t in s begreifen, und wir glauben, daß auf diese Weise der Infinitiv besten, binden, nebst den anderen Formen, deren Flexion mit t anfängt, mit dem Präsens bendem, ich binde, oder dem Imperativ bend, binde, zusammenhängt, da letzteres durch seine Uebereinstimmung mit der indischen Wurzel band und unserem deutschen binden als Urform sich bewährt.

Die Sylbe ef, womit sehr viele persische Zeitwörter anfangen, stimmt zu der sanskritischen Präposition ab'i, mit aspirirtem b, welches in den verwandten Sprachen gewöhnlich in f übergeht; wir erwähnen hier bloß ef-rùk-ten, Imperativ ef-rûs, anzünden, dessen eigentlicher Urstoff mit dem sanskritischen ruc', glänzen, als Substantiv, Licht, Blitz u. s. w. übereinstimmt. Die Präposition pra zeigt sich im Persischen als Vorsylbe mehrerer Zeitwörter in der Gestalt von fer, fir, und man wird einen Zusammenhang zwischen istâden, stehen, und firistâden, senden, zugeben müssen, wenn man berücksichtigt, daß das sanskritische st'à, stehen, durch Verbindung mit pra und mehreren anderen Präpositionen die Bedeutung gehen erhält, und daß prast'à in der Kausalform senden bedeutet. Das persische fermûden, befehlen, erklärt sich aus der sanskritischen Wurzel mâ, messen, wovon, in Verbindung mit der Präposition pra, das Substantiv pramâna, welches unter andern Autorität bedeutet, in welchem Sinne es sich mit dem persischen fermàn, Befehl, nahe berührt. Das sanskritische mâ, messen, zeigt sich im Persischen auch in Verbindung mit anderen, aus den ältesten Präpositionen stammenden Vorsylben, die seine Bedeutung auf verschiedene Weise modificiren. In Verbindung mit pei, welches dem sanskritischen pi für api entspricht *), behält es die Urbedeutung messen, in Verbindung mit es, welches im Persischen selbst, auch isolirt, als Präposition gebraucht wird, heißt es versuchen. Ohne Zusatz einer Präpo-

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Griechische einen Ueberrest dieser Präposition, welche schon im Sanskrit selten geworden ist, in πιδάω, πιδέω erhalten habe, denn hierdurch erklärt sich befriedigend die Uebereinstimmung der Bedeutung mit dem einfacheren δέω, binden.

sition heißt mâjeh das Maß. Was die Form anbelangt, die im Persischen die Wurzel mâ, messen, angenommen hat, so ist zu bemerken, daß nur vor den mit d anfangenden Flexionen das ursprüngliche â sich in û verwandelt, außerdem bleibt dieser Vokal, und gesellt sich ein j bey; am Ende von Composita aber, wo die Wurzel gerne ohne allen Zusatz im Sinne eines Particip. praes. erscheint, wird auch dieses j, als überflüssig, unterdrückt. Von dem Einflusse des u, welches in vielen Formen an der Stelle des ursprünglichen â steht, mag es kommen, daß die Präposition ni vor diesem Verbum die Gestalt nu angenommen hat, welche, einmal entwickelt, auch da geblieben ist, wo die veranlassende Ursache dazu fehlt. Es hat wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich, daß auch numûden, zeigen, von dieser fruchtbaren und weit verbreiteten Wurzel abstamme. Die Assimilationskraft, welche ein Vokal auf den vorhergehenden ausüben kann, zeigt sich im Persischen auch in andern Fällen, wie bey schunûden, hören, im Gegensatz zu dem gleichbedeutenden schiniden, und sutûden, loben, welches sich aus der gleichbedeutenden sanskritischen Wurzel stu durch die im Persischen am Anfang eines Wortes nothwendige Trennung zweyer in den verwandten Sprachen verbundenen Konsonanten erklärt, wobey aber, in vorliegendem Falle, der eingeschobene Vokal nach dem Hauptvokale sich gerichtet hat. Solche Rückwirkungen sind jedoch im Persischen, wenn gleich häufig genug sich zeigend, nicht zum Gesetze geworden.

Die erste vollständige Sammlung der sanskritischen Wurzeln gab Carey als Anhang zu seiner Grammatik (Serampur, 1806) nach dem kawi-kalpa-druma, einem Werke des indischen Grammatikers Wopadêwa. Ein anderes Wurzel-Lexikon verdanken wir den Bemühungen des um die Sanskrit-Literatur so vielverdienten Wilkins nach der Dhatumandschari des Kasinatha. Carey ordnet die Wurzeln nach den Endbuchstaben, eine Anordnung, der auch unser Verfasser folgt, und die mit Recht eine systematische genannt werden kann, weil die Wurzeln nach ihren Endbuchstaben und nicht nach den Anfangsbuchstaben in einem grammatischen Verhältnisse zu einander stehen, da sie in Verbindung mit gewissen Flexionen unter gleicher Bedingung sich auf gleiche Weise gestalten. In praktischer Beziehung hat freylich die Anordnung nach den Endbuchstaben für den Anfänger die Schwierigkeit, daß derselbe in den Fällen, wo der Endbuchstabe nach euphonischen Gesetzen sich verändert hat, in Bezug auf den Ausgangspunkt beym Nachschlagen in Verlegenheit geräth, z. B. um die Wurzel von sr.sta, geschaffen, zu finden; indem nach den Wohllautsregeln vier verschie-

[redacted]

dene Konsonanten mit t die Verbindung s't geben. Von dem Anfangsbuchstaben ausgehend, würde man aber bey der gewöhnlichen alphabetischen Ordnung sehr bald, auch ohne den Endbuchstaben der Wurzel zu kennen, zu srg' geleitet. Die hier berührte Schwierigkeit ist jedoch bey weitem nicht so groß, als sie scheinen könnte, weil die meisten Wurzeln durch Bindevokale oder Verbindungssylben, welche mit Vokalen enden, die mit Konsonanten anfangenden Flexionen anschließen, wodurch die Reibung unverträglicher Buchstaben vermieden, und den Wurzeln ihre ursprüngliche Gestalt bewahrt wird. Von denjenigen aber, die dies Mittel verschmähen, sind die gewöhnlichen von so geringer Anzahl und kommen so häufig vor, daß die Anfänger sehr bald damit vertraut werden. Man könnte jedoch alle Schwierigkeit dadurch vermeiden, daß man im Laufe des Werkes die gewöhnliche alphabetische Anordnung beybehielte, und in einem Anhange, um die Vortheile beyder Methoden zu vereinigen, die Wurzeln nach der Uebereinstimmung ihrer Endbuchstaben zusammenstellte.

Carey und Wilkins fügen den Wurzeln die sanskritischen, in abstrakten Substantiven im Lokativ bestehenden Erklärungen ihres Originals bey, und geben davon eine englische Uebersetzung durch Infinitive, ohne sich zur Aufgabe zu machen, die Bedeutung durch den Gebrauch bey Schriftstellern aufzuklären, was um so nöthiger ist, da die indischen Grammatiker nicht selten eine Wurzel durch sich selbst, nämlich durch ein davon abstammendes Abstraktum erklären, als wenn man z. B. die Bedeutung der lateinischen Wurzel tag (tango) durch tactio verdeutlichen wollte. So werden z. B. sowohl von Kasinatha wie von Wôpadêwa dà durch dânê, im Geben, mâ durch mâne, im Messen, pâ durch pâne, im Trinken, erklärt. Bey diesen Wurzeln ist indessen die Bedeutung so entschieden immer dieselbe, daß ein Fehlgriff unmöglich ist; allein bey vielen Wurzeln wird, wenn sie gleich nicht durch ihre eigenen Abstammungen, sondern durch Formen von anderen Wurzeln erklärt werden, diejenige Bedeutung, welche sich durch die Beobachtung des Gebrauchs als die ursprüngliche zu erkennen gibt, von den indischen Grammatikern gar nicht erwähnt, So wird ďâ durch ďârane und pos'ânê erklärt, im Halten (oder auch Erhalten und Ertragen), Ernähren. Wilkins übersetzt seinen Autor durch have, possess, hold (dâranê), cherish, support (pôs'ane); u.id da er nicht mehr als sein Original zu geben beabsichtigt, und auch die Bedeutungen der Wurzeln ohne Vergegenwärtigung durch mannigfaltige Stellen nicht übersehen werden köunen, so läßt er ebenfalls die ursprüngliche Bedeutung

[redacted]

legen, setzen unerwähnt, welche d́á mit dem verwandten τίθημι, woran Herr Rosen erinnert, gemein hat. Der Verfasser setzt die Bedeutung ponere, deponere mit Recht an die Spitze, und beweist sie durch eine Stelle der Bhagavat-Gita, so wie durch die Bedeutungeu, welche d́á in Verbindung mit vielen Präpositionen annimmt, welche der Verfasser durch überzeugende Beweisstellen belegt Diese Berücksichtigung des Gebrauchs der Wurzeln bey Schriftstellern, und die sorgfältige Aufsuchung und klare, meistens hinlänglich gerechtfertigte Bestimmung der Modifikationen, welche die Wurzeln durch gewisse Zusammensetzungen mit Präpositionen erleiden, ist das Hauptverdienst unseres Verfassers, und gibt seinem Werke einen entschiedenen Vorzug vor den früheren Wurzelsammlungen.

Nicht überall können wir indessen die von Herrn Rosen aufgestellten Bedeutungen oder die Ordnung, in der er sie folgen läßt, und die Mittel, wodurch er sie unterstützt, vollkommen billigen. So müssen wir der erwähnten Wurzel d́á die Bedeutung condere, creare absprechen, oder wenigstens den Beweis derselben verwerfen. Denn man kann das Nomen agentis *d́átr.*, unter andern eine Benennung des Brahma, nicht durch Schöpfer erklären, so lange es nicht auf andere Weise erwiesen ist, daß d́á schaffen bedeutet. Brahma kann als Erhalter d́átr. genannt werden; in jedem Falle ist das Substantiv für sich allein ungeeignet, eine Bedeutung der Wurzel d́á zu begründen, in der man sie als Verbum noch nicht gefunden hat.

Der Ausdruck manas oder gatin d́átum (animum intendere, convertere ad aliquid) trennt der Verfasser zuweilen von der ursprünglichen Bedeutung der Wurzel, man dürfte wenigstens nicht die Bedeutung erhalten dazwischen stellen, da manô d́átum, wie uns scheint, sehr gut als das Setzen oder Legen des Geistes auf etwas aufgefaßt werden kann, wenn man nicht, was uns weniger zusagt, diese Redensart an die Bedeutung geben anschließen will. Daß d́á in Verbindung mit pra, senden bedeute, kann aus der zweydeutigen Participial-Form prahita nicht gefolgert werden; d́á bildet zwar im Part. auf ta unregelmäßig hita, allein die Wurzel hi, gehen, bildet in diesem Part. ebenfalls hita. Man muß aber prahita, gesendet, als eine Ableitung von hi ansehen, weil diese Wurzel in Verbindung mit pra wirklich senden bedeutet, wie wir aus einigen noch ungedruckten Stellen des Mahâ-Bhârata beweisen können. Eine davon lautet: tânaham .... prâhinvang jamasâdanam, diese sandte ich in Jama's (des Gottes des Todes) Pallast. Der Verfasser selbst führt in dem Anhange eine Stelle aus dem Devî-Mahâtmja an, wo prahi auf

s'astra, Pfeil, bezogen wird, woraus man freylich nicht mit Gewißheit folgern kann, daß prahi auch anders als vom Pfeilsenden gebraucht wird.

Die Wurzel dru, laufen (vergl. δράσκω) zeigt der Verfasser in mehreren Verbindungen mit Präpositionen, unter andern auch mit pra. Radru heißt fortlaufen, fliehen, aber nicht entfliehen, mit dem Akkusativ der Sache, und es ist ein Versehen, daß der Verfasser pradravêjam anâmajam übersetzt durch effugerim calamitatem; anâmaja heißt Gesundheit, Heil, Rettung; und es ist hier vom Eilen zur Rettung die Rede.

Die Wurzel c'ju erklären die Grammatiker sehr unzureichend durch gatjân, welches Wilkins durch to go und Carey durch to move übersetzt. Die Wurzel drückt freylich Bewegung aus, aber die Art der Bewegung muß man durch den Gebrauch beobachten. Durch diesen erfährt man die Bedeutung fallen, und keine andere; die Bedeutung wird aber, wie die des gleichbedeutenden b'rans', übertragen auf das Verlassen eines Ortes, indem dieses als das Herunterfallen von demselben dargestellt wird, wie vom Reiche, von der Herde, vom Hause u. s. w. Wir können darum nicht billigen, daß der Verfasser von c'ju zuerst die Bedeutung egredi, abire aufstellt, und dann labi, cadere. Ersteres hätte, unserer Meinung nach, entweder gar nicht als eine selbstständige Bedeutung aufgestellt werden sollen, oder wenigstens nicht als die erste und eigentliche.

Die Wurzel vr., wählen, läßt der Verfasser S. 62 eine Verbindung eingehen mit der Präp. anu, nach, und anuvrata; ergeben, soll dazu der Beweis seyn. Der Verfasser hält diese Form für das Part. pass auf ta; allein anuvrata kann unmöglich ein solches Participium seyn, am wenigsten vr, welches vṛta bildet; Participien auf ata kommen nur von Wurzeln auf am oder an, welche ihren Endbuchstaben abwerfen. Eine Wurzel vram oder vran aber gibt es nicht; und anuvrata kann daher schwerlich anders, als aus anu und dem Substantive vrata, Gelübde, erklärt werden, welches Wilson auch als das letzte Glied der Zusammensetzung pativrata, dem Gatten ergeben, ansieht. Die Herleitung des Substantivs vrata ist ungewiß; Wilson schlägt vṛ oder vrag' zu seiner Erklärung vor. Allein wenn auch aus ersterem, auf eine unregelmäßige Weise, vrata entsprungen wäre, so würde daraus nicht hervorgehen, daß anuvrata wie ein Participium zu den Urkompositionen gehöre, welche die Wurzel in allen ihren Bildungen begleiten können. Die erklärenden Ausdrücke, anugata und anubadd'a, welche der Verfasser aus den Scholien zum Nalodaja anführt, können über die formelle Natur von anuvrata keine Auskunft geben; schwerlich

[redacted]

wollte der Scholiast damit sagen, daß auch vrata ein Part. auf ta sey, oder wenn er dieß wollte, so können wir seinem Willen die Gesetze der Grammatik nicht aufopfern, besonders da unhaltbare Etymologien den indischen Grammatikern häufig zur Last gelegt werden können. Vielleicht dachte der Scholiast an eine Entstehung aus vrt, welches mit anu folgen heißt, und woraus vrata durch das Suffix a und mit unregelmäßiger Umstaltung des Guna (ra für ar) entsprungen seyn könnte. Anuvrata hieße demnach so viel als nachfolgend; dagegen streitet aber das oben erwähnte pati-vrata.

Die Wurzel sô läßt der Verfasser unbelegt, sie kommt aber in den edirten Episoden des Mahâ-Bhârata zweymal in der Verbindung mit vi + ava vor, mit der Bedeutung entschließen.

Die Bedeutungen, welche Wilson manchen zusammengesetzten Wurzeln beylegt, hat der Verfasser, wenn er sie durch seine Untersuchungen nicht bestätigt fand, mit Recht ganz an das Ende des Artikels in eine Parenthese verwiesen, und somit von der Bürgschaft für die Richtigkeit derselben sich losgesagt. Man hat in der That Ursache, im höchsten Grade argwöhnisch gegen solche Bedeutungen zu seyn, welche sich durch die vom Verfasser untersuchten Schriftsteller nicht begründen lassen, und die auch Wilson durch keine Beweisstelle unterstützt, da er nur im Allgemeinen angibt (Vorrede, S. 46), daß er seine zusammengesetzten Wurzeln hauptsächlich aus der Bhagavad-Gita, die auch der Verfasser zuzog, dem Magha (Sisupala-Baddha) und dem Mêgha-Dûta entnommen habe. Bemerkenswerth ist bey vielen Wurzeln das Verhältniß zwischen den von Wilson behaupteten und den vom Verfasser bewiesenen Bedeutungen, die sich oft in keinem einzigen Punkte begegnen. So gibt z. B. Wilson der Verbindung ni-d'â die Bedeutungen: 1) to take up or hold up. 2) to place in or upon. 3) to be born or produced. Eine jede dieser Bedeutungen wird von jedem belesenen und urtheilenden Kenner des Sanskrits in Zweifel gezogen werden. Hr. Rosen belegt durch den Hitopadesa und Manu die Bedeutungen deponere und sepelire, die mit der Natur der vereinigten Elemente eben so sehr im Einklange, als Wilsons Bedeutungen damit im Widerspruch stehen. Der Verbindung von st'â mit upa gibt Wilson die unerwiesene Bedeutung to hope to gain or acquire, und außerdem eine Menge anderer, die bloß auf das Atmanepadum beschränkt seyn sollen, wovon aber keine durch Herrn Rosens Bemühungen sich bestätigt hat. Dagegen verschweigt Wilson die vom Verfasser vielfach belegte Bedeutung appropinquare, aggredi. Daß upast'a, wie der Verfasser glaubt, auch gehorchen bedeute, ziehen wir noch in Zweifel;

denn die angeführten Stellen des Nalus sind von der Art, daß diese Bedeutung schon erwiesen und anerkannt seyn müßte, um dort nothwendig das Verbum in diesem Sinne auffassen zu müssen. Das Gesagte wird hinreichen, zu zeigen, wie nothwendig zu einer genauen Bestimmung die Bedeutungen der Wurzeln und ihrer Zusammensetzungen die vom Verfasser unternommene und mit Einsicht und glücklichem Erfolg ausgeführte Arbeit war.

Herr Rosen fand hierbey Veranlassung, eine große Menge von Stellen aus den edirten Autoren im Original anzuführen, und zum Vortheile der Anfänger mit einer wörtlichen Uebersetzung zu versehen, zuweilen mit berücksichtigungswerther Abweichung von der Auslegung seiner Vorgänger, und fast überall mit Bewährung einer reiflichen Ueberlegung und gründlichen Kenntniß der Sprache.

In einer aus Ardschuna's Himmelsreise (II. 3) angeführten Stelle ist der Verfasser nicht geneigt, den befremdenden Instrumentalis drumaih durch den Einfluß des vorhergehenden Instrumentalis zu erklären; vermöge einer Art von Attraktionskraft, wie in griechischen Konstruktionen des Relativs und Infinitivs. Wir sind weit entfernt, seine Bedenklichkeit zu tadeln, oder eine vermuthete grammatische Erscheinung, die bis jetzt nur auf eine einzige Stelle sich stützt, einer besonderen Berücksichtigung werth zu achten. Die Auslegung des Verfassers scheint uns aber unzulässig, und gibt einen unbefriedigenden Sinn. Aus den himmlischen Blumen, welche wegen ihrer Größe Bäume herausforderten, wie Urwasl durch den Glanz ihres Gesichts den Mond herausforderte — macht der Verfasser himmlische Blumen wie einladende Bäume. Allein die Bäume, könnte man einwenden, laden in Indien nicht ein, d. h. man sagt nicht im Sanskrit von leblosen Gegenständen, um ihren Reiz, ihre Anmuth zu bezeichnen, daß sie einladend seyen, wie wir im Deutschen sagen können, ein einladender Wald, Bach, Garten. Wenigstens ist mir ein solcher Sprachgebrauch bis jetzt unbekannt geblieben, und wo sich, was sehr oft der Fall war, dazu Veranlassung gefunden hätte, fand ich die Ausdrücke herzraubend, geistraubend u. s. w. Auch kennt man von â-hvê bis jetzt nur die Bedeutungen: 1) herbeyrufen, im gewöhnlichen Sinne; 2) herausfordern, wetteifern. Wir würden daher eher der Auslegung des Herrn Professors von Bohlen beystimmen, welcher vorschlägt, die letzte Hälfte des Verses als Opposition zu nehmen, und zu übersetzen: »Blumen, herausfordernden Bäumen gleich.« Bey genauerer Prüfung muß man aber auch diese Uebersetzung verwerfen, weil das Herausfordern für sich allein, ohne Beyfügung des Herausgeforderten, allzu

[redacted]

nichtssagend ist, als daß ein Dichter sich damit begnügen könnte. Die indische Poesie stellt aber gern das Kleinere, um es zu erheben, als etwas herausfordernd dar, was seiner natürlichen Bestimmung nach ihm überlegen ist. Blumen oder Stauden können auf diese Weise mit Bäumen wetteifern, sie herausfordern, aber Bäume, die schon von Natur das Größte der Pflanzenwelt sind, wen sollen diese herausfordern, um Ehre durch den Sieg davon zu tragen?

Wenn also drumaih als durch Attraktionskraft des vorhergehenden Instrumentalis herbeygeführt, durch Entdeckung ähnlicher Konstruktionen sich nicht sollte unterstützen lassen, so wird man genöthigt seyn, eine Verfälschung des Textes vorauszusetzen, und drumaih in drumân umzuwandeln, so standhaft auch, worauf ich bey meinem letzten Aufenthalte in London besonders geachtet habe, die verschiedenartigsten Handschriften sich dazu vereinigen, durch die einstimmige Lesart drumaih den Kritiker in Verlegenheit zu setzen. Wir wissen aber durch eine Stelle der Bhagavad-Gitâ (Lectio. 18, Sl. 78), daß eine Masse von Handschriften in einer sinnlosen Lesart sich vereinigen kann, so naheliegend und klein auch die Umänderung ist, die zu einem befriedigenden Sinne führt, und welche auch Schlegel an jener Stelle mit Recht mit seinem Texte vorgenommen hat. In der besagten Stelle von Ardschuna's Himmelsreise dürfen wir jedoch nicht zu frühe zu einer gewaltsamen Veränderung des Textes schreiten, und dadurch uns den Weg zur Entdeckung eines noch nicht beobachteten oder sicher gestellten Sprachgebrauchs verschließen. Vielleicht ist auch die syntaktische Behandlung der Partikel iva wie dazu geeignet, über die befremdende Konstruktion des erwähnten Verses Licht zu verbreiten. Die Partikel iva wird immer der verglichenen Sache oder Eigenschaft vorgesetzt, und besteht der Vergleichungspunkt aus einem Adjektiv und Substantiv, so steht iva am liebsten zwischen beyden in der Mitte. Es scheint daher, um der Partikel iva zu der ihr so beliebten Einschließung durch ein Substantiv und ein dazu gehöriges Adjektiv, oder umgekehrt, zu verhelfen, ein Adjektiv, welches natürlicher auf den Hauptgegenstand, als auf den, womit er verglichen wird, sich bezieht, zuweilen der Form nach von jenem auf diesen übertragen zu werden. So erklärt sich Indr. I. 29, wo die Absicht des Dichters ist, zu sagen: »Er stieg auf den Wagen, glänzend wie die Sonne;« formell aber bezieht sich jyotayan nicht auf den Ardschunas, sondern auf b'âskara. Eine ähnliche Konstruktion findet sich im Nalus XXVI. 30, wo von Puschkara gesagt wird: b'râg'amâna ivâditjô vapus'â, wie die glänzende Sonne von Körper, wo aber beabsichtigt ist, zu sagen: glänzend von

Körper wie die Sonne *). Wenn nun durch die Veranlassung von iva ein Adjektiv zu einem folgenden Substantiv gezogen wird, während es dem Sinne nach einem vorhergehenden angehört: so wäre auch die umgekehrte Erscheinung nicht sehr befremdend, daß nämlich durch dieselbe Veranlassung ein Substantiv mit einem vorhergehenden participialen Adjektiv durch Annahme seines Casus sich in Beziehung setzte, während es dem Sinne nach von demselben regiert wird. In sofern wäre aber auch diese Konstruktion mit der vorhergehenden identisch, daß das vor iva stehende Adjektiv seinem wahren Substantiv äußerlich entfremdet, und mit dem folgenden in einen, wie durch chemische Wahlverwandtschaft veranlaßten Zusammenhang gezogen wird.

In einer zur Erläuterung der Wurzel muh aus Hidimb. angeführten Stelle zieht der Verfasser mit Unrecht den Ablativ matkopât zu vipramôhitâ, und übersetzt ira territus. Dieser Ablativ wird von b'î, fürchten, regiert, und der Sinn des Verses ist: »Wie, Hidimba! sinnlos fürchtest du dich nicht vor meinem Zorn?« Wäre Hidimbâ von dem Zorne ihres Bruders betäubt oder erschreckt, so würde sie sich ja auch vor ihm fürchten. Das Werkzeug der Betäubung ist aber nicht genannt, und es war nicht nöthig es zu nennen, auch hätte es nicht durch den Ablativ ausgedrückt werden können, denn obgleich man sagen kann, ravanâd vad'a, der Tod von Rawana. d. h. der von Rawana ausgegangene Tod, so kann doch getödtet von Rawana nicht durch trâvânad vadd'a ausgedrückt werden; wenigstens ist die angeführte Stelle nicht dazu geeignet, einen solchen Gebrauch des Ablativs zu beweisen.

Der Verfasser gibt der Wurzel muh auch die Bedeutung perturbatum loqui, worin wir ihm nicht beystimmen können, denn die angeführte Stelle des Ramàjana beweist dieß nicht, sondern muh steht daselbst in der Bedeutung sinnlos werden, die Besinnung verlieren. Der Verfasser übersetzt râmêti, mumôha duhk'ârtah durch »Rame« sic loquebatur dolore agitatus; allein im Sanskrit wird oft ein Gedanke oder eine Rede unmittelbar eingeführt, ohne daß ein Verbum für denken oder sagen nöthig, das Adverbium iti, so, am Schlusse der eingeführten Rede ist allein hinreichend. Wir übersetzen daher die angeführte Stelle: »Rama! so (ausrufend) verlor die Besinnung der Schmerzgequälte.

Versehen dieser Art sind jedoch im vorliegenden Werke selten, und im Durchschnitte sind die Auslegungen, wie die daraus gezogenen Folgerungen des Verfassers vollkommen zuverläßig.

---

*) Man berücksichtige auch Sunda und Upasunda, Gesang 3, Sl. 17.

[redacted]

In der Abtheilung der Wörter der in der Ursprache mitgetheilten Stellen geht der Verfasser weiter, als es bis jetzt in gedruckten Werken üblich gewesen; wir können dieß nicht anders als gut heißen, und die Anfänger werden ihm darum Dank wissen, denn man muß zugeben, daß mit jedem Schritte, der zu Gunsten einer strengeren Wortabtheilung vorwärts gethan wird, ein Theil des Hindernisses beseitigt wird, das zuweilen auch bey den Geübteren einem flüchtigen Verständnisse im Wege steht. Es verdient bemerkt zu werden, daß alle Kenner des Sanskrits, wenn sie Veranlassung haben, indische Texte mit lateinischer Schrift darzustellen, die Wörter viel strenger abtheilen, als wenn sie sich der Originalschrift bedienen, wodurch sie stillschweigend und sich selbst unbewußt zu erkennen geben, daß sie den Grund zum Zusammenschreiben der Wörter nicht in der Natur der Sprache, sondern in der der Schrift finden. Die indische Schrift aber erlaubt eben so gut die Trennung, als unsere europäischen Schriftzüge die Verbindung möglich machen, und da man darüber, ohne es ausgesprochen zu haben, einig ist, daß der Charakter der Sprache durch die Abtheilung der Wörter nicht verletzt wird, so geht daraus, wenn man ein schnelles Verständniß der Sprache fördern, und die Sprache nicht schwieriger machen will, als sie ist, die dringende Aufforderung hervor, beym Gebrauch der Devanagari-Schrift wenigstens eben so viel zu trennen, als bey dem der lateinischen. Treue Nachbildung der äußeren Form der Handschriften kann nicht als eine Aufgabe der indischen Philologie angesehen werden, und es ist nicht wohl zu begreifen, warum man den euphonischen Einfluß, den im Sanskrit die End- und Anfangsbuchstaben auf einander ausüben, nicht schon dadurch hinlänglich und wahrnehmbar genug dargestellt findet, daß man die von den Lautgesetzen vorgeschriebenen Veränderungen beobachtet, sondern daß man die im Lautverhältniß stehenden Wörter dicht an einander gerückt wissen will, als wenn durch einen kleinen, vom Sinne herbeygeführten Zwischenraum die gleichzeitige Auffassung der sich einander berührenden Endpunkte zweyer Wörter unmöglich gemacht würde.

In Fällen, wo der Endvokal eines Wortes zur Vermeidung des Zusammentreffens zweyer Vokale, in einen entsprechenden Halbvokal übergeht, pflegt man auch bey dem Gebrauche der lateinischen Schrift zu verbinden. Chezy z. B in der von ihm herausgegebenen Episode des Râmâjana vom Tode des Jadschnadatta, schreibt yâtyad'amâm'gatim (durch y unser j darstellend) für yâty ad'amâm gatim, und eben so verfahren in ähnlichen Fällen Jones, Colebrooke und Wilkins. Wir läugnen nicht, daß hier mehr als in vielen anderen Fällen Ursache sey

zur Verbindung, obwohl wir die unbedingte Nothwendigkeit nicht zugeben, daß man verbinden müsse, weil die Stimme auf dem schließenden Halbvokal nicht weilen kann, sondern zu dem Vokal des folgenden Wortes forteilt. Sie eile fort zu demselben, allein yàty hört dadurch nicht auf ein grammatisches Ganzes zu bilden, und als solches durch die Schrift anerkannt werden zu wollen. Die Aussprache aber wird durch Auseinanderziehung der beyden phonetisch verbundenen Wörter nicht gehemmt. Ein weit wesentlicheres Hinderniß steht aber im Sanskrit der Einführung einer vollkommenen Worttrennung dadurch im Wege, daß zwey als End- und Anfangsbuchstaben sich begegnende Vokale in Einen zerfließen, an dem nun die beyden Wörter rechtmäßigen Antheil haben, z. B. wenn santiha aus santi iha wird. Hier stützt sich die Verbindung auf den natürlichen Bau der Sprache selbst, der am treuesten durch solches Zusammenschreiben dargestellt wird, und also nicht auf die bloße Gewohnheit der Eingebornen sie zu schreiben, woran wenig gelegen ist, und wovon es vollkommen hinreichend wäre, wenn in den Grammatiken davon berichtet würde. Wir haben also hier, in Absicht der Trennung und Verbindung, eine von der Sprache selbst aufgestellte Gränzlinie, um deren Berücksichtigung derjenige, welcher in anderen Punkten von der indischen Gewohnheit sich entfernte, nicht einer Inkonsequenz beschuldigt werden könnte. Auch bietet das Griechische durch die Krasis eine ganz ähnliche Erscheinung dar. Im Sanskrit tritt indessen diese Krasis so außerordentlich häufig ein, oder, mit seltenen Ausnahmen, so oft dazu Gelegenheit da ist, und zwar oft zwischen zwey Wörtern, die verschiedenen Gliedern der Rede angehören, und in ihrer Mitte einen Ruhepunkt fodern — daß man aus diesem Grunde gerechtfertigt ist, wenn man, um dieß Hinderniß zu besiegen, einen passenden, auf Uebereinkunft beruhenden Ausweg sucht. Einen solchen schlägt Herr Staatsminister Wilhelm von Humboldt vor (Journal Asiatique, Sept. 1827) in einen geistvollen Aufsatze, in welchem er mit gewohnter Schärfe diesen Gegenstand auf das erschöpfendste beleuchtet, und seine Gründe zu einer unbedingten Worttrennung und Einführung der Interpunktion entwickelt, im entgegengesetzten Falle aber die Festhaltung an dem bis jetzt in einigen gedruckten Ausgaben befolgten Prinzipe empfiehlt.

Die Schriftsteller, auf deren Durchforschung die lexikalischen Beobachtungen des Verfassers sich stützen, sind: 1) Manu's Gesetze. 2) Der Ràmàjana, wovon aber dem Verfasser nur der erste und dritte Band der unvollendet gebliebenen Serampurer Ausgabe zu Gebote stand. 3) Alles, was vom Màhà-Bhàrata im Druck erschienen ist, nämlich der Nalus, die Bhagavad-Gita,

[redacted]

Krdschuna's Himmelsreise und die damit verbundenen Episoden, nebst einigen Bruchstücken in Herrn Professor Franks Chrestomathie. 4) Tschandi-Stotra oder Devî-Mahâtmja, eine in Calcutta erschienene Episode des Markhandêja-Purana. 5) Das berühmte Fabelbuch Hitopadesa. 6) Einige Gedichte vom späteren Zeitalter, nämlich der Gitagovinda, Nalodaja, Ghatakarpara und Bhartriharis Denksprüche. 7) Ein Fragment des Jadschuveda (in Carey's Grammatik).

Es ist auffallend, daß viele Wurzeln, welche in den verwandten Sprachen die weiteste Verbreitung gefunden haben, und in den neueren europäischen Sprachen noch fortleben, im Sanskrit so veraltet und selten sind, daß sie in allen den genannten Werken nicht ein einziges Mal im Verbalgebrauch erscheinen, so oft auch vermöge ihrer Bedeutung sich dazu Veranlassung fände. Von dieser Art ist z. B. die Wurzel ad, essen, Präsens admi, welches sich am treuesten in dem Lithauischen edmi erhalten hat. Im Sanskrit hat der Verfasser dies Verbum bey Schriftstellern noch nicht gefunden; auch Nominal-Ableitungen dieser Wurzel sind selten, und nur ada und adaka, essend, am Ende von Composita, und anna, Speise, für adna, sind im gewöhnlichen Gebrauche. Die Wurzel g'as, essen, die dem Deutschen in gegessen geblieben ist, ist im Sanskrit ebenfalls noch unbelegt. Auch an, athmen, womit das gothische uzana exspiro zusammenhängt, hat der Verfasser als Verbum nicht angetroffen. Es entspringt davon das Substantiv anila, Wind, mit dessen wurzelhaftem Elemente das griechische ἄνεμος übereinstimmt; dagegen läßt sich ἄημι aus der sanskritischen, sehr gebräuchlichen Wurzel vâ, wehen, durch den Abfall eines Digamma erklären.

Im Ganzen hat der Verfasser nur ungefähr 330 Wurzeln in wirklichen Verbalgebrauch bey Schriftstellern gefunden, und es bleiben daher über zweytausend Wurzeln unbelegt *), wovon eine gewisse Anzahl nur in den Weda's vorkommen soll, von welchen noch wenig bekannt ist. Viele Sylben sind aber vielleicht von den Grammatikern nur zur Erklärung von Nominalformen, denen sie ein erdichtetes Verbum zur Seite stellen, in die Reihe der Wurzeln eingeführt worden. In Bezug auf die meisten Wurzeln werden indeß die vertrautesten Kenner der Sprache Mühe haben, auch nur ein einziges daraus entspringendes Nomen nachzuweisen. Von dieser Art sind z. B. die meisten mit Gutturalen endigenden Wurzeln, ungefähr 120 (wenn man die nur durch

*) Im Falle man nämlich, wie gewöhnlich geschieht, eine und dieselbe Wurzel nach Verschiedenheit der Konjugation und Bedeutung in verschiedene Wurzeln theilt.

die Konjugation unterschiedenen als Eine betrachtet), wovon nur neun im gewöhnlichen Gebrauche sind. Die meisten anderen sind für die Sprache wie todt zu betrachten, von denen man nicht weiß, ob sie jemals gelebt, oder wie die Grammatiker dazu gekommen sind, sie zu den Urstoffen ihrer Sprache zu rechnen.

Wenn man bey Wilson von einer Wurzel ak, welche gekrümmt gehen bedeuten soll, das seltene Substantiv aka, Schmerz, abgeleitet findet — wobey jedoch auch eine Erklärung aus dem negativen a und einem Substantiv ka, Fröhlichkeit, zugelassen wird — so ist diese Ableitung wenig dazu geeignet, diese verdächtige Wurzel zu Ansehen zu bringen. Auch ist agni, Feuer, eine schwache Stütze für eine Wurzel ang, bezeichnen. Die unbelegte Wurzel trak, gehen, bleibt von den Nominalbildungen bey Wilson ganz ausgeschlossen; sie erinnert indessen an das arabische trk (noctu venire), wovon tarik-un, der Weg. Auffallend ist es, daß die indischen Grammatiker nicht ermangeln, solchen im Verbalzustande selten oder niemals vorkommenden Wurzeln ganz genau ihre Eigenthümlichkeiten in der Konjugation nachzuweisen. Sie thun dieß auf eine sehr lakonische Weise durch beygefügte Buchstaben oder Sylben, Anubandha's genannt, denen sie durch festgesetzte Uebereinkunft die Fähigkeit gegeben haben, diejenigen Eigenheiten der Konjugation und Wortbildung anzuzeigen, die vom speziellen Sprachgebrauch abhängen, und durch die Regeln der Grammatik nicht bestimmt werden können. Man ist bald mehr, bald weniger freygebig mit solchen zurechtweisenden Sylben. Der Verfasser behält dieselben mit Recht bey, und erklärt ihre Bestimmung in der Vorrede. In Bezug auf den Anubandha i ist aber zu berichtigen, daß der einzuschiebende Nasal, welcher hierdurch angedeutet wird, niemals bloß auf die vier ersten Tempora sich beschränkt, sondern stets die Wurzel durch alle ihre Bildungen begleitet. Wir billigen daher das Verfahren Forsters, der in solchen Fällen die Wurzel von Haus aus mit einem Nasal versehen darstellt. Es ist z. B. nicht nöthig, mit den eingebornen Grammatikern eine Wurzel s'ak, fürchten, anzunehmen, um das Vergnügen zu haben, durch einen Anubandha i auzudeuten, daß alle Bildungen, die von diesem s'ak ausgehen, so beschaffen seyen, als stammten sie von einer Wurzel s'ank. Man trete also lieber sogleich in dem Verzeichniß mit einer Wurzel s'ank auf, denn die Wurzeln können nur nach ihren Erzeugnissen ermessen werden.

Anders verhält es sich mit den Wurzeln, welche wirklich nur in den vier ersten Temp. einen Nasal aufnehmen, wie dieß alle Wurzeln der siebenten und einige der sechsten Klasse thun, welche letzteren von den Grammatikern mit dem Anubandha pa bezeich-

[redacted]

net werden. Bey diesen verhält es sich mit dem Nasal ungefähr eben so, wie im Lateinischen mit dem n von tango, frango u. s. w., oder im Griechischen mit dem ν von μανθάνω und ähnlichen Bildungen, deren Nasal auf Wurzelhaftigkeit keinen Anspruch zu machen hat

Die indischen Grammatiker bleiben sich in Absicht der Ausschließung eines vorletzten Nasals von der Wurzel nicht konsequent, und schreiben z. B. sang', rang', mant' u. s. w., wofür sie, nach dem theilweise befolgten Prinzip, sag', rag', mat' mit einem anzeigenden i hätten schreiben können. Man hat also um so mehr Ursache, bey einem nur halb durchgedrungenen und nur zu Verwirrung Anlaß gebenden System nicht stehen zu bleiben, sondern in Uebereinstimmung mit Forster, wo immer ein Nasal auf die sechs letzten Tempora sich erstreckt, ihn als Eigenthum der Wurzel darzustellen.

Der Verfasser bleibt, zur Erläuterung der Konjugation, bey der Angabe der erwähnten Anubandhi's nicht stehen, sondern setzt diesen leicht vergeßlichen, auf willkürlicher Uebereinkunft beruhenden Zeichen, das Wort mit der That verbindend, die wichtigsten aus einer Wurzel hervorgehenden Formen zur Seite, mit Hinweisung, bey schwierigen oder unregelmäßigen Fällen, auf die Auskunft gebende Regel der Grammatik. Die Formen, welche der Verfasser angibt, sind das Praesens, reduplicirte Praeteritum, zweyte Futurum, Infinitiv und Part. pass. auf ta; doch fehlen oft, besonders bey seltenen Wurzeln, die beyden letzten Formen. Dagegen gibt er auch häufig die abgeleiteten Zeitwörter, wie Causalia, Desiderativa, doch nur im Falle sie ihm bey Schriftstellern vorgekommeu sind. Man könnte vielleicht unter den angegebenen Tempora dasjenige vermissen, welches in der Form dem griechischen Aorist entspricht, welches wir wegen seiner mannigfaltigen Bildungsweise das vielförmige Praeteritum genannt haben. Es zerfällt nämlich in sieben Formen, wovon vier an den griechischen ersten Aorist, mehr oder minder getreu, sich anschließen, und zwey mit dem zweyten Aorist fast identisch sind; die siebente entspricht in der Gestaltung dem Plusquamperfekt, da es das Augment vor die Reduplikation setzt. Es ist aber unmöglich, durch die Beschaffenheit einer Wurzel zu bestimmen, welch einer Bildungsweise sie in diesem Tempus folgt. Darum könnte in dieser Beziehung das allgemeine Wurzelverzeichniß der Grammatik zu Hülfe kommen, indem es jeder Wurzel das vielförmige Präteritum beysetzte, oder auf die Regel verwiese, in welcher seine Bildung beschrieben wird. Man muß jedoch berücksichtigen, daß dieser Tempus zu den seltneren gehört, und daß es schwerlich bey einer jeden Wurzel in wirklichem Gebrauche ist.

Allein die indischen Grammatiker, welche gerne alles mit allem versehen, sind jedesmal über die Art übereingekommen, nach welcher eine Wurzel in diesem Temp. sich gestaltet, und die man am leichtesten in den Tabellen bey Forster finden kann. Unser Verfasser machte sich vielleicht zum Grundsatz, dieses Temp. nur in dem Falle anzugeben, wo er es wirklich im Gebrauche bey Schriftstellern gefunden hat; und wenn er demselben immer getreu geblieben ist, so läßt sich sehr viel zu seiner Vertheidigung sagen.

In der Bildung der Tempora sind uns einige Versehen aufgefallen; so bildet der Verfasser von b'ang' (Kl. 7), brechen, b'ang'âmi für b'anag'mi, von ric', reinigen, rinag'mi für rinac'mi, indem nämlich die Nasale und Halbvokale der Personal-Endungen auf den Endbuchstaben der Wurzel keinen Einfluß haben, und also hier der dumpfe Buchstabe nicht in seinen tönenden verwandelt werden darf. Ein Versehen, welches wiederkehrt, so oft sich dazu Veranlassung findet, ist die Zulassung der Reduplikation im Atmanêpadam, bey Wurzeln, welche statt derselben im reduplicirten Präteritum einzig die Verwandlung eines mittleren a in ê gebrauchen, nach Analogie der lateinischen Perfecta, wie cepi, fregi u. s. w. Der Verfasser bildet aber z. B. von pac', kochen, nicht bloß pêc'ê, sondern auch papac'e.

Wenn eine Wurzel ohne Veränderung ihrer Bedeutung zu verschiedenen Klassen, z. B. zur ersten und zweyten, sich bekennt, so kann man, da die Klassen-Unterschiede nur auf die vier ersten Tempora und die davon abstammenden Participien sich erstrecken, von allen übrigen Formen nicht sagen, daß sie dem Verbum der ersten oder dem der zweyten Klasse angehören, denn beyde Verba werden in diesen Formen zu Einem. Auf uvâc'a, er sprach, ukta, gesprochen, pravaks'jâmi, ich werde sagen, hat vac', Kl. 2, eben so viel Anspruch, als die Wurzel der ersten Klasse, wozu der Verfasser diese Formen rechnet. Man würde am besten in solchen Fällen aus zwey Artikeln des Wörterbuchs nur Einen machen, mit der Bemerkung, daß die in Rede stehende Wurzel in Absicht der die Klassen unterscheidenden Formen sich zu zwey oder mehreren Klassen bekennt. Die Wurzel vac' scheint in den vier ersten Temp. äußerst selten oder gar nicht gebräuchlich zu seyn, denn Herr Rosen gibt keine einzige Belegstelle, und so oft sich dazu bey Schriftstellern eine Veranlassung findet, steht, so viel ich mich erinnern kann, immer die gleichbedeutende Wurzel brû an ihrer Stelle, welche von ihrer Seite dem Gebrauche der sechs letzten Temp. abhold zu seyn scheint. Daher mag es auch kommen, daß die Grammatiker in der Abwandlung von vac', Kl. 2, uneinig sind; Wilkins bildet vakmi, und Forster,

[redacted]

dem ich beystimme, weil er das Gesetz auf seiner Seite hat, gibt vac'mi, ohne Veränderung des Schlußkonsonanten.

Die von dem Verfasser durch Stellen aus Schriftstellern belegten 330 Wurzeln bilden den wahren Kern der Sprache, und sie sind größtentheils für die Wortbildung äußerst fruchtbar, so daß man kaum einen Vers der gesammten Literatur wird finden können, der nicht wenigstens eine, gewöhnlich aber mehrere von ihren Ableitungen darbiete, es sey denn, daß derselbe mit Pflanzen- oder Thiernamen angefüllt sey, wovon eine große Anzahl etymologisch unerklärbar ist. Der Grund der Abstammung einer ungeheuren Masse von Wörtern aus so wenig Wurzeln liegt hauptsächlich in der unendlichen Fähigkeit zur Komposition, wovon das Sanskrit einen unbegränzten Gebrauch macht, die aber so geregelt ist, daß für den Geübten die Kenntniß der einzelnen Elemente gewöhnlich hinreicht, um daraus die Bedeutung des Ganzen mit Sicherheit zu folgern.

Außer der bewunderungswürdigen Anlage zur Zusammensetzung der Wörter erklärt sich die große Sparsamkeit in der Bildung und in dem Gebrauche der Wurzeln durch die große Menge von Wortbildungssuffixen, sowohl um Primitiva aus den Wurzeln selbst, als um Derivativa aus Wörtern zu bilden. Dieß ist aber im Grunde ebenfalls Zusammensetzung, so wie überhaupt das ganze Entwicklungsprinzip der sanskritischen Sprachklasse auf Zusammensetzung beruht, während die semitischen Sprachen durch bloße innere Umbiegung eine große Fülle von Wortformen zu bilden im Stande sind, und daher mit sehr wenigen fremdartigen Zusätzen vorn oder hinten sich begnügen.

Viele und gerade die gebräuchlichsten und wichtigsten der indischen Wortbildungssuffixe finden sich mehr oder minder getreu erhalten in den verwandten europäischen Sprachen wieder, wenn gleich zuweilen in etwas veränderter oder beschränkter Bedeutung. So ist z. B. das Suffix tum, welches im Sanskrit ohne Ausnahme alle Infinitive schließt in dem an Infinitivformen reicheren Lateinischen unter dem Namen Supinum nur auf einen speziellen Gebrauch beschränkt. Das Lateinische bleibt indessen die einzige bekannte Sprache, in welcher das sanskritische Infinitiv-Suffix sich unverändert erhalten hat. Das Lithauische hat jedoch ein Gerundium auf tu, wie laikytu, zu halten; und in der Sylbe ten oder den, womit im Persischen alle Infinitive schließen, läßt sich ebenfalls der Zusammenhang mit tum noch deutlich genug erkennen, da es dieser Sylbe weder an dem T-Laut, noch an dem Nasal gebricht, und nur der Vokal eine bedeutende Umwandlung erlitten hat. Der oft erwähnte, und auch von mir früher nicht für unwahrscheinlich gehaltene Zusammenhang des

deutschen mit dem persischen Infinitiv ist nur täuschend, und läßt sich nicht unterstützen. Dem deutschen Ausgang en fehlt es noch an einem vorhergehenden T-Laut, und wenn man berücksichtigt, daß die älteste germanische Infinitiv-Endung nicht en, sondern an ist, so sinkt die Aehnlichkeit einzig auf die Gemeinschaft des n herab. Geben wir daher allen Zusammenhang zwischen dem germanischen an und dem sanskritischen tum oder dem persischen ten auf, um so mehr, da in dem Vorrath sanskritischer Wortbildungsstoffe ein anderes Suffix in Absicht der Form dem germanischen an viel näher, oder so zu sagen identisch ist, und auch was die Bedeutung anbelangt, seinen Dienst nicht versagt. Eines der gewöhnlichsten Suffixe zur Bildung abstrakter Suffixe ist ana im Sanskrit, und die damit gebildeten Wörter kommen in Konstruktionen vor, wo man den Infinitiv erwarten sollte. So findet man z. B. er fing an zu gehen ausgedrückt durch gamanâja upac'akramê, und gamanâja ist der Dativ von gamana, das Gehen.

Nimmt man an, daß das Suffix ana dem Gothischen ohne alle Veränderung geblieben sey, so würde doch im Singular das schließende a sich nirgends zeigen, weil nur Adjektiv- und Pronominalstämme auf a diesen Buchstaben in zwey Kasus des Singulars behaupten, Substantive aber nur im Plural, und in der flexionslosen Gestalt als erstes Glied eines Kompositums. Ein Substantivstamm bindana, das Binden (man vergleiche das sanskritische gleichbedeutende band'ana), würde den Nominativ bindans, Gen bindanis, Dat. bindana, Akk. bindan entwickeln. Der letzte allein gebräuchliche Kasus vertritt die Stelle des Infinitivs, dem keine Form besser als die des Akkusativs zukommt, die er auch im Sanskrit hat, und zwar mit dem ihm charakteristischen Zeichen m, während im Gothischen nur Adjektive und Pronomina einen Ueberrest der alten Akkusativ-Bezeichnung bewahrt haben, Substantive hingegen entweder den reinen Stamm (bey der schwachen und dritten starken Deklination) oder den um einen Vokal verkürzten Stamm im Akkusativ darbieten. Mit dem sanskritischen Infinitiv stimmt der germanische auch in sofern mehr als mit dem lateinischen und griechischen überein, daß er immer eine und dieselbe Form hat, und weder Tempora, noch Aktiv und Passiv zu unterscheiden fähig ist; denn von dem gothischen band, ich band, oder von sôkida, ich suchte, entspringt keine Infinitivform, wie im griechischen τετυφέναι aus τέτυφα, und auch dem gothischen, im Geiste sanskritischer und griechischer Media gebildeten Passiv steht keine passive Infinitivform zur Seite. Dieß spricht ebenfalls zu Gunsten der substantiven Herkunft unseres Infinitivs, indem der griechische, an welchen der lateinische

[redacted]

sich anschließt, seine Flexibilität für Tempus- und andere Verhältnisse seiner participialen Herkunft, die ich anderwärts zu beweisen versucht habe, verdankt. Zur Unterstützung dieser Ansicht könnte hier noch bemerkt werden, daß auch im Lithauischen die Infinitive der Zukunft und Vergangenheit von den entsprechenden Participien entspringen. Man nehme nur dem weiblichen Part. sein dem Fem. charakteristisches i ab, so gilt das übrige für den entsprechenden Infinitiv; z. B. laiky-senti heißt die halten werdende, und layky-sent halten werden. Man darf aber hier nicht etwa das Partic. von dem Infinitiv ableiten, denn sonst würde man eine, der Urperiode angehörende, mit dem Sanskrit getreu übereinstimmende Form, aus einer offenbar jüngeren, vom Lithauischen selbst entwickelten und auf dieses beschränkten Form erklären. Senti stimmt genau zu sjanti, womit im Sanskrit alle weiblichen Participia futuri enden, z. B. dâ-sjanti, die geben werdende.

Im Althochdeutschen ist außer dem Akkusativ auch der Dativ am Infinitiv gebräuchlich, und man belegt ihn in diesem Kasus mit dem Namen Gerundium. Es sind besonders die Infinitive der starken Konjugation, welche mit den sanskritischen Abstrakta auf ana, durch die unmittelbare Anschließung des Suffixes an die Wurzel, am genauesten übereinstimmen. Die schwache Form, die auch in anderen Beziehungen manches Eigenthümliche, rein Germanische hat, steht in Absicht des Infinitivs mit dem Sanskrit nicht mehr in dem klaren Zusammenhange, weil sie die Ableitungssylbe des Verbums vor dem Infinitiv-Suffix beybehält, während das Sanskrit von den Konjugations-Unterschieden abstrahirt, und die Form auf ana aus allen Wurzeln nach demselben Maßstabe bildet. Dieß hebt aber die Zuläßigkeit der angestellten Vergleichung nicht auf, um so weniger, da noch andere europäische Sprachen in ihren Infinitiven das vollkommenste Ebenbild einer sanskritischen Form für abstrakte Substantive zur Schau tragen. Das Lithauische und Altslawische bilden ihren Infinitiv Praes. durch das Suffix ti, welches zu den Verhältnißbestimmungen des Zeitworts eben so unfähig, als das germanische Infinitiv-Suffix und das entsprechende sanskritische ti ist, welches abstrakte Substantive bildet, und auch im Griechischen mit der sehr gewöhnlichen Verwandlung des *T* in *Σ* sich erhalten hat. Als Beyspiel diene B'uti, das Seyn, das man leicht in dem lithauischen und altslavischen Infinitiv byti wieder erkennt.

Von den sanskritischen Wortbildungssuffixen mag hier noch dasjenige eine Erwähnung finden, welches das Participium des reduplicirten Präteritums bildet, und dessen Ueberreste in den verwandten europäischen Sprachen schwerer nachzuweisen sind,

obwohl sie, einmal entdeckt, sich nicht mehr verläugnen lassen. Im Griechischen hätte, wäre ein wahrhaftes Bedürfniß zur Erforschung der Gründe grammatischer Erscheinungen gefühlt und genährt worden, bey dem Part. Perfecti act. von jeher das sonderbare Verhältniß des Fem. zu den beyden anderen Geschlechtern auffallen müssen, da doch in der Regel das Femininum eine Derivation des dem Masc. und Neut. gemeinschaftlichen Stammes ist, τετυφυῖα aber auf keine Weise, oder nur auf eine unerhörte, als Ableitung des den anderen Geschlechtern als Stamm zum Grunde liegenden τετυφοτ dargestellt werden könnte, woran, so viel uns bekannt ist, kein Bearbeiter der griechischen Grammatik Anstoß genommen hat. Das Suffix οτ, wodurch das Masc. und Neut. gebildet sind, entspricht der Form, welche im Sanskrit das Part. praesentis bey Zeitwörtern hat, die schon im Präsens eine Reduplikationssylbe haben. Von bib'armi, ich trage, z. B. kommt bib'rat, der tragende, Akk. bib'ratam, während ohne Reduplikationssylbe der Nom. auf an und der Akk. auf antam ausgehen müßte; denn ant ist die volle und ursprüngliche Form des Suffixes des Part. praes. Man vergl. mit dem Plural bib'ratas, Gen. bib'ratam, das griechische τετυφότες, τετυφότων.

Von bib'rat entspringt im Sanskrit der weibliche Stamm bib'ratî, denn ein langes i ist das gewöhnlichste Bildungsmittel der weiblichen Stämme im Sanskrit. Das Griechische setzt α an seiner Stelle, indem es das lange sanskritische i mit den Kasuszeichen nicht mehr zu vereinigen weiß, und daher das alte î in das geläufigere α umwandelt, oder dem alten I-Laut noch ein α beyfügt *).

*) Das Lateinische unterläßt die Unterscheidung des Femininums ganz und gar in den Fällen, wo das Sanskrit und Griechische zur Bildung des Fem. dem männlichen Namen noch einen Vokal beyfügen. Während z. B. das Sanskrit ks'ipant-s, die werfende, aus ks'ipant, und das Griechische τύπτουσ-α für τύπτοντ-α aus τύπτοντ entwickelt, begnügt sich das Lateinische mit dem Namen amant in allen drey Geschlechtern. Ein merkwürdiger Ueberrest des sanskritischen weiblichen î zeigt sich jedoch in den Ableitungen der Wörter auf tor. Sie entsprechen den sanskritischen Nomina agentis auf tṛ, welche im Fem. ein î beyfügen, z. B. g'anitrî, Erzeugerin, von g'anitṛ (Nom, g'anitâ, Akk. g'anitâram), Erzeuger. Dieses i ist dem lateinischen genitrix geblieben; da es aber zur Vereinigung mit den Flexionen unfähig geworden war, so erhielt es den Zusatz eines c, welches nur die Last der Kasus-Endungen auf sich zu nehmen hatte. In dem griechischen γενετειρα von γενετης, analog mit τάλαινα von τάλαν, scheint sich das altindische weibliche i in den Kern des Urstammes, hinter die Schutzwehr seines Endbuchstaben zurückgeflüchtet, und den Kampf mit den Flexionen dem kräftigeren α überlassen zu haben.

[redacted]

Letzteres geschieht jedoch nur bey Stämmen auf υ, und während z. B. aus tanu, dünn, im Sanskrit das Femininum tanv-î entspringt, bildet das Griechische aus γλυκύ γλυκεῖα, in dessen ι ich einen Zusammenhang mit dem indischen î von tanvî erkenne. Die Form γλυκεῖα aber deutet auf ein älteres γλυκεϝια aus γλυκευια, da es nicht glaublich ist, daß das υ des Urstammes in der Deklination in ε übergehe, denn es wäre dieß eine eben so unnatürliche als zwecklose Umwandlung. Begreiflich aber ist es, daß sich das υ zu ευ erweitere, wie φεύγω aus der Wurzel φυγ entspringt, und wie im Sanskrit die Wortstämme auf u diesen Vokal in verschiedenen Kasus zu ô (= au) erweitern, welches vor Vokalen in au übergeht. So kommt z. B. b'ânavas, die Sonnen, von dem Stamme b'ânu, was meine Ueberzeugung bestätigt, daß γλυκεῖς für γλυκεες durch Verdrängung eines Digamma aus γλυκεϝες entsprungen. Merkwürdig wird diese Ansicht durch einen dem Griechischen mit dem Sanskrit gemeinschaftlichen Wortstamm unterstützt, der in beyden Sprachen auf den Diphthong au ausgeht. Im Sanskrit heißt nau (Gen. Fem.) das Schiff, und der Nominativ naus entspricht so genau als möglich dem griechischen ναῦς. Das Sanskrit läßt aber das in dem Diphthong au, wofür es einen besonderen Buchstaben hat, enthaltene u nirgends untergehen, sondern verwandelt es, wie es natürlich ist, vor Vokalen in u, während das Griechische sein υ nur vor Konsonanten bewahrt, und vor allen Vokalen unterdrückt, oder vielmehr das in der Ursprache aus dem υ entsprungene Digamma ausstößt. Es ist daher ναῦς = naus, νεώς (ναός, νηός) = nâvas, νηΐ = dem Locatis nâvi, ναῦν = nâvam; νῆες = nâvas, νεῶν = nâvâm, ναυσίν = dem Instrumentalis naub'is, ναῦς = nâvas. Das Lateinische navis weicht in sofern von dem Sanskrit ab, daß es den Stamm durch ein hinzugefügtes i vermehrt hat; durch das durch alle Kasus bleibende u aber gibt es den Urzustand der Sprache getreuer als das Griechische. Eine Beachtung verdient noch die Deklination von βοῦς, welche A. W. v. Schlegel (indische Bibliothek, Bd. 2, S. 293) durch Herstellung des Digamma trefflich zu ihrer ursprünglichen Gestalt zurückgeführt hat. Es sey uns aber erlaubt, hier zu bemerken, daß wir in die Vergleichnng von bos, βοῦς, mit dem sanskritischen b'û, Erde, nicht einstimmen. Wenn gleich das indische gô mit der Bedeutung Ochs, Kuh auch die seltenere von Erde vereinigt, in welcher Beziehung wir anderwärts den unregelmäßigen Akkusativ gâ-m, der auf einen Stamm gâ hindeutet, mit dem griechischen γῆ verglichen haben: so geht daraus, unserer Meinung nach, nur ein geringer Grad von Wahrscheinlichkeit hervor, daß ein Wort, welches in den beyden klassischen Sprachen

nur Ochs, Kuh bedeutet, mit einem ähnlich gebauten sanskritischen Worte identisch sey, welches einzig und allein Erde bedeutet, und welches in einer erweiterten ebenfalls weiblichen Form bʿûmi (bhûmi) am besten mit humus verglichen wird. Zu berücksichtigen ist auch, daß bʿ in den klassischen Sprachen in der Regel zu φ und f wird, und daß man vielleicht, in Vergleichung mit dem Sanskrit, kein Beyspiel von β = bʿ wird anführen können, wenn gleich im Lateinischen in den selteneren Fällen auch b an der Stelle eines sanskritischen bʿ steht; doch ist mir dergleichen noch nicht am Anfange eines Wortes vorgekommen. Wir glauben daher, daß der indische Repräsentant für das lateinisch-griechische bos, βοῦς, nur in dem gleichbedeutenden gô zu suchen sey, das wie jene die beyden Geschlechter in sich vereinigt. Da ein anerkannter Wechsel zwischen k, c, qu und p Statt findet, so darf auch bey den entsprechenden Mediae der beyden Organe eine ähnliche Vertauschung nicht befremden. Wir bemerken hier nur, daß ein gleiches Verhältniß wie zwischen gaus und βοῦς zwischen der sanskritischen Wurzel gâ, gehen, und der griechischen *ΒΑ* (βαίνω, βίβημι) Statt findet, man vergleiche besonders agâm, ich ging, mit ἔβην. Die Zerspaltung von Einem Worte in zwey, die sich in die, ursprünglich in einem und demselben Worte vereinigten, Bedeutungen theilen, ist in der Sprachengeschichte keine seltene Erscheinung; darum ist es nicht befremdend, daß das indische gô, als hätte Wischnu ihm seine Inkarnationskraft verliehen, im Griechischen in verschiedenen Formen sich niedergelassen, und die zweyfache Bedeutung durch zweyfache Gestalt versinnlicht hat.

Um aber zu dem *υια* von *τετυφυῖα* zurückzukehren, so ist es klar, daß es mit dem Suffix *οτ* des Masc. und Neut. in keiner Berührung steht. Was aber den Ursprung, die älteste Gestalt und Verwandtschaft von *υια* anbelangt, so kann darüber nur das Sanskrit befriedigenden Aufschluß geben. Das Part. des reduplicirten Präteritums wird in dieser Sprache durch das Suffix vas gebildet, welches sich aber von den meisten mit Vokalen anfangenden Flexionen, und auch vor dem weiblichen Zusatz î, zu us zusammenzieht. Durch den Einfluß des u geht sodann nach einem gewöhnlichen Lautgesetze das reine s in sʿ über, und so entsteht usʿi für usî; z. B. rurudusʿi, die geweint habende, von rurudvas. Das Griechische, welches im Masc. und Neut. das Suffix vas aufgegeben hat, konnte das davon ausgehende weibliche usʿi nicht treuer, als in der Gestalt von *υια* erhalten, denn das sanskritische schließende î bedurfte des Zusatzes eines *α*, und das *Σ* eines in der ältern Sprache vorauszusetzenden *υσια* konnte sich in dieser Stellung nicht behaupten, wegen der Vorliebe

zur Verdrängung eines zwischen zwey Vokalen stehenden Σ. Es verhält sich daher *υια* zu *υσια*, wie, unter andern, *διδοῖο* zu *διδοισο*, welches ihm vorangegangen ist, und wie die epischen Genitive auf *οιο* zu *οισο*, woraus ich sie erklären zu dürfen glaube. Denn die griechischen Stämme auf *o* entsprechen, wie jeder Kenner der beyden Sprachen zugibt, den sanskritischen mit schließendem kurzem a. Diese haben aber allein, im Vorzug vor allen anderen Wörtern, eine vollere Genitiv-Endung, nämlich sja statt eines bloßen s; zieht man aber zu diesem sja noch den Endvokal des Stammes hinzu, so hat man asja (nach bengalischer Aussprache osjo), was im Griechischen, nach Verdrängung des Σ, *οιο* geben mußte. Man vergleiche z. B. den Genitiv des Demonstrativs tasja (ta-sja) mit *τοιο*, wobey *το* dem Stamme und *ιο* der Endung angehört.

Viel treuer als im Griechischen hat sich im Lithauischen, obwohl diese Sprache in ihren vergangenen Temp. die Reduplikation gänzlich hat untergehen lassen, das erwähnte Participial-Suffix vas erhalten, oder vielmehr seine gewöhnliche Zusammenziehung in us. Man kann sagen, daß das Lithauische und Sanskrit im Femininum dieses Part. praet. ganz identisch sind; ersteres unterläßt bloß die im Sanskrit durch das u veranlaßte Verwandlung in s', und es hat in dieser Beziehung einen älteren Zustand der Sprache als jenes bewahrt. Man vergleiche z B. laik-*usi*, die gehalten habende, mit dem oben erwähnten rurud-*us'i*, die geweint habende. Auch darin ist das Lithauische dem Griechischen überlegen, daß es im Masc. das Suffix us nicht hat untergehen lassen. Obwohl es im Nominativ sing. und pl. und den damit identischen Vokativen sich sehr entstellt hat, so zeigt sich doch deutlich in allen andern Kasus die Sylbe us vor den Flexionen, z. B. laupsinnes, der gelobt habende, Gen. laupsinnusio. Im Sanskrit bildet der männliche Stamm rurudvas, im Gen. rurudus'as, welches nach bestimmten Wohllautsgesetzen in rurudus'ô verwandelt wird.

Bopp.

[redacted]

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XLII.

Ueber die ungedruckten Gedichte des Dante Alighieri.

I.
Allgemeine Bemerkungen und die Ambrosianische Handschrift.

Die alte lyrische Poesie der Italiener, die nur um Weniges jüngere, aber reichere Schwester der provenzalischen und deutschen, ist im Vergleich mit den letzteren beyden bis jetzt unverhältnißmäßig vernachläßigt worden. Obgleich ein Theil der Werke dieser alten Dichter mehrere Jahrhunderte früher gedruckt ward, als den Troubadours und Minnesängern einige Aufmerksamkeit geschenkt war, so beschränkt sich doch später der Fleiß, welchen die Gelehrten der altitalienischen Lyrik zuwandten, fast ausschließlich auf die Werke des Petrarka, und die große Mehrzahl jener ältesten Denkmale der Sprache und Poesie blieb bis auf den heutigen Tag in den Handschriften der Florentiner und römischen Bibliotheken verstreut und ungedruckt. Die wenigen Sammlungen der Art, die wir besitzen, werden im Folgenden zu oft erwähnt werden müssen, und sind, namentlich in Deutschland, zu wenig bekannt, als daß nicht eine kurze Uebersicht derselben hier am rechtem Platze wäre. Es sollen indeß nur Sammlungen der Werke mehrerer alten Dichter, nicht die Ausgaben der Gedichte eines einzelnen (wie wir deren von Guittone d'Arezzo, Guido Cavalcanti, Cino v. Pistoja, Buonaccorso di Montemagno u. s. w. haben) erwähnt worden [1]).

I. Die äußerst unkritische Sammlung einiger Gedichte von Dante, Cino von Pistoja und Girardo Novello, die im Jahre 1518, Venedig bey Wilhelm von Monferrat, erschien. Der Titel dieser höchst seltenen Ausgabe ist folgender: Canzoni di Dante | Madrigali del detto | Madrigali di M. Cino etc. | di M. Girardo Novello. Die Unterschrift: Stampata in Venetia per Guilielmo de | Monferrato. M. D. XVIII. | A di XXVII. Aprile. Duodez. Genau den gleichen Titel hat der, noch in demselben Jahre in Mailand erschienene, und nicht minder seltene Nachdruck mit der Unterschrift: Milano per Augustino da Vimercato ad Instantia di M. Jo. Jaco. e fratelli di Legnano. M.CCCCC.XVIII. a di 2 de setember [2]). Die Gedichte,

1) Vgl. J. K. v. Orelli Beyträge z. Gesch. d. ital. Poesie. Heft I. Zürich 1810. 8. p. 95—97. — Daselbst wird ein Werk unter dem Titel: Poesie di alc. ant. rimatori Toscani, Rom 1774. 8., angeführt, das mir nie zu Gesicht gekommen ist.

2) *Gamba*, serie dell' edizioni de' testi di lingua Ital. Milano 1810. 12. p. 379—81.

welche Dante beygelegt werden, sind folgende, und in folgender Ordnung [1]: Canz. 4. Die drey Canzonen des Convito (oder bey Keil 24—26), 5, 6, 11, 10, 7, 14 (7, 2, 3, 4, 12, 5, 8, 9, 6, 14) erste der vita nuova [2]), 15, 16, zweyte der vita n., 9 (10), 17, die in Ciampi's neuester Ausgabe der Gedichte des Cino v. Pistoja (Pist. 1826, p. 189) als 19. Canz. dieses Dichters abgedruckte, die vierte ebendaselbst (p. 53), 18, 19, 20, die Dante'sche Sestine, 8 (11), 22, eine Canzone, die später unter dem Namen des Sennuccio del Bene öfter gedruckt worden ist, und von der weiter unten ein Mehreres, 22 (18), und die Balladen 1, 5, 3 (2, 6, 4). Der Text ist nichts weniger als korrekt.

II. Die Sammlung von Bernardo Giunta, die in Florenz 1527. 8. zum ersten Male unter dem Titel: Sonetti e canzoni di diversi antichi autori Toscani in dieci libri raccolte u. s. w., erschien. So unvollständig das Werk ist, so korrekt ist im Ganzen der Text, und so bedachtsam ist der Herausgeber bey der Bezeichnung der Verfasser der einzelnen Stücke zu Werke gegangen. Die Gedichte, die Giunta namenlos gelassen, sind nachher großentheils den verschiedensten Autoren beygelegt. Die Ausgaben Venedig 1532. 8. und Florenz 1727. 12. sind genaue, und von Druckfehlern vielfach gesäuberte Nachdrücke. Auch die Sammlung, die unter dem Titel: Rime di diversi antichi antori Toscani in dodici libri raccolte, im Jahre 1731. Venedig bey Zane (mit neuem Titel ebds. Occhi, 1740), erschien, ist, ihrem wesentlichen Inhalte nach, eine Wiederholung der Giuntiner Ausgabe, deren Text die Herausgeber indeß aus Handschriften berichtigt zu haben versichern, und wenigstens ohne Zweifel aus den, inzwischen im Druck erschienenen Arbeiten des Corbinelli, Allacci und Stilli bereichert und zum Theil anders angeordnet haben. Dagegen sind in dieser letzten Ausgabe die in den früheren am Ende mitgetheilten Varianten weggelassen worden.

III. Der von Jacopo Corbinelli besorgten Pariser Ausg. (1595. 12.) der bella mano des Giusto de' Conti ist eine Anzahl alter lyrischer Gedichte unter dem eigenen Titel: Raccolta di ant. rime di div. Toscani, oltre a quelle dei dieci libri, also ausdrücklich als Ergänzung der vorigen Sammlung, beygegeben [3]). Ich besitze indeß nur die beyden, zum Theil verbesserten und vermehrten Wiederholungen desselben Werkes, die in Florenz 1715. 12. (mit einer Vorrede von Tom. Buonaventuri und Anmerkungen von Salvini), und in Verona bey Tumermani 1753. 4. mit Zusätzen aus Corbinelli's Handexemplar erschienen. Beyden fehlen die zwey Vorreden des Corbinelli, und so weiß ich nicht, was er selber über seinen Plan und

---

1) Ich bezeichne die Canzonen, die in den gewöhnlichen Ausgaben (z. B. Pasquali, Zatta, Keil) Dante beygelegt werden, einfach nach den Nummern, die sie in diesen Ausgaben führen. Bey denjenigen indeß, welche auch ich in dem, der neuen Uebersetzung von Dante's lyrischen Gedichten (Leipzig, Brockhaus, 1827) beygefügten Abdruck als echt anerkennen zu müssen geglaubt habe, bemerke ich die Nummern meiner Ausgabe in Parenthese.

2) Ich zähle nur drey Canz. in der vita n., da ich die beyden unvollendeten nicht mitrechne.

3) S. Gamba a. a. O. p. 191—95. Der Anhang in der Aussi'schen Ausgabe der bella m. (im Parnasso) ist von der hier erwähnten Sammlung alter Gedichte ganz verschieden.

seine Quellen berichtet. So viel erhellt indeß aus der Betrachtung des Werkes, daß, wenn gleich nur ungedruckte Sachen aufgenommen werden sollten, dennoch mehrere bereits gedruckte sich eingeschlichen haben, und, daß die Verfasser der einzelnen Stücke nicht selten unrichtig angegeben sind.

IV. Im Jahre 1661 erschien in Neapel eine Sammlung unter dem Titel: Poeti antichi, raccolti da cod. Mss. della bibl. Vaticana, e Barberina da Mons. *Leone Allacci.* Oktav *). Der gelehrte Chiote Leo Allatius ließ nämlich in seinen alten Tagen aus den Handschriften des Vatikans und der Familien Ghigi und Barberini (in Rom) durch seine Amanuensen die ungedruckten (nur die Gedichte der Sicilianer wurden aufgenommen, wenn gleich sie schon gedruckt waren) Poesien von 360 alten Dichtern buchstäblich abschreiben, und schickte davon zunächst 90 an die Akademie della fucina in Messina zu weiterer Verarbeitung und zu endlichem Abdrucke. Er selber wollte nur biographische Notizen (deren sich in dem vorliegenden Werke über nicht mehr als eilf Dichter finden) mittheilen. Die Akademiker übertrugen Einem aus ihrer Mitte (dem Akad. Occutto) die Besorgung, und dieser begnügte sich mit einem Abdruck jener, von Allatius veranlaßten Abschriften, der noch überdieß durch zahlreiche Druckfehler entstellt ward. So sind denn allerdings die Vorwürfe ungegründet, die man häufig dem Allatius gemacht, als habe er aus Unkenntniß der italienischen Sprache jene alten Gedichte entstellt, die Ausgabe bleibt aber darum nicht minder ungenießbar. Das mag denn auch wohl der Anlaß seyn, um dessentwillen die übrigen drey Viertel der ganzen Sammlung, die zum Theil handschriftlich noch vorhanden sind, nie gedruckt wurden.

V. Mit der meisten kritischen Umsicht und Besonnenheit ist ohne Zweifel die Sammlung abgefaßt, die Valeriani unter dem Titel: Poeti del primo secolo della lingua ital., Florenz 1816, in zwey Bänden in Oktav herausgab. Nicht allein wurden die bereits gedruckten Sammlungen gegen einander gehalten, sondern ihr Inhalt aus acht römischen und florentinischen Handschriften berichtigt und vielfach vermehrt. Einzelne sprachliche Bemerkungen, namentlich von Salvini, wurden den Manuskripten entlehnt, und hin und wieder eigene hinzugefügt. Ein dritter Band endlich sollte ausführlichere philologische Erläuterungen enthalten. Leider erstreckt sich der ursprüngliche Plan des Werkes nur bis zum Jahre 1300 herab, und gewährt uns deßhalb nur ein höchst unvollständiges Bild der altitalienischen Lyrik. Aber auch in diesen Gränzen fehlt ihm, wie sich aus Perticari's Bemerkungen gar leicht entnehmen läßt, noch viel an Vollständigkeit. Die Benennungen der einzelnen Stücke sind nicht immer richtig. So wird namentlich im ersten Bande S. 155 ein Gedicht dem Ser. Rosso d'Oltrarno beygelegt, von dem wir durch ein ausdrückliches Zeugniß von Dante (Vulg. E. II. 5) wissen, daß es dem Cino von Pistoja zugehört. In Italien hat diese Arbeit weniger Beyfall gefunden, als sie verdient, und allerdings sind die vielen durchaus gehaltlosen Reimereyen, die mit aufgenommen sind, unbequem; immer ist es aber schade, daß es der besten unter allen bis jetzt versuchten Sammlungen der Art, so sehr an Theilnahme gefehlt hat, daß nicht einmal jener dritte Band erschienen ist.

VI. Im nächstfolgenden Jahre erschien in Palermo eine ähnliche Sammlung, die alle ihre Vorgänger an Umfang übertrifft. Der Titel ist:

*) Gamba, p. 36, 37.

[redacted]

Raccolta di rime ant. Toscane, vier Bände Oktav. Der (mir unbekannte) Herausgeber spricht seine Absicht dahin aus, alle bis jetzt gedruckten altitalienischen Gedichte vom dreyzehnten bis funfzehnten Jahrhundert, mit Ausschluß der sicilianischen (die er besonders zu bearbeiten verspricht), derer von größerem Umfange (z. B. die göttl. Komödie), und der in eigenen Sammlungen allgemein verbreiteten (z. B. Petrarka', Burchiello, oder die bella mano) hier zusammenzustellen. Von welcher Willkür er sich aber bey der Ausführung hat leiten lassen, ist völlig unbegreiflich. Nicht allein benützt er seinen nächsten Vorgänger S. 281 zum allerersten Male und an vielen folgenden Stellen, wo Berührungen aus ihm zu entnehmen gewesen wären, nicht, sondern auch aus dem alten Allatius werden, der Himmel weiß nach welchem Gesetze, unter 90 Poeten nur 33 aufgenommen. An Berichtigung des Textes ist natürlich eben so wenig, als, die dürftigen biographischen Notizen abgerechnet, an ein Wort der Erläuterung zu denken. Bey der Kompilation ist denn auch so mechanisch verfahren, daß mehr als ein Gedicht unter zwey verschiedenen Namen, ohne die geringste Bemerkung, doppelt zu lesen ist, z. B. I. p. 288 vgl. mit II. p. 289; I. 410 vgl. II. 104, II. 110 vgl. mit II. 264 u. s w.; und dennoch macht dies Werk die einzelnen Schriften, aus denen es zusammengetragen ist, keineswegs entbehrlich, da, leider ohne daß sich ein Grund errathen ließe, die Nummern der einzelnen Stücke fast überall verändert sind. — Das Dottrinale des Jacopo Alighieri ist das einzige Ineditum.

Einzelne Ergänzungen lassen sich aus den Schriften von Redi (Annotazioni al Bacco in Tosc. in der Ausgabe seiner Werke, Venedig 1712, T. III), Crescimbeni (Ist. d. volgar Poesia, Ven. 1730), und Perticari (Scrittori del trecento, und Apologia di Dante, in Monti's Proposta) entnehmen. Viele dergleichen sollen auch in Feder. Ubaldini's Tavola zu Franc. Barberino's documenti d' amore (Rom 1640. 4. S. Gamba, p. 70) enthalten seyn, doch habe ich dies Buch bis jetzt noch nicht benutzen können. Ein Bodmer oder ein Raynouard fehlt den altitalienischen Dichtern noch immer, und wenn vor der Hand auch noch nicht der ganze Vorrath gedruckt werden sollte, so wäre wenigstens zu wünschen, daß wir mehr Bearbeitungen einzelner Dichter erhielten, wie der talentreiche Marchese Carlo Pepoli eine solche von den alten Bologneser Dichtern hoffen läßt.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns speziell zu den lyrischen Gedichten Dante's, und fragen, was (in diesen Sammlungen oder sonst) in mehr als drey Jahrhunderten für sie geschehen ist. Dabey müssen wir, weil die Monferratische Arbeit allzu unkritisch und Jahrhunderte lang fast unbeachtet geblieben ist, die Giuntiner Sammlung, in der die vier ersten Bücher Dante'n gewidmet sind, zum Grunde legen, und brauchen nur zu bemerken, daß die Editio princeps von Dante's Canzonen (am Schluß der göttl. Komödie, Venedig, Cremonese, 1491) und der andere Abdruck, am Ende der Sermartellischen Ausgabe der vita nuova (Florenz 1576. 8.) nur einen Theil der bey Giunta gedruckten Gedichte enthalten.

Corbinelli (s. o. Nr. III) lieferte zu der sechsten (bey mir fünften) Canzone eine Ergänzungsstrophe, und außerdem ein, von ihm Dante'n zugeschriebenes Sonnett, nämlich das 22ste (bey mir 27ste), über dessen verdächtige Echtheit meine Abhandlung in der schon erwähnten Uebersetzung von Dante's lyrischen Ged. p. 388 verglichen werden kann.

Drey andere Sonnetten wurden unter Dante's Namen von Allatius herausgegeben (a. a O. p. 291). Von diesen ist das erste, in unsern Ausgaben das 24ste (bey mir das vierte), schön und unstreitig echt, das zweyte dagegen war schon vor Allatius, als von Cino herrührend, gedruckt, und steht bey Ciampi als 21stes. Das dritte endlich, in den Ausgaben von Dante's Gedichten das 25ste (bey mir das 20ste), ist unbedeutend und vielleicht unecht (meine angef. Abhandl. p. 387).

Redi (a. a. O. p. 153) fügte aus eigenen Handschriften ein sonetto rinterzato hinzu, das in den gewöhnlichen Ausgaben als siebente Ballade steht, wegen seines mit Dante's Schreibart im Widerspruche stehenden, niedrigen Styles aber in die neue Ausgabe (s. p 386) nicht hat aufgenommen werden können. Außerdem gibt er (p. 165) die sechs Anfangszeilen eines sechzehnzeiligen Sonnettes, das ich in dem, kürzlich zu Florenz wieder aufgefundenen, Redischen Kodex der rime antiche vergebens gesucht habe

Muratori entlehnte in seiner perfetta poesia (Venedig, 1795. 8. I. p. 18) aus dem Ambrosianischen Manuskripte, von dem sogleich ausführlicher gesprochen werden soll, das schöne Sonnett, das in unsern Ausgaben das 23ste (bey mir das siebente) ist, und erwähnt dabey, daß die Handschrift noch viele ungedruckte Gedichte enthalte.

In die oben erwähnte Zane'sche Ausgabe der Giuntiner Sammlung wurden nicht allein alle bisher erwähnten, inzwischen neu aufgefundenen Gedichte aufgenommen, sondern in einem eigenen fünften Buche noch die von Monferrat Dante'n beygelegten, von Giunta aber ohne Namen aufgeführten Stücke, mit Ausnahme der beyden Canzonen von Cino (die auch hier unter dessen Gedichten p. 152 und 177 stehn), in derselben Ordnung, in der sie sich in jener Schrift vorfanden, angehängt. Unter diesen Canzonen erwähnen die Herausgeber ausdrücklich auch die schon oben erwähnte, anderwärts unter Sennuccio's Namen gedruckte, dennoch aber findet sie sich nicht in dem Buche, wohl aber statt ihrer die Canzone, die in unsern Ausgaben die drey und zwanzigste ist, und bey Monferrato ganz fehlt, bey Giunta aber ohne Namen steht. Und so darf man denn wohl kaum zweifeln, daß hier eine bloße Verwechslung des Abschreibers oder Druckers in Frage ist Wie geringe Ansprüche indeß diese neuen Canzonen darauf machen können, von Dante abzustammen, ist in der Uebersetzung der lyrischen Gedichte p. 380 — 83 nachgewiesen.

Die Ausgaben von Dante's kleineren Schriften, die bey Pasquali (1739, 51, 93) und bey Zatta (1758, 60, auch 72?) in Venedig erschienen, begnügen sich, dem Zane buchstäblich nachzufolgen, und verbessern die oben angegebene Verwechslung nicht allein nicht, sondern verschlimmern sie noch dadurch, daß sie ausdrücklich sagen, jene Canzone werde in der Ausgabe des Monferrat Dante'n beygelegt.

In den Delitiae eruditorum druckte Lami, ich weiß nicht aus welcher Quelle, ein sehr schlechtes Sonnett (bey Zatta hinter den Bußpsalmen, bey Keil im Anh. p. 233, bey Dionisi eben so p. 525, bey mir das 33ste) ab, das auch Dionisi (Aneddoto V. p. 83) auch im Archive Armanni in Gubbio handschriftlich sich vorfindet, und das den Namen Dante's vermuthlich nur wegen der Zeile »In quella Italia di dolore ostello« erhalten hat (s. lyr. Ged. S. 389, 479 u. 489).

Im Anhange seiner Ausgabe der bella mano (im Parnasso It.) fügte Andrea Rossi, ohne Angabe seiner Quelle, ein neues Sonnett

[redacted]

(bey Keil und bey mir das 26ste) hinzu, das ich jetzt entschieden für unecht halte.

In dem fünften Aneddoto wies Dionisi auf die Autorität einer, ihm von Bandini geschenkten Handschrift, eine schöne Canzone (bey mir 16), die bey Giunta ohne Namen stand, Dante'n zu. Sie wurde in die Brescianer Ausgabe (1810. 12) aufgenommen, und auch Particari erkannte sie für echt an.

Im Jahre 1812 gab der Abate Fiacchi aus einer, von dem Abte der Florentiner Badia, Alessandri, herstammenden, und aus einer andern, der Familie Feroni gehörigen Handschrift sieben Sonnette und zwey Balladen, als ungedruckte Gedichte Dante's heraus. In der That waren aber von den Sonnetten viere schon gedruckt, und zwar eines (bey mir das 31ste) in den Ausgaben von Cino's Gedichten sogar unter Dante's Namen, zweye (bey mir 38, 39) bey Allacci (p. 54, 55) als von Antonio Pucci, und eines in der Londoner (Luccheser) Ausgabe der Gedichte des Barbier Burchiello (1757. p. 220). Ein fünftes, das unmittelbar zu dem zuletzt erwähnten gehört, und mit den Worten: Chi udisse tossir la malfatata, anfängt, ist eben so wenig als jenes von Dante, sondern vermuthlich von einem seiner Söhne, wie aus der, bey Burchiello abgedruckten Antwort auf das erste deutlich hervorgeht (lyr. Ged. S. 390 u. 481). Die beyden übrigen (bey mir 35 und 40) bieten keine besondern Gründe dar, sie für unecht zu halten, obgleich sie nicht eben für sehr bedeutend gelten können. Von den beyden Balladen endlich ist die eine (bey mir die 9te) so sehr entstellt, daß alle Spur des Versbaues verschwunden ist, und ich es für gut halte, sie nun nach Handschriften berichtigt, in einer bessern Gestalt hierher zu setzen, als ihr in meiner Ausgabe gegeben werden konnte:

Per una ghirlandetta
Ch' io vidi, mi farà
Sospirare ogni fiore.
Vidi a voi, Donna, portar ghirlandetta,
A par di fior, gentile,
E sovra lei vidi volare in fretta
Un angiolel d' amore tutto umile.
E il suo cantar sottile
Dicea: chi mi vedrà
Lauderà il mio signore.
S' io sarò là dove un fioretto sia,
Allor fia ch' io sospire.
Dirò: la bella gentil donna mia
Porta in testa i fioretti del mio sire.
Ma per crescer desire,
La mia Donna verrà
Coronata da Amore.
Di fior' le parolette mie novelle
Han fatta una ballata.
Da lor per leggiadría s' han tolt' elle
Una veste, ch' altrui non fu mai data:
Però siete pregata,
Qual uom la canterà,
Che le facciate onore.

In die Amori e rime di Dante, die, von meinem geehrten Freunde, Herrn Appellationsrath Arrivabene, besorgt, i. J. 1823 in Mantua bey Caranenti erschienen, sind in einem eigenen sechsten Buche diese neuen Zusätze der Giuntiner Sammlung großentheils angefügt. Darunter sind aber noch zwey andere Sonnette (bey mir 36,

37) von vorzüglichem Werthe, die allerdings in mehreren Handschriften vorkommen, von denen ich indeß nicht anzugeben weiß, woher Arrivabena sie entlehnt hat. Dabey darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß die Handschrift 191 der S. Markusbibliothek in Venedig das erste dem Puccio Bellandi zuschreibt.

Im Jahre 1824 machte der Professor Vermiglioli aus einer Handschrift der öffentlichen Bibliothek in Perugia auf einem eigenen halben Bogen zwey Sonnette (bey mir 28, 29) unter Dante's Namen bekannt, von denen wenigstens das eine (Giovinetta gentil) unverständlich, und Dante's unwürdig ist.

Im Jahre 1825 wurde in dem *Saggio di rime* di div. aut. Florenz. 8. p. 12 ein Sonnett als Ineditum von Dante abgedruckt, das bereits Allacci unter dem Namen Buto Messo bekannt gemacht.

Endlich habe ich im Septemberhefte der Florentiner Antologia v. 1826 auf Veranlassung einer Marcianer Handschrift (191), welche die oben erwähnte Canzone (die Corbinelli, in Uebereinstimmung mit mehreren Manuskripten, für ein Werk des Sennuccio del Bene ausgegeben) eben so wohl, als die Ausgabe des Monferrato Dante'n zuschreibt, diesem wieder zuzueignen versucht. Meine Bemerkungen über diesen Gegenstand haben mehrfachen Widerspruch erfahren, und während die Einen (G. P. im Novemberhefte 1826, und E. Repetti im Februarhefte 1827 der Anthologie) sich ferner für Sennuccio erklärten, ist von einer andern Seite (in einer kleinen, zu Anfang 1827 in Mailand erschienenen Schrift) die Vermuthung aufgestellt, daß Cino von Pistoja der wahre Verfasser seyn möge. Ich halte indeß meine Meinung um so weniger für widerlegt, als ich nun auch noch die Autorität einer kleinen Duodezhandschrift alter Gedichte, die sich im Besitz des Marchese Gian. Giac. Trivulzio in Mailand befindet, und das Dafürhalten der Herausgeber der 1731 bey Zane erschienenen Sammlung auf meiner Seite habe. Daß die Uebereinstimmung der Venetianischen Handschrift und der Ausgabe des Monferrato übrigens nicht, wie Repetti vorgibt, daherrührt, daß diese aus jener geschöpft sey, lehren die Verschiedenheiten der Lesarten und des übrigen Inhalts. Ich habe nachgewiesen, daß die in der Canzone erwähnten Umstände mit dem, was wir über Sennuccio's Leben wissen, sich durchaus in gar keinen Zusammenhang bringen lassen, mit Dante's Schicksalen und Gesinnungen aber auf das genaueste übereinstimmen, und die Gegner haben mich hierin durchaus nicht widerlegt. Daß die Canzone wirklich, wie ich behauptet hatte, auf den Tod Heinrichs VII., und auf Dante's Verlangen nach Heimkehr sich bezieht, beweist die, von Repetti selber mitgetheilte Inschrift, die sie in einem anderen Manuskripte führt. Das Lob, das, nach meiner Erklärung, Florenz in dem Gedichte ertheilt wird, ist durchaus nicht, wie Repetti meint, ein Grund, es Dante'n abzusprechen; denn so hart sich dieser auch in der Commedia und sonst gegen seine Vaterstadt ausdrückt, so sanft und gütig spricht er doch, wie Foscolo (discorso sul testo di Dante. Lond. 1825. p. 227 ff.) sehr gut gezeigt hat, unmittelbar nach Heinrichs Tode über sie. Ganz verkehrt ist es endlich, wie der Leser ohne weitere Erläuterung sieht, wenn Repetti aus den Worten, in denen (nach meiner Erklärung) von Heinrich gesagt wird, er sey: creato di giustizia, eletto per virtù tra ogni gente, einen Einwurf hernimmt, weil der Kardinal von Prato die Wahl auf Heinrich gelenkt habe. Läugnen will ich dagegen nicht, daß die Sprache lange nicht so kräftig, namentlich

[redacted]

nicht so koncis ist, als man sie sonst bey Dante erwartet, und daß die Personifizirung einer Stadt, in Folge deren (nach meiner Erklärung) Florenz »Madonna« angeredet wird, wenn auch nicht ohne Beyspiel, doch hart und ungewöhnlich ist. Diese Gründe macht der, von mir hochverehrte Verfasser der Mailänder Schrift gelten, und fügt dazu eine so große Menge von Parallelstellen mit Cino's Gedichten, daß auch ich die Canzone diesem zuschreiben würde, wenn Manuskripte dazu berechtigten. So lange sie sich nicht finden, meine ich, auch Dante habe oft ungleich geschrieben.

Aus den bisherigen Untersuchungen ergibt sich, daß Dante's lyrische Gedichte während dreyer Jahrhunderte von einer nicht unbeträchtlichen Anzahl namhafter Gelehrten kaum mit mehr als einem halben Dutzend kleiner, unzweifelhaft echter, ungedruckter Stücke vermehrt worden sind; daß dagegen eine größere Menge längst bekannter Gedichte irrig für ungedruckt, und für Dante zugehörig ausgegeben wird. Es muß daher billig nicht geringes Erstaunen erwecken, wenn die alten Handschriften italienischer Bibliotheken, außer manchem, bereits unter fremdem Namen gedruckten Gedichte, die sie, zum Theil mit größerer Wahrscheinlichkeit, Dante'n zuschreiben, eine überaus große Anzahl noch völlig ungedruckter Stücke bieten, als deren Verfasser sie Dante bezeichnen. Ich habe allein im Spätsommer 1826 aus Manuskripten norditalienischer Bibliotheken deren gegen sechzig von der letzten Art abgeschrieben, und habe noch außerdem von fünf hierher gehörigen Canzonen in dem Vatikaner Kodex 3793, und von drey anderen in einer Barberinischen Handschrift Kunde. Allerdings sind ohne Zweifel von diesen Gedichten viele Dante'n mit Unrecht beygelegt; indeß haben sie alle wenigstens eben so viel Autorität für sich, als die seit Giunta in Druck erschienenen, und es läßt sich im Voraus erwarten, daß nach sorgfältiger Aussonderung alles Fremdartigen kein unbedeutender Rest bleiben wird, der den Freunden von Dante's Muse sowohl als dem Literarhistoriker willkommener Gewinn seyn muß. Aber auch die Späne, die bey dieser Arbeit abfallen, werden nicht ungenützt bleiben, sondern, da sie bisher völlig unbekannt waren, die Materialien zur Geschichte altitalienischer Lyrik bereichern. Als Probe dieses Verfahrens mögen folgende Untersuchungen über den Inhalt des Ambrosianischen Manuskriptes gelten, das, wegen des Gebrauches, den bereits Muratori davon gemacht und angeregt hat, besonders geeignet scheint, den Uebergang vom Gedruckten zum Ungedruckten zu bilden.

Die von Muratori erwähnte Ambrosianische Handschrift galt für verloren, und ohne die seltene Güte des zweyten Bibliothekars, des rühmlichst bekannten Gelehrten Bentivoglio, der sowohl aus eigener Humanität, als auf die höchstgnädige Empfehlung Sr. Excellenz des Herrn Grafen Strassoldo, mir, der Ferien ungeachtet, zu jener Bibliothek den Zutritt gewährte, hätte auch ich keine Spur davon auffinden können. Unter den erwähnten günstigen Umständen indeß erkannte ich bald in der O. 63 supra bezeichneten Papierhandschrift in Quart, die von Muratori belobte. Sie enthält eine Sammlung vermischter Stücke, in Prosa und in Versen, und insbesondere in der ersten Hälfte eine Reihe altitalienischer Gedichte, die zum Theil anonym sind, zum Theil aber Dante'n, dem Pietro von Siena und anderen alten Dichtern beygelegt werden. Damit stimmt Muratori's Beschreibung

(a. a. O.) genau überein: »Nel medesimo codice si leggono pure, oltre a quei di *Dante*, altri sonetti di *Guido Cavalcanti*, di *Mr. Antonio da Ferrara*, di un certo *Menghino*, di *Pietro da Siena*, di *Giovanni Quirino*, a cui Dante scrive più d'un sonetto, e d'altri Antori, che fiorirono a' tempi del Petrarca.« — Viele von diesen Gedichten sind bereits gedruckt, und darunter namentlich das schon erwähnte 23. Sonnett unserer Ausgaben (bey mir 7), das Muratori eben aus dieser Handschrift herausgab. Andere sind in der Handschrift namenlos, gehören aber, nach dem Zeugnisse der Ausgabe, Dante'n zu, so das 20ste und 4te (bey mir 2te und 13te), das 24ste, 6te und 9te der vita nuova. Von den Sonnetten, die in unsern Ausgaben von Dante's lyrischen Gedichten stehn, legt die Handschrift dem Dichter ausdrücklich folgende bey: 15 [1]), 5, 3, 23, 11 (bey mir 8, 12, 21, 7, 18), und die beyden, die in meiner Ausgabe das 35ste und 37ste sind (vgl. oben). Ferner das 16te, 10te, 13te, 17te, 23te, 2te, 25ste, 18, 21ste, 5te und 1ste Sonnett der vita nuova [2]), und fünf Sonnette, die unter andern Namen bereits gedruckt sind. Die letzten sind das 21ste, 26ste und 60ste in Ciampi's Ausgabe der Gedichte des Cino von Pistoja (von denen auch Allacci das erste Dante'n beylegte), das vierzehnte Sonnett des Fra Guittone von Arezzo bey Giunta (Palermitaner Samml. I. p. 117), und ein unter dem Namen des Cecco Angelieri von Siena bey Allacci (p. 196) gedrucktes (Pal S. II. p. 154), dessen eilfte Zeile, die im Drucke fehlt, sich aus der Handschrift so ergänzen läßt: Salvo, s'ella n'andasse in Paradiso.

So bleiben denn noch vierzehn wirklich unedirte Gedichte übrig, welche die Handschrift Dante'n zuschreibt, und welche nun unsere Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch nehmen werden, weil sie, mir wenigstens, mit Ausnahme eines einzigen, nur allein in diesem Manuskripte vorgekommen sind. Mit Recht fragen wir zunächst nach den Sonnetten, die schon Muratori näher bezeichnet. Hier sind nur folgende Stellen der Perfetta poesia zu beachten (p. 382): »supponghiamo dunque, che ad un Poeta inamorato, e commosso dall' affetto, sembri che Amore vada ragionando con lui, siccome di sopra vedemmo in alcuni versi del Petrarca« (er meint die Canzone: *Che debb' io far, che mi consigli Amore*). »Allora la Fantasia può fermarsi a meditar su questa gentile imagine, e trarne col distenderla argomento per un sonetto. E tanto appunto prima del Petrarca fece Dante, come n'è testimonio un suo sonetto, che non ha goduto peranche il benefizio della stampa, e si legge in un Ms. altre volte accennato della Biblioteca Ambrosiana.« In der That findet sich dies Sonnett in der Handschrift, ist aber jetzt nicht mehr unedirt, denn es leidet keinen Zweifel, daß Muratori das von Fiacchi inzwischen aus dem Alessandrischen Kodex herausgegebene (bey mir 35) meint. Ferner heißt es bey Muratori: »In un' altro Sonetto pur di Dante, non ancora stampato, e compreso nel

1) Die sechste Zeile dieses Sonnettes, die bisher unverständlich blieb (lyr. Ged. p. 466), wird vollkommen klar, wenn man nach dieser Handschrift verbessert: Che *s' apre*, quando l'animo acconsente.

2) Unter den Sonnetten der vita nuova sind das zweyte und vierte (beydes sonetti rinterzati), welche Dante ausdrücklich mit diesem Namen belegt, mitgezählt, obgleich mehrere Schriftsteller sie fälschlich Canzonen nennen.

mentovato Ms. si legge un' altra non men vaga imagine. Se Amore, dice egli, si lasciasse veder tra le genti, onde si potesse far querela davanti a lui, immantenente io me gli getterei a' piedi, chiamandomi offeso; ma poi non oserci dire da chi. Non potrei però far di meno di non chiedergli ragione contra una Donna, che mi ha furato il cuore.« Auch dies Sonnett ist leicht zu erkennen; der Leser wird aber vermuthlich von der vaghezza, die Muratori ihm nachrühmt, nicht allzuviel darin verspüren, und wegen seiner Rohheit vielleicht wenig geneigt seyn, seine Ansprüche auf die Abstammung von unserem Dichter anzuerkennen. Dabey werde ich denn dies Gedicht sowohl als die folgenden nicht in der fehlerhaften Gestalt, die sie in der Handschrift haben, sondern mit den Berichtigungen, die zum Verständniß nöthig schienen, aufnehmen, und, mit Uebergehung bloß orthographischer Verschiedenheiten, die Lesarten des Manuskriptes in den Noten anzeigen. Ich bemerke dabey nur noch, daß mein gütiger Wirth und hochverehrter Freund, der gründlichste Kenner und freygebigste Beförderer altitalienischer Literatur, Marchese Gian. Giacomo Trivulzio, während ich die Ambrosianische Handschrift auszog, die von mir gesammelten Sachen in seine reiche Sammlung ungedruckter Gedichte Dante's eintrug, und mir nachher wieder erlaubte, die äußerst scharfsinnigen und treffenden Emendationen, die er während dem Schreiben gemacht hatte, mir zu bemerken. Seine Grundsätze erlauben mir nicht, diese schönen Berichtiguugen einzeln anzugeben. Der Leser wird aber nicht fehl gehen, wenn er jede Konjektur, die ihm sinnreich und einleuchtend scheint, dem Mailänder Mäcenaten zuschreibt.

Se 'l Dio d' Amor venisse fra la gente,
  Ch' io mi potessi richiamar di vui,
  A' piè mi gettere' gli 1) immantinente,
  Offeso me, non oso dir da cui;
Ovver venisse 2) altro Sire valente
  Ch' avesse la possanza di noi dui,
  Giustizia fesse, come 3) conoscente
  Di quelli che lo cor furan 4) d' altrui.
Furato m' ha lo core con lo sguardo
  Quella, che mostra inanzi con parvenza 5),
  E vuol ch' io faccia da lei partimento.
Non se n'adasti ch' io 6) d' un altra imbardo,
  E in pregio non ne sale sua valenza
  S' io per suo fallo faccio fallimento.

Endlich führt Muratori p. 19 noch die Schlußzeilen des folgenden Sonnettes mit der Bemerkung an: »dimostra, in che tempo Dante lo scrisse.«

S' ho tutte le cose ch'io non voglio,
  E non ho punto di quel che mi piace,
  Poich' io non trovo con *Becchina* pace,
  Ond' io 7) ne porto tutto 'l mio cordoglio,

---

1) In der Handschrift migli getteria.

2) venisse fehlt in der Hs., und ist des Verses sowohl als des Sinnes wegen ergänzt.

3) Hs. facesse sicome.

4) Hs. Di far ragion di quelli chel cor fu.

5) Ihr schönes Gesicht.

6) Hs. chisto. — imbardare verlieben, kommt bey den Alten öfter vor.

7) Hs. Perandio.

Che non caprebbe scritto sù 'n un foglio,
Che vi foss' entro la Bibbia capace·
Ch' io ardo come fuoco in fornace
Membrando quel 1) che da lei aver soglio.
Chè le stelle del cielo non sono tante,
Ancora ch' io torrei esser digiuno,
Quanti baci le diè in un istante
In me la bocca, ed altro non nessuno 2).
E fù di Giugno venti dì, all' entrante
Anno mille dugento nonant' uno.

Daß Muratori mit Unrecht unserer Handschrift glaubte, wenn sie dies Sonnett Dante'n zuschreibt, erhellt aus der einfachen Bemerkung, daß Dante der ruchloseste Heuchler gewesen seyn müßte, hätte er dies verbuhlte Sonnett zu eben der Zeit schreiben können, wo er die vita nuova mit den rührendsten Klagen über Beatrice's Tod erfüllte; und insbesondere nicht mehr als eilf Tage nach dem schönen achtzehnten Sonnette jenes Buches. Becchina's Anbeter ist aber nicht allein nicht Dante, sondern eine andere leicht zu erkennende Person. Um sie zu ermitteln, füge ich noch folgendes verwandte Sonnett hinzu, das in der Handschrift unmittelbar auf das vorige folgt:

Quando veggio *Becchina* corrucciata,
Purch' io 3) avessi allor cor di leone,
Si tremerei com' un picciol garzone
Quando' l maestro gli vuol dar palmata.
L' anima mia vorrebbe esser non nata
'Nanzi ch' aver cotal' afflizione,
E maledico il punto e la stagione
Che tanta pena mi fù destinata.
Ma, s' io dovessi darmi allo Nemico,
Ei si conviene ch' io pur trovi via,
Ch' io non tema lo suo corruccio un fico;
Però, s' io nol potessi 4) io mi morria.
Ond' io non celo, anzi palese 'l dico,
Ch' io proverò tutta 5) mia valenzia.

An dies Sonnett reiht sich dann wieder das schon oben erwähnte, bey Allacci unter dem Namen des Cecco di M. Angiolieri degli Angiolieri abgedruckte; und dadurch wird aller Zweifel gehoben. Der oben genannte Sieneser Dichter, von dessen üblem Vernehmen mit seinem Vater Boccaccio (Nov. 84) und seine eigenen Sonnette (Allacci, p. 197, 205, 06 und 215) berichten, feyert in seinen, meist scherzhaften Gedichten, ebenfalls eine gewisse Becchina oder Bichina (vielleicht von Beghine?), ist also zweifelsohne der Verfasser der obigen zwey Sonnette, die auch im Tone mit seinen übrigen Versen völlig übereinstimmen, wenn also die letzteren aufs neue abgedruckt werden sollten, diesen ohne Frage hinzugefügt werden dürfen. Auch die Jahreszahl, die Muratori auf Dante'n bezog, paßt vortrefflich auf den Sieneser. Crescimbeni setzt ihn in die letzten Jahre des dreyzehnten Jahrhunderts, seine Sonnette bey Allacci geben uns aber noch einige genauere Auskunft über seine Lebensumstände. Das erste derselben ist an Dante gerichtet, und bezieht sich auf ein, wie es scheint bey Beatrice's Lebzeiten gedichtetes

1) quel fehlt im Manuskripte.

2) Die zehnte und zwölfte Zeile sind mir unklar.

3) Hs. S' io.

4) Hs. sel nom buttesse.

5) tutta fehlt im Ms.

Sonnett des letzten, das ich unter den bis jetzt bekannten nicht zu erkennen weiß. Aus den p. 195 und 203 bey Allacci abgedruckten Gedichten geht ferner hervor, daß er Dante's Verbannung erlebte, und selber auch von Florenz, wo er eine Zeit lang verweilt haben muß, nach Neapel geflüchtet war.

Aber nicht allein von diesen zwey, Dante'n in unserer Handschrift fälschlich beygelegten Sonnetten läßt sich der wahre Verfasser mit Sicherheit erkennen. Folgende zwey, die in dem Kodex unmittelbar hinter dem schon erwähnten 26. Sonnette der Ciampischen Ausgabe von den Gedichten Cino's von Pistoja stehen, sind dem letzten, wegen ihres ganzen Tones, und insbesondere wegen des in beyden vorkommenden Spieles mit dem Namen der Geliebten des Dichters, Selvaggia de' Vergiolesi, ohne allen Zweifel zuzuschreiben, und können in einem neuen Abdrucke jener trefflichen Sammlung meines verehrten Freundes, des Cav. Ciampi, unbedenklich aufgenommen werden.

E' m' ha si punto crudelmente male
  Strale 1) d' Amor, di cui mai l' uom non sana,
  Ch' udendo ricordar pur la terzana
  M' ha preso fortemente duol 2) mortale.
Quel mal avendo poi son 3) fatto tale,
  Ch' io dovrei far ciascuna fiera umana,
  Se non 4) quella ch' è si *selvaggia* e strana,
  Che d' alcuna pietade non si cale.
Però del tutto o mai morto m' accuso 5)
  Chè questo mal m' avvien, che a morte i' 6) caggia,
  Sicchè per morto son già posto giuso.
E pregovi di far si ched io aggia
  Un epitafio nello mio richiuso 7):
  Ched io lo sia 8) per la fiera *selvaggia*.

Avvegnachè mestier non mi sia mai
  Altro conforto e don, che di pietate,
  Tuttor ringrazio voi, dolce mio frate,
  Del don che grazïoso tegno assai;
E tanto più, quanto per ciò pensai,
  Che vi membrasse 9) di me spesse fiate;
  Onde per vera novella sappiate,
  Che morte finirà tosto mie' guai:
Siccome cotal messaggier m' è 10) giunto
  Della *sua* parte all' anima che raggia 11),
  Veggendo il core mortalmente punto
Per lo scontrar d' una fiera *selvaggia*,
  Che m' ha veduto di dolor consunto,
  E non piace a Pietà ch' io mercè n' aggia.

---

1) Hs. Grave.
2) Hs. vin.
3) Hs. Che mal avendo poscia a.
4) Die Hs. fügt che hinzu.
5) S. Cino's 101. Sonnett und Ciampi's Anm. dazu, und Dante's lyr. Ged. p. 470.
6) Hs. malche viene a morte.
7) d. h. Grab, fehlt in d. Wörterb. d. Crusca, s. daselbst v. richiusura.
8) Hs. Che mi lascia.
9) Hs. membra.
10) Hs. chie.
11) d. h. vermuthlich: welche sie (die Geliebte) erleuchtet, bestrahlt.

Unter den übrigen neun Sonnetten sind noch zwey, die ich, ihrem Inhalte nach, Dante'n entschieden absprechen zu dürfen glaube, obgleich ich über ihren wahren Urheber keine bestimmte Vermuthung anzugeben weiß. Das erste davon ist Antwort auf ein anonymes Sonnett, in dem die Frage aufgeworfen wird, ob Christus gekreuzigt seyn würde, wenn Adam nicht vom Apfel gegessen hätte. Der Text, den unsere Handschrift von diesem Sonnette bietet, ist indeß so verderbt, daß es mir nicht einmal gelingt, den ohngefähren Ideengang zu verfolgen. Ich setze es daher, ohne allen Versuch der Berichtigung, her, und lasse dem Scharfsinne des Lesers freyen Spielraum:

Sel primo homo si fusse difeso
  Da quel superbo unde la morte seorse
  Nel alma ove lagiotto 1) pria la seorse
  Puote o non puote Dio mostrarsi acceso
Di quello amor che lo magior inteso
  Se volle e di tal voglia che saccorse
  Questa ragiom chem logho discorse
  Siche del filosofar foste sospeso.
Io vi rispondo che se Cristo monte
  Nela croce per darne medicine
  Di gratia con gli santi cherubine
Che sel nom fusse fatte le ruine
  Nom so come leffecto tutaponte
  Se prima la sua cagione non mi conte.

Das zweyte dieser Sonnette ist nach der Handschrift an einen gewissen Giovanni Quirino gerichtet, von dem unten noch weiter gesprochen, und Gründe angegeben werden sollen, die es nicht unwahrscheinlich machen, daß er vielmehr der Verfasser als der Empfänger dieses Sonnettes gewesen sey. Obgleich es indeß nicht ohne gefällige Leichtigkeit ist, so schließt doch schon das naive Geständniß eigener Unwissenheit jeden Gedanken, daß Dante, der sich die Weisheit zur Geliebten gewählt, es gedichtet haben könne, aus:

Lode di Dio e della Madre pura,
  Amico caro, è ogni tuo lavoro;
  Fai come quel, che l'eternal tesoro 2)
  Nel temporale acquista, che non dura.
Sicchè rendrai 'l talento con usura 3)
  Ch' è stato cre' to 4) a te d' argento e d' oro.
  Ma in numero mi mett' io di coloro,
  Ch' en dati tutti alla mondana cura.
Chè come l' ombra 5) della terra scuro
  Fa 'l globo della luna, quando 'l 6) tole 7)
  Lo chiaro raggio ch' allumar 8) lo suole,
Così distanza togliendomi 9) il sole
  Ch' alluminava, mi fa tardo e duro,
  Quasi animal del gregge d' Epicuro.

---

1) Vielleicht Nell' alber' u' la ghiotta, nämlich Eva.

2) Hs. che foro.

3) Vgl. Matth. XXV. 14. In der Hs. steht: misura.

4) Harte Elision für credito.

5) Hs. comel eogobbio.

6) Fälschlich statt gli.

7) Für tolle oder toglie.

8) Hs. alluminar.

9) Hs. togliendogli.

Wir gehen nun endlich zu den Sonetten über, von denen es wahrscheinlich ist, daß der Kodex sie unserem Dichter nicht mit Unrecht zuschreibt, und verfahren auch dabey in der Weise fortschreitend, daß wir die Gedichte, für welche die Wahrscheinlichkeit am stärksten ist, zuletzt mittheilen. Das erste dieser Sonette wird nur dann beym ersten Lesen klar, wenn man beachtet, daß Gott und die Geliebte abwechselnd angeredet werden, jener aber mit tu, diese mit voi:

Poichè 1) sguardando il cor feriste in tanto
  Di grave colpo, ch'io batto di vena 2),
  Dio, per pietade, or dagli alcuna lena,
  Che 'l tristo spirto si rivegna alquanto.
Or non mi vedi consumare in pianto
  Gli occhi, dolenti per soverchia pena 3),
  La qual sì stretto alla morte mi mena,
  Che già fuggir non posso in alcun canto.
Vedete, Donna, s'io porto dolore,
  E la mia voce ch' è fatta sottile,
  Chiamando a voi mercè sempre d' amore!
E s' el v' aggrada, Donna mia gentile,
  Che questa doglia pur mi strugga il core,
  Ecco m' apparecchia' 4) servo ed umile.

Angenehmer liest sich schon folgendes Sonett, obgleich der Ton für Dante etwas zu leicht scheint:

Per villania di villana persona,
  O per parole di cattiva gente
  Non si convien a donna conoscente,
  La qual di pregio e d' onor s' incorona,
Turbarsi, e creder che sua fama buona,
  Che 'n ogni parte va chiara e lucente,
  Si possa dinegar; poich' ella sente,
  Che verità di ciò non la cagiona.
Come la rosa in mezzo delle spine,
  E come l' oro puro dentro il fuoco,
  Così voi vi mostrate in ciascun loco.
Dunque lasciate dir chi ha senno poco,
  Chè par, che vostra lode più si affine,
  Che se 'l contrario usasser tal' meschine 5).

Wir wenden uns nun zu einem Sonette, das sich, außer der Ambrosianischen Handschrift, auch noch in einem, von dem trefflichen Abate Bettio neuerlich für die Sankt Markus-Bibliothek in Venedig angeschafften Manuskripte vorfindet. Es schreibt das letztgenannte dreyzehn ungedruckte Sonette Dante'n zu 6); eilf derselben finden sich indeß in einer neu erworbenen Handschrift der Laurenzianer in Florenz (Nr. 1687, p. 227—30) unter dem Namen des Sieneser Simone Serdini de' Saviozzi, oder Forestani (Crescimberi III. p. 208). Von den beyden übrigen steht das eine ohne Namen in einer andern neu erworbenen Laurenzianer Handschrift (Nr. 1682, p. 89), das zweyte aber ist das Sonett unseres Kodex:

---

1) Hs. Voi che.

2) Hs. batovena. Vgl. d. Wörterb. d. d. Crusca v. battere, §. 35, und vena, §. 1.

3) Vgl. die dritte Canzone der vita nuova.

4) Eine harte Elision für apparecchiato, wenn man nicht etwa apparecchiato servo umile lesen will.

5) Euer Ruf kann bey den Verleumdungen so elender Geschöpfe nur gewinnen.

6) Zwey davon habe ich gelegentlich im Septemberhefte der Florentiner Anthologie 1826 p. 46, 47 bekannt gemacht.

»Togliete 1) via le vostre porte ormai,
Ed entrerà costei che l' altre onora,
Ch' è questa donna in cui pregio dimora,
Ed è possente e valorosa assai.«
Oimè 2), lasso, oimè! »Dimmi che hai?«
Io tremo sì ch'io non potrei ancora.
»Or ti conforta, ch' io ti sarò ancora
Soccorso e vita, come dir saprai.«
Io mi sento legar tutte mie posse
Dall' occulta virtù, che seco mena,
E veggio Amor che m' impromette pena.
»»Volgiti 3) a me, ch' io son di piacer piena,
E solo addiètro cogli 4) le percosse,
Nè non dubbiar, che tosto fien rimosse.««

* Die folgenden vier letzten Sonnette sind in unserer Handschrift an den schon erwähnten Giovanni Quirino gerichtet, den Crescimbeni (a. a. O. V. 48) auf Muratori's Beschreibung des Ambrosianischen Kodex allerdings unter den ältern Dichtern aufgeführt hat, über den wir aber darum nichts Genaueres wissen. Bekanntlich gibt es eine Venetianer Familie dieses Namens, der um 1250 ein Bischof mit dem angegebenen Taufnamen zugehört.

Nulla mi parrà 5) mai più crudel cosa,
Che lei, per cui servir la vita smago 6);
Chè 'l suo desio nel congelato lago,
Ed in fuoco d' Amor il mio 7) si posa.
Di così spietata e disdegnosa
La gran bellezza di veder m' appago,
E tanto son del mio tormento vago,
Ch' altro piacer agli occhi miei non osa 8).
Nè quella 9), ch'a veder lo sol si gira,
E il non mutato amor mutata serba,
Ebbe quant' io giammai fortuna acerba.
Onde, quando giammai questa superba
Non vinco; Amor, fin che la vita spira,
Alquanto per pietà con me sospira 10).

Ora che 'l mondo si adorna e veste
Di foglie e fiori, ch ogni prato ride,
E freddo e nebbia il ciel da sè divide,
E gli animali cominciàn lor feste,
Ed in amor ciascun par che s' appreste,
E gli angelletti, cantando, lor gride,
Che lascian guai, e di lamenti stride,
Fanno per monti, prati 11), e per foreste.

---

1) Amor spricht.
2) Der Dichter spricht.
3) Es scheint, die Geliebte spricht.
4) Vermuthlich für cogliesti, die Wunder sind nur in der Vergangenheit.
5) Hs. parebbe.
6) Hs. cui per s. l. v. lago.
7) Hs. ilso el mio.
8) Vgl. Dante's Canz. 8. (b. m. 11) Nr. 4, Z. 7.
9) Clytie ist gemeint, von der Ovid sagt (Met. IV. 270): Vertitur ad solem. mutataque servat amorem.« In der Handschrift steht: Ne quella mira, offenbar weil der Abschreiber Myrrha und Clitie verwechselte.
10) Das letzte Terzett lautet in der Hs.: Unde giamai quando qu. sup. Convogno am. f. c l. v. sp. Alqu. propieta. c. m, sosp., und vielleicht gelingt es dem Leser, sie richtiger zu restituiren.
11) Die Hs. mit unleidlichem Pleonasmus per gli boschi, selve.

[redacted]

Però, che 'l dolce tempo allegro e chiaro
  Di primavera col suo verde viene,
  Rinfresco in gioja e rinnuovo mia spene,
Come colui, che vita ed onor tiene
  Da quel Signor, che sopra gli altri è caro,
  Lo quale a me, suo servo, non fia avaro.

Se 'l bello aspetto non mi fosse tolot
  Di quella Donna, ch' io veder disiro,
  Per cui dolente qui piango e sospiro
  Così lontan dal suo leggiadro volto,
Ciò che mi grava, e che mi pesa molto,
  E che mi fa sentir crudel martiro,
  In guisa tal, che appena in vita spiro,
  Com' uomo quasi di speranza sciolto,
Mi saria leve e senza alcuno affanno;
  Ma per ch' io non la veggio, com' io 1) soglio,
  Amor m' affligge, ond' io prendo cordoglio,
E si d' ogni conforto mi dispoglio,
  Che tutte cose, ch' altrui piacer danno,
  Mi son moleste, e' l contrario mi fanno 2).

Das letzte Sonnett endlich folgt in der Handschrift unmittelbar auf das schon oben erwähnte, in der Handschrift zwar an Giovanni Quirino gerichtete, und Dante'n zugeschriebene, dem letzten aber unläugbar abzusprechende Sonnett. Da es nun mit diesem, nach Weise der altitalienischen Antwortssonnette, dieselben Reime hat, und auch dem Sinne nach ihm vollkommen entspricht, so vermuthe ich fast, das oben abgedruckte sey von Quirino an Dante, und nicht umgekehrt, gerichtet:

Lo re che merta i suoi servi a ristoro
  Con abbondanza, e vince ogni misura,
  Mi fa lasciare la fiera 3) rancura,
  E drizzar gli occhi al sommo concistoro.
E *qui* pensando al glorioso coro
  Dei cittadin della cittade pura 4),
  Laudando il Creator io creatura
  Di più laudarlo sempre m' inamoro.
Chè s' io contemplo il gran premio venturo,
  A che Dio chiama la Cristiana prole,
  Per me niente altro che quello si vuole.
Ma di te, caro amico, si mi duole,
  Che non rispetti al secolo futuro,
  E perdi per lo vano il ben sicuro.

Eine größere Bedeutung, als die wenigen Sonnette ihr verleihen können, von denen wahrscheinlich gemacht worden ist, daß Dante sie wirklich gedichtet habe, würde diese Abhandlung gewinnen, wenn es ihr gelungen wäre, die Unzulänglichkeit der bloßen Autorität einzelner Handschriften, an die man nun seit drey Jahrhunderten in diesem Zweige der Literatur sich zu halten gewohnt gewesen ist, namentlich an dem Beyspiele eines Mannes wie Muratori nachzuweisen. Noch verderblicher freylich ist der Aberglaube, den Viele noch immer an die Bestimmungen knüpfen, die, oft kaum einmal von der Autorität des schlechtesten Manuskriptes unterstützt, zufällig im Drucke verbreitet worden sind. — Einem nächsten Artikel bleibt es vorbehalten, fernere Spuren ungedruckter Gedichte von Dante zu verfolgen, die Andere bereits wahrzunehmen geglaubt haben. Dann erst wird von den unabhängigen Resultaten der Handschriftenforschung gehandelt werden können. Karl Witte.

---

1) Hs. si com' io.
2) Hs. danno.
3) Hs. frena.
4) Hs. citadini dele citade oscura.

Nachricht über einige auf der Stadtbibliothek zu Hamburg vorhandene seltene alte Drucke; mitgetheilt durch Dr. J. M. Lappenberg.

Der gefälligen Mittheilung des Herrn Professors und Bibliothekars, Dr. Hartmann zu Hamburg, verdanke ich die Kenntniß einiger seltenen, auf der dortigen Stadtbibliothek aufgefundenen alten Drucke, deren Verfasser durch Geist, Sprache und Zeitalter verwandt sind, und deren Kunde den Lesern dieser Blätter willkommen seyn dürfte. Sie sind sämmtlich Zeugen der frohen, schwankclustigen Laune unserer Vorfahren, und ein anschauliches und sehr lehrreiches Bild des Lebens des deutschen Bürger-, und noch mehr des Bauernstandes des südlichen Deutschlands im Mittelalter gewährend, scheinen sie von den Freunden der Geschichte unseres Vaterlandes bisher nicht gehörig gewürdigt zu seyn. Es sind einige bisher unbekannte Ausgaben des Neithart, der Geschichte des Pfarrers von Kalenberg, und etlicher Erzählungen des Hans Folz, Barbierer, und Hans Rosenplut, über welche die folgenden Notizen sich erstrecken sollen.

I. Die vorliegende Ausgabe des Nithart[1]) besteht aus vierzehn Bogen, von denen jedoch einige wenige Blätter uns fehlen, in klein Oktav, ohne Angabe des Druckers, des Ortes, der Jahreszahl, so wie der Seitenzahlen, mit 34 vorhandenen Holzschnitten, von denen jedoch manche nur wiederholte Abdrücke desselben Bildes sind. Jedes Blatt enthält zwanzig mit manchen Abkürzungen und nicht sehr gerade gedruckten Zeilen. Der Druck ist wahrscheinlich ein Augsburger, und scheint mir dem funfzehnten Jahrhundert oder doch dem Anfange des sechzehnten anzugehören, und derjenige oder einer derjenigen zu seyn, welche schon Fischarten, Fugger, Spangenberg, Aventin und Hans Sachsen bekannt gewesen sind (s. v. d. Hagen und Büsching Gesch. d. deutschen Poesie, S. 355) Das erste Blatt enthält einen Holzschnitt, einen Mann mit einigen Veilchen in der Hand in einer Stube, aus welcher er herausgeht, vorstellend, mit der Ueberschrift: Neythartt. Auf dem nächsten Blatte findet sich folgender Titel:

Hye nach volget gar hüpsche abentewrige gidicht so gar kurczweillyg sind zelessenn vnd ze singen die der edel vñ gestreng herre. *Neithart Fuchs*[2]) geporen *aus meichssenn Rytter* des durch-

---

1) Einige Lieder des Minnesängers und durch seine Schwänke mit den Bauern unter dem Namen des Bauernfeindes bekannten Nitharts, sind durch die Manessische Sammlung (Th. II. S. 71—86) erhalten. Aus einer, sechzehn Lieder des Nithart enthaltenden Handschrift zu Heidelberg in 4., Nr. 696 (s. über dieselbe Wilkens Gesch. der Heidelb. Bibl.), von welcher Ref. eine Abschrift besitzt, hat Görres in den altdeutschen Volks- und Meisterliedern einige mit wenig Genauigkeit abdrucken lassen. Das von Bretschneider aufgefundene Tanzlied unseres Dichters (s. bey Meusel hist. lit. bibl Magazin, Stück II. S. 81—89) ist von Benecke (Beyträge, S. 289) mit Ergänzungen wieder abgedruckt. Eine reichhaltige Handschrift derselben mit 131 Liedern und Schwänken mit den Sangweisen, so wie einen, dem unsrigen vermuthlich ähnlichen Druck vom Jahre 1566 besitzt v. d. Hagen (s. dessen Reise), welcher auch in seiner Ausgabe des Gottfried von Straßburg (Th. II. S. 120) den Rosenkranz unseres Dichters hat abdrucken lassen. Nach einer neueren Handschrift hat Brentano (Wunderhorn, Th. I. S. 103) einen Schwank desselben bearbeitet.

2) Vom Bauernfeinde Neydhart Fuchs, der es noch gugelfüriger machte als jener Gurgelprozza, spricht auch Fischart in der bisher übersehenen Stelle im Gargantua, S. 516.

[redacted]

lauchtigstē hochgeporn fürstē vnd herrn herr *Otten vnd Friderichen herczogen zū Oesterreych* saligen diener [1]) bey seinē zeitenn gemacht vnd vollbracht hatt mit den paurenn zu zeichellmaur in Oesterreich vnd ander halbsen.

Nach 34 Erzählungen, welche durch einige Minne- und Frühlings-lieder unterbrochen sind, werden sie auf dem Bogen O, dem letzten, also beschlossen:

Hye endet sich auff diser fart das lesen des edlen Neythart der da ain ritter ist gewesen vñ abentewrig als wir lesen. Also das man hye auff ertreich Gar hart fundñ sein geleich Und herczog ott d' was sein herr Der pfaff vom kallenberg vnnd er Hand sellich abentewr verbracht Die sünst kain mā nye hatt erdacht das man seyt vō in frū vnd spat zū singen vnd zū sagñ hat. Auch fint man vō dem Neythart dz Er herczog Fridrichs deiner was —— — Von im wir auch ain wissen haben das er noch zū wien leit begraben. In der kirchen zu sant steffan [2]). Da sicht man noch mengē paurs mā Dye ab jm hād ai gros verdrissē. sy stechēnd i sein grab mit spiesē. (Hier folgt der Holzschnitt, welcher den Neithart in ritterlicher Tracht in einem umgitterten Grabe ruhend und zwey Bauern mit einem Spieße durch das Gitterwerk nach dem Bilde auf dem Grabsteine stechend, darstellt.) Was sy jm möchten ton zū laid darzu wärend sy noch berait Nū darum das er an in rach das man im den feyel abbrach Neyden sy in onn vnderbind Man fint noch vil d' neytharcz kīd dye aim noch ainen has vir war nach dirrend trageñ fierczig jar — — — damit endet sich disse geschicht.

Nach diesem folgt nun noch als Lückenbüßer für den angefangenen Bogen ein Gedicht auf neun Seiten mit einem Holzschnitte mit der Ueberschrift:

Hie nach stat von fraw ereñ wie sy dē richter von der welt lauff sagtt.

Nach einem Holzschnitte, welcher eine Frau, die vor dem sitzenden Richter steht, vorstellt, beginnt das Gedicht:

Nun feawent euch jr frechen kinder Vergangen ist der kalte wind', Der vns all för den schlecht hin hinder des mayen zeitt schier wider geit. Was uns d' winter nam u. s. w.

Der Schluß lautet: ich schied hin auff der stött vñ hūb all ā vō d' geschicht zemachenn ain newes gedicht, als ichs derr welte han gericht zū ainer ler als mir fraw Er weislich sagen tātt.

Dieses letztere Gedicht, welches ich unter anderen Liedern Neitharts nicht habe wieder finden können, scheint also von dem in v. d. Hagen und Büschings Grundrisse, S. 412, angeführten Spruche des Teichners von der Welt Lauf verschieden, welches sich zu Weimar in einer Handschrift des funfzehnten Jahrhunderts finden soll, die jedoch nach den vor einigen Jahren eingezogenen Erkundigungen daselbst nicht zu entdecken war.

---

[1]) In die Zeit Herzog Otto des Fröhlichen setzt ihn auch dessen Bildniß, von welchem s. Primissers Stammbaum des Hauses Habsburg-Oesterreich. Vgl. Hormayr's Gesch. d. Stadt Wien. Ueber sein Zeitalter s. auch Benecke und Lachmanns Ausgabe des Iwain, S. 408. Vielleicht haben erst spätere Volkssagen, denen auch unser Volksbuch folgt, den alten Minnesänger Nithart und den Neithart Fuchs zu einer Person verschmolzen. Ich muß es andern überlassen, auszumitteln, ob unter Meichsen die Stadt Meissen an der Elbe oder ein Ort in Oesterreich gemeint ist.

[2]) Wo sein Grabstein bekanntlich noch heute vorhanden ist.

Unter den in diesem Drucke enthaltenen Schwänken handeln der zweyte, dritte, vierte und fünfte von der durch Hans Sachs oft mit Beybehaltung derselben Ausdrücke dramatisirten Geschichte von dem Veilchen. Die vierzehnte, betitelt: Hye volget noch wie Neythartt die paurn bestrich mit der salben vnd sy stunken dar von das niemant pei in beleiven mocht, ist auch theilweise in dem Heidelberger Kodex, welcher in der Mitte dieses Gedichtes anhebt, enthalten. Ebenfalls ist auch in unserem Drucke das aus jener Handschrift von Görres entnommene Lied, welches in dieser beginnt: »Kinder, ich wil uch wissen lan das ich gen disen Weihnachten nicht gebachen han;« von welchem Liede jedoch die ersten Zeilen auf einem fehlenden Blatte verloren gegangen sind.

Das vierte Lied der Handschrift: Hinder uns wil din gewalt In die stuben dringen, findet sich, mit Weglassung der ersten und Hinzusetzung einer anderen Strophe, so wie einigen der gewöhnlichen kleinen Abweichungen, auch in unserem Drucke.

In beyden ist das von Görres abgedruckte Lied vorhanden, welches in der Handschrift das vierzehnte, und in dem alten Drucke betitelt ist: Hie sagt Naiethart von fier fraidigen paurn ainer hiesz vrlug der ander weterkrancz vnd röczel vnd elchenpold.

Mit den Fragmenten des Nithart in der Manessischen Sammlung, Th. II. S. 79, hat unser Druck die Erzählung, wie die Bauern den Ball mit den Dirnen warfen, gemein, wenn gleich mit manchen Abweichungen der Sprache: die Heidelberger Handschrift aber das Lied: Sumer diner lichten augenweide Mufs ich mich getrösten sunder gar an minen dank.

Mehrere Strophen unseres Druckes finden sich in dem Weingartner Kodex des Minnesängers, nach den von E. G. Graff (Diutiska, Bd. I. Heft 1, S. 103 ff.) gemachten Angaben. Es sind in jenem die aus diesem abgedruckten Strophen 1—4 vorhanden, so wie die mit den Anfangszeilen gegebenen Nr. 37, 39—41, 52—57, 59 und 60. Von anderen bey Graff angedeuteten Zeilen bemerke ich noch, daß Nr. 47—51 den Rosenkranz des Nithart, Nr. 13—22 das dritte Lied der obgedachten Heidelberger Handschrift, und Nr. 42—46 das neunte Lied derselben bilden. Es ist daher wohl nicht länger zu bezweifeln, daß alle diese Lieder des Weingärtner Codicis zu denen des Nithart oder Neithart Fuchs aus Meichsen zu rechnen sind.

Möge es Herrn v. d. Hagen gefallen, uns bald ein Mehreres über diesen interessanten Dichter mitzutheilen, wozu durch Kenntnisse und Hülfsmittel er sich vor allen andern eignet.

II. Der vorliegende Abdruck der Geschicht des pfarrers vom kalenberg in klein Oktav ist ohne Jahreszahl, Ort und Namen des Druckers, auf starkem Papier, 8½ Bogen sauber und schön gedruckt, mit 36 Holzschnitten und nicht paginirt. Er ist wohl nicht viel älter noch jünger als das Jahr 1500, und also älter als eine der in v. d. Hagen und Büschings Grundrisse aufgeführten Ausgaben dieses Gedichts. Das Interessanteste an der unsrigen ist, daß am Schlusse derselben Villip Franck Fürter zu Wien sich als Verfasser desselben nennt, vielleicht ein Verwandter des bekannten Ulrich Fürterer. Von dem als Verfasser angegebenen Weygand von Theben findet sich in unserer Ausgabe keine Spur. Sie hat auch einige Zeilen, welche in den von v. d. Hagen in dem Narrenbuche benutzten Abdrucke von 1620 fehlen, und außerdem eine in dessen Exemplare befindliche Lücke.

[redacted]

Der Anfang lautet:

Et ich der bücher vil gelessen
das wer mir nie so not gewessen
Wer ich der kunst ein weiss man
ein dicht das wolt ich fahen an.

Die gedachte Ergänzung der bisherigen Lücke in diesem Gedichte besteht aus folgenden Zeilen;

Wist ir nit was im breu ist . . . .
ir lieben kind so halt in still . . . .
ich gib ewer ydem wol gestempfft . .
ewer yeder mir den morgen opffer . .
vnd euch zu ewiger zierde . . . . .
Ob ich den visch in die reuss mocht pringē
der witzig pfaff den andren tag . . .
er sach die pauren zue dringē . . . .
er dacht im selb vnd das ist war . .
was thundt sie dan zu heylgen tagē .
wolt got wer disse pfar mein.
Sie sprachen her wass ist ewer will
Das yr die sache also dempfft
Einen groschen do one kopffer
Czu einer besunderen wierde
Vnd sagt do niemant von den dingē
Es gieng nu noch seinem anschlag
Den liess er do das ampte singē
Mit den groschē auff den altar
Das sie heut sollich opffer tragen
Also dacht er im herczen sein

Hie singt der pfaff das ampt vnd die pawren opffern groschē.

(Holzschnitt, worauf der Pfaffe vor dem Altare betend, ein Bauer einen Groschen und Fische darbringend, nebst drey anderen Opfer bringenden und betenden Personen.)

Also verpracht er do das ampt . . .
Er kam götz muttes zu dem tisch . .
So lang biss er das korbel trug . . .
Er warff dem pfarrer für ein rausch .
Er hiess her tragen in der still . . .
Er wolt mit im do spielenss pflegē . .
Wenn er verplettert gern das spil . .
Euch ewer pfar do nymer lan. . . .
Das opffer im ein dem herczen grampt
er mangelt nit wilprat noch visch
der von kalenberg der was klug
es gilt vmb was ir wolt ein thausch
den seinen knecht ein pretspill
die best gab liesz er vnter wegē
der witzig pfaf der sprach ich wil
seidt ich das spiel gewunnen han —

Gegen den Schluß des Gedichtes, hinter den Worten:

die pferr zu prücklens vorgenendt

hat unser Exemplar noch folgende Zeilen:

got sey mit im zu aller frist . . . .
vnd Maria die raine mait . . . . .
der hab auch do die seel in hut —
In seiner hohen ewigkeit
Vnd auch sant iorg der ritter gut

Diese Auslassung in der Ausgabe von 1620 könnte auf die Vermuthung führen, daß sie durch einen Protestanten veranlaßt sey.

Hinter den Worten: »nun sprechet Amen alle,« folgen nach einem Holzschnitte, welcher darstellt, wie der Pfarrer im Ornate von zwey Leuten in ein Grab gelegt wird, und zwey andere über die Kirchhofsmauer zuschauen, diese Zeilen:

Also wil ich lassen do van . . . . .
Vnd der noch weitter wer gewessen .
Der mag es wol setzen her zue . . .
Pleibt es von mir vnausz geschlagen .
Wan nyndert lebt auff erd kain man .
Darumb pit ich euch all gemain . . .
All die die legent horen lessen . . .
Mit yren wortten vnde schimpff . . .
Ob ich zu lützel oder zu vil . . . .
Das macht das ich pin vngelart . . .
Darumb so ist mein gemuet so schwer
Czu wien in der lobelichen stat . . ,
wer yndert do ein pyder man!
den ich vnd het sein meér gelessen . .
wol baide spotte vnd auch frue
ich wolt im des gerade sagen
der alle dinck gantz wissen kan
arm vnd reich grosz vnd klain
das sie mir wollen genedig wessen
das es mir nit pring vngelimpff
vnd nit begriffen het das zil
vnd sich die kunst hin von mir kart
so redt *villip franck fürter*
der das zu reim gemachet hat.

III. Eine Sammlung von dreyzehn poetischen Erzählungen des Hans Folz, Barbierer, Hans Rosenplut und vielleicht anderer ungenannter Schwankdichter, ohne Jahreszahl, Ort, Drucker, so wie Titel, Bogen- und Seitenzahl, in einem Formate, bey welchem daher

nicht zu bestimmen ist, ob es klein Oktav oder Duodez benannt werden soll. Jegliche Erzählung hat einen Holzschnitt mit einer Ueberschrift als Titelblatt, und ist die letzte Seite selten bedruckt. Sie können daher eben so wohl einzeln gedruckt — jedoch in derselben Presse — und später gesammelt, als zusammen herausgegeben seyn. Der Druck scheint ein Augsburger zu seyn vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Die Sammlung besteht aus folgenden Stücken:

1) *Von Einer Meisterlichen* Predig; 4 Blätter. Sie ist neu parafrasirt von Canzler in seiner Quartalschrift, Stück II. S. 110, ohne Angabe, woher er sie genommen; vielleicht aus Nr. 43 der Dresdner Handschrift des Hans Rosenplut, von welcher s. v. d. Hagen und Büschings Grundriß, S. 364.

2) *Ein Liet genant der pos rauch.* In der flam weys. 4 Blätter. Es findet sich in der Sammlung, welche Meusel (hist. lit. bibliogr. Magazin, Stück 4) beschreibt, unter Nr. 21. Es besteht aus neun Stanzen von zweymal drey und sieben Zeilen, von denen die dritte mit der sechsten, so wie die achte mit der zehnten, siebensylbig weiblich, die übrigen, mit Ausnahme der reimlosen zwölften, achtsylbig, männlich sich reimen. Ueber die Flam Weise, worin man Herzog Ernst singt, und die auch dessen, auch des Berners Weise genannt wird, vergleiche den angeführten Grundriß S 33 und Görres Volkslieder S. 273. Diese Erzählung ist die Quelle des gleichbenannten Fastnachtsspieles von Hans Sachs, welches in Tiecks deutschem Theater Th. I. S. 20 wieder abgedruckt ist.

3) *Die Seen Sucht*, gleich den vorhergehenden Gedichten ohne Andeutung des Verfassers ein scherzhaft didaktisches Gedicht von den Qualen der Liebe, welches bisher noch nirgends abgedruckt noch angeführt ist. Es besteht aus 230 Zeilen auf sechs Blättern, und beginnt:

Or iorer got geploget hat . . . . Die welt mit mancher missetat
Und gar vil plagē gros vñ swer . . Dar von fast vil zu sagen wer
Nun wil ich euch von einer sagen . Die itzund ist bey unsern tagen etc.

Schluß:

Wer vnter euch nun mag verstan . . Das yn dis ticht nicht hab berurt
Demselben vor euch allen gepurt . . Das er von stund dem wein glas lauch
Das man in ken pey seinem schlauch Darum so heb er auff vnd trinck
Ee ich dem weinglas selber winck.

4) *Von Allem Hausrot*, von Hans Folz, Barbirer. 8 Blätter. S. Meusel a. a. O. Nr. 3. Auch steht dieses Gedicht in dem Bändchen der Ebnerschen Bibliothek zu Nürnberg unter Nr. 13. S. v. d. Hagen Museum Th. II. S. 317; in dessen Grundrisse S. 368 es jedoch nicht aufgeführt ist. Das Lied von allem Hausgeschirr (s. Adelungs Nachrichten, Th. II. S. 319) ist ein anderes.

5) *Von der gedichten Beycht*, von Hans Folz. 6 Blätter. S. Meusel a. a. O. Nr. 3.

6) *Von einem farenden Schüler*, durch Hans Rosenplut. 6 Blätter. S. Meister Quartalschrift, Stück 1, S. 55, und Nr. 23 der oben angeführten Dresdner Handschrift.

7) *Ein köler der sein weib einsz goltschmids weib vnd sein maid schlug;* von Hans Folz. 4 Blätter. S. Meusel a. a. O. Nr. 1.

8) *Von eynem Füller*, von Hans Folz. 4 Blätter. S. ebendaselbst Nr. 9.

9) *Von Eyneme Spiler*, durch denselben. 6 Blätter. S. eben-

daselbst Nr. 14. Dieses Gedicht ist nicht zu verwechseln mit dem gleichbenannten einer Leipziger Handschrift, von welcher s. den angeführten Grundriß, S. 399.

10) *Von der Juden Messias*, von Hans Folz. 6 Blätter. Es scheint das bey Meusel unter Nr. 18 angeführte, aber falsch verstandene Gedicht zu seyn. Ein Student täuscht die Aeltern einer von ihm verführten schlesischen Judentochter und die gesammte Judenschaft mit der prophetischen Stimme, daß sie den Messias gebären werde. Sie bringt aber ein Mädchen auf die Welt, und der Student heiratet sie, nachdem sie getauft worden.

11) *Der Neu Gulden Traum*. 5 Blätter, wobey jedoch der Schluß verloren gegangen ist. S. Meusel a. a. O. Nr. 5.

12) *Von einem Buler*. 5 Blätter mit fehlendem Schluß. S. Meusel a. a. O. Nr. 5.

13) *Ein Fasnochtspil von den dy sich die weiber nerrn laszen*, von Hans Folz. 4 Blätter. S. Meusel a. a. O. Nr. 7.

Ueber die Memoiren des Grafen von Görtz.

Der erste Band der Memoiren des Grafen von Görtz *) enthält nichts Neues über den pfälzisch-baierischen Erbfolgestreit, ohne Zweifel das wichtigste Geschäft, bey welchem dieser Minister gebraucht worden ist. Auch hat Dohm in seinen Denkwürdigkeiten vieles von dem benutzt, was hier über den Aufenthalt des Grafen Görtz in Petersburg erzählt wird. Indessen sind doch manche Bemerkungen und Notizen, welche aus dessen Papieren mitgetheilt werden, nicht ohne Interesse. Man würde aber daraus ein noch viel anziehenderes und lebendigeres Bild von den damaligen diplomatischen Vorgängen haben entwerfen können, wenn der verstorbene Görtz selbst entweder seine gesammelten Notizen in eine zusammenhängende Darstellung vereinigt, oder wenn man bey der Herausgabe nicht, wie es scheint, zu sehr vermieden hätte, in manche Details der dortigen Verhältnisse einzugehen.

Von dem rein historischen Interesse abgesehen, macht die Lektüre dieses Buches in sofern einen unangenehmen Eindruck, als man darin Züge aus dem Bilde eines Zeitraums findet, wo nicht nur die innere Zerrüttung mehrerer Staaten schon sehr weit gediehen war, sondern noch viel mehr, was hier besonders hervortritt, alle europäischen Verhältnisse aus ihren Fugen gerissen waren. Der Aufenthalt des Grafen Görtz in Petersburg fällt in eine Zeit (1779 — 1786), wo sich eine regellose, prinzipienlose, unruhige Thätigkeit mehrerer Kabinette bemächtigt hatte, wovon es oft schwer ist, den Mittelpunkt oder den Zweck im Einzelnen anzugeben, noch schwerer aber, das von ihnen beobachtete Verfahren auf die Grundsätze des Rechts und des politischen Gleichgewichts zurückzuführen. Dieser Vorwurf ist nicht gegen einzelne Personen, auch nicht gegen Friedrich den Zweyten, am allerwenigsten gegen den Grafen Görtz gerichtet, der vielmehr, nach dem, was sich aus diesen Memoiren ergibt, einen ziemlich beschränkten Wirkungskreis in Petersburg hatte, selbst wiederholt über so manches Unangenehme in seiner

---

*) Historische und politische Denkwürdigkeiten des königl. preußischen Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görtz, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. Erster Theil. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1827.

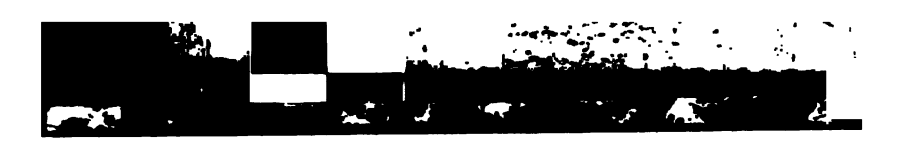
Stellung Klage führt, und offenbar gar nicht geneigt oder in der Stimmung war, irgend etwas mehr zu thun, als wozu er durch die ihm ertheilten Instruktionen unmittelbar angewiesen wurde. Es ist im Gegentheil eine allgemeine Bemerkung, die sich dem Ref. bey der Lektüre dieses Buches aufdrängte, und die sich mehr oder weniger auf alle damaligen größeren Kabinette bezieht. Sie waren fast ohne Ausnahme mit Gegenständen beschäftigt, die ihnen hätten ganz fremd seyn dürfen, oder welche sie, wenn sie den alten Grundsätzen des Rechts und des politischen Gleichgewichts treu geblieben wären, aus ganz andern, vielleicht aus entgegengesetzten Gesichtspunkten hätten betrachten sollen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, besonders aber seit dem Anfange des nordamerikanischen Revolutionskrieges hatte sich mehrerer Regierungen wirklich ein Taumel bemächtigt, und erst, als eine derselben, und zwar diejenige, welche zuerst in jenem Kriege die Sache des Rechts und der Ordnung einem scheinbaren augenblicklichen Interesse, einer rachsüchtigen Eitelkeit und dem prinzipienlosen Streben nach Popularität aufgeopfert hatte, selbst mit Riesenschritten ihrem Untergange entgegen eilte, kamen einige, bald fast alle andern, wenigstens auf kurze Zeit, zur Besinnung. Wie so oft im gemeinen Leben, brachte auch in jener Zeit die dringende, alle gleichmäßig bedrohende Gefahr endlich die Kabinette wieder auf den einfachen Standpunkt zurück, der zur Lösung aller noch so verwickelten Fragen des Staatsrechts und der augenblicklichen Politik die rechten Mittel entdecken ließ. Leider wendeten sich später, der eine Hof dieser, der andere jener egoistischen Betrachtungs- und Handlungsweise zu, und zwanzigjähriges Elend, welches über ganz Europa dadurch gekommen ist, hat jetzt Jedermann überzeugt, wer damals Recht hatte, und wer nicht.

Irrthümer und falsche Maßregeln einzelner, auch mehrerer Regierungen kehren in verschiedenen Zeiträumen immer wieder, und die Geschichte keines großen Reiches ist ganz frey von dem Vorwurfe, bey irgend einer Gelegenheit den unrechten Weg gewählt zu haben. Allein das Charakteristische jenes Zeitraums vor dem Ausbruche der französischen Revolution, und das Peinliche, was in der Betrachtnng der diplomatischen Verhandlungen jener Zeit liegt, hat darin seinen Ursprung, daß keines der großen Kabinette mehr seinen wahren Beruf erkannte, sondern alle, das eine mit größerer, das andere mit minderer Anstrengnng ein System verfolgten, das den Grundsätzen des Rechts nicht angemessen war, und eben so wenig den Gesetzen, welche jedem Staate von seiner Geschichte, von seinem angestammten und ererbten wohlverstandenen Interesse vorgeschrieben werden.

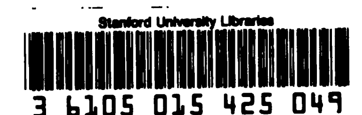
Der Mittelpunkt der damaligen allgemeinen Verwirrung in den diplomatisch-politischen Verhältnissen von Europa ist in der falschen Stellung gegen andere Staaten zu suchen, in welche England, theils durch die unseligen Streitigkeiten mit den nordamerikanischen Kolonien, theils durch seine systematische Entfernung von den Kontinental-Angelegenheiten gerathen war. Erst die dringende Gefahr, von welcher die Unabhängigkeit des großbritannischen Reiches zugleich mit dem europäischen Gleichgewichte seit dem Anfange der französischen Revolution bedrohet wurde, führte es nothgedrungen an die demselben gebührende Stelle zurück, und nöthigte die Regierung und die ganze Nation, der ruhmvollen Vertheidigung Europa's gegen übermüthige Eroberer zwanzig Jahre lang ihre gesammten Kräfte zu widmen. Die Bourbonischen Höfe ließen sich damals zu einem Systeme der Ungerechtigkeit verleiten, wofür

Spanien nicht weniger als Frankreich seine natürliche Strafe noch heute zu tragen hat. Frankreichs Kräfte wurden zugleich in diesem Kriege so sehr erschöpft, daß es den verschiedenen verderblichen Theilungsprojekten im östlichen Europa keinen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Auch das Oberhaupt des deutschen Reiches ward in der allgemeinen Verwirrung auf Wege geleitet, die dem ihm angewiesenen Berufe, in und außerhalb desselben allem Unrecht, allen traktatenwidrigen Anmaßungen anderer Mächte entgegen zu treten, und die Bedrängten vor Uebermuth und Eroberungssucht zu schützen, nicht immer entsprachen. Wenn aber die Höfe von Wien, von London, von Versailles in gegenseitige ganz unnatürliche Verbindungen und Verhältnisse gebracht waren, darf man sich da noch wundern, oder darf man überhaupt noch irgend Jemanden einen Vorwurf machen, wenn auch an andern Orten die sonderbarsten und unbegreiflichsten Projekte ans Tageslicht kommen? Wenn die Boussole des Rechts und der Geschichte allen abhanden gekommen ist, so tritt nothwendig ein willkürliches Gedankenspiel und bloßes augenblickliches, nicht auf Jahr und Tag haltbares Interesse an die Stelle, so daß am Ende niemand mehr weiß, was er thun soll oder thun kann. Wir wollen hier nur, als einer historischen Kuriosität, des Auftrages erwähnen, womit Graf Görtz seine Mission in Petersburg eröffnete, nämlich des an die Kaiserin gerichteten Vorschlages einer Allianz zwischen Preußen, Rußland und der Pforte; ohne Zweifel hatte Friedrich II., wie Graf Görtz selbst gesteht, nur aus gänzlicher Unkenntniß der Absichten und Wünsche Katharina's II. seinem Gesandten einen den Umständen so wenig angemessenen Auftrag gegeben, dem derselbe es vorzüglich zuschreibt, daß er bald in eine sehr peinliche Stellung am Hofe in Petersburg kam, und sich nach einigen Jahren bewogen fand, um Urlaub, und gleich nachher um Zurückberufung nachzusuchen.

Herausgabe besorgt durch J. G. Hülsemann.






Stanford University Libraries
3 6105 015 425 049

